



Francia 43 (2016)

DOI: 10.11588/fr.2016.0

Copyright



Das Digitalisat wird Ihnen von perspectivia.net, der Online-Publikationsplattform der Max Weber Stiftung – Deutsche Geisteswissenschaftliche Institute im Ausland, zur Verfügung gestellt. Bitte beachten Sie, dass das Digitalisat urheberrechtlich geschützt ist. Erlaubt ist aber das Lesen, das Ausdrucken des Textes, das Herunterladen, das Speichern der Daten auf einem eigenen Datenträger soweit die vorgenannten Handlungen ausschließlich zu privaten und nicht-kommerziellen Zwecken erfolgen. Eine darüber hinausgehende unerlaubte Verwendung, Reproduktion oder Weitergabe einzelner Inhalte oder Bilder können sowohl zivil- als auch strafrechtlich verfolgt werden.

FRANCIA

Forschungen zur westeuropäischen Geschichte



FRANCIA

FORSCHUNGEN ZUR WESTEUROPÄISCHEN GESCHICHTE

Herausgegeben vom
DEUTSCHEN HISTORISCHEN INSTITUT PARIS
(Institut historique allemand)

BAND 43 (2016)



Jan Thorbecke Verlag

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nd.de> abrufbar.
ISSN 1867-6448 · ISBN 978-3-7995-8139-4

FRANCIA – FORSCHUNGEN ZUR WESTEUROPÄISCHEN GESCHICHTE

Herausgeber: Prof. Dr. THOMAS MAISSEN

Redaktion: Prof. Dr. ROLF GROSSE (Redaktionsleitung; Mittelalter),
Prof. Dr. RAINER BABEL (Frühe Neuzeit, 1500–1815), Dr. STEFAN MARTENS (19.–21. Jh.)

Redaktionsassistent: CHRISTIAN GRÜNDIG

Anschrift: Deutsches Historisches Institut Paris (Institut historique allemand),
Hôtel Duret-de-Chevry, 8 rue du Parc-Royal, F-75003 Paris

Francia@dhi-paris.fr

FRANCIA erscheint einmal jährlich in einem Band von ca. 500 Seiten in gedruckter Form und als E-Book.

Die Zeitschrift enthält Beiträge in deutscher, französischer und englischer Sprache.

Die Rezensionen werden seit Band 35 (2008) ausschließlich online veröffentlicht unter:

<http://www.francia-online.net>. Unter dieser Adresse sind auch die seit 1973
erschienenen Bände der FRANCIA mit einer Moving Wall von einem Jahr
retrodigitalisiert und kostenfrei zugänglich.

Aufsatzmanuskripte bitte an den Herausgeber adressieren, Rezensionsexemplare an Dagmar Aßmann.

Über die Veröffentlichung der Beiträge entscheidet ein internationales Gutachtergremium.

Die redaktionellen Richtlinien sind ebenso wie die Mitglieder des Gutachtergremiums verzeichnet unter:

<http://francia.dhi-paris.fr>. Herausgeber und Redaktion übernehmen keine Verantwortung
für den Inhalt der Beiträge.

Francia paraît une fois par an en un seul volume d'environ 500 pages en version papier et numérique.

La revue comprend des articles en allemand, en français et en anglais. Depuis le n° 35 (2008),

les comptes rendus sont uniquement publiés en ligne sur: <http://www.francia-online.net>.

Les volumes de FRANCIA parus depuis 1973 sont rétronumérisés et accessibles gratuitement,
avec une barrière mobile d'un an, sous cette même adresse.

Merci d'adresser les propositions d'articles au directeur de la publication, les ouvrages pour compte
rendu à Mme Dagmar Aßmann. Tout article proposé ne pourra être publié qu'après l'avis favorable
du comité de lecture. Les normes rédactionnelles ainsi que la liste des membres du comité de lecture
sont consultables sur: <http://francia.dhi-paris.fr>. Les textes publiés n'engagent que leurs auteurs.

Dieses Buch ist aus alterungsbeständigem Papier nach DIN-ISO 9706 hergestellt.

Übersetzung der Resümees: Valentine Meunier (Berlin), Charles Lee (Paris)

Einandabbildung: Einnahmen, Ausgaben und Leistungen der Arbeiterversicherung
des Deutschen Reichs 1885 bis 1909 (Archiv der Otto-von-Bismarck-Stiftung, Friedrichsruh)

Institutslogo: Kupferschläger Grafikdesign, Aachen

© 2016 Jan Thorbecke Verlag der Schwabenverlag AG, Ostfildern
www.thorbecke.de

Druck: Beltz Bad Langensalza GmbH, Bad Langensalza
Hergestellt in Deutschland

INHALTSVERZEICHNIS

AUFSÄTZE

Adelheid KRAH Das Archiv als Schatzhaus? Zur Aufbewahrung von Verwaltungsschriftgut im frühen Mittelalter	1
Walter GOFFART »Defensio patriae« as a Carolingian Military Obligation	21
Rasa MAŽEIKĀ, Loïc CHOLLET Familiar Marvels? French and German Crusaders and Chroniclers Confront Baltic Pagan Religions	41
Vanina KOPP Konstruktion, Rezeption, Narration. Karl V. von Frankreich und die Louvre- bibliothek im Zerspiegeln ihres Nachlebens	63
Rudi BEAULANT Guerre, espionnage, torture. À propos d'une entreprise contre Dijon en 1432	87
Klaus MALETTKE Monarchie universelle, sécurité collective et équilibre au XVII ^e siècle	105
Helge WENDT Kohle in Akadien. Transformationen von Energiesystemen und Kolonialre- gimen (ca. 1630–1730)	119
Friedemann PESTEL, Matthias WINKLER Provisorische Integration und Kulturtransfer. Französische Revolutions- emigranten im Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation	137
Marine FIEDLER Patriotes de la Porte du Monde. L'identité politique d'une famille de négoci- ants entre Hambourg et Bordeaux (1789–1842)	161
Juri AUDERSET Föderale Kosmologien. Zur historischen Semantik astronomischer Meta- phern im transatlantischen Föderalismusdiskurs, 1776–1848	185
Jörn LEONHARD 1916 – Année charnière de la Grande Guerre	209
Corinna VON LIST Die Fluchhilfenetzwerke Marie-Claire und Marie-Odile. Zwei Gründerin- nen, eine überlebte Geschichte	227
Dominique TRIMBUR Le procès Eichmann et les relations RFA – Israël: une influence, néfaste ou bénéfique?	249

VI

Gabriele METZLER

La lutte contre le terrorisme. Réflexions sur un champ politique complexe
des années 1970 et 1980 267

ZUR FORSCHUNGSGESCHICHTE UND METHODENDISKUSSION

Michael BORGOLTE

Europäische und globale Geschichte des Mittelalters. Erfahrungen und Per-
spektiven 285

Jens SCHNEIDER

Langues et identités dans le premier Moyen Âge. À propos du volume de
mélanges en l'honneur de Herwig Wolfram 303

Simon KARSTENS

Failed Projects of Colonization in the Americas. Causes and Perceptions
(ca. 1530–1615). 311

MISZELLEN

Patrick BRETERNITZ

Wann reformierte Pippin der Jüngere das fränkische Münzwesen? 325

Julian SCHULZ

Überlegungen zum Vertrag von Meerssen (870) 333

Chris GIVEN-WILSON, Françoise LAINÉ

Les Allemands à la bataille de Poitiers (1356) 353

Ina Ulrike PAUL

Karl Friedrich Reinhard – Charles-Frédéric comte de Reinhard. Französi-
scher Verfassungspatriot und Weltbürger 367

ATELIER

Faire référence à Bismarck: mémoire et circulation transnationale
des modèles de politique sociale (XIX^e–XXI^e siècle)

Symposium, organisé le 3 juillet 2015 par l'Institut historique allemand
et le réseau franco-allemand de recherche »Saisir l'Europe«,
en coopération avec le Centre interdisciplinaire d'études et de recherches
sur l'Allemagne

Karim FERTIKH, Heike WIETERS

Sozialpolitik in Bewegung. Zur Einführung 391

Jürgen KOCKA

Bismarck und die Entstehung des deutschen Sozialstaats 397

Gabriele METZLER Was heißt »Bismarck«? Bismarck als Referenz in sozialpolitischen Debatten seit dem Kaiserreich	409
Erik GRIMMER-SOLEM Bismarck von einem Kontinent zum anderen. Der Transfer sozialpolitischer Ideen nach Japan und in die Vereinigten Staaten	417
Karim FERTIKH, Heike WIETERS L'État social en circulation. Un entretien avec Sandrine Kott et Arnaud Lechevalier	425
Jean-Claude BARBIER Protection sociale et forums internationaux: l'évolution historique. Com- mentaires à l'entretien avec Sandrine Kott et Arnaud Lechevalier	437
Bénédicte ZIMMERMANN Postface. Au-delà de Bismarck – un modèle de solidarité et de partage du risque	447

NEKROLOGE

Florentine Mütterich (1915–2015), von François AVRIL	453
Joachim Wollasch (1931–2015), von Franz NEISKE	457
Hans Mommsen (1930–2015), von Peter SCHÖTTLER	461
Rudolf von Thadden (1932–2015), von Étienne FRANÇOIS	465
Ludwig Falkenstein (1933–2015), von Jean-Loup LEMAITRE	469
Resümees/Résumés/Abstracts	475
Im Jahr 2015 eingegangene Rezensionsexemplare/Livres reçus pour recen- sion en 2015	491

ADELHEID KRAH

DAS ARCHIV ALS SCHATZHAUS?

Zur Aufbewahrung von Verwaltungsschriftgut im frühen Mittelalter

I. Einleitung

Die Frage nach der Archivierung von Verwaltungsschriftgut im Karolingerreich wurde in der Forschung erstmals nachdrücklich 1972 von Heinrich Fichtenau gestellt, und zwar ausgehend von der Terminologie der Antike, wobei er eine unterschiedliche hermeneutische Akzentuierung feststellte. Während für das »gewissenhafte Römertum« die Bedeutung des Archivgebäudes vorherrschend war – *aedes tabularia*, *tabularium* oder später *archivum*, waren es in der griechischen Kultur offenbar die Interaktionen des behördlichen Geschäftsverkehrs, wofür man die in den »Amtslokalen«/Behörden (ἀρχές) im ἀρχεῖα reponierten Dokumente benötigte¹. Zum einen liegt der Akzent auf dem materiellen Charakter von Schriftgut als statische Größe und dessen amtlicher Sicherung und Verwahrung in einem repräsentativen Haus mit Speicherraum, zum anderen auf der Bereithaltung der Dokumente für Verwaltung und Behörden. Interessant daran ist, dass man aus dem Sprachgebrauch offensichtlich eine kulturgeschichtliche Differenzierung ableiten kann: Für die Römer war das repräsentative Gebäude mit den gespeicherten Dokumenten wichtig, für die Griechen das Szenario der Interaktionen der Verwaltungspraxis. Demnach könnte man vermuten, dass in der europäischen Kulturgeschichte Aufbewahrung und Benützung amtlichen Schriftguts unterschiedlich gewichtet wurden.

Zur Erläuterung dieser These sollen folgende allgemeine Feststellungen aus der Perspektive des modernen Historiker-Archivars dienen. Die Bestände von historisch gewachsenem Verwaltungsschriftgut sind in der Gesamtbetrachtung ihrer unterschiedlichen Größe, Laufzeit, Ordnungssysteme und der Art der Aufbewahrung heute wichtige Quellen für die Forschung. Wertvoll sind nicht mehr nur die aus den Beständen selektierten Dokumente, sondern auch der Kontext ihrer Aufbewahrung innerhalb archivischer Ordnungssysteme: Welches Material wie abgelegt, gesammelt, kopiert wurde, was erhalten blieb, wie es überliefert ist, wo Lücken und Leerstellen in der Überlieferung sind, weil Materialien zerstreut oder neu sortiert wur-

1 Heinrich FICHTENAU, Archive der Karolingerzeit, in: Mitteilungen des österreichischen Staatsarchivs (1972), S. 15–24, hier zitiert nach dem ND in: DERS., Beiträge zur Mediävistik. Ausgewählte Aufsätze, Bd. 2: Urkundenforschung, Stuttgart 1977, S. 115–125, hier S. 115. – Für Hinweise bei der Abfassung meines Aufsatzes danke ich Janet Nelson, King's College London, Wolfgang Kaiser, Institut für Rechtsgeschichte und geschichtliche Rechtsvergleichung, Romanistische Abteilung, Freiburg, und Rolf Große, DHI Paris.

den². Das Verwahren, Sammeln und Registrieren amtlicher Dokumente durch Behörden steht im Zusammenhang mit der Wahrung der Interessen von Menschen in sozialen Gemeinschaften und der Institutionen. Zu allen Zeiten diente dieses *Procedere* zuvörderst der Konfliktvermeidung und der Wahrung des Rechtsfriedens. In der späten römischen Kaiserzeit wurden daher Register zu ausgestellten Privaturkunden angelegt und als *gesta municipalia* bezeichnet, die in den Amtshäusern der Gemeinden aufbewahrt und bereitgehalten wurden³. Mit der Eintragung in ein solches Register wurde der Rechtsvorgang öffentlich, was dann in fränkischer Zeit offenbar auch bei Testamenten üblich wurde⁴. Hierzu gibt es einige in Quellentexten überlieferte Beispiele aus dem fränkischen Gallien, die von Josiane Barbier methodisch untersucht wurden⁵. In unserem Beitrag soll ausschließlich die Frage nach der Aufbewahrung von Verwaltungsschriftgut und der Entstehung der geistlichen Archive im Frankenreich behandelt werden, die nur ein Aspekt der derzeit viel diskutierten Hermeneutik der Bezeichnung *gesta municipalia* sind⁶. Doch wird auf diesen Begriff und seinen Wandel im Text mehrfach zurückzukommen sein.

II. Die Anfänge der geistlichen Archive und eine Novelle Justinians

Auf der Suche nach den Wurzeln des Archivwesens in der Karolingerzeit, das der Geistlichkeit oblag, orientierte sich Fichtenau an einem Quellentext, der die Überlegung, die Anfänge der geistlichen Archive der Karolingerzeit in der Archivpraxis der Spätantike zu suchen, stützen könnte. Denn in einem Zusatz zu Novelle 74 Kaiser Justinians ist von der Aufbewahrung von Urkunden in *sanctissimae ecclesiae archivis (hoc est ubi venerabilia vasa servantur)* die Rede; damit ist möglicherweise bereits der in der Karolingerzeit nachweisbare Brauch der Aufbewahrung von Urkunden in Sakristeien von Kirchen gemeint. Es könnte sich um die gleiche Form der Aufbewahrung in einem kirchlichen Nebengebäude handeln, das in karolingischer Zeit in den Quellen als Archiv oder als Schatzkammer einer Kirche zur Aufbewahrung von Büchern und Schriftgut bezeichnet wurde. Wenigstens ein Perikopenbuch und auch andere liturgische Texte dürften sich in der Sakristei einer solchen Kirche der Zeit Justinians befunden haben, schreibt Fichtenau⁷. Er greift hierbei auch eine ansprechende These von Walter Goldinger auf, der in seinem Artikel »Schatzgewölbe und

2 Vgl. etwa zur archivischen Erinnerungskultur Gerhard HETZER, Archivische Überlieferung der altbayerischen Klöster im Bayerischen Hauptstaatsarchiv, in: Adelheid KRAH, Herbert WURSTER (Hg.), Die virtuelle Urkundenlandschaft der Diözese Passau, Passau 2011, S. 27–36.

3 So die Definition von *gesta municipalia* im Vocabulaire international de la diplomatique, éd. Maria Milagros CÁRCEL ORTÍ, València 1997, S. 39 Nr. 96.

4 Vgl. *ibid.*, S. 39 Nr. 95: »l'insinuation (lat: *insinuatio*) est une procédure visant à donner authenticité ou publicité à des actes par le moyen de leur enregistrement dans des registres tenus par une autorité publique adéquate. Ainsi la pratique des *gesta municipalia* à l'époque romaine, celle de l'insinuation des testaments par certains cours (officialités, cours judiciaires) du Moyen Âge, celle de l'institution française de l'insinuation des actes créés au XVI^e siècle pout donner publicité aux actes privés.«

5 Josiane BARBIER, Archives oubliées du haut Moyen Âge. Les »gesta municipalia« en Gaule franque (VI^e–IX^e siècle), Paris 2014.

6 Vgl. unten, bei Anm. 16.

7 FICHTENAU, Archive (wie Anm. 1), S. 116. Zur Quellenstelle vgl. unten, bei Anm. 9.

Kanzleiarchive in Österreich« von 1953 bereits diese Textstelle der Novelle Justinians zitierte, als er schrieb: »Eine Beschreibung des Begriffes *archivum* unter Justinian sagt ausdrücklich *hoc est ubi venerabilia vasa servantur*«⁸. Doch worum geht es in dieser Novelle, in der die Verwahrung amtlichen Schriftguts in einem geistlichen Archiv angeordnet wurde? Aufgrund der Brisanz des Zitats für die Frage der Entstehung geistlicher Archive soll hier kurz der Kontext eingeblendet werden.

Novelle 74 der Gesetzgebung Kaiser Justinians hat eine Einschränkung des Familienrechts, das die Legitimierung von natürlichen Söhnen betraf, zum Inhalt⁹. Durch diese Neuerung sollten offensichtlich im gesamten Reich natürliche Söhne den ehelichen Söhnen der Familien gleichgestellt werden. Die Bestimmung wirkte sich auf die bestehenden sozialen Gemeinschaften und auf die Familienstrukturen aus. Die Novelle könnte demnach dem sozialen Reformprogramm Justinians aus der Zeit des Einflusses der Oikonomia, dem Bestreben der Einflussnahme auf die Kirche durch Erlass von kaiserlichen Gesetzen, zugerechnet werden¹⁰. Der Text der Novelle zur Legitimierung natürlicher Söhne hat sechs Absätze; sie betreffen die Möglichkeit der Adoption und die hieraus resultierenden Veränderungen des römischen Erbrechts und des Eherechts. Die Veränderungen des Eherechts werden in Absatz vier behandelt, und zwar für legitimierte Söhne mit Vermögen und vermögenslose, wobei Absatz vier auch den Abschluss und die Aufbewahrung von Eheverträgen regelt. Man erfährt, dass Eheverträge mit Vermögenswechsel *ad orationis domum*, also »im Betthaus«, vor dem *defensor ecclesiae* als amtlicher Person und im Beisein von mindestens drei Klerikern, *adhibens tres aut quattuor exinde reverentissimorum clericorum*, nach den geltenden Formalvorgaben zur Ausfertigung von *nuptialia documenta [...]* *sine cautela* abzuschließen waren und dass der Wechsel von Gütern des Ehemanns an die künftige Ehefrau in Form einer *dos* oder einer *antenuptialis donatio* schriftlich dokumentiert werden sollte. Das Schriftstück musste exakt datiert werden: *sub illa indictione illo mense illa die mensis illo nostri imperii anno consule illo* (Abs. IV, Satz 1). Anschließend nahmen die Vermählten den unterschriebenen Ehevertrag zur Aufbewahrung mit nach Hause. Hatte jedoch der künftige Ehemann kein Vermögen, so war auch kein Ehevertrag notwendig, *non dotis aut antenuptialis donationis fit documentum*, dessen Kernstück ja der Besitzwechsel bildete. Jedoch musste die Amtsperson der Ortskirche, *illius ecclesiae defensor*, ein Schriftstück zum Nachweis

8 Walter GOLDINGER, Schatzgewölbe und Kanzleiarchive in Österreich, in: Archivalische Zeitschrift 48 (1953), S. 9–25, hier S. 9.

9 Corpus iuris civilis 3, Novellae, ed. Rudolf SCHOELL, Wilhelm KROLL, Berlin¹²1988, Nov. 74: *Quibus modis naturales filii efficiuntur legitimi et sui supra illos modos qui superioribus constitutionibus continentur ad 538*, online-Edition der Iustiniani Novellae von Ingo Maier (Based upon the Latin text of Schoell and Kroll's edition): <http://droitromain.upmf-grenoble.fr/Corpus/Nov74.htm> (25.06.2015).

10 Vgl. aus theologischer Sicht vereinfacht dargestellt, aber zutreffend die Meinung von Gerhard RICHTER, Oikonomia. Der Gebrauch des Wortes Oikonomia im Neuen Testament, bei den Kirchenvätern und in der theologischen Literatur bis ins 20. Jahrhundert, Berlin 2005, S. 503: »Das Recht auf die Gesetzgebung des Kaisers war bereits in den Digesten festgeschrieben. Justinian hat eine Übereinstimmung von staatlichem und kirchlichem Recht angestrebt [...], er hat neue Gesetze für kirchliche Dinge verfasst und zugleich die meisten Kanones der Kirche als staatliche Gesetze anerkannt. Im Gegenzug verlangt er, dass die Kirche seine Gesetze und ihre Gültigkeit auch für sich anerkannte.«

der geschlossenen Ehe aufsetzen, das in *sanctissimae ecclesiae archivis hoc est ubi venerabilia vasa servantur* aufzubewahren war. Durch diese Vorschrift wird deutlich, dass Kirchen in der Zeit Kaiser Justinians von Amts wegen für eine bestimmte Personengruppe die Aufbewahrung von Schriftstücken, in denen ein Standeswechsel dokumentiert war, übernahmen¹¹.

Soweit der Kontext zu der von Fichtenau zitierten Textstelle aus Novelle 74 Kaiser Justinians, die auch das amtliche *Procedere* der *gesta municipalia* und die Registrierung des Ehevertrags sowie die Funktion der geistlichen Amtsperson des *ecclesiae defensor* und schließlich auch einen Hinweis zur Aufbewahrung der Schriftstücke in der Sakristei überliefert. Es ist anzunehmen, dass sich aufgrund der Übernahme von öffentlichen Verwaltungsaufgaben durch den *ecclesiae defensor* an den Ortskirchen im Römischen Reich Archivbestände bildeten, in denen zunächst nur fall- und standespezifische Dokumente verwaltet wurden, die aber auch das breite Spektrum des Verwaltungsschriftguts in der späten Kaiser- und Übergangszeit aufnehmen konnten¹².

III. Verwaltungsschriftgut in Sakristeien vor dem Beginn des Mittelalters

Die kurze Verordnung zum Eherecht für legitimierte, natürliche Söhne ohne Vermögen lässt also darauf schließen, dass kirchliche Räume in der Zeit Justinians vielleicht schon flächendeckend im Kaiserreich von behördlichen Institutionen zur Aufbewahrung von Dokumenten für bestimmte Personen benutzt wurden und dass der *ecclesiae defensor* für die Ausfertigung von Eheverträgen, deren Eintragung in Register und für die Aufbewahrung von Dokumenten unter den oben genannten Bedingungen als Amtsperson zuständig war. Obgleich mit der Verwaltungsanordnung in Novelle 74 nur ein akutes, soziales Problem geregelt wurde, enthält die Vorschrift der Aufbewahrung von Eheverträgen in einem genau bezeichneten Raum des Kirchenbereichs den Nachweis für die Verwahrung von amtlichem Schriftgut im 6. Jahrhundert in Sakristeien. Dies verwundert nicht, denn die gemauerten Kirchenbauten der maritimen Gebiete des justinianischen Imperiums waren sichere Gebäude für kostbares Ambiente sowie liturgisches und anderes Schriftgut, und sie waren öffentliche Plätze mit gesellschaftlicher Doppelfunktion als spirituell-religiöse und als behördliche Gemeindezentren, die für die Verwaltungsvorgänge der *gesta municipalia* benutzt wurden. Anhand des Kontextes des Zitats lässt sich daher auch ein Wandel in der spätantiken Verwaltungspraxis festmachen¹³.

11 Corpus iuris civilis (wie Anm. 9), Nov. 74, IV, 2: *Sin vero etiam hoc illi non egerint, ille tamen reponat chartam venerabilia illius ecclesiae defensor in eiusdem sanctissimae ecclesiae archivis (hoc est ubi venerabilia vasa servantur) praedictas subscriptiones habentem, ut reconditum sit hominibus ex hoc munimen, et non aliter videatur nuptiali affectu eosdem convenisse nisi tale aliquid agatur et omnino ex litteris causa testimonium habeat.*

12 Vgl. die Definition im Vocabulaire international (wie Anm. 3), S. 27 Nr. 26: »Un fonds d'archives est l'ensemble des pièces de toute nature que tout corps administratif, toute personne physique ou morale a automatiquement et organiquement constitué en raison de ses fonctions ou de ses activités.«

13 Vgl. hierzu auch Peter CLASSEN, Fortleben und Wandel spätrömischen Urkundenwesens im frühen Mittelalter, in: DERS. (Hg.), Recht und Schrift im Mittelalter, Sigmaringen 1977, S. 13–54.

Neu war im Gegensatz zur früher ausschließlichen Aufbewahrung von spätantiken Verwaltungsschriftgut in staatlichen Gebäuden, dass jetzt Dokumente der behördlichen Verwaltung auch innerhalb spiritueller Bereiche verwahrt wurden, die nach der christlichen Religion durch die Präsenz von Kirchenheiligen als geistliche Patrone der Gemeinden geschützt waren. Es setzte in der Zeit der justinianischen Oikonomia offensichtlich auch der Paradigmenwechsel der römischen zur christlich-römischen Kultur ein¹⁴, durch den die Autorität der römischen Amtspersonen zunehmend Konkurrenz durch die Autoritäten von Bischöfen und Klerikern erhielt¹⁵. Die erläuterten Textstellen aus Novelle 74 beleuchten also auch einen Wandel im spätantiken Archivwesen zu dem Zeitpunkt, da die *gesta municipalia* durch lokale Kirchenstrukturen und, wie jüngst von der Forschung gezeigt wurde, von den Institutionen des römisch-kanonischen Rechts zunehmend adaptiert wurden¹⁶. Diese strukturellen Veränderungen korrespondieren vice versa mit den baulichen Veränderungen in den spätantiken Städten und Gemeinden und mit der Anlage von neuen Kirchenbauten mit Sakristeien, Wirtschafts- und Wohnräumen. Es entstand ein an Bischofskirchen und Diözesen gebundenes, hierarchisch strukturiertes Netzwerk¹⁷. Dass in diesen bischöflichen Zentren, denen die behördliche Verwaltung des Reiches immer mehr oblag, auch weiterhin die Registerführung der Verwaltungsvorgänge, Indizierung und Registrierung mit *Insinuationibus*¹⁸ nach dem »System« der spätan-

14 Auf die methodische Problematik des in der Wissenschaft inzwischen nahezu unumstritten verwendeten Begriffs »Paradigmenwechsel« kann an dieser Stelle nicht eingegangen werden; vgl. hierzu die informative Seite mit umfangreicher Bibliographie der Stanford University: <http://plato.stanford.edu/entries/scientific-revolutions/#IncRev> (22.07.2015).

15 Martin HEINZELMANN, Bischofsherrschaft in Gallien. Zur Kontinuität römischer Führungsschichten vom 4. bis zum 7. Jahrhundert, München 1976 und Friedrich PRINZ, Klerus und Krieg, Stuttgart 1971, S. 51–57.

16 So verwendet etwa Warren C. BROWN, On the »gesta municipalia« and the Public Validation of Documents in Frankish Europe, in: *Speculum* 87/2 (2012), S. 345–375 diese früher nur auf die Register der Ravennater Papyri bezogene Bezeichnung mit breitem Bedeutungsinhalt für die fränkische Zeit. Er folgt damit Josiane BARBIER und ihrer Thèse d’Habilitation (Paris, Université Panthéon-Sorbonne, 2009): Pouvoirs et élites dans le monde franc (VI^e–XI^e siècle): Matériaux pour servir à l’histoire des élites des cités (VI^e–IX^e siècle). Le dossier des »gesta municipalia«, vgl. BROWN, S. 345 Anm. 1 sowie DERS., The »gesta municipalia« and the Public Validation of Documents in Frankish Europe, in: DERS., Marios COSTAMBEYS, Matthew INNES, Adam KOSTO (Hg.), *Documentary Culture and the Laity in the Early Middle Ages*, Cambridge 2013, S. 95–124. Doch kann nunmehr detailliert auf das Buch von Josiane BARBIER, *Archives oubliées du haut Moyen Âge* (wie Anm. 5) zurückgegriffen werden, die anhand von merowingischen und karolingerzeitlichen Quellentexten und deren Analysen den behördlichen Wandel für den gallo-fränkischen Raum nachweist.

17 Aus der umfangreichen Literatur hierzu vgl. insbesondere Bernhard JUSSEN, Über »Bischofsherrschaften« und die Prozeduren politisch-sozialer Umordnung in Gallien zwischen »Antike« und »Mittelalter«, in: *Historische Zeitschrift* 260 (1995), S. 673–718; Reinhold KAISER, *Civitas und Bischofssitz im westfränkisch-französischen Reich*, in: Helmut JÄGER (Hg.), *Stadtkernforschung*, Köln, Wien 1987, S. 247–278; DERS., *Das römische Erbe und das Merowingerreich*, München 2004; vgl. ferner zur Erforschung des Wandels der Mentalität der Menschen, wodurch wohl am besten der Transformationsprozess und die mit dem Schlagwort »Akkulturation« begrifflich gemeinten soziokulturellen Veränderungen erfasst werden: Georg SCHEIBELREITER, *Die barbarische Gesellschaft. Mentalitätsgeschichte der europäischen Achsenzeit 5.–8. Jahrhundert*, Darmstadt 1999 sowie DERS., *Der Bischof in merowingischer Zeit*, Wien 1983.

18 Zum Vorgang der *Insinuation* vgl. *Vocabulaire international* (wie Anm. 3), S. 39 Nr. 95.

tiken *gesta municipalia* erfolgte, versteht sich von selbst. Einen Kontinuitätsbruch zu vermuten, ließe die Bedürfnisse der Gemeinden nach Öffentlichkeitswirksamkeit der Verwaltung und der Rechtsvorgänge unberücksichtigt, stünde aber auch im Widerspruch zur Überlieferung; exemplarisch soll an dieser Stelle auf die Überlieferung der frühmittelalterlichen Urkunden der Abtei Lorsch für den fränkisch-hessischen Raum und den romanisch geprägten Teil der Rheinpfalz hingewiesen werden¹⁹. Die Ausfertigung eines Dokuments bildet ja bekanntlich erst den Abschluss eines Gesamtprozesses mit Besitztransfers, auch für Testamente, durch die schriftliche Bestätigung des Vorgangs²⁰.

IV. Glaubenswechsel und Rombezug

Die Notwendigkeit, eine Formelsprache für den Ablauf des Rechtsvorgangs zu verwenden, die dann auch bei der Ausfertigung der Urkunden und Protokolle übernommen wurde, führte bekanntlich dazu, dass einerseits Kanzleiwissen und Methoden der amtlichen Schriftpraxis weitergegeben wurden und andererseits die spätantike Formelsprache so über die »Epochengrenze« in etwa fortbestand und in den frühen merowingischen Formelsammlungen verschriftlicht wurde. Der Transformationsprozess ist daher in den merowingischen Formelsammlungen überliefert und nachvollziehbar²¹. Vermutlich unterlag auch die Registerführung des römischen Geschäftsverkehrs einem Wandel, da in vielen Städten Galliens und in den römisch geprägten Zonen am Rhein die Stadtherrschaft zunehmend von den Bischöfen ausgeübt wurde. Mit dem Religionswechsel der Bevölkerung im Römischen Reich und mit der Oikonomia Justinians setzte der oben angesprochene Paradigmenwechsel auch innerhalb der behördlichen Strukturen der gallo-römischen Städte und in ihren Diözesangebieten ein, wobei die Geschäftsvorgänge weiterhin durch die Formelsprache geregelt wurden. Diese Kontinuität bewirkte letztendlich die Entstehung einer Rechtskultur, die das gesamte Mittelalter prägen sollte und zu der die Bestandteile Vorgangsbildung mit mündlicher Verhandlung, Schriftpraxis und das ritualisierte

19 Vgl. in diesem Zusammenhang exemplarisch die Lorschurkunden, ed. Karl GLÖCKNER, *Codex Laureshamensis*, 3 Bde., Darmstadt 1929–1936 sowie die diese Quellen auswertenden detaillierten Forschungen zu einzelnen Familien des frühen 8. Jahrhunderts im romanisch geprägten Siedlungsraum der Rheinpfalz von Willi ALTER in den Bänden der Mitteilungen des historischen Vereins der Pfalz ab dem Jahr 1958.

20 Vgl. etwa Heinrich FICHTENAU, »Carta« et »Notitia« en Bavière du VIII^e au X^e siècle, in: *Le Moyen Âge* 69 (1963), S. 105–120 und Wilhelm STÖRMER, Adelsgruppen im früh- und hochmittelalterlichen Bayern, München 1972 sowie Adelheid KRAH, *Cozroh-Codex*, Regesten fol. 1–72, fol. 73–173, fol. 173v–266v zum Cozroh-Codex (BayHStA HL Freising 3a) im Portal Bayerische Landesbibliothek Online (BLO) der Bayerischen Staatsbibliothek (BSB): <http://www.bayerische-landesbibliothek-online.de/cozroh> und <http://www.bayerische-landesbibliothek-online.de/cozrohregesten> (23.07.2015). Anregungen zur Verwendung einer erweiterten Begrifflichkeit von »Gesta« gibt – auch mit Blick auf die Handschrift Cozrohs – ein kleiner Artikel von Patrick GEARY, *Entre Gestion et »Gesta«*, in: Olivier GUYOTJEANNIN, Laurent MORELLE, Michel PARISSÉ (Hg.), *Les Cartulaires*, Paris 1993, S. 13–25. Vgl. auch BARBIER, *Archives oubliées* (wie Anm. 5), S. 173–199, 255–489.

21 Vgl. CLASSEN, *Fortleben* (wie Anm. 13), S. 42f. sowie unten, bei Anm. 44f., ferner BARBIER, *Archives oubliées* (wie Anm. 5), S. 201–247 zu den merowingischen Formelsammlungen der *gesta municipalia* im gallo-fränkischen Bereich.

Zeremoniell gehörten. Sie basierte aber auf der spätantiken Praxis der *gesta municipalia* für öffentliche, registrierte Verwaltungsvorgänge. Warren Brown meinte wohl diesen Wandel, als er ausgehend von der italisch-byzantinischen Überlieferung der Ravennater Papyri des 6. Jahrhunderts, die ja öffentliche Register sind, aber mit Blick auf die Merowinger- und Karolingerzeit schrieb: »In short, to submit documents to the *gesta municipalia* meant to go through this entire process, in which written records, oral memory, and public ceremony were combined and interdependent²².« Als besonders aufschlussreich sind hinsichtlich der ritualisierten Vertragspraxis der Spätantike Arbeiten von Wolfgang Kaiser, auf die an dieser Stelle hingewiesen sei²³.

Unter den von Jan-Olof Tjäder edierten Dokumenten der *gesta municipalia* aus Ravenna befinden sich auch beglaubigte Abschriften von Urkunden²⁴. Für den gallo-römischen Raum fasste jüngst Josiane Barbier die Lage wie folgt klar zusammen: »Selon les sources gauloises des VI^e–IX^e siècles, adoptions, changement de statut personnel et transferts patrimoniaux pouvaient encore être enregistrés d’une manière ou d’une autre dans les *gesta*²⁵.« Um auf die oben besprochene Novelle 74 Kaiser Justinians zurückzukommen, die in Abs. IV die Aufbewahrung von Urkunden in kirchlichen Archiven anordnete, *reponat chartam illius ecclesiae defensor in eiusdem sanctissimae ecclesiae archivis* – so wäre festzustellen, dass sich diese Textstelle im Kontext der überlieferten, edierten Materialien, der Diskussion zu den *gesta municipalia* in der angeführten Literatur und den nunmehr vorliegenden Studien von Barbier, die viel Licht in die Verwaltungspraxis der *gesta municipalia* brachten, als weiterer, kleiner Baustein entpuppt, der die Integration der Kirchengebäude in das gut ausgebaute, funktionierende spätantike Verwaltungssystem deutlich macht. Die Kirchengebäude rückten daher zunehmend als öffentliche Plätze und als Aufbewahrungsorte ins Zentrum der Öffentlichkeitswirksamkeit auch für den Ablauf der Rechtsvorgänge.

V. Ein Brief Gregors des Großen

Ferner könnte die Verlagerung der Verwaltungsaufgaben, der Archivierung der Urkunden und der Registerführung auf die kirchlichen Behörden gegen Ende des 6. Jahrhunderts auch aus der Sicht des Papsttums eine wichtige Etappe zur Erhaltung der spätantiken Behördenstrukturen gewesen sein. Denn das kaiserliche Zentralarchiv in Konstantinopel war noch zu Zeiten Justinians ein Raub der Flammen geworden; so berichtet es ein Brief Gregors vom August 599, den er an den westgotischen König Rekared I. nach dessen Wechsel zum katholischen Glauben geschrieben haben soll. Der panegyrisch stilisierte Text beginnt mit dem Topos des Glaubenswunders: *Audita quippe novi diebus nostris virtute miraculi, quod per excellentiam*

22 BROWN, On the »gesta municipalia« (wie Anm. 16), S. 353; ähnlich Chris WICKHAM, Framing the Early Middle Ages: Europe and the Mediterranean 400–800, Oxford 2005, S. 70–75.

23 Vgl. etwa Wolfgang KAISER, Vertragspraxis in der Spätantike, in: Wolfgang ERNST, Usus Antiquus Juris Romani: Antikes Recht in lebenspraktischer Anwendung, Berlin 2005, S. 111–125, S. 116 Anm. 26 zum ritualisierten Grundstücksverkauf in den Ravennater Papyri.

24 Jan-Olof TJÄDER, Die nichtliterarischen lateinischen Papyri Italiens aus der Zeit 445–700, 4 Bde., Uppsala, Stockholm 1954–1955, 1982.

25 BARBIER, Archives oubliées (wie Anm. 5), S. 14.

tuam cuncta Gothorum gens ab errore haereseos Arrianae in fidei rectae soliditate translata est, exclamare cum propheta libet: »Haec est immutatio dexterarum excelsi« (Ps. 76,11)²⁶. Danach folgt die Mitteilung der Sendung kostbarster Reliquien, Holz vom Kreuz Christi, Haupthaare Johannes' des Täufers, sowie der Übersendung des Palliums für Bischof Leander von Sevilla zur Ausstattung des westgotischen Reichs König Rekareds mit einem Erzbistum, das als neue Kirchenprovinz nunmehr an Rom gebunden war. Um den politisch so brisanten Schritt zu begründen, wurde im Brief eine angeblich seit der Zeit Kaiser Justinians durch Verträge bestehende Allianz mit dem Westgotenreich ins Spiel gebracht, deren schriftlicher Niederschlag im kaiserlichen Archiv aufbewahrt wurde: *pacta in cartofilacio [...] quae dudum inter piae memoriae Iustinianum principem et iura regni vestri fuerant emissa*²⁷. Doch existierten diese Schriftstücke leider nicht mehr, weil das Staatsarchiv in Konstantinopel noch zu Zeiten Justinians abgebrannt war: *Sed ad hoc faciendum duae res mihi vehementer obstiterunt: una, quia cartofilacium praedicti piae memoriae Iustiniani principis tempore ita subripiente subito flamma incensum est, ut omnino ex eius temporibus paene nulla carta remaneret*²⁸. Interessanterweise – stilistisch typisch freilich erst für Texte des frühen Mittelalters – wird hier der Fortbestand der *pacta* nicht bezweifelt, obgleich die Schriftstücke, weil verbrannt, nicht mehr existierten. Die Memoria, die Erinnerung an diese Verträge, erschien dem Schreiber des Briefes wichtiger als ihr materieller Verlust oder gar die Scheu, sie nicht vorweisen zu können²⁹. Es mag sein, dass dieses Schreiben ein fiktives Konstrukt ist, indem durch die Bezeichnung *cartofilacium* für das kaiserliche Archiv in Konstantinopel die Gültigkeit der materiell nicht mehr vorweisbaren Verträge legitimiert werden sollte. Die Betonung der Aufbewahrung der *cartae*, unter denen man auch Verträge verstand, im Archiv würde genau in das Programm der geistlichen Archivierungspraxis im Mittelalter passen. Der Brief könnte also auch nur eine kirchenhistorische Sichtweise des Mittelalters widerspiegeln, mit der inhaltlich die Kontinuität der Bündnispolitik Kaiser Justinians mit dem spanischen Westen durch seine nach Rom orientierte Kirche dokumentiert werden sollte.

Es ist daher mit aller, bei der unsicheren Quellenlage erforderlichen Vorsicht folgendes Zwischenresümee zu ziehen: Christliche Kirchen waren im 6. Jahrhundert im römischen Imperium und in den neuen gentilen Regna der Franken, Westgoten und Burgunder die Zentren des sozialen Zusammenlebens der Menschen und der römisch-christlichen Rechtskultur³⁰. Ausgestattet mit einer Sakristei, konnten sie die Abwicklung der Vorgänge des Geschäftsverkehrs und die Funktionen von Amtsge-

26 S. Gregorii Magni Opera, Registrum epistularum libri VIII–XIV, Appendix, ed. Dag NORBERG, Turnholti 1982 (Corpus Christianorum. Series Latina, 140A), IX, 229, S. 805–811, hier S. 806. Zu Rekared I. vgl. Georg SCHEIBELREITER, Art. Reccared I., in: Reallexikon der Germanischen Altertumskunde 24 (2003), S. 200–203; nach wie vor lesenswert ist Felix DAHN, Art. Rekared I., in: Allgemeine Deutsche Biographie 28 (1889), S. 180–185.

27 S. Gregorii Magni Opera (wie Anm. 26), IX, 229, S. 810.

28 Ibid.

29 Zur Problematik der mittelalterlichen Erinnerungskultur vgl. Johannes FRIED, Der Schleier der Erinnerung: Grundzüge einer historischen Memorik, München 2012.

30 Der Begriff wird hier absichtlich allgemein gewählt und meint die Verbreitung der kirchlichen Gesetzgebung auf den Konzilien.

bäuden zur Registerführung und zur Archivierung der Dokumente übernehmen. Die Aufgaben der kommunalen Verwaltung oblagen offensichtlich bereits in einigen Bereichen den Ortskirchen; in den Bischofsstädten waren dies die Bischofskirchen. Es ist allerdings auch mit regionalen Unterschieden zu rechnen.

Der Begriff »Ortskirche« wird hier im Sinne einer Gemeinschaft stiftenden, an die Religion als Institution gebundenen, lokalen Zentrums verwendet. Eine Ortskirche war ein spiritueller und sozial organisierter Raum, an dem auch die Schriftkultur durch das Sammeln, Schreiben und Vervielfältigen liturgischer, theologischer und kanonistischer Texte gepflegt wurde und an dem das für die Verwaltung der Gemeinde benötigte Instrumentarium bereitstand, das Historiker heute allgemein mit den Begriffen Schriftlichkeit, Textproduktion und Aufbewahrung von Schriftgut umschreiben. Gegen Ende des 6. Jahrhunderts wurden kirchliche Behörden in den Städten des Römischen Reichs zunehmend institutionalisiert. Eine wichtige Rolle dabei spielte der *defensor ecclesiae* als Amtsperson vor Ort³¹. Mit der dominierenden Funktion dieser Amtsperson wurde im entstehenden Kirchensystem die Entwicklung der kirchlichen Verwaltung von Gütern und Personen eingeleitet, die in den weiteren Jahrhunderten dann mit gleicher Terminologie ins Vogteiwesen mündete. Die Verwaltungsschriftstücke, vor allem die Verträge, wurden *in archivis*, deutlicher noch ist die Bezeichnung *in cartofilacio*, angrenzend an den Kirchenraum aufbewahrt, vermutlich bereits damals in Laden, Kästchen oder Schreinen, also in festen, transportablen Behältnissen.

VI. Beispiele der Archivierungspraxis in merowingischer und karolingischer Zeit

Im Folgenden sollen einige Beispiele der Archivierungspraxis an geistlichen Zentren im Frankenreich vom 7. Jahrhundert bis in die Karolingerzeit skizziert werden³². Grundsätzlich geht es dabei immer um geistliche Archive, die von Klerikern und Mönchen betreut wurden, denen die Ausfertigung und Verwaltung des Schriftgutes oblag. Die ältere wissenschaftliche Literatur nennt hierzu an erster Stelle das Pfalzarchiv Karls des Großen in Aachen, das nicht mehr erhalten ist. Bei Fichtenau etwa findet sich folgender Satz: »Solange die Reichseinheit bestand, scheint Aachen der Sitz des ›Palastarchivs‹ gewesen zu sein, was nicht ausschloß, daß in anderen Pfalzen

31 Die Rolle des *defensor* als oberste Instanz ist in geistlichem Schriftgut vom 6. bis zum 9./10. Jahrhundert durchgängig zu beobachten; vgl. hierzu exemplarisch die genauen Fallstudien für den gallo-fränkischen Raum bei BARBIER, *Archives oubliées* (wie Anm. 5), S. 69–130: für Poitiers die berühmte *donatio* des Ansoaldus (7. Jh.) und für Angers die *donatio* des Haruucius an das Kloster Prüm (9. Jh.), S. 69–130; aber auch in den Freisinger Traditionen ist der *defensor ecclesiae* ab dem 8. Jh. bis weit ins 9. Jh. nachweisbar.

32 Zu den Veränderungen der Archivpraxis der karolingischen Zeit im bayerischen Raum vgl. Adelheid KRAH, *Die Handschrift des Cozroh. Einblicke in die kopiale Überlieferung der verlorenen ältesten Archivbestände des Hochstifts Freising*, in: *Archivalische Zeitschrift* 89 (2007), S. 407–431, 3 Abb., auch online: <http://www.bayerische-landesbibliothek-online.de/images/pdf/az89-krah.pdf> (22.07.2015), ferner summarisch Mark MERSTOWSKY, *Die Urkunde in der Karolingerzeit*, Wiesbaden 2015, S. 914f.

Bestände von Archivalien verblieben waren³³. « Bis zu der hier von ihm angesprochenen Zentralisierung der Verwaltung durch Karl den Großen nach christlich-römischem Vorbild bedurfte es jedoch der Fortwirkung der spätantiken Archivpraxis während der fränkisch-merowingischen Zeit. Durch den langsamen Prozess der Verchristlichung des Abendlandes und die Einbeziehung der sich formierenden kirchlichen Institutionen in das spätantike Verwaltungssystem waren geistliche Verwaltungsstrukturen in der Tradition der spätantiken Gesetzgebung entstanden. Besonders nachhaltig wirkte die Verbreitung des spätantiken römischen Kirchenrechts im »Codex Theodosianus«, der im spanischen Westgotenreich und südlich der Loire von König Alarich anerkannt wurde und in der Form des »Breviarium Alarici« (»Lex Romana Visigothorum«) das gängige Recht in den westgotischen Reichsgebieten auch nach 476 war³⁴. Der Merowingerkönig Chlodwig hat sich die bestehenden geistlichen Strukturen in seinem Reich nördlich der Loire mit einem geschickten Schachzug zunutze gemacht, wobei hier weniger sein Glaubenswechsel durch die Taufe angesprochen ist als vielmehr die dadurch gelungene Integration und Kontrolle der bischöflichen Stadtherren, weil diese Personengruppe auch die Gremien der Konzilien stellte.

Das berühmte Konzil von Orléans etwa, das 511 im Todesjahr Chlodwigs stattfand, enthält eine Reihe wichtiger Reformbestimmungen für das Zusammenleben sozialer Gemeinschaften geistlichen und weltlichen Standes, die im Namen Chlodwigs beraten, beschlossen und verschriftlicht wurden³⁵. Anscheinend hatten auch alle eingeladenen Bischöfe an dem von Chlodwig geleiteten Konzil teilgenommen, wie am Textbeginn der Konzilsbeschlüsse zu lesen ist: *Domno suo catholicae ecclesiae filio Chlothouecho gloriosissimo regi omnes sacerdotes, quos ad concilium venire iussistis*³⁶. Daher vermag auch die berühmte retrospektive Stilisierung Chlodwigs bei seiner Taufe zu einem »Neuen Konstantin« durch Gregor von Tours Kontinuität und zugleich Transformation spätantiker Herrschaftsvorstellungen zu vermitteln³⁷. Sie besagt aber vor allem, dass Chlodwig die kirchlichen Strukturen und die mächtige Position der gallischen Bischöfe in seine Königsherrschaft integriert hatte, was im Übrigen auch ein erhaltenes devotes Glückwunschsreiben des burgundischen Bischofs Avidus von Vienne zu Chlodwigs Taufe bezeugt³⁸.

33 FICHTENAU, *Archive* (wie Anm. 1), S. 123. Noch immer gültig in diesem Kontext: François Louis GANSHOF, *Charlemagne et l'usage de l'écrit en matière administrative*, in: *Le Moyen Âge* 57 (1951), S. 1–25 sowie Arnold BÜHLER, *Wort und Schrift im karolingischen Recht*, in: *Archiv für Kulturgeschichte* 72 (1990), S. 275–296.

34 Detlef LIEBS, Art. *Codex Theodosianus*, in: *Handwörterbuch zur deutschen Rechtsgeschichte* 1 (2008), Sp. 868–870; DERS., Art. *Lex Romana Visigothorum*, *ibid.* 3 (2014), Sp. 918–924.

35 *Concilium Aurelianense* vom 10. Juli 511, in: *Concilia Aevi Merovingici*, ed. Fridericus MAASSEN, Hannover 1893 (MGH Conc., 1), S. 1–14 mit ausführlichen Unterschriftslisten der anwesenden Bischöfe; vgl. auch Odette PONTAL, *Die Synoden im Merowingerreich*, Paderborn, Zürich 1986, S. 23–33.

36 *Concilium Aurelianense* (wie Anm. 35), S. 2; vgl. hierzu auch den weiteren Text des Proömiums.

37 Resümierend Reinhold KAISER in seiner Einleitung zu DERS., Sebastian SCHOLZ, *Quellen zur Geschichte der Franken und der Merowinger*, Stuttgart 2012, S. 56 f.

38 *Ibid.* und Avidus von Vienne, *Epistolae. Alcimi Ecdicii Aviti Viennensis episcopi Opera quae supersunt*, ed. Rudolf PEIPER, Berlin 1883 (MGH Auct. ant., 6,2), S. 29–103, hier S. 46 (41), S. 75 f.

1. Konzilsbeschlüsse und das Testament der Radegunde

Die Frage nach der Aufbewahrung der Beschlüsse merowingischer Konzilien, bevor sie in Kollektionen zeitnah vervielfältigt und verbreitet wurden – etwa der »Vetus Gallica« oder den kleineren Sammlungen mit regionalem Bezug wie der Sammlung von Corbie oder der von Albi (alle noch 6. Jahrhundert)³⁹ – setzt zur Beantwortung ebenfalls funktionierende Verwaltungszellen an Kirchen voraus, wie sie in der oben behandelten Novelle 74 Kaiser Justinians begegnen. Wenn man bedenkt, dass auf dem Konzil von Tours (a. 567) außer den Kanones auch ein Brief an die Königin Radegunde, der ihre Gründung eines Klosters in Poitiers betrifft, und eine *Epistola ad plebem* als Aufruf zum Frieden verfasst wurden und dass ferner die Beschlüsse des Konzils von Paris von 573 angeblich brieflich versandt wurden⁴⁰, dann müssen auch Kästen und Truhen zur Verwahrung der Einzeldokumente am Königshof und in den geistlichen Zentren bereitgestanden haben, und es dürfte in diesen Zentren auch eine Registrierung der einlaufenden Dokumente erfolgt sein.

Den erwähnten Brief an Königin Radegunde inserierte Gregor von Tours seiner Darstellung des Zanks der Nonnen im Kloster der Radegunde in Poitiers, und zwar gemeinsam mit einem vielleicht nur im Kern authentischen Brief der Königin an die Bischöfe, mit dem sie für ihr Begräbnis innerhalb der noch unfertigen Kirche ihres Klosters Vorsorge traf. Diesen Brief der Radegunde habe die Äbtissin Agnes anlässlich des anhaltenden Streits der Nonnen vervielfältigen und an einige Bischöfe versenden lassen, schreibt Gregor von Tours⁴¹. Die Authentizität des Briefs wird nun zum einen durch die Äbtissin garantiert, die offensichtlich eine Zweitausfertigung oder möglicherweise auch das Original in Verwahrung hielt, zum anderen durch die Anordnung der Radegunde im Text, dass der von ihr unterschriebene Brief im Archiv der Hauptkirche in Poitiers aufzubewahren sei: *Et ut haec supplicatio mea, quam manu propria subscripsi, ut in universalis aeclesiae archevo servetur, effusus cum lacrimis deprecor [...]*⁴². Die Terminologie zielt hier also wiederum auf eine behördliche Institution ab, der die Aufbewahrung des Dokuments oblag und die Rechtssicherheit bot, zumal es sich bei diesem Brief zugleich um das Testament der Radegunde handelte⁴³. – Warum ist dies so? Hat es für diesen Vorgang Verwaltungsinstruktionen gegeben? Die erhaltenen Formelsammlungen der Merowingerzeit könnten Antworten auf diese Frage geben.

39 Vgl. PONTAL, Die Synoden (wie Anm. 35), S. 280f.

40 Ibid., S. 305.

41 Gregor von Tours, *Historiarum libri decem*, Bd. 1, ed. Bruno KRUSCH, Wilhelm LEVISON, Leipzig 1937 (MGH SS rer. Merov., 1,1), IX, 39, S. 460–464 und 42, S. 470–473. Hierzu noch immer einschlägig Georg SCHEIBELREITER, Königstochter im Kloster. Radegunde (†587) und der Nonnenaufstand von Poitiers (589), in: *Mitteilungen des Instituts für österreichische Geschichtsforschung* 87 (1979), S. 1–37.

42 Gregor von Tours (wie Anm. 41), IX, 42, S. 474. Der Brief der Radegunde hatte die Funktion eines Schutzbriefes für ihr Kloster.

43 BARBIER, *Archives oubliées* (wie Anm. 5), S. 255–488 hat vier bedeutende Testamente der Merowingerzeit als zentrale Quellen analysiert, in denen der Ablauf der Rechtsgeschäfte in Form von *gesta municipalia* sehr deutlich wird.

2. Merowingische Formelsammlungen

In einem Mustertext zur Ausfertigung von Testamenten der Formelsammlung aus Flavigny, deren Entstehungszeit gegen Ende des 8. Jahrhunderts, also karolingerzeitlich angesetzt wird⁴⁴, wurde explizit und eigenständig, ohne Anlehnung an die ältere Formel in Marculf II, 17 festgehalten, dass ein Testament unbedingt einen Aufbewahrungsvermerk enthalten müsse, und zwar mit folgender Formel: *et in archivis basilice sancti* (dann wäre der Name des Kirchenpatrons einzutragen) *illius conservandum decrevi*⁴⁵. Die Vorschrift, einen Aufbewahrungsvermerk nach diesem Muster im Testament anzubringen, wäre demnach von Radegunde bereits viel früher beachtet worden. Wenn aber das Archiv der Orts- oder Bischofskirchen der sichere Ort der Verwahrung letztwilliger Verfügungen war, bot es sich dann nicht geradezu an, diese Kirchen für solche Dienste mit Schenkungen zu belohnen und sie als zukünftige Erben im Testament zu berücksichtigen?

Die erwähnte Textsammlung Marculfs, die eher ins 7. Jahrhundert als zu Beginn des 8. Jahrhunderts zu datieren ist, enthält Muster für die Ausfertigung von Traditionen an Kirchen und von Prestarienverträgen mit Bischofskirchen (Marculf II, 39 und 40); unmittelbar zuvor steht eine Anleitung zur Handhabung öffentlichkeitswirksamer Dokumente wie Schenkungen, Testamente und Verträge, die man nach ihrer Verlesung zum Zweck der Erinnerung in öffentlichen Archiven aufbewahren sollte: *in arcipibus publicis memoranda servetur*⁴⁶. Der Brief der Radegunde, der auch ihr Testament enthält, bringt also nur eine kleine Variante der damals allgemein bekannten Aufbewahrungsvorschrift, wenn sie darum bittet, dass ihr Brief im Archiv der Hauptkirche der Stadt Poitiers verwahrt werden möge, *in universalis aeclesiae archevo servetur*⁴⁷. Diese beiden Quellenstellen belegen sehr schön den Öffentlichkeitscharakter der merowingischen Archive. Was das Material der Königs- und Privaturkunden anbelangt, so wurde ab der Mitte des 7. Jahrhunderts Papyrus durch Pergament ersetzt⁴⁸.

3. Besonderheiten in karolingerzeitlichen Archiven?

Der Trend zur Anlage von Kirchenrechts- und Konziliensammlungen setzte in merowingisch- karolingischer Zeit nicht nur funktionierende Skriptorien an Bischofskirchen und herrschernahen Klöstern, sondern vor allem auch einen organisierten

44 Vgl. *Formulae Flaviniacensis collectionis*, in: Repertorium »Geschichtsquellen des deutschen Mittelalters«: http://www.geschichtsquellen.de/repOpus_02268.html (03.07.2015).

45 *Collectio Flaviniacensis*, ed. Karl ZEUMER, Hannover 1886 (MGH *Formulae*, 1), 8, S. 476.

46 Marculfi *Formulae*, ed. Karl ZEUMER, Hannover 1886 (MGH *Formulae*, 1), II, 38, S. 98. Vgl. die Bewertung der Sammlung in der ausführlichen Rezension der »*Chartae Latinae antiquiores*«, Bd. 13–19 durch David GANZ, Walter GOFFART, *Charters earlier than 800 from French Collections*, in: *Speculum* 65 (1990), S. 906–932, hier S. 912.

47 Marculfi *Formulae* (wie Anm. 46) und der Brief der Radegunde (wie Anm. 42).

48 GANZ, GOFFART, *Charters* (wie Anm. 46), S. 909. Auf den schwierigen Fragenkomplex der Kontinuität der römischen Urkunden zu den merowingischen, die Ganz und Goffart für gegeben halten (»*medieval charters begin with those of the Merovingians. Their language and design descend from the practices of Roman chanceries*«), kann im Rahmen der von mir bearbeiteten Thematik nicht eingegangen werden. Ebenso soll hier die große Bedeutung von Saint-Denis für die merowingische Kanzlei nicht behandelt werden.

Kanzleibetrieb mit geschultem und kundigem Personal voraus. Ordnung und Ablage der Dokumente dürften zweckorientiert gehandhabt worden sein, und was in merowingischer Zeit entstanden war, wurde unter den Karolingern fortgeführt, die das bestehende Netzwerk der geistlichen Archive an Bischofssitzen durch weitere Archive an den karolingischen Klöstern ausbauten. Festzustellen ist eine Schwerpunktverlagerung der Schriftkultur auf die Klöster, insbesondere seit dem Regierungsbeginn Ludwigs des Frommen. Noch weiter als die hier geäußerten Überlegungen zum Archivwesen der Karolinger ging Fichtenau, indem er konstatierte: »Das Archiv heißt während der Karolingerzeit für gewöhnlich *archivum*, ohne dass wir an Bedeutungen denken müssen, die von dem heutigen Gebrauch abweichen⁴⁹.« Anhand der Aussagen von zwei Archivaren dieser Zeit soll daher nachstehend die Archivpraxis der Karolingerzeit etwas verdeutlicht werden.

4. Ebo von Reims und Ansegis von Fontenelle

Zur Zeit Kaiser Ludwigs des Frommen wurde das Archiv in Reims nahe der Krypta der Bischofskirche, die wertvolle Reliquien barg, von Erzbischof Ebo neu gebaut. Dies rechnete Flodoard, Geschichtsschreiber und offensichtlich auch Archivar an der Reimser erzbischöflichen Kirche, etwas zeitversetzt aus der Sicht des 10. Jahrhunderts in seiner »*Historia Remensis Ecclesiae*« Erzbischof Ebo als großes Verdienst an, denn er schrieb, dass Ebo ein (dem Bedarf) angemessenes Kirchenarchiv mit sehr sicheren Gebäuden und einer Krypta, die dem hl. Petrus, den Aposteln, den Märtyrern und Bekennern und der hl. Jungfrau geweiht war, gebaut habe⁵⁰. In der Textstelle ist der spirituelle Schutz des Kirchenarchivs durch die Heiligen, denen die Krypta geweiht war, erkennbar, in ähnlicher Weise wie dies bereits für Kirchen des 6. Jahrhunderts in Novelle 74 Kaiser Justinians in Abs. IV, Satz 2 baulich vorgegeben ist⁵¹. Die lokale Nähe des erzbischöflichen Archivs in Reims zur Krypta, die vermutlich eine Unterkirche war, könnte vielleicht auch den praktischen Grund gehabt haben, die Dokumente vor Einbrüchen und Bränden zu sichern, weshalb Fichtenau das neue Archiv als »obere(s) Stockwerk eines kapellenartigen Baus« lokalisieren möchte⁵². Naheliegend ist aber ein baulicher Gesamtkomplex einer Gangkrypta mit Unterkirche und Nebenräumen, in denen sich liturgische Geräte für die Messfeier und das Archiv befanden.

49 FICHTENAU, Archive (wie Anm. 1), S. 120.

50 Flodoardus Remensis, *Historia Remensis ecclesiae*, ed. Martina STRATMANN, Hannover 1998 (MGH SS, 36), lib. II, c. 19, S. 175 f.: *Archivum ecclesiae tutissimis aedificiis cum cripta in honore sancti Petri omniumque apostolorum, martirum, confessorum ac virginum dedicata, ubi Deo proptio deservire videmur, opere decenti construxit.*

51 Vgl. oben, bei Anm. 11.

52 FICHTENAU, Archive (wie Anm. 1), S. 121. Vgl. aber auch zum Bau von karolingischen Gängen und Krypten Alessandra ANTONINI, Karolingische Gangkrypten im Wallis, in: Markus RIEK u. a., *Die Zeit Karls des Großen in der Schweiz*, Zürich 2013, S. 100–108. Im Rahmen des Cycle »Actualité de la recherche archéologique, 2014–2015« hielt sie am 13. April 2015 im Pariser Louvre einen Vortrag über »L'abbaye de Saint-Maurice d'Agaune (Suisse). Archéologie d'un site monastique à la renommée internationale«. Zur Anlage von Krypten siehe auch das Beispiel von Disentis, behandelt von Erwin POESCHEL, Die Krypta von Disentis, in: *Anzeiger für schweizerische Altertumskunde* NF 36 (1934), S. 65–68.

Die in karolingerzeitlichen Quellen überlieferte rege Bautätigkeit von Bischöfen und Äbten im Auftrag Karls des Großen und wohl auch Einhards, dann Ludwigs des Frommen, konzentrierte sich auf den Kirchenbau mit dazugehörigen Wohn- und Versorgungsgebäuden und auf den Neubau von Räumen für Bibliotheken. Die Verfasser der Texte, die uns hierzu Auskunft geben, wollten allerdings meistens weniger die räumliche Lage und Ausstattung der neuen Gebäude mitteilen oder beschreiben, als vielmehr aus Prestige Gründen die Titel der Bücher der kostbaren Bibliotheksbestände, um kundzutun, dass ihr Kloster über eine hervorragende Bibliothek verfügte, so das Kloster Fontenelle unter Abt Ansegis⁵³. Denn der Anreiz der Bestände einer Klosterbibliothek zu wissenschaftlichem Studium war damals weit wirkungsvoller und prestigeträchtiger für ein Kloster als die Ordnung im Archiv, die eher privaten Charakter hatte. In der Zeit der erblühenden Wissenschaften der karolingischen Renaissance ebte das Interesse an der Dokumentenverwaltung in den Klöstern und den Hochstiften im Laufe der zweiten Hälfte des 9. Jahrhunderts zugunsten der Bücherproduktion zunehmend ab. Jedenfalls war die Dokumentenverwaltung von nachrangiger Bedeutung bei den Tätigkeiten des Skriptoriums, was beispielsweise anhand der erhaltenen Handschriften des Bistums Freising aus dieser Zeit gut nachgewiesen werden kann, von denen die Urkunden und das Amtsbuch nur einen geringen Teil der Arbeiten ausmachen⁵⁴.

5. Archive für Kapitularien- und Legessammlungen

Dennoch ist Abt Ansegis von Fontenelle ein bekanntes Beispiel eines begabten, geistlichen Archivars mit weitreichenden Ambitionen, sonst wäre ihm seine »Collectio Capitularium« nicht gelungen. In Fontenelle wurden nämlich aufgrund der Nähe der Äbte zu den Karolingerkaisern Kapitularientexte nach dem Vorbild des Aachener Pfalzarchivs gesammelt, nach inhaltlichen Kriterien sortiert und aufbewahrt – vielleicht sogar in einem eigenen Raum – und für den kopiaalen Schreibvorgang und die Anfertigung der noch erhaltenen Rechtssammlung geordnet und kopiert. Gerhard Schmitz hat für seine Edition der Kapitulariensammlung des Ansegis auch eine Liste aller außer in der Sammlung zusätzlich durch Einzelüberlieferung erhaltenen Kapitularientexte erstellt; dazu gehören so berühmte Texte wie die »Admonitio generalis« Karls des Großen oder die von ihm im Jahr 803 erlassenen wichtigen

53 *Gesta abbatum Fontanellensium*, ed. Simon LOEWENFELD, Hannover 1886 (MGH SS rer. Germ., 28), S. 54–57; die Edition verwendet als Textgrundlage die Kurzfassung der Handschrift aus Le Havre; vgl. *Gesta sanctorum patrum Fontanellensis coenobii* (oder *Gesta abbatum Fontanellensium*), in: *Repertorium »Geschichtsquellen des deutschen Mittelalters«*: http://www.geschichtsquellen.de/repOpus_02454.html (22.07.2015); vgl. aber auch die zuverlässige französische Edition von Fernand LOHIER, Jean LAPORTE (éd.), *Gesta sanctorum patrum Fontanellensis coenobii*, Rouen, Paris 1936. – Überliefert ist die bauliche Anlage der Bibliothek vor dem Refektorium: *Domum vero, qua librorum copia conservaretur, ante refectorium collocavit, cuius tegulas ferreis clavis configere iussit* (*Gesta abbatum Fontanellensium*, ed. LOEWENFELD, S. 55 f.).

54 Vgl. die Auswertung der karolingerzeitlichen Freisinger Handschriften durch Katharina BIERBRAUER, *Die vorkarolingischen und karolingischen Handschriften der bayerischen Staatsbibliothek*, Wiesbaden 1990 sowie, im Kontext der Schreibschule Bischof Hittos, KRAH, *Die Handschrift des Cozroh* (wie Anm. 32), S. 409, 421.

Gesetzesneuerungen⁵⁵. Auch wurden Novellen Karls des Großen zu den »Leges Barbarorum«, also den aufgezeichneten und in der späten Merowingerzeit bereits novellierten Volksrechten der *gentes* des Frankenreiches, damals häufig auch als Einzeltexte kopiert; sie wurden daher in Einzelüberlieferung in die Handschriften der Kapitularien- und Kanonensammlungen inseriert, was wiederum darauf schließen lässt, dass man in den geistlichen Archiven der Karolingerzeit die aktuelle Gesetzgebung aufbewahrte und effizient zur Benützung vervielfältigte⁵⁶.

Dies scheint durchgängig auf die Anlage von aktuellen Gesetzeskompendien abzielen, die dann in den geistlichen Bibliotheken aufbewahrt und bereitgehalten sowie in späteren Jahrhunderten wiederholt und nachhaltig kopiert wurden. Das geschah dann nur noch in der Absicht, den vorhandenen Bücherbestand durch längst veraltete Rechtssammlungen zu vergrößern, mit denen bestenfalls noch eine repräsentative Wirkung zu erzielen war. Gelegentlich wurde ein solches Buch aber auch zur Ikone, so etwa der berühmte »Liber Legum«, den Lupus von Ferrières um 836 für Markgraf Eberhard von Friaul, den Schwiegersohn Kaiser Ludwigs des Frommen, nach einem feinsinnigen Ordnungssystem angelegt hatte⁵⁷ und der nur noch in zwei späteren Abschriften erhalten ist: einer oberitalienischen Handschrift des 10. Jahrhunderts, datiert auf etwa 991 (Modena O.I.2) sowie einer Monumentalhandschrift vom Beginn des 11. Jahrhunderts, gefertigt mit Mainzer Provenienz (Gotha I 84); letztere wurde ausschließlich zu repräsentativen Zwecken angefertigt⁵⁸.

Solche Abschriften lassen vermuten, dass man nach der Erneuerung des abendländischen Kaisertums durch die Ottonen offenbar bestrebt war, an die Rechtskultur der Karolingerzeit anzuschließen; dies geschah jedoch nur zum Zweck der Abschrift einer imposanten Gesetzessammlung und nicht, um dadurch einer Novellierung des Rechts Vorschub zu leisten. Denn übernommen wurde bei der Abschrift auch das der Rechtssammlung vorangestellte Widmungsgedicht, in dem Lupus von Ferrières Markgraf Eberhard Anlage und Inhalt des Codex genau erklärte: die salfränkischen, ribuarischen, langobardischen und süddeutschen Volksrechte sowie Kapitularien Karls des Großen und Ludwigs des Frommen bis zum Jahr 829. Auch enthält die Rechtssammlung traditionell autoritative Texte zur Gesetzgebung wie etwa eine Kaiserliste seit Christi Geburt oder gleich am Beginn den Prolog der »Lex Baiuvario-

55 Die Kapitulariensammlung des Ansegis, ed. Gerhard SCHMITZ, Hannover 1996 (MGH Capit., NS 1), S. 40f.

56 In diesem Kontext sind die Ausführungen von Hermann NEHLSSEN, Zur Aktualität und Effektivität germanischer Rechtsaufzeichnungen, in: Peter CLASSEN (Hg.), Recht und Schrift im Mittelalter, Sigmaringen 1977, S. 449–502 methodisch immer noch beachtenswert und gewinnbringend. Vgl. ferner zur Verschriftlichung von Kapitularien die Arbeiten von Hubert MORDEK sowie in regionaler Ortung Adelheid KRAH, Zur Kapitulariengesetzgebung in und für Neustrien, in: Hartmut AT SMA (Hg.), La Neustrie. Les pays au nord de la Loire de 650 à 850, Bd. 1, Sigmaringen 1989, S. 565–581.

57 Vgl. hierzu Harald SIEMS, Textbearbeitung und Umgang mit Rechtstexten im Frühmittelalter. Zur Umgestaltung der Leges im Liber Legum des Lupus, in: DERS., Karin NEHLSSEN-VON STRYK, Dieter STRAUCH (Hg.), Recht im frühmittelalterlichen Gallien. Spätantike, Tradition und germanische Wertevorstellungen, Köln u. a. 1995, S. 29–72.

58 Vgl. zur Handschrift Modena O.I.2 Adelheid KRAH, Die Entstehung der »potestas regia« im Westfrankenreich während der ersten Regierungsjahre Kaiser Karls II. (840–877), Berlin 2000, S. 156f. Anm. 366 (anhand von Studien an einem Mikrofilm des Originals).

rum«⁵⁹. Den Kapitularien Karls des Großen ist ein Rubrikenverzeichnis vorangestellt. Lupus von Ferrières hatte hier wichtige Dokumente eigenständig und passend für die multikulturelle Bevölkerung in Friaul in einer für den Amtsinhaber der Markgrafschaft brauchbaren umfänglichen Handreichung zusammengestellt und die Texte stark überarbeitet; dabei kopierte er keine schon bestehende karolingische Gesetzesammlung⁶⁰. Beispielsweise wurde durch ihn der Text der »Lex Baiuvariorum« in einer einzigartigen Version überliefert, die nur diese beiden genannten Handschriften bieten.

Wie hatte Lupus gearbeitet? Ganz sicher nicht ohne ein Archiv, in dem die Leges- und die Kapitularientexte, die er bearbeitete und kopierte oder kopieren ließ, aufbewahrt wurden, und auch die Erlasse, vorsortiert nach den Karolingerherrschern, Karl dem Großen, Pippin von Italien, Ludwig dem Frommen, und sortiert nach Provenienz, des Frankenreichs oder speziell der langobardischen Gebiete des Reiches. In der erwähnten Kaiserliste schließen die karolingischen Hausmeier mit Pippin dem Mittleren unmittelbar an die spätrömischen Kaiser an, ohne dass der Name eines einzigen Merowingerkönigs erscheint. Die Absicht solcher Geschichtsklitterung ist klar: Mit dem seit Karl dem Großen wieder errichteten, auf Rom und das Papsttum bezogenen abendländischen Kaiserreich war nach Ansicht der intellektuellen Oberschicht am Kaiserhof in der christlichen Menschheitsgeschichte der Anschluss an das römische Kaisertum und an die christlich-römische Rechtskultur vollzogen worden.

6. Das Pfalzarchiv in Aachen und das bischöfliche Archiv in Freising

Die Anordnungen Karls des Großen und die auf seinen Reichstagen verkündeten Erlasse wurden wie die Novellen der spätantiken Kaiser durch Abschriften verbreitet und publiziert und in den Archiven der bischöflichen und klösterlichen Skriptorien verwahrt. Wie zu Zeiten des römischen Imperiums entstand ein fein verzweigtes Verwaltungsnetzwerk, dessen Zentralen in Aachen und in Pavia eingerichtet wurden. Das bekannte karolingische Legatensystem der *missi dominici*, das Karl der Große und seine Nachfolger durch zahlreiche Verwaltungsanweisungen lenkten, war im Reich primär über die Bischofssitze und Diözesen und sekundär durch die militärische Einteilung des Reiches in Grafschaften verortet und organisiert. Die Effektivität der örtlichen Verwaltung spielte dabei bekanntlich eine große Rolle, wobei die Grafen auf die Kenntnisse der Schriftlichkeit und der Schriftpraxis der geistlichen Zentren angewiesen waren. So wurde etwa auf den lokalen Versammlungen im bayerischen Raum auf Latein protokolliert, was in der Volkssprache beraten und beschlossen worden war; Bischöfe und Grafen traten gemeinsam auf und waren dabei ebenfalls aufeinander angewiesen. Die Schaltstelle des Reiches aber sollte nach dem Willen Karls des Großen die Pfalz in Aachen sein, wo alle *constitutiones*, die jährlich

59 Hubert MORDEK, *Bibliotheca capitularium regum Francorum manuscripta*, Hannover 1995, S. 256–268 zu Modena O. I. 2, S. 131–148 zum Mainzer Codex.

60 Der »Liber Legum« wird auch im Testament Markgraf Eberhards von Friaul genannt, der seine Büchersammlung seinem ältesten Sohn vererbte; Eberhards Testament ist überliefert im *Cartulaire de l'abbaye de Cysoing*, ed. Ignace DE COUSSEMAKER, Lille 1886; zum Aufbau des »Liber Legum« ist die detailreiche und informative Studie von Oliver MÜNSCH, *Der Liber Legum des Lupus von Ferrières*, Frankfurt am Main u. a. 2001 heranzuziehen.

auf den fünf Versammlungen an Zentralorten des Reiches beschlossen worden waren, im Archiv aufbewahrt und zur Einsicht bereitgehalten werden sollten. Diese Verwaltungsanordnung überliefert ein Hinweis in den »Annales regni Francorum« zum Jahr 813, als Karl der Große die Nachfolge im Reich mit der Einsetzung Ludwigs des Frommen, seines einzigen, ihm verbliebenen Nachfolgers, endlich regelte⁶¹.

Dass damals tatsächlich eine große Reformsynode abgehalten wurde, belegen auch die in Einzelausfertigungen erhaltenen Kapitularientexte, die später der bereits erwähnte Kollektor und Abt Ansegis von Fontenelle fälschlicherweise für Erlasse Ludwigs des Frommen aus dem Jahr 827 hielt, wie Gerhard Schmitz nachweisen konnte⁶². Für Ansegis dürfte diese falsche Zuordnung aufgrund der enormen weiteren Zentralisierung der Staatsgewalt in Aachen durch Kaiser Ludwig den Frommen naheliegend gewesen sein.

Die Reformen Ludwigs des Frommen am Beginn seiner eigenständigen Kaiserherrschaft und während der folgenden Jahre dürften aber auch Auswirkungen auf die bestehenden Ordnungssysteme in den Archiven an den Bischofssitzen und Klöstern seines Reiches gehabt haben. Denn in dieser Zeit wurde beispielsweise in der Kanzlei des Hochstifts Freising unter Bischof Hitto (811–835) das berühmte Kopialbuch der Traditionen an das Bistum und der Rechtsgeschäfte durch den Kanzleivorsteher Cozroh angelegt. Es enthält aufgrund der Anordnung der Dokumente viele Hinweise auf ein im Kontext in Freising aufbewahrtes, gebündelt gelagertes Urkundenmaterial, das vermutlich schon länger nach Vorgängen oder auch nach Provenienzen geordnet war; zur Sortierung der Dokumente wären hier beispielsweise die das Kloster Schlehdorf betreffenden Urkunden zu nennen oder auch solche, die nach den Schenkungen von Besitz der Familien von Priestern sortiert waren, der später an das Domkapitel fiel, oder von Besitz von Personen, die ihm angehörten.

Jener Teil des Kopialbuchs, der die Urkunden Bischof Hittos überliefert, wurde damals zeitnah zur Ausfertigung der Originale kopiert; das war möglicherweise keine Eigenart dieser Kanzlei, sondern könnte auf einer generellen Anordnung Ludwigs des Frommen beruhen. Denn bei zwei Datierungen von Dokumenten des Kopialbuchs wird die Nähe der Freisinger Kanzlei zur Kaiserpfalz in Aachen besonders deutlich, nämlich im Jahr 818, als Bischof Hitto und Freisinger Kleriker das Weihnachtsfest in Aachen am Kaiserhof gefeiert hatten, und bei der Datierung einer Schenkung des Bischofs vom 30. April 825, als man in Freising bereits im Begriff war, nach Aachen aufzubrechen und Bischof Hitto Cozroh noch zur Ausfertigung einer persönlichen Schenkung an das Hochstift angewiesen hatte. Dementsprechend vermerkte Cozroh im Dokument: *et in ipso die iter capere coepimus ad aquis palatio in franciam*⁶³. Der Leiter der kaiserlichen Kanzlei in Aachen war von 817 bis 832 Abt Fridugis von Marmoutier bei Tours, der nach Bernhard Bischoff die serielle Produktion von Legeshandschriften in den nordfranzösisch/fränkischen Skriptorien in dieser Zeit umsetzte und als oberster Verwaltungschef für die Bürokratie der kaiserlichen Kanzlei verantwortlich war; diese Position ermöglichte ihm auch die einzig-

61 Annales regni Francorum, ed. Georg Heinrich PERTZ, Hannover 1895 (MGH SS rer. Germ., 6), ad a. 813, S. 138.

62 Die Kapitulariensammlung des Ansegis (wie Anm. 55), S. 3.

63 Vgl. KRAH, Die Handschrift des Cozroh (wie Anm. 32), S. 413.

artige Aufzeichnung der in der kaiserlichen Kanzlei verwendeten »Formulae imperiales«, die in der Handschrift Paris BNF lat. 2714 im Kontext der von Ludwig dem Frommen benutzten theologisch-patristischen Werke überliefert sind⁶⁴.

VII. Fazit

Es konnte gezeigt werden, dass Archive bereits im 6. Jahrhundert auch als geistliche Archive an Kirchen und Bethäusern des Römischen Reichs geführt wurden. Sie übernahmen in den gallo-fränkischen *regna* zunehmend die Funktionen der römischen *gesta municipalia* durch Registrierung von Personen und deren Rechtsangelegenheiten.

Die geistlichen Archive waren im Untersuchungszeitraum vom 6. Jahrhundert bis in die Karolingerzeit öffentliche Institutionen, räumlich Kapellen und Sakristeien zugeordnet und an diese angebaut. Mit zunehmender Bedeutung der Verschriftlichung der geistlichen Gesetzgebung wurden in Archiven neben Dotationsurkunden und Testamenten auch Konzilsbeschlüsse verwahrt und bereitgehalten, ebenso in karolingischer Zeit auch die weltlichen und geistlichen Rechtstexte der Kapitulariengesetzgebung sowie der »Leges Barbarorum«, die aber im Laufe der Zeit in Buchform als Gesetzessammlungen in den Bibliotheken der geistlichen Stifte aufbewahrt wurden. Im berühmten Bücherverzeichnis für St. Gallen aus der Mitte des 9. Jahrhunderts (als Teil 1 mit fol. 3–21 dem Codex St. Gallen 728 vorgeschaltet) ist auf fol. 17 ein Rechtscodex im Bibliotheksbestand genannt, der für die gemischte Bevölkerung der Region romanische, fränkische und alemannische Gesetzessammlungen enthalte, also sowohl die römischen Gesetzeswerke, »Lex Theodosiana«, »Lex Ermogeniana«, »Lex Papiani«, als auch »Leges Barbarorum«, nämlich eine »Lex Francorum« und die »Lex Alamannorum«⁶⁵. Die serielle Buchproduktion von gleichen oder inhaltlich ähnlichen Leges- und Kapitularienhandschriften, die durch Abschrift der Kompendien in dem Hof Ludwigs des Frommen nahe stehenden Skriptorien vor allem des nordfranzösischen Raums organisiert betrieben wurde, hat mit der Aufbewahrung von einzelnen Gesetzestexten in den geistlichen Archiven nichts mehr gemeinsam; denn die juristische Arbeit und die Anpassung der Kompilationen an den jeweiligen Herrschaftsraum im Karolingerreich war von Männern wie Wandalgarius in Lyon, Lupus von Ferrières und der Kanzlei Ludwigs des Frommen bereits vor seiner Reichskrise geleistet worden⁶⁶. Auch ist die Tendenz zur Aktualisierung der Gesetzgebung unter Ludwig dem Frommen erkennbar, denn das St. Galler Bücherverzeichnis vermerkt nur einen Legescodex, dagegen drei Kapitularienbände, wobei unter der Rubrik »De Legibus« auf fol. 17 zum Eintrag von künftig zu erwerbenden

64 Vgl. MORDEK, *Bibliotheca capitularium* (wie Anm. 59), S. 422 f.

65 St. Gallen, Stiftsbibliothek, Cod. Sang. 728: Sammelhandschrift (Kapitulariensammlung des Ansegis, Lex Salica, Lex Ribuarria): <http://www.e-codices.unifr.ch/de/list/one/csg/0728> (04.09.2015). Bücherverzeichnis fol. 3–21 mit besonderem Quaternio, fol. 17: <http://www.e-codices.unifr.ch/de/csg/0728/17/0/Sequence-649> (04.09.2015).

66 Die burgundische Kompilation des Wandalgarius (vor 794) in Lyon enthält einen ähnlichen Kanon an Legestexten, St. Gallen, Stiftsbibliothek, Cod. Sang. 731: Lex Romana Visigothorum, Lex Salica, Lex Alamannorum: <http://www.e-codices.unifr.ch/de/list/one/csg/0731> (04.09.2015). – Zur Kompilation des Lupus von Ferrières vgl. oben, bei Anm. 57 f.

Legeshandschriften zwei weitere Linien frei gelassen sind, für Kapitularienbände sind es drei⁶⁷. Dokumente wie Testamente, Notizen, Schenkungen, Urteile und Verträge, häufig mit Bezug zum Aufbewahrungsort, wurden in geistlichen Archiven ebenfalls zunächst gesammelt, oftmals zu Bündeln sortiert (nachweislich für das Hochstift Freising) und in den Schatz der Bischofskirchen oder Klöster integriert, bevor man sie zeitnah oder auch später kopierte und diese Kopien in Lagen oder als gebundene Traditions- und Amtsbücher zusätzlich in Akten- oder Buchform sicherte. Es hing von der Art der Aufbewahrung, der Sortierung und der Registrierung der Dokumente im Archiv ab, in welcher Form Rechtssammlungen und Amtsbücher angelegt wurden oder nicht. Von einer Registrierung weltlicher Personen und ihrer Rechtsangelegenheiten in einem geistlichen Archiv ist in karolingischer Zeit nicht mehr die Rede.

67 Wie oben, Anm. 65; MORDEK, *Bibliotheca capitularium* (wie Anm. 59), S. 665–668.

WALTER GOFFART

»DEFENSIO PATRIAE«
AS A CAROLINGIAN MILITARY OBLIGATION

I

An important strand in writings about the Carolingian army has skirted the army itself but focused on another military activity, called *defensio patriae*, Germanic *lantweri*, meaning »home defense« or variants such as »defense of the homeland«. Recent opinions illustrate the eminence *defensio patriae* has attained. For example, »At the basic level of Carolingian military organization, all able-bodied men, whether free or unfree, were required to participate in providing for the local defense«. It seems that, in capitularies of 847 and 864, *defensio patriae* may have obliged the whole *populus* to turn out as a mass levy against enemy invaders. Bernard and David Bachrach called this duty primary in the Carolingian military system, the »basic« complement to the royal army. Simon Coupland took *lantweri* to be a military corps and to have been more rapidly mobilized and deployed than the king's ponderous army¹. What »home defense« was, how it has become prominent in recent historical literature, and whether its prominence is deserved are my concerns.

Some words about terminology. In Carolingian parlance, *exercitus* or *hostis* meant the king's army, and the same word was used for the freemen's obligation to join it when summoned. Absence from it by those mobilized was punished by the *haribannus*, a royal fine with a maximum of sixty shillings. *Defensio patriae*, *lantweri*, was an activity, not an armed force, perhaps involving everyone (male), presumably without regard to legal status, and punished for dereliction by local courts². Although *exercitus* (*hostis*) could be referred to, such as in charters, as an obligation apart from any mobilization, neither it nor *defensio patriae* was a standing armed force³.

- 1 Bernard S. BACHRACH, David BACHRACH, Early Saxon Frontier Warfare. Henry I, Otto I, and Carolingian Military Institutions, in: *Journal of Medieval Military History* 10 (2012), p. 17–60, here p. 23; Simon COUPLAND, The Carolingian Army and the Struggle against the Vikings, in: *Viator* 35 (2004), p. 49–70, here p. 52. COUPLAND's other branches are »Coastal Defense« and »The Host« (i. e., the royal army proper). For the earliest citation of *defensio patriae*, in context, see n. 26, below. Typically, the brief account of the army by Philippe DEPREUX, *Les sociétés occidentales du milieu to VI^e à la fin du IX^e siècle*, Rennes 2002, p. 112, pays much attention to *lantweri*.
- 2 For *exercitus/hostis* and *haribannus*, see the model charter (*formula*) cited in n. 57, below (*exercitus* and *hostis* are interchangeable). *Defensio patriae* is well defined in the text of 822–823 cited n. 27, below. Most citations of *defensio patriae* are associated with a royal army, as will be seen, rather than with an indiscriminate mass levy.
- 3 By »standing force«, I mean something like our regular army or National Guard. For *exercitus/hostis* in charters, see n. 57, below.

»Home defense« is now envisaged as a local duty to which free men could be relegated. In 1968, François-Louis Ganshof said: »all the subjects of the king [...] owed him military service. [But this] service was general only in case of enemy invasion of the territory of the *regnum* [i. e., *defensio patriae*] and only in the region where invasion was feared⁴.« Some decades later (1985), Timothy Reuter said (in paraphrase), free men, although possibly liable to royal army duty as *liberi*, were not mobilized; but they and all other males, including less-than-free ones, were subject to the traditional duty of local defense (*Landwehr*) in the eventuality of an enemy invasion; further, »The evidence for a general obligation to serve in the army (apart from *defensio patriae*) is much thinner [...] for the period before 800 than is often supposed«⁵. A much earlier authority, Hans Delbrück, expressed the same idea: »the general levy of the people was still legally and formally existent under Charlemagne. [...] But] It was only in the militia, the mobilization for defense against an enemy invasion (*defensio patriae*), that the ancient general obligation for military service continued to survive⁶.« None of these authors except Delbrück took home defense to have been a »force«, as though an auxiliary army; *defensio* was an activity. Other scholars, notably David Nicolle (1984), Philippe Contamine (1984,1992)⁷, Bernard Bachrach (2001), Simon Coupland (2004), Étienne Renard (2006), and Wilfried Hart-

- 4 François-Louis GANSHOF, Frankish Institutions under Charlemagne, (tr.) Bryce and Mary LYON, Providence/Rhode Island 1968, p. 59. The quotation is taken over almost verbatim by Philippe CONTAMINE, War in the Middle Ages, (tr.) Michael JONES, Oxford 1984, p. 24. Further, François-Louis GANSHOF, L'armée sous les Carolingiens, in: Settimane di studio del Centro italiano di studi sull'alto medioevo 15 (1968), p. 111 with n. 9, »appel général« is called *lantweri*, »Le nom est plus ancien, aussi bien que l'institution«. No evidence for this is cited. (Ganshof, died 1980, was the most famous Carolingianist of the twentieth century.)
- 5 Timothy REUTER, The End of Carolingian Military Expansion, reprinted in: ID., Medieval Politics and Modern Mentalities, (ed.) Janet NELSON, Cambridge 2006, p. 251–267, here p. 259; originally in Peter GODMAN, Roger COLLINS (eds.), Charlemagne's Heir, Oxford 1990, p. 391–405. Timothy REUTER, Plunder and Tribute in the Carolingian Empire, reprinted in: Medieval Politics (as above), p. 231–250, here p. 246, see also p. 245; originally in: Transactions of the Royal Historical Society, Fifth series, 35 (1985), p. 75–94. All my citations of these two articles are from the reprinting in Medieval Politics (which, unfortunately, is repaginated). Reuter introduces the term *defensio patriae* on p. 245 (of Plunder and Tribute), but does not define it, as a »traditional duty (or obligation)«, until p. 260–261. See also Timothy REUTER, Carolingian and Ottonian Warfare, in: Medieval Warfare. A History, (ed.) Maurice KEEN, Oxford 1999, p. 25, »There was a clear obligation on all freemen to turn out and fight in case of invasion«. This obligation, as Reuter understood it, was different from a king's mobilization of his *exercitus*. (Reuter was a talented, prolific, versatile, and very influential Anglo-German historian, whose premature death in 2002 is universally mourned. His articles on the Carolingian army are the most noticed and praised recent writings on the subject.)
- 6 Hans DELBRÜCK, History of the Art of War, vol. 3, The Middle Ages, (tr.) Walter J. RENFROE, Jr., Westport/Connecticut 1982, p. 14 (originally 1923). Note the reference to a *militia*.
- 7 David NICOLLE, The Age of Charlemagne, Oxford 1984 (Men-at-Arms Series, 150), p. 6–7 (a picture book, weird ideas about *defensio patriae*); Philippe CONTAMINE in: Histoire militaire de la France, (ed.) André CORVISIER, 2 vols., vol. 1, Paris 1992, p. 27: all males were subject to military service, »Toutefois, ce service militaire généralisé, appelé *lantweri*« had many limitations: only defensive and in the kingdom. In a thought-provoking aside, Contamine evoked the damaging effects for economic life of withdrawing many men from agriculture to serve in the *exercitus* during the belle saison (p. 28). He concluded that universal service must have been theoretical. See also n. 4, above.

mann (2010), also attributed to home defense a notable part in the Carolingian military system⁸.

The most extensive recent discussion of Carolingian military service is by Matthew Innes in his monograph »State and Society in the Early Middle Ages« (2000). Innes does not depart from the teaching about *defensio patriae* laid out in Reuter's articles of 1985 and 1990. The key ideas may be summarized in a few words: there was no general obligation to perform military service; the »normative sources« that seem to document such an obligation are all from the early 9th Century; this post-800 evidence coincided with a great change, Charlemagne's deliberate shift from an offensive to a defensive military policy; the change involved organizing »a responsive defensive system [for] defense of the homeland«; poorer men were mobilized from then on but for home defense only⁹. The present article of mine about *defensio patriae* bears on Innes, via Reuter, only as regards home defense and the relation of *pauperi liberi* to it. His other points will be dealt with in a follow-up study, in preparation, which discourages the old and widely held idea that the appearance of military capitularies after 800 coincided with a deep change in Carolingian policy and recruitment.

The opinions of the three quoted historians, Delbrück, Ganshof, and Reuter, have an underlying agreement in purpose, to distance the poorer freemen (*pauperi liberi*) from the *exercitus* and mobilize them only for defense¹⁰. Ganshof: the general military service of all males, rather than the *exercitus*, would oppose enemy invaders of the kingdom. Reuter: *lantweri* was a defensive duty of all poorer males, who, until

8 Bernard BACHRACH, *Early Carolingian Warfare. Prelude to Empire*, Philadelphia 2001, p. 53–54 (has »lantwer« descend from Roman beginnings and is thin on the Carolingian aspects); COUPLAND, *The Carolingian Army* (as in n. 1); Étienne RENARD, *Une élite paysanne en crise? Le poids des charges militaires pour les petits alleutiers entre Loire et Rhin au IX^e siècle*, in: François BOUGARD et al. (eds.), *Les élites au haut Moyen Âge. Crise et renouvellements*, Turnhout 2006, p. 315–336, here p. 320–321; Wilfrid HARTMANN, *Karl der Große*, Stuttgart 2010, p. 109. The list could be continued; references to *lantweri* are found almost everywhere. One exception is Johannes FRIED, *Karl der Große. Gewalt und Glaube. Eine Biographie*, Munich 2013, p. 149–153, which disregards *defensio patriae* and has a good account of Charlemagne's army.

9 Matthew INNES, *State and Society in the Early Middle Age. The Middle Rhine Valley, 400–1000*, Cambridge 2000, p. 143–153, here p. 143–144, 151; DEPREUX, *Sociétés occidentales* (as in n. 1), p. 110–114.

10 *Pauperi* stand higher on the early medieval scale of wealth than our »poor«. We would not call them »paupers« at all. In the mobilization documents (e.g., a capitulary of 808, MGH Capit., vol. 1, Hanover 1883, p. 137; text in the Appendix, p. 39, below), the »poor« start one step below ownership of four *mansi* – considerable wealth. They were freemen subject to army mobilization even if not rich enough to serve on horseback. A »two-*mansus*« man was theoretically as rich as a parish priest, whose church had at least a two-*mansus* endowment. Carolingian »poverty« (in our sense) would start with the landless (and even they were mobilized in 807, *ibid.*, p. 134–135). See Régine LE JAN, »Pauperes« et »paupertas« dans l'Occident carolingien aux IX^e et X^e siècles, in: *Revue du Nord* 50 (1968), p. 169–187, here p. 170–172; DEPREUX, *Sociétés occidentales* (as in n. 1), p. 142. *Mansus*, a multi-sided term, is used here as a measure of landed wealth, without fuller and more precise definition. For an argument that the measure was standardized by the Carolingian government in the 780s (as one of its standardization initiatives), see Étienne RENARD, *Pour une meilleure compréhension du monde paysan du haut Moyen Âge – mots et concepts – structures administratives, juridiques et sociales*, 2 vols., vol. 2, *Essai* (unpub. doctoral thesis, Université de Namur [FUNDP], 2006–2007), p. 33. (I am grateful to Dr Renard for the kindness of mailing me the relevant pages of his thesis.)

the 800s, turned out only for this purpose. Delbrück: the ancient, general military obligation existed only in the mobilization for defense. The authors expressing these views span many decades. More than three generations of specialists have maintained that the long-standing Frankish general obligation to military service extended to poorer freemen, but demanded nothing more from them than to carry out home defense. The royal call to arms, so it is said, kept poorer freemen from service in the *exercitus*, which was composed of loftier, higher quality warriors.

Defensio patriae used to be an incidental subject in accounts of the Carolingian army. Heinrich Brunner assigned six lines to it in a thirteen-page discussion (1892), and Ferdinand Lot was even more cursory (1946)¹¹. This restraint no longer prevails. As just seen, a series of changes has been put forward by noted historians, all of them having in common a modification, basically a marked narrowing, of the role of poor freemen in the *exercitus*, consigning them to mere defense outside the army. But the sources contradict this downplaying of the poor. The capitularies – 808 is a model example (see the Appendix) – take pains to integrate *liberi pauperi* into the call-up of the *exercitus*. The order mobilizing them runs into, and uses the same terms as, the order applied to freemen paying their own way. Reuter (the leading recent authority) would have none of this. He set out four interpretations of the established rules which, he claimed, allowed the poor freemen to be kept from the main force of the royal army and limited to home defense. Reuter's proposals are followed by my responses:

Reuter, Down to the 800s, poor freemen had no obligation for military service except *lantweri* locally confined¹²:

Goffart, Reuter argued from silence. There is no documentation before 800. No duty of home defense is attested before the mid-800s, if then, and was not demonstrably »traditional«.

R., In the 800s, the general service laid down in the capitularies as being required of poor freemen was *lantweri*¹³:

G., The capitularies of Charlemagne and his son never mention home defense in connection with poor freemen (*pauperi liberi*) or anyone else. They seem to have drafted poor freemen into the *exercitus* and had them serve alongside rich freemen.

R., From ca. 800, *liberi homines* with less than a four-manse property rating had to club together (see the note), presumably as *lantweri*, to attain that minimum¹⁴:

11 Heinrich BRUNNER, *Deutsche Rechtsgeschichte*, vol. 2, Leipzig 1892, p. 202–216, *lantweri*, p. 215; Ferdinand LOT, *L'art militaire et les armées au Moyen Âge en Europe et dans le Proche-Orient*, 2 vols., vol. 1, Paris 1946, p. 93.

12 REUTER, *Plunder* (as in n. 5), p. 246; Étienne RENARD, *La politique militaire de Charlemagne et la paysannerie franque*, in: *Francia* 36 (2009), p. 1–32, here p. 8–9; RENARD, *Élite* (as in n. 8), p. 321.

13 REUTER, *End of Expansion* (as in n. 5), p. 260.

14 *Ibid.*, p. 261; RENARD, *Politique militaire* (as in n. 12), p. 23–24. The capitularies of 807, c. 2, and 808, c. 1, MGH Capit., vol. 1, p. 134–135, 137, envisage the formation of groups (»clubs«) of 2, 3, 4, etc. men (whose manses added together reach the 4-manse standard), of which one member would join the royal army and the others would all help to equip him. The members of the club fulfilled their military obligation, mostly by proxy (one joined the army), and were not fined for non-attendance. Clubbing is found in other tax systems (e.g., ancient Greece had groups, called

G., The soldiers furnished by the clubs were destined for the *exercitus* just like the self-supporting rich men. Home defense is never mentioned in their connection.

R., The royal army consisted of picked troops for offensive action in special relation to the king, whereas defensive warfare was based on a general call up of freemen (*lantweri*)¹⁵:

G., The military capitularies of Charlemagne and Louis the Pious do not support this duality of duties. An offensive *exercitus* was not distinguished from a defensive formation called *lantweri*. The only military obligation was *exercitus/hostis*.

Reuter's four points can be responded to without elaborate argumentation. The capitularies leave no doubt that poor freemen served in the *exercitus*. The contention that they did not before being mentioned in capitularies is an argument from silence. The *pauperi* were engaged in the same service as rich men, *mutatis mutandis*; they were subject to the established fine, *haribannus*, for shirking service (with a penalty scaled to their resources); the recruitment »clubs« produced conscripts for the *exercitus*; there was no alternative formation to mobilize them into; poor freemen served alongside rich ones in an offensive as well as a defensive capacity (besides having an obvious role as infantry, they were well qualified to be field engineers [or sappers] and probably more useful for this much needed activity than as fighters)¹⁶.

II

Terminology needs to be considered again as a preliminary to surveying the sources about home defense. Coupland presents *lantweri* as one of three Carolingian military forces, as one might say »the corps of *lantweri*« or »so-and-so serves in the *lantweri*«. In this form, we might translate *lantweri* as a military unit, such as »Home Defense«, comparable to today's »National Guard« or German »Landwehr«. Brunner says, »The mass mobilization was called *lantweri*, Landwehr«¹⁷. Neither Coupland's nor Brunner's interpretation applies. One of the two citations of *lantweri*, an apparent legal gloss, says *de lantweri, id est de patriae defensione*; this translates *lant-*

»symmories«, whose members clubbed to build a fighting ship; Oxford Classical Dictionary, 3d ed., Oxford 1999, p. 1460, s. v. *symmoria*).

15 REUTER, End of Expansion (as in n. 5), p. 259. Reuter drew a line between offensive and defensive fighting. For an appropriate dissent, see John FRANCE, The Composition and Training of the Armies of Charlemagne, in: Journal of Medieval Military History 1 (2002), p. 61–82, here p. 66, »it is difficult to draw a sharp distinction between offensive and defensive warfare«.

16 For *pauperi* in the army, see the capitularies of 807 and 808 (as in n. 10). For the army fine, *haribannus*, an important explanatory text is Capitulare missorum in Theodonis villa datum secundum, generale, 805, in MGH Capit., vol. 1, p. 125, c. 19. Originally enforced by counts, its enforcement was transferred to *missi*, and finally to a separate corps of *haribannitores*. The government cared about its exaction. The notion of having »engineers« in the Carolingian army has been voiced before; see Bernard BACHRACH, Early Carolingian Warfare (as in n. 8), p. 212, 233, 239; ID., Charlemagne's Early Campaigns (768–777). A Diplomatic and Military Analysis, Leiden 2013, p. 31, 284, 295, 605; he related them especially to sieges. Karl UBL, Die Karolinger: Herrscher und Reich, Munich 2014, p. 40, envisaged an army of »armed riders, footsoldiers and siege technicians«. See also n. 47, below.

17 COUPLAND, Carolingian Army (as in n. 1), p. 52; BRUNNER, Deutsche Rechtsgeschichte (as in n. 11), vol. 2, p. 215. For Coupland's other military units, see n. 1. (Although I disagree here and there, there is much of value in Coupland's article.)

weri into its Latin form, but it is simply a gloss lacking a wider context¹⁸. The only instance of the term is in the Meersen capitulary of 847. It says, »unless an invasion of the kingdom of such a kind takes place, God forbid, which is called *lantweri*, such that all the *populus* of that kingdom proceeds [...] to repel it« (the meaning of *populus* will be discussed presently)¹⁹. In these lines, *lantweri* is not an armed activity but a term of classification; the invasion was of the kind against which military action was needed. Although the word has the advantage of being compact and having a direct German equivalent (*Landwehr*), it is found only in 847 and in the gloss.

There is evidence implying by silence that a duty of home defense did not exist. Charlemagne's Aachen capitulary of 803 has two long clauses, nine and ten, concerning the summons of the army, the penalty for evasion, and the weapons, equipment, and supplies to be brought. Nothing in either clause is about a home defense obligation. It is though there were no such thing, only the *exercitus*²⁰. The same blank is in Louis the Pious's »Constitutio I de Hispanis« of 815. This text lays down the rules for the settlement of refugees from Moslem Spain. They are »to proceed like [all other] freemen to the army with their count«; they are to perform guard duties; they are to provision royal *missi* and legates from Spain and supply them with remounts. »No other *census* [= assessment] is to be exacted from them [...]»²¹. The listed exactions are those levied from the other freemen of the empire, resembling the *tres causae* given in a 775 charter for the church of Metz: *de hoste public[...]* et *wacta vel pontos componendum*. There is no sign of *defensio patriae/lantweri* among these obligatory duties²². Charlemagne and Louis do not seem to have been aware, if they should have been, that »Only in the *lantweri*, the defence of the land, were all required to contribute or serve«²³.

- 18 MGH Capit., vol. 2, Hanover 1890, p. 71. Quoted in full in REUTER, End of Expansion (as in n. 5), p. 260, who made much of it. The passage is associated (by its editors, from the mss) with the Meersen material (and undated), but not integrated into it. According to Reuter, this extract demonstrates that the general service required of *liberi homines* was *Landwehr*, and also that offensive and defensive warfare each had its own troops. I do not know how Reuter's interpretation can be extracted from this text, whose various parts do not hang together. The text suggests that the author, a glossator, was looking in the capitularies for sentences clarifying the obligations of *pauperi Franci* and that he understood that *lantweri* was different from *hostis/exercitus*. But the glosses do not form an intelligible whole.
- 19 Full Latin citation in n. 36, below. Guy HALSALL, *Warfare and Society in the Barbarian West, 450–900*, London 2003, p. 263 n. 162, rightly pointed out that *lantweri* was applied in the capitulary to »the circumstances in which the service was exacted, rather than the service itself«.
- 20 MGH Capit., vol. 1, p. 171, dated 802–803 in François-Louis GANSHOF, *Recherches sur les capitulaires*, Paris 1958, p. 113.
- 21 MGH Capit., vol. 1, p. 261–262. Philippe DEPREUX, *Les préceptes pour les »Hispani« de Charlemagne, Louis le Pieux et Charles le Chauve*, in: Philippe SÉNAC (ed.), *Aquitaine – Espagne (VIII^e–XIII^e siècle)*, Poitiers 2001 (*Civilisation médiévale*, 12), p. 19–38, here p. 30–31, 35.
- 22 MGH *Diplomata Karolorum*, vol. 1, (ed.) Engelbert MÜHLBACHER, Berlin 1906, p. 132, no. 91. Also cf. the Anglo-Saxon *trinoda necessitas* (army, bridge and fortress work): Nicholas BROOKS, *The Development of Military Obligations in Eighth- and Ninth-Century England*, in: Peter CLEMOES, Kathleen HUGHES (eds.), *England before the Conquest. Studies in Primary Sources Presented to Dorothy Whitelock*, Cambridge 1971, p. 70.
- 23 Janet L. NELSON, *Violence in the Carolingian World and the Ritualization of Ninth-Century Warfare*, in: Guy HALSALL (ed.), *Violence and Society in the Early Medieval West*, Woodbridge/Suffolk 1998, p. 95.

The paired words *defensio patriae* stay fixed through their several citations, never subject to variations or circumlocution. *Defensio* has multiple meanings (eight in Niermeyer²⁴). The pair is absent from only one relevant text, the capitulary of 847. Is it a *terminus technicus* when found with *patriae*? Perhaps, but whereas terms like *exercitus* often denote something concrete – men assembled on parade, on the march, or on the battlefield – home defense is simply an activity that men were ordered to perform. We say »call out the National Guard«, because the Guard (in the U.S.) comprises persons who, though part-time, are established members of this corps. The 9th Century was different.

A capitulary of 806 concerning Saxony is where *defensio patriae* is first met. Ganshof, Reuter, and Renard cited it as the earliest datable text documenting the general summons²⁵. According to them, it bore out the existence of an obligation for everyone to turn out to defend their land from invasion. Their interpretation is faulty.

»If it shall be necessary to furnish aid against the Saracens of Spain or the Avars, then five of the Saxons shall equip a sixth; and if it shall be necessary to bear aid against the Bohemians, two shall equip a third; if, indeed, there is need of defending the native country against the Sorbs, then all shall come²⁶.«

There was no general mobilization of the male population. The *Saxones* of the first sentence, who sent men to distant theaters of war, are necessarily the Saxon *exercitus*, not the Saxon people. Reuter commented that »only in the event of *defensio patriae* were all obliged to fight«, meaning all the Saxons (so also Renard). The capitulary does not say this. It presupposes the presence of an organized *exercitus*, of which measured detachments could be released for service elsewhere. In the third clause the subject of the sentence does not change: the whole, undivided Saxon *exercitus*, not a mass levy of Saxon males, was to engage in defense of the *patria* against neighboring Sorbs. As the detachments for Spain or Bohemia were parts of the *exercitus*, so the entire *exercitus* was concentrated for defense against nearby enemies. There is no reason why *omnes generaliter* should refer to all the Saxons rather than to the army. *Defensio patriae* was the activity that, in this case, the entire *exercitus*, not the Saxon people, would engage in. The Saxon army was capable of doing the job without reinforcement.

One point merits further notice. The normal belief is that home defense was an old, established institution; in Delbrück's words, »the ancient general obligation for military service«, as distinct from the more select *exercitus*. In its first written occur-

24 Jan Frederik NIERMEYER, *Mediae Latinitatis lexicon minus*, Leiden 1976, p. 312, s. v. *defensio*.

25 GANSHOF, *L'armée sous les Carolingiens* (as in n. 4), p. 111; REUTER, *End of Expansion* (as in n. 5), p. 260–261; RENARD, *Politique militaire* (as in n. 12), p. 9. It is also cited in this sense by BROOKS, *Military Obligations* (as in n. 22), p. 70 n. 5.

26 (Tr.) Paul DUTTON, in: *Carolingian Civilization: A Reader*, 2d ed., Peterborough/Ontario 2004, p. 81; *Capitulare de causis diversis* (dated 806 by GANSHOF, *Recherches* [as in n. 20], p. 111), *MGH Capit.*, vol. 1, p. 136, c. 2: *Si partibus Hispaniae sive Avaritiae solatium ferre fuerit necesse praebendi, tunc de Saxonibus quinque sextum praeparare faciant. Et si partibus Beheim fuerit necesse solatium ferre, duo tertium praepararent. Si vero circa Surabis patria defendendi necessitas fuerit, tunc omnes generaliter veniant.*

rence, however, *defensio patriae* involved the royal army, not the population. If an entrenched custom existed for »everyone« to turn up, not just the army, it was not invoked on this occasion. There were not two ancient military obligations, just one – *exercitus/hostis*.

Another early instance of *defensio patriae* against invaders is in a capitulary of Lothar in Italy in 822–823:

»Whichever free man is enjoined by his count or [the count's] subordinates to go to the defense of the homeland and does not go, and an army turns up laying waste this kingdom or damaging our faithful men, let him be subject to capital punishment. A similar ruling: if they [presumably the freemen] are called when the coming of enemies is heard, and it happens that an army does not attack, let those who were called and did not come each answer [for the offense] according to his law²⁷.«

The count was responding to an emergency: an enemy was attacking, the *exercitus* was not assembled, and he needed an armed force. The singular »man« in the first sentence is almost certainly a synecdoche for all freemen. They had been ordered to defend the land against the invaders. The capitulary put teeth into the command to serve. Lothar announced the punishment that the freemen were liable to if they absented themselves from home defense both when the enemy attacked and when it stayed away. As in Saxony in 806, the appearance of an enemy did not occasion a general summons of the population. The count and the freemen were the normal components of the *exercitus*. What happened in 822–823 was an adaptation of ordinary army mobilization to an emergency: the enemy was at the gates and about to attack. There was no appeal to a »traditional« general obligation of the population. The situation was similar to that of Saxony.

A fourth text does not mention *defensio patriae* but is cited by Reuter as illustrating the practice. It is a clause of 828 saying »that all those who owed army campaign service (*exercitalis itineris debitores*) [were to be ready to fight as soon as summoned] because we know that, on all sides, enemies of God's holy church are on the move and wish to invade the kingdom entrusted to us by God²⁸.« The mobilization must be precipitate, Reuter said, because the enemy was already in motion. This is claimed to document that the »general service« required of freemen was home defense²⁹.

27 Memoria Olonnae comitibus data, MGH Capit., vol. 1, p. 319–320, c. 18, *Quicumque enim liber homo aut a comite suo admonitus aut ad ministris eius ad patriam defendendam ire neglexerit, et exercitus supervenerit ad istius regni vastationem vel contrarietatem fidelium nostrorum, capitale subiaceat sententiam. Similiter observandum: si vocati fuerint, auditum inimicorum adventum, et ita contigerit, quod hoste non supervenerint, hii qui vocati fuerint et venire noluerint unusquisque secundum legem suam hoc emendet.*

28 Hludowici et Lotharii Epistola generalis, 828, MGH Capit., vol. 2, p. 5 (column A): *Et quia undique inimicos sanctae Dei ecclesiae commoveri et regnum a Deo nobis commissum infestare velle cognoscimus, praecipimus [...] ut omnes homines per totum regnum nostrum, qui exercitalis itineri debitores sunt, bene sint praeparati [...] ut, quocumque tempore eis a nobis denuntiatum fuerit, sine ulla mora exire et [...] pergere possint et tamdiu ibi esse, quamdiu necessitas postulaverit.*

29 REUTER, End of Expansion (as in n. 5), p. 260.

Reuter did not read *exercitalis itineris debitores* as a reference to the *exercitus* and so interpreted the clause of 828 as though it were unique, but it is not: the *debitores*, »men owing army campaign (duty)«, were freemen mobilized into the *exercitus*, and were told to hurry up. Injunctions for prompt departure of drafts of the *exercitus* are found in writing as early as 802, »let all be fully well prepared when our command or *adnuntatio* comes. If anyone says he is unprepared and disregards our command, let him be led to the palace [...]»³⁰.« Further, in 805–808, all were to be ready for God's service and our benefit (*utilitas*)³¹. The fullest expression of this idea is in the letter of Hetti, archbishop of Trier, to Frotarius of Toul, in connection with the rebellion of Bernard of Italy in 817: »that you should instruct with greatest haste that abbots [etc] all should be prepared, so that if the summons (*adnuntatio*) comes in the evening, they should proceed without any delay to Italy the next morning»³².« Hetti's subject is the *exercitus*. Orders of this kind were in the normal arsenal of Carolingian army-legislation; Reuter listed them six pages before getting to the capitulary of 828³³. A clear echo of the law of 828 is in a capitulary of 853³⁴. The problem in 828 (and the other instances of these exhortations) was not the imminence of enemy attack and the need for instant defense, but the government's belief that the mobilized »owers of army campaign« needed to be jogged to a prompt departure³⁵. Such injunctions might have been made (orally) before 802; their absence from the sparse eighth-century written records is one of the many military matters unattested before 800. These clauses, often repeated – if in 802 and down at least to 853, why not before? – do not

- 30 Capitulare missorum generale, 802, MGH Capit., vol. 1, p. 97, c. 34. According to François-Louis GANSHOF, Charlemagne's Program of Imperial Government (1961), (tr.) Janet SONDHEIMER, in: The Carolingians and the Frankish Monarchy, Ithaca/N.Y. 1972, p. 63, the capitulary of 802 specifies that the army must gather in haste, not because the enemy is near, but because the king is impatient for his army to assemble. Earlier, »[...] the need to bring an adequately equipped fighting force as quickly as possible into field: all those liable for military service are required to hold themselves and their equipment in a state of instant readiness«. Haste is the leitmotiv of this legislation; it is not, as Reuter suggested, especially occasioned by the proximity of the enemy.
- 31 Capitulare missorum item speciale, 806? (dated after GANSHOF, Recherches [as in n. 20], p. 110), MGH Capit., vol. 1, p. 104, c. 52; Capitula per episcopos et comites nota facienda, 805–808, *ibid.*, p. 141, c. 3.
- 32 Michel PARISSÉ (ed.), La correspondance d'un évêque carolingien. Frothaire de Toul, Paris 1998, p. 137, *ut [...] studeas cum summa festinatione omnibus abbatibus [etc] quatenus omnes praeparati sint, ut si vespere eis adnuntiatur fuerit, mane [...] absque ulla tarditate proficiscantur in partes Italiae*.
- 33 REUTER, End of Expansion (as in n. 5), p. 254–255 n. 17.
- 34 Capitulare missorum Silvacense, 853, MGH Capit., vol. 2, p. 273–274, c. 10; n. b., *secundum consuetudinem*: the call to being ready was »customary«.
- 35 GANSHOF, L'armée sous les Carolingiens (as in n. 4), p. 117–118, explained that mobilization was conducted in two steps: 1) alert, organize recruit pools, gather equipment, 2) *iussio*, *adnuntatio*, spelled out that the contingent was to move and where it was to go. It was at step 2 that the contingent had to move at once. REUTER, End of Expansion (as in n. 5), p. 260, quoted the phrase *exercitalis itineris debitores* without noting it as a clear reference to the royal army; cf. in the Hetti letter of 817 (n. 32, above), the phrase *cuncto populo tuae, quibus convenit miliciam regiae potestati exhibere*, i. e., those of the *populus* who owe *exercitus* service (as in *debitores*). Heinrich DANNENBAUER, Die Freien im karolingischen Heer, in: *id.*, Grundlagen der mittelalterlichen Welt, Stuttgart 1959, p. 242–243, made much of this phrase, proposing (not unreasonably) that it implies the existence of freemen who do not owe military service; but these might well be children, the aged, and the infirm, a significant part of the population.

evoke the enemy's threat or an imminent invasion requiring home defense, but fear delays in *exercitus* mobilization unless hurried up.

The Capitulary of Meerssen in 847, already touched on, contains the sole reference to *lantweri* in all these texts, but as a classification of the enemy attack rather than as an armed activity. Item five of the capitulary is crucially important to this discussion because it may mean that defense against invaders was engaged in by a »mass levy« rather than by an ordered army as in Saxony and the Italian example. Its reference to *omnis populus illius regni*, if it signified all the able-bodied men regardless of status, would be the unique evidence for there being a »traditional duty of *Landwehr*« (Reuter), that is, an ancient obligation for all men to turn out in defense against invaders.

»5. And we wish that whatever ›man‹ of ours, in whosoever's kingdom he is, should go with his superior [lord, *senior*] to the army or to whatever other [royal] need there should be, UNLESS [my emphasis] an invasion of the kingdom of such a kind takes place, God forbid, which they call *lantweri*, such that *omnis populus* of that kingdom proceeds as an aggregate (*communiter*) to repel it³⁶.«

The clause tells us that, normally, every »man of ours« was to obey his *senior* and follow him to the army or wherever else he went on the king's business; the »man«, therefore, was one of the *liberi* obligated to perform royal military service. But, the clause continues, when the kingdom was invaded, the »men of ours« were to disregard their *seniores* and, instead, join *omnis populus* and engage in territorial defense. The logic of the two segments is clear. What needs to be established is the meaning of *omnis populus*.

The presence of the *senior* is important. Four out of the five Meerssen *capitula* are concerned with the relations of *seniores* (lords) with their commended men. For example, clause two: »We wish that each free man in our kingdom should receive the lord (*senior*) whom he wishes from ourselves and our courtiers (*fideles*).« Likewise, clause three: »We also enjoin that no man should leave his *senior* without just cause or that any should receive him, except as was customary in the time of our predecessors³⁷.« Clause five is not focused on *lantweri/defensio patriae* but on the relationship of *seniores* and their *homines* in ordinary times and when the kingdom was invaded. The opening clause concerns freemen owing military service, *hostis*, and there is no sign that this changes in the second clause; the setting is one of obedience: the

36 Hlotharii [etc] conventus apud Marsnam prius, a. 847, MGH Capit., vol. 2, p. 71, c. 5: *Et volumus, ut cuiuscumque nostrum homo, in cuiuscumque regno sit, cum seniore suo in hostem vel aliis suis utilitatibus pergat; nisi talis regni invasio, quam lantweri dicunt, quod absit, acciderit, ut omnis populus illius regni ad eam repellendam communiter pergat.* »Man of ours« seems to mean men subject to royal host duty, not royal vassals in particular. It is used in the same general sense as the phrase »*fideles* of ours« in charters (e. g. D K 166, MGH Dipl. Karol. [as in n. 22], vol. 1, p. 224 line 22; D K 169, *ibid.*, p. 227 line 21; D K 170, *ibid.*, p. 228 line 38; D K 173, *ibid.*, p. 232 line 4).

37 MGH Capit., vol. 2, p. 71, c. 2: *Volumus etiam, ut unusquisque liber homo in nostro regno seniore, qualem voluerit, in nobis et in nostris fidelibus accipiat; c. 3, Mandamus etiam, ut nullus homo seniore suum sine iusta ratione dimittat nec aliquis eum recipiat, nisi sicut tempore antecessorum nostrorum consuetudo fuit.*

homo must follow his *senior* to the army or wherever. But if an invasion requiring *lantweri* occurred, the duty of obedience to one's *senior* was overridden by that of staying in the kingdom, or returning to it, and engaging in its defense. This was an occasion when the *homo* was justified in parting from his *senior* (for the time being). »The entirety of the *populus* of that kingdom«, those with *seniores* and those without, was to disregard other obligations and engage in defense. No special name is given to this service against enemies of the kingdom; »home defense« or *patria* is not mentioned. Instead of following the *senior*, the king's »men« were to join *omnis populus* in fighting the invaders. Whom did the *populus* consist of? An established meaning of *populus* is the entirety of those men owing military service: »army, the whole body of warriors« (Niermeyer)³⁸. The sense of clause five seems to be that, in case of *lantweri*, the men with *seniores* were to join all the other military men of the kingdom, *omnis populus*, *communiter*, in defense. This is not an illustration of Delbrück's »ancient general obligation for military service« or Reuter's »traditional duty of *Landwehr*« affecting all males regardless of status³⁹. Those involved in resisting invaders were simply the entire army, *populus*, of the kingdom, carrying out the military service, *hostis*, of freemen.

The Meersen clause makes it clear that defense against an invading enemy had priority. The entire *populus*, comprising all the legitimate warriors of the kingdom, was to set itself in motion. There is no hint that a wider *populus*, including others than free men, had a long-standing duty to resist invasions. In 859, the *vulgus promiscuum* living between the Seine and Loire formed a sworn association and strongly resisted the Danes in the Seine valley; they did very well, but the *potentiores*, »magnates«, of the region took the association of the *vulgus* amiss and »easily« massacred them. Whatever else this deplorable episode illustrates, it does not encourage belief that brave Frankish peasants had a »traditional« obligation to engage in home defense against invaders⁴⁰. This was the job of the lawful army, the *populus* of the Meersen text. As in the Saxon and Italian cases, *defensio patriae* was an aspect, a distinct activity, of freemen's service in the king's army.

Seventeen years after Meersen we find the words *defensio patriae* in connection with the obligation of »everyone« (*omnes*) to engage in it. This is the very informative clause 27 of the capitulary of Pîtres in 864, most of whose five parts do not relate to home defense but deserve attention nevertheless:

»[A] Let the counts or ›our *missi* thoroughly investigate how many freemen remain in each county who can carry out a campaign at their own cost, and

38 NIERMEYER, *Lexicon minus* (as in n. 24), s.v. *populus* 3 (defined as »army, the whole body of warriors«), with citations, including this extract from the Meersen capitulary.

39 DELBRÜCK, *History* (as in n. 6); REUTER, *End of Expansion* (as in n. 5), p. 261. The English *trino-da necessitas* called for host service, as the continental *exercitus*. It did not also call for a subsidiary *defensio patriae*. Army duty did not have two grades. See Brooks, *Development of Military Obligation* (as in n. 22), p. 69–72. For a conservative (but liberty-taking) interpretation of the Meersen text and others concerning *defensio patriae*, see Kurt-Ulrich JÄSCHKE, *Burgenbau und Landesverteidigung um 900. Überlegungen zu Beispielen aus Deutschland, Frankreich und England*, Sigmaringen 1975 (Vorträge und Forschungen, Sonderbd. 16), p. 22.

40 *Annales Bertiniani*, a. 859, ed. Félix GRAT, *Annales de Saint-Bertin*, Paris 1964, p. 60.

how many of those of whom one can assist another one, how many also of those of whom two can assist and equip a third, and of those of whom three can assist and equip a fourth, and of those of whom four can assist and equip a fifth; so that they might undertake the army's campaign; and let the summary be brought to our attention⁴¹.

[B] Let those who are unable to proceed to the army's campaign engage in work according to ancient custom and that of foreign peoples, and erect new fortifications and bridges and swamp causeways, and carry out guard duties in the city and its borders.

[C] Let everyone come without any excuse to the defense of the homeland⁴².

[D] And let whoever of those [= A and B] who deserts the army pay the army fine (*haribannus*) in accordance with the tariff laid down in [our predecessors' laws]⁴³.

[E] And let those who do not come to the defense of the homeland be judged according to the ancient custom and the law (*constitutio*) of the capitularies⁴⁴. «

This is a comprehensive law about military organization, a new formulation of what Charlemagne decreed in 808 and Louis the Pious in 829⁴⁵. Section A sets out rules so traditional that the capitulary of 829 is repeated verbatim. Section D in its allusion to a tariff of *haribannus* penalties is also old law, and applies to the troops in Sections A and B. Section C differs from the Meersen clause by introducing the term *defensio patriae* and lacking any reference to an attacking enemy; »all« (*omnes*) – who? – are not to claim any excuse but to turn up for home defense. Section E adds something noteworthy about *defensio patriae*, namely, an allegedly ancient method for punishing absentees. More of this in a moment. The most novel part of the law is Section B with its listing of military duties that were to be performed in the recruit's home district, apart from the campaigning *exercitus*.

41 A verbatim quote from (Louis the Pious) *Capitularia missorum*, 829, MGH Capit., vol. 2, p. 10, c. 5. Note the resemblance to the capitulary of 808 (Appendix).

42 Cf. the Meersen text of 847, n. 36, above

43 For a comprehensive ruling about the *haribannus*, see the Thionville capitulary cited n. 16, above.

44 *Edictum Pistense*, a. 864, MGH Capit., vol. 2, p. 321–322, c. 27; cf. Brian HILL, Charles the Bald's »Edict of Pitres« (864): a Translation and Commentary, M. A. thesis, University of Minnesota, available online, p. 127–129. The translation here is mine. [A] [...] *comites vel »Emissi nostri diligenter inquirant, quanti homines liberi in singulis comitatibus maneant, qui per se possunt expeditionem facere, vel quanti de his, quibus unus alium adiuvet, quanti etiam de his, qui a duobus tertius adiuvetur vel praeparetur, necnon de his, qui a tribus quartus adiuvetur et praeparetur, sive de his, qui a quatuor quintus adiuvetur et praeparetur, ut expeditionem exercitalem facere possint, et eorum summam ad nostram notitiam deferant«*; [B] *ut illi, qui in hostem pergere non potuerint, iuxta antiquam et aliarum gentium consuetudinem ad civitates novas et pontes ac transitus paludium operentur et in civitate atque in marca wactas faciant*; [C] *ad defensionem patriae omnes sine ulla excusatione veniant*; [D] *Et qui de talibus hostem dimiserint, heribannum iuxta discretionem, quae in progenitorum nostrorum tertio libro capitulorum, capitulo XIV. continetur, persolvant*. [E] *Et qui ad defensionem patriae non occurrerint, secundum antiquam consuetudinem et capitulorum constitutionem iudicentur*.

45 For the capitulary of 808, see the Appendix; the capitulary of 829 is cited in n. 41 and n. 44, above.

Who were addressed by Section B? Presumably they were freemen and subject to obligatory military service, *hostis/exercitus*, with corresponding liability to the army fine. They were so poor that they could not afford to join the campaigning army even if subsidized by peers. As the sentence intimates, these *liberi*, although mustered as part of the *exercitus*, stayed in their home territories and did their work there. What they were ordered to perform, along with guard duty, was a category of *exercitus* service – definitely an extension of the army obligation, punishable by the *haribannus* if shirked. One might infer that these soldier-laborers working close to home paralleled similar engineering work done by freemen serving with the army on campaign. The famous army summons sent to an abbot Fulrad lists the workers' implements that a local detachment was to take to the army⁴⁶. Centuries before, such activities had been an ordinary part of soldiers' duties. Trajan's Column illustrates the normality in the Roman army of legionaries building forts, bridges, roads, and boats; clearing woods; and dismantling enemy fortifications. Because such activities were also needed by Carolingian armies – their wars involved many sieges and construction of strong points – it should have long been normal for some members of the *exercitus* to serve as field engineers⁴⁷. The difference in Section B is that the *liberi* too poor even to be subsidized were ordered to serve in their home districts and to do there what they would have done in the *exercitus* if they had been able to join it. One last point: the law of Section B is very likely to be new; it is certainly unprecedented in the capitularies. The appeal to »ancient custom« and foreign practice looks like an attempt to justify as old and traditional something that was not.

Sections C and E, very short and peremptory, concern home defense and, while omitting what the Capitulary of Meersen says about invaders, emphasize the obligatory aspect of the duty – no excuse or pretext was to stand in the way – and prescribe punishment, not by the *haribannus* but as laid down by a local court. This alternative punishment is the only sign among all the clauses referring to *defensio patriae* that a

46 Karoli ad Fulradum abbatem epistola, MGH Capit., vol. 1, p. 168, lines 26–28. This is the only example of a Carolingian army summons.

47 For field engineering on Trajan's column, see the illustrations in Conrad CICHORIUS, *Die Reliefs der Trajanssäule*, Tafelbd. 1, Berlin 1896: scenes 11, 16, 20, 16, etc.; p. 19, 21, 69, 56, 133, 159. (Cichorius is accessible by a link in Wikipedia »Trajan's Column«.) On the part of sieges and other engineering in Carolingian (and medieval) war, see e.g., John FRANCE, *The Military History of the Carolingian Period*, in: *Revue belge d'histoire militaire* 26 (1985), p. 81–100, here p. 91: »In the warfare of the Carolingians in the eighth century possession of strong points is the crucial factor and siege warfare, very much the affair of infantry, is dominant«, further p. 89–92; CONTAMINE, *Histoire militaire* (as in n. 7), p. 30–31, »Carolingian war is a war of defense and capture of fortresses«. The predominance of strong points has been recognized for more than a century; see Karl RÜBEL, *Fränkisches und spätrömisches Kriegswesen*, in: *Bonner Jahrbücher* 114–115 (1906), p. 134–159, here p. 134–142: the Saxon campaigns involved taking and building fortified positions, and battles were infantry engagements even in cases where horses were involved. For a brief but comprehensive survey of strong points in Charlemagne's campaigns, see Bernard BACHRACH, *Charlemagne's Cavalry: Myth and Reality*, in: *Military Affairs* 47 (1983), p. 181–187, here p. 181–183 (repr. in Bernard BACHRACH, *Armies and Politics in the Early Medieval West*, Aldershot/Hants. 1993). See also Matthew INNES, *Charlemagne*, in: *The Oxford Companion to Military History*, (ed.) Richard HOLMES, Charles SINGLETON, Spencer JONES, Oxford 2001, p. 196: »far from dependent on the cavalry charge«, Charlemagne was »remarkably successful at reducing enemy fortifications«.

different force from the *hostis* is envisaged. Here is the one unequivocal law appearing to prescribe a mass levy against invaders. Local defense now was a part in the military organization of the realm (if it had not been before); that is why the subject was in this comprehensive law. *Defensio patriae* was what had become of the situation described in the Meersen law: drop everything, disregard other obligations, and proceed against the invaders. Who were *omnes* and how were they mobilized and commanded? Pîtres did not fill out Meersen. The absence of a leader or summons or recruitment details – something like the counts, *missi*, and selectivity of Section A – strikes the eye. But there is another possibility for *omnes*: instead of affecting every male in the attacked district, it might mean »all the above«, that is, the soldiers of sections A and B. The legislator forces us to choose⁴⁸.

The Saxon case of 806 and later evidence suggest that *defensio patriae* was closely related to the royal army. If, as seems almost certain, *omnis populus* in 847 is a synonym for *hostis*, only *omnes* in 864 leads us away from a home defense carried out by the royal army or *exercitus*-like forces. It is a very frail basis for confirming that an »ancient general obligation« or a »traditional duty« had a part in providing for home defense. For comparison, there is no trace of such traditional duties in the English *trinoda necessitas*, which called only for service in the royal army, as did the Frankish equivalent cited in a royal charter of 775⁴⁹. It would be consistent with the rest of the evidence to understand *omnes* as meaning the soldiers of sections A and B (»all the aforesaid«), rather than a precipitate *levée en masse*.

Narrative sources offer passages of interest. At 829 the Carolingian Royal Annals report a moment of concern at Louis the Pious's court: the Northmen had raised a large army and were marching on the Saxon frontier; »At this news, [Louis] sent to all parts of Francia and ordered that, with the greatest haste, the entirety of his *populus* should follow him to Saxony« (and indicated where he would cross the Rhine, i. e., where the mobilized *populus* must assemble). The report of the Northmen danger was false, however. Louis went to Worms, from which he eventually released the »people« to return home⁵⁰. These lines anticipate the Meersen capitulary of 847, with its reference to the *populus* and invaders. The rapprochement is suggestive. *Populus*

48 Janet NELSON, *Translating Images of Authority: The Christian Roman Emperors in the Carolingian World* (1989), reprinted in EAD., *The Frankish World 750–900*, London 1996, p. 95, pointed out that Pîtres, c. 27 had a relationship with Valentinian III Novel. 9 (Codex Theodosianus, *Leges novellae*, [ed.] Paulus M. MEYER, ed. 3, Berlin 1962, p. 90), »one and all [...] are to take up arms against the enemy«. This line is accompanied by many other echoes of these *Novellae* elsewhere in the Capitulary; Charles the Bald consciously assumed the guise of a Christian Roman emperor. Going beyond this fascinating observation (Nelson lists predecessors who had also made it), she proposed that the Frankish duty of home defense (as seen in 864) descended directly from Valentinian's fifth-century law via the Roman law codes (and was not of Germanic provenance). Against this stands the fact, now apparent, that there was no Frankish duty, long standing or generally instituted, of home defense. Continuity seems impossible. HALSALL, *Warfare and Society* (as in n. 19), p. 99, citing Nelson, noted this relationship to late Roman law.

49 For the charter, see n. 22, above. See BROOKS, *The Development of Military Obligations* (as in n. 22).

50 *Annales regni Francorum a. 829*, (ed.) Friedrich KURZE, *MGH SS rer. Germ.*, vol. 6, Hanover 1895, p. 177; (tr.) Reinhold RAU, *Quellen zur karolingischen Reichsgeschichte*, 3 vols., Darmstadt 1955–1960, vol. 1, p. 154–155.

in the Annals for 829 has the sense of *exercitus*, which Louis mobilized from far and wide, took with him to Worms, and eventually dismissed⁵¹.

Coupland surveys other reports of warfare for signs of *defensio patriae*⁵². His main illustration, a hypothetical case described in a capitulary of 865, involves all the local dignitaries, bishops, abbots, counts, and *missi* of a *missaticum* (a district comprising several counties), all first-line troops arrayed for official war, with a standard bearer and with a royal *missus* in overall command. Assembled against *infideles* – domestic enemies in this case, not foreigners – this (hypothetical) mobilization for home defense is far from a muster of miscellaneous civilians⁵³. What seems to be described is a summons of the *exercitus* for defense under royal auspices even if the king was absent. Another instance, two years later, points in the same direction. A Frisian people called *Cokingi* drove away Northmen led by Ruric, and Lothar II, suspecting that these vikings would return to his territories with reinforcements, »mobilized an army throughout his kingdom *ad patriae defensionem*«. The incident illustrates a summons of the royal army for defensive duty, much like the Saxons in 806 and the forces of 829 and 865⁵⁴.

To go by the modern historians cited in the opening pages, *landwehr/defensio patriae* was a secondary duty to which were assigned poorer freemen obligated to military service but not summoned to the royal *exercitus*; it was a duty favored for the freemen subject to mobilization but unqualified or unneeded (it was thought) to serve in the armies fighting the king's (offensive) wars. The summonses of 865 and 867 that we have just seen show that this discrimination between needed and unneeded troops did not apply. We are close to a situation, anticipated in 806 and later reiterated, in which defense was the task of the same *hostis* that engaged in offensives. By 869, home defense was fully integrated into the military organization if it had not been before:

»let all [bishops and abbots, counts and our vassals] always be prepared so that, if need happens to us, they may come to the defense of the homeland against pagans and other enemies of God and ourselves without delay immediately as they are notified, as the custom was in the times of our predecessors⁵⁵.«

51 The German translation (*ibid.*, p. 155) renders *populus* as »gesamter Heerbann«. On *populus* as a synonym for *exercitus*, see n. 35 and n. 38, above. It seems likely that the troops were much thinned out by partial dismissals before being wholly demobilized, but the annalist does not hesitate to use *populus* again. The sense of these lines – mobilization, campaign, dismissal – brings »army« to mind.

52 COUPLAND, Carolingian Army (as in n. 1), p. 52–54. An authentic case might be the small incident in Annales Bertiniani a. 864, (ed.) GRAT (as in n. 40), p. 113: *pagenses* of Flandria resist Northmen's landing, diverting them further up the Rhine. Less certain is an incident in the same year when Count Robert of Anjou, presumably with the troops at his command, attacked two detachments of *Northmanni* (*ibid.*, p. 116). A count with his troops sounds like a part of the royal army.

53 Capitulare Tusiense, 865, MGH Capit., vol. 1, p. 331, c. 13. COUPLAND, Carolingian Army (as in n. 1), p. 53.

54 Annales Bertiniani a. 867, (ed.) GRAT (as in n. 40), p. 137: *hostem ad patriae defensionem per regnum suum indicit quasi contra Normannos*.

55 Capitulary of Pitres, 869, MGH Capit., vol. 2, p. 337, *Adnuntatio Karoli regis*, c. 3: *omnes [episcopi et abbates, comites ac vassi nostri] ita sint semper parati, ut, si nobis necessitas evenerit, ad*

This injunction combines the »hurry-up« legislation of 802 and other years with the *defensio patriae* laws of 847 and 864. In the situation envisaged in 869, all the great dignitaries of the realm, the heart of the royal army, were in their various monasteries, dioceses, and counties and, when notified by the king of an attack, expected to perform their military service not by assembling in a grand *hostis* but by directly marching against the invading enemy. The noteworthy departure from earlier laws is the reference to notification: no earlier capitulary had specified that the military magnates had to be called up. Here, we see the royal host being mobilized not as an attack force but in defensive array. The days of offensive warfare were suspended (not to say ended) and now superseded by days of frequent (if not continual) defense. The transformation of the Carolingian army from an offensive to a (mainly) defensive force, situated by Reuter in the last years of Charlemagne's reign, may be better found in the second half of the ninth century, at least in the West Frankish kingdom⁵⁶.

An item of legal evidence illustrates how central to military affairs home defense had become by the end of the ninth century. A number of Frankish legal *formulae* (model charters) that might conceivably invoke *defensio patriae* do not do so. The collections of formularies that contain them are mainly of the ninth century, but the »excuse from the army« model is in three different compilations in similar forms and probably belongs to an early layer of the collections. The *formulae* all excuse the petitioner from further army service: »About the [royal] army (*De hoste*) [...] Know that we have granted to so-and-so that he may be sheltered from all army summonses (*hostibus*) and from all army fines (*haribanis*).« The same release in different words is in two *formulae* from other collections⁵⁷. But in 877 matters were put differently, and *defensio patriae* appears: »And if [the excused man] wishes to live quietly on his alod [= private property], let nothing be required from him except solely that he should proceed to home defense⁵⁸.« There is no explicit reference to an excuse from *hostis* and *haribannus* but, instead, the addition of an obligatory participation in *defensio patriae*. The beneficiary was not ordered to join a »Homeland Defense« force but, as elsewhere, to proceed to the defense of his *patria*, without details.

There is no evidence of a long-standing, »traditional« obligation for the entire population of Carolingian districts to turn out for home defense. The one long-entrenched military tradition was *exercitus/hostis* – obligatory service in the royal army

defensionem patriae contra paganos aut contra alios Dei et nostros inimicos, sicut consuetudo fuit tempore antecessorum nostrorum, absque mora statim, ut eis nuntiatum fuerit, possint venire.

56 REUTER, End of Expansion (as in n. 5), p. 254–255, 259–263.

57 *Formulae Salicae Merkelianae*, no. 42, MGH *Formulae*, (ed.) Karl ZEUMER, Hanover 1886, p. 257, *Cognoscatis quia nos [...] nomine ille concessimus, ut [...] de omnibus hostibus et de omnibus haribanis [...] securus exinde valeat resedere.* Also, *Cartae Senonicae* 19, p. 193; *Collectio Pataviensis* 3, p. 457–458. On the formula collections, see Rudolf BUCHNER, *Die Rechtsquellen*, in: Wilhelm WATTENBACH, Wilhelm LEVISON, *Deutschlands Geschichtsquellen im Mittelalter. Vorzeit und Merowingier*, Beiheft, Weimar 1953, p. 49–55; Alice RIO, *Legal Practice and the Written Word in the Early Middle Ages: Frankish Formulae, c. 500–1000*, Cambridge 2009.

58 *Capitulary of Quierzy, 877*, MGH *Capit.*, vol. 2, p. 358, c. 10: *Et si in alode suo quiete vivere voluerit, nullus [...] aliud aliquid ab eo requiratur, nisi solummodo, ut ad patriae defensionem pergat.* The »nothing else to be required of him« might embrace *hostis* and *haribannus*, but this is uncertain.

when mobilized. (The same held for England⁵⁹.) When first encountered, at the beginning of the ninth century, *defensio patriae* was carried out by the fully assembled Saxon army, not by a mass levy of men from the attacked territory. There is no later text leading us to believe with any certainty that there was a »tradition« of home defense. The duty of defending territory clung resolutely to persons subject to royal military service. Even retired freemen were subject to this obligation. The balance of evidence throughout the ninth century tips in the direction of a defense carried out by forces summoned to the *exercitus*.

Two Italian capitularies, at the very end of the century, add a footnote, and a twist, to the mainly West Frankish capitularies just discussed. Guido of Spoleto, emperor for a short time, held an assembly in Pavia in January 891 legislating about various matters. Two of the clauses refer to *praedones*, robbers. In one, they were allowed to cross a county peacefully, but, if they got out of hand and started robbing the natives, the count was to call out the *populus terrae*, the people of the district, and take stern measures. The next clause evokes the same cast of characters; the count had called out laymen, both free and slave, from the county to help him against prowling robbers intruding in the county. The situations are reminiscent of the old American west (at least as seen in books and films) – the sheriff summoning the equivalent of a posse in pursuit of malefactors. There is no reference to »home defense« or any other army-style terminology. Chasing robbers was a police action engaged in by civilians rounded up by the count⁶⁰. The army was reserved for a later clause. Pursuant to an imperial command, a count had ordered his *arimanni* (freemen) to proceed in armed array to defend the homeland (*ad defensionem patriae*)⁶¹. Here, we no longer hear of men being mobilized to join the royal host or an *expeditio*. The imperial summons to »defense« by the army was, evidently, the collective term for any military activity, offensive as well as defensive. We are reminded of the German *Wehrmacht*, »defense force«, that is, the army, or the U.S. »Defense« Department, that is, the ministry of all the armed forces. Language had evolved.

III

It is generally understood that freemen of the Frankish kingdoms were duty bound to follow their kings to war at their own cost, and that this obligation extended into the Carolingian period⁶². Some scholars became uncomfortable with this idea and sought to qualify it. Historians from Delbrück in the 1920s to Reuter in the 1980s accepted the notion of general military duty but restricted it, for ordinary Frankish freemen, to home defense. To repeat Delbrück, it was only in the mobilization against an enemy invasion, *defensio patriae/lantweri*, that the ancient general obliga-

59 BROOKS, Development of Military Obligation (as in n. 22), p. 69.

60 Widonis imperatoris capitulare Papiense legibus addendum, MGH Capit., vol. 2, p. 107–108, c. 1–2.

61 Ibid., p. 108, c. 4: *Si igitur ex precepto imperiali comes loci ad defensionem patriae suos aerimannos hostiliter properare monuerit.*

62 A succinct formulation, Ferdinand LOT, Christian PFISTER, François-Louis GANSHOF, Les destinées de l'Empire en Occident, Paris 1927, p. 557: (my tr.) »[Under the Carolingians] military service remained obligatory for all freemen and at their own cost.«

tion for military service survived. The discomfort widely caused by the idea of obligatory service by all freemen was allayed by conjuring up a limited, age-old duty of *defensio patriae* in cases of hostile invasion, assigning the freemen to it, and removing them from service in the *exercitus*. It went unnoticed that such a division of duties presupposed two different, traditional military obligations, one for the poor (*defensio patriae*), one for the rich (*exercitus/hostis*). Ordinary Frankish freemen, limited to home defense, would have had little part in the making of the Carolingian empire. The conquests of Pippin and Charlemagne would have been achieved by armies composed chiefly of »magnates and their followers«. This duality is not in the sources, however; military duty came in only one flavor.

An institution taken to be antique, the »ancient, traditional« duty of local defense, proves on closer scrutiny not to have existed at all. *Defensio patriae* was not left to the care of otherwise unmobilized men; it was one of the charges of royal armies. The freemen, rich and poor, were summoned to the *exercitus* alongside the magnates and their henchmen. The mobilizing capitularies spell this out unambiguously, and the rules they report were not recent inventions. Was there a modest change at the mid-ninth century? The reference to *omnis populus* in the capitulary of Meersen, and to *omnes* in that of Pîtres, seems to detach us from the official army and evoke a mixed force brought into being for dealing with an emergency situation. But this is a forced interpretation. The words in question are better understood as references to the *hostis*. The normal order of affairs was that home defense in the late 800s was a task of royal armies as it had been in the early 800s. The Pîtres capitulary of 869 conveys the dominant rules. Traces of a »traditional« obligation for all indiscriminate men to rally in defense of the homeland cannot be found.

A universal military obligation for freemen was recognized by the three historians quoted at the beginning of these pages. In Ganshof's words, »all the subjects of the king [...] owed him military service«. But in the writings of these authors and many others, this service was severely circumscribed. Wrongly. The Frankish kingdoms had no »traditional duty of local defense«. When freemen were mobilized, there was no alternative to their serving in the royal *exercitus* alongside »magnates and their followers« in an offensive and defensive capacity. The Carolingian conquests were not an exclusively »noble« enterprise. The rank and file of freemen also took part. There were useful tasks for them to perform.

Appendix

Recruitment in a military capitulary of 808

C. 1, *Ut omnis liber homo, qui quatuor mansos vestitos de proprio suo sive de alicuius beneficio habet, ipse se praeparet et per se in hostem pergat, sive cum seniore suo si senior eius perrexerit sive cum comite suo. Qui vero tres mansos de proprio habuerit, huic adiungatur qui unum mansum habeat et det illi adiutorium, et ille pro ambobus possit. Qui autem duos habet de proprio tantum, iungatur illi alter qui similiter duos mansos habeat, et unus ex eis, altero illum adiuvante, pergat in hostem. Qui etiam tantum unum mansum de proprio habet, adiugantur ei tres qui similiter habeant et dent ei adiutorium, et ille pergat tantum; tres vero qui illi adiutorium dederunt domi remaneant*⁶³.

»That every free man who has four occupied [i. e., cultivated] *mansi* of his own or in benefice from another should equip himself and go on his own behalf to join the host, either with his lord (if his lord goes) or with his count. A man who has three *mansi* of his own should be joined by someone who has one and who can give him assistance so that he can go on behalf of both. A man who has only two *mansi* of his own should be joined by someone who also has two, and one of them should go to join the [army], with the other giving him assistance. A man who has only one *mansus* of his own should be joined with three others in a similar situation who can give him assistance: he alone should go, and the three who give him assistance should remain at home⁶⁴.«

63 MGH Capit., vol. 1, p. 137.

64 Henry Royston LOYN, John PERCIVAL (Tr.), *The Reign of Charlemagne. Documents on Carolingian Government and Administration*, London 1975, p. 96.

FAMILIAR MARVELS?

French and German Crusaders and Chroniclers Confront Baltic Pagan Religions*

To those of us who study a predominantly monotheistic culture such as late medieval Europe, polytheistic pagans can seem the ultimate Other, and such an approach has yielded some fruitful historiographical insights into the Crusades against the pagans of the Baltic area¹. Nevertheless, it is our contention in this paper that modern constructions of »otherness« may not be transferable to some of the medieval authors who wrote about these wars. In this we are encouraged by recent work in other areas of history which warns against »rigid notions of otherness« in constructing a paradigm for the surprisingly nuanced discourse of medieval authors writing about other cultures².

When we compare the perception of Baltic pagan religion in some Old French sources and in three Latin chronicles, all written by participants in or apologists for the Baltic Crusades, we see that the clerical authors writing in Latin, like the aristocratic ones writing in French, had little condemnation for paganism *ipso facto*. These chroniclers of course believed that Christianity should replace paganism, but show little of the expected horror even at pagan human sacrifice. The pagan gods may be demons, but this places them within an ordered and familiar view of the world. The chroniclers seek to make sense of the pagan religion, to place it and its practitioners into some familiar category. Pagan enemies are represented not as alien creatures but rather as specific individuals (real or imagined), who may be respected adversaries with specific exotic customs which can even occasionally serve as exemplars for Christians. In these accounts, pagans may be stupid or cunning, cowardly or brave, noble or treacherous, but they are always recognizably human and their religion is a mistake or a demon-induced delusion (such as Christians could also suffer) – or just an exotic detail.

* Loïc Chollet wrote the discussion of French sources and Rasa Mažeika the discussion of the chronicles of the military orders.

1 Edith FEISTNER, Vom Kampf gegen das Andere: Pruzzen, Litauer und Mongolen in lateinischen und deutschen Texten des Mittelalters, in: Zeitschrift für deutsches Altertum und deutsche Literatur 132 (2003), p. 281–294; EAD., Michael NEECKE, Gisela VOLLMAN-PROFE, Krieg im Visier. Biblepik und Chronistik im Deutschen Orden als Modell korporativer Identitätsbildung, Tübingen 2007.

2 Paolo BORSA, Christian HØGEL, Lars Boje MORTENSEN, Elizabeth TYLER, What is Medieval European Literature?, in: Interfaces: A Journal of Medieval European Literatures 1 (2015), p. 16; Nicholas MORTON, Templar and Hospitaller attitudes towards Islam in the Holy Land during the 12th and 13th centuries, in: Levant 47 (2015), p. 316–327.

Sacred woods and funeral pyres: the Lithuanians' religion seen by French eyes

During the 14th century, travelling to the Baltic shore to support the Teutonic Knights in their fight against the pagan Lithuanians became a kind of fashion among the French as well as English aristocracy³. The prestige of the *Reisen* was probably enhanced by the courtly atmosphere displayed by the Teutonic Order, but also by the fact these expeditions were directed against pagans⁴, who in the sources from Western Europe are often called »Saracens«, as were all the non-Christians the crusaders encountered on the margins of Christendom⁵. Another characteristic of the *Reise* was the crossing of the *Wildnis*, a huge expanse of forest and marshes separating Prussia from Lithuania, which must have been an impressive way of starting the expedition⁶. One may imagine that most of the Order's guests were mostly interested in waging a chivalric war against infidels, but the few accounts we have show that the travellers interested enough to have written down their impressions were not only concerned with warlike activities.

When in the middle of the 13th century Western Europe came into closer contact with the Baltic world through the mendicant orders' networks⁷, encyclopaedists as well as popes treated the pagan Balts as ignorant victims of a superstition induced by demons⁸. This notion disappears in the French travellers' testimonies, who describe the locals' religious customs sometimes with details, but rarely characterise their beliefs as idolatry⁹. However, a few elements of Baltic religion found in 13th century

- 3 Werner PARAVICINI, *Die Preußenreisen des europäischen Adels*, 2 vol., Singmaringen 1989–1995.
- 4 Norman HOUSLEY, *The Later Crusades, 1274–1580: from Lyon to Alcazar*, Oxford 1992, p. 399–400.
- 5 Allan V. MURRAY, Saracens of the Baltic: Pagan and Christian Lithuanians in the Perception of English and French Crusaders to Late Medieval Prussia, in: *Journal of Baltic Studies* 41/4 (2010), p. 413–429; Shlomo LOTAN, The Teutonic Knights and their Attitude about Muslims: Saracens in the Latin Kingdom of Jerusalem and in the Baltic Region, in: Cordelia HESS, Jonathan ADAMS (ed.), *Fear and Loathing in the North*, Berlin 2015, p. 324–325; John V. TOLAN, *Les Sarrasins, l'islam dans l'imagination européenne au Moyen Âge*, Paris 2003, p. 186.
- 6 Werner PARAVICINI, *La Prusse et l'Europe occidentale. La participation de la noblesse d'Europe occidentale aux croisades de l'Ordre des Chevaliers Teutoniques contre la Lituanie*, in: *Cahiers de recherches médiévales et humanistes* 1 (1996), p. 188. On the forest as symbolically associated with paganism, Marek TAMM, *Signes d'altérité. La représentation de la Baltique orientale dans le »De proprietatibus rerum« de Barthélemy l'Anglais (vers 1245)*, in: Outi MERISALO (ed.), *Frontiers in the Middle Ages*, Louvain-la-Neuve 2006, p. 161–162; Michel PASTOUREAU, *La forêt occidentale, un univers symbolique*, in: André CHASTEL (ed.), *Le château, la chasse et la forêt*, Bordeaux 1990, p. 83–98.
- 7 Marek TAMM, *Communicating Crusade. Livonian Mission and the Cistercian Network in the Thirteenth Century*, in: *Ajalooline Ajakiri* 3/4 (2009), p. 341–372.
- 8 Rasa MAŽEIKA, *Granting Power to Enemy Gods in the Chronicles of the Baltic Crusades*, in: David ABULAFIA, Nora BEREND (ed.), *Medieval Frontiers: Concepts and Practices*, Aldershot 2002, p. 153–171, here p. 160–161.
- 9 Philippe de Mézières on the Lithuanians: *cest gens sont ydolatres* (Songe du Viel Pelerin, ed. Joël BLANCHARD, Genève 2015, p. 207) and the native Prussians: *veulent laisser en leurs cuers l'ydolatrie et la loy de leurs vieulz anchissours* (ibid., p. 215). The ms. used by G. Cooplund has *veulent laisser en leurs cuers l'ydolatrie et la loy de leur dieux et de leurs vieulx ancesseurs*, *Le Songe du Vieil Pelerin*, ed. George W. COOPLAND, vol. 1, Cambridge 1969, p. 241.

encyclopaedists are also mentioned by our travellers. For example, in his »Bonum universale de apibus«, Thomas de Cantimpré explains that »until now, the infidels of Prussia honour the sacred woods and do not dare to notch them, nor to penetrate through them, except if they wish to make sacrifice to their gods«¹⁰. For the author of the said »Messin chronicle«, who probably took part in the *Reise* he describes¹¹, the pagan Samogitians' sacred grove even appears to be their last refuge, where they tried to flee before the crusader's onslaught: »When they felt the strength of the Christians, they fled to a marvellous wood which they called the Sacred Wood, where no Christian had ever been; when they felt pressed, they always escaped to this wood«¹². The sacred woods have been mentioned by at least two other French authors, the chronicler Jean Cabaret d'Orville and the traveller Guillebert de Lannoy; interestingly enough, both link the pagans' holy groves to cremation of the dead¹³.

These descriptions lead us to the element which came most easily when French authors wrote about the Baltic customs: the funeral pyre, which was most probably used for the funerary rites of the Lithuanian nobles in the 13th-14th centuries¹⁴. The most impressive account of such a ceremony is to be found in »Le Songe du Viel Pelerin«, the work of Philippe de Mézières, who describes Prussia and Lithuania after the memories of his own travel to the *Ordensstaat* as an ambassador of the King of Cyprus, in 1364¹⁵:

- 10 *His adhuc Prussiae gentiles silvas aestimant consecratas, & eas incidere non audentes, nunquam ingrediuntur easdem, nisi cum in eis dijs suis voluerint immolare*, L. 2, chap. 57, ed. G. COLVENERIUS, Douai 1627, p. 548; Wilhelm MANNHARDT, *Letto-Preussische Götterlehre*, Riga 1936, p. 48–49. The use of sacred groves by the Baltic pagans is discussed by Stephen C. ROWELL, *Lithuania Ascending: A Pagan Empire within East-Central Europe, 1295–1345*, Cambridge 1994, p. 120–122.
- 11 *Die Metzger Chronik des Jaïque Dex (Jacques d'Esch) über die Kaiser und Könige aus dem Luxemburger Hause*, ed. Georg WOLFRAM, Metz 1906, p. LXXIII, 336. The author of the chronicle is thought to be Jacques d'Esch, a member of the Messin aristocracy.
- 12 *Maix quant ilz sentont la force desdis Crestiens, ilz recullont arrier et s'en allont fuiant en ung merveilleux bois, qu'ilz appelloient le Saint Boix, ou onque Crestien n'avoit esteit, et onqueil boix, quant ilz se sentient constrains, ilz s'i alloient aitez salver*, ed. WOLFRAM (as in n. 11), p. 337.
- 13 *Les saints bois (que ainsi ils appellent) des pins, ou ils consumoient les corps de leurs morts par feu et en faisoient sacrifier*, Jean Cabaret d'Orville, *Chronique du bon duc Loys de Bourbon*, ed. Alphonse-Martial CHAZAUD, Paris 1876, p. 65; [...] *ont lesdis Corres, [...] une secte que après leur mort ilz se font ardoir en lieu de sépulture, vestus et aournez chacun de leurs meilleurs aournements en ung leur plus prochain bois ou forest qu'ilz ont, en feu fait de purain bois de chesne*, Œuvres de Guillebert de Lannoy, ed. Charles POTVIN, Louvain 1878, p. 30.
- 14 Marek TAMM, *A New World into Old Words: The Eastern Baltic Region and the Cultural Geography of Medieval Europe*, in: Allan V. MURRAY (ed.), *The Clash of Cultures on the Baltic Frontier*, Farnham 2009, p. 30–31. On archeological finds, Eglė BAZARAITE, Teresa HEITOR, *Comparative Study of Christian and Pagan Burial Constructions*, in: *Mosklas – Lietuvos Ateitis* 5/3 (2013), p. 316–321; ROWELL, *Lithuania Ascending* (as in n. 10), p. 128–130.
- 15 On Philippe de Mézières in Prussia, see Werner PARAVICINI, *Litauer: vom heidnischen Gegner zum adligen Standesgenossen*, in: ID., Rimvydas PETRAUSKAS, Grisca VERCAMER (ed.), *Tannenberg – Grunwald – Žalgiris 1410*, Wiesbaden 2012, p. 258–259; Stephen C. ROWELL, *Of Men and Monsters: Sources for the History of Lithuania in the Time of Gediminas*, in: *Journal of Baltic Studies* 24 (1993), p. 93; ID., *Lithuania Ascending* (as in n. 10), p. 130–131; Sylvain GOUGUENHEIM, *Les Chevaliers Teutoniques*, Paris 2007, p. 586; S. JÓZWIĄK, J. TRUPINDA, *Organizacja życia na zamku krzyżackim w Malborku w czasach wielkich mistrzów (1309–1457)*, *Malbork 2011*, p. 214–215; M. GŁOBEK, *Utopia Europy zjednoczonej. Życia i idee Filipa de Mézières*

»When their king is dead, his barons arm him with all his weapons, and install him on a beautiful horse, well equipped with his weapons, and around the King they assemble fir trees, as one does for a bird's cage. And the barons elect the best friend the King had, and present him this honour, which consists in keeping company to his lord, who loved him so much, be burned with him and go to heaven. The aforementioned friend considers himself greatly honoured to keep his lord company for eternity, and on his own initiative, takes up a position in the wooden cage, near the dead king his lord, who is seated on his living horse. Then, the barons with great devotion, orisons and regrets put the cage on fire, and burn their king and his good friend. And the souls later go to a heaven arranged for such people¹⁶.«

When mentioning »that the souls later go to a heaven [*en Paradis*] arranged for such people«, Mézières probably did not intend to mean that the Lithuanian noblemen had access to Christ's followers' heaven¹⁷. The use of *Paradis* as a resting place for pagan deities is attested in the »Roman de la Rose«¹⁸ and this meaning is more or less the same in Antoine de la Salle's novel »Le Paradis de la Reine Sybille«, written a few decades after Mézières's work (a. 1442–1444)¹⁹; our author probably meant a similar idea by *Paradis*. Nonetheless, by reading the passage mentioning the Lithuanian Kings' funeral rites, one could hardly find disgust or abuse; on the contrary, the neutral tone shows curiosity, maybe even a hint of respect for the King's friend who accepts with joy to follow his lord in death. One gets the feeling that our French writer is trying to figure out what the beliefs of the Lithuanians may have been, so to say, to understand why they practised such a strange custom. Trying to explain the Baltic funerary rituals by the belief in another world after death was also a feature of mid-13th encyclopaedia of Bartholomeus Anglicus »De proprietatibus rerum«²⁰.

(1327–1405), Slupsk 1997, p. 80–81; V. KIPARSKY, Philippe de Mézières sur les rives de la Baltique, in: Neuphilologische Mitteilungen 41/3–4 (1940), p. 61–67; Juozas JAKŠTAS, Das Balticum in der Kreuzzugsbewegung des 14. Jhs. Die Nachrichten Philipps de Mézières über die baltischen Gebiete, in: Commentationes Balticae 6–7/3 (1959), p. 141–183.

- 16 *Et quant leur roy est mort ses barons l'arment de toutes ses armes, et le metent sus un biau cheval bien armé de ses armes et entour le roy mort il font une grant assamblee de sapins composee en maniere que on fait les mesengiers, et par election les barons prennent le plus grant ami que le roy avoit, et li presentent cest honnour, c'est assavoir qu'il doye tenir compaignie a son seigneur qui tant l'ama et estre ars avec lui et aler en Paradis. Ledit amy se tient pour honnouré a toujours maiz de tenir compaignie a son seigneur et de sa propre volenté se met dedans le mesengier de bois emprés du roy son seigneur mort, qui est assis sus son cheval tout vif. Et lors les barons a grant devotion et a grans oroisons et regrés bontent le feu oudict mesengier de bois et ardent leur roy et son bon amy. Et les ames s'en vont tantost en Paradis ordené a telz gens*, Songe du Viel Pelerin, ed. BLANCHARD (as in n. 9), p. 207.
- 17 Jeffrey B. RUSSELL, *A History of Heaven. The Singing Silence*, Princetown 1997, p. 128–129, notes that during the 12th century, the idea that a virtuous pagan may exceptionally be saved by a miracle and access to heaven developed, among literary field more than theology.
- 18 Alain REY (ed.), *Dictionnaire historique de la langue française*, vol. 2, Paris 1992, p. 1422; Adolf TOBLER, Erhard LOMMATZSCH (ed.), *Altfranzösisches Wörterbuch*, vol. 7, Berlin 1969, p. 192.
- 19 Cf. Antoine de la Salle, *Il Paradiso della Regina Sibilla*, ed. and trad. Patrizia ROMAGNOLI, Verbania 2001.
- 20 *Credentes sic incensos ad quartam [quandam] viuorum regionem feliciter pertingere*, l. 15, cap. 88, De Liunia, quoted by TAMM, *Les signes d'altérité* (as in n. 8), p. 169; *ibid.*, p. 164–165.

The knight Guillebert de Lannoy does nothing different when in his travel accounts he describes the habits of the inhabitants of Kurland which he crossed on his way from Prussia to Riga²¹. Interestingly enough, this aristocrat who sailed from Northern France in 1413 to take part in one of the last crusades against local »unbelievers«²² gives a quite accurate account of the people living in the region he travelled through, being able to distinguish between the »Semigallians, the Kurs and the Livs, who each have their own language«²³. Guillebert goes on reporting a comment he possibly heard from his local guides²⁴:

»Although they are native Christians through force²⁵, the Kurs have a doctrine [secte] that after their death instead of receiving a proper burial, each dressed and adorned with their best adornment in one of the closest woods or forests they have, they are burned in a fire only made of oaken wood. And they believe that if the smoke goes straight to the sky the soul is saved, but if it is blown laterally the soul is lost²⁶.«

For the last sentence, our travelling knight is relying on the medieval legend of the smoke of Cain's and Abel's sacrifices, indicating whether it has been accepted or rejected by God²⁷. While less spectacular than Mézières' account, this observation also

21 Guillebert de Lannoy travelled in the Baltic area in 1413–1414 as a crusader and individual traveler, and in 1421 as an ambassador for Duke Philippe of Burgundy. The notes of his travels has been collected after his death by his chaplain under the title »Voyages et ambassades«; Jaroslav SVÁTEK, *Discours et récit de noble voyageur à la fin du Moyen Âge (Ogier d'Anglure, Nompar de Caumont, Guillebert de Lannoy, Bertrandon de la Broquière)*, Lille, Prague 2012 (thèse non publiée), p. 42–62; Martin NEJEDLÝ, *Spisy středověkých cestovatelů jako podnět k »poutím mimo vyšlapané stezky«*, in: Guillebert de Lannoy, *Cesty a poselstva*, ed. Jaroslav SVÁTEK, Martin NEJEDLÝ, Olivier MARIN, Pavel SOUKUP, Prague 2009, p. 112. On his travel to the Baltic area, see SVÁTEK, *Discours*, p. 231–233, 262–265; Anne BERTRAND, *Un seigneur bourguignon en Europe de l'Est: Guillebert de Lannoy (1386–1462)*, in: *Le Moyen Âge* 95/2 (1989), p. 293–309; Oskar HALECKI, *Gilbert de Lannoy and his Discovery of East Central Europe*, in: *Bulletin of the Polish Institute of Arts and Sciences in America* 2 (1944), p. 314–331; Petras KLIMAS, *Guillebert de Lannoy in medieval Lithuania: voyages and embassies of an ancestor of one of America's great presidents*, New York 1945.

22 *mescréans*, Guillebert de Lannoy, ed. POTVIN (as in n. 13), p. 20.

23 [...] *des Zamegaelz, des Corres et des Lives, lesquelz ont chascun ung langaige à part eulz*, *ibid.*, p. 29–30; SVÁTEK, *Discours* (as in n. 17), p. 373.

24 Referring to another trip across the Order's lands, one can deduce that Guillebert used his guides as informers from whom he picked up the stories in his travel account. After visiting a Prussian commandry, he writes *Et de là, je fus mené sur le rivière de la Wisle* (Guillebert de Lannoy, ed. POTVIN [as in n. 13], p. 46), and then gives the story about the foundation of Toruń around an oak-tree. One may suppose this was told to him by the guide who led him to this place.

25 The ms. of de Lannoy family do not contain the words *natifz par force*; *ibid.*, p. 30, n. 4.

26 *Idem, ont lesdis Corres, jasoit ce qu'ilz soient cristiens natifz par force une secte que après leur mort ilz se font ardoir en lieu de sépulture, vestus et aournez chascun de leurs meilleurs aourmens en ung leur plus prochain bois ou forest qu'ilz ont, en feu fait de purain bois de quesne. Et croyent, se la fumière va droit ou ciel, que l'âme est sauvée, mais, s'elle va soufflant de costé, que l'âme est périe*; *ibid.*, p. 30.

27 Norbertas VĖLIUS (ed.), *Baltų Religijos ir Mitologijos Šaltiniai*, Vilnius 1996, p. 513; Alexander SCHEIBER, *La fumée des offrandes de Caïn et d'Abel. Historique d'une légende*, in: *Revue des Études Juives*, nouv. série 15 (115) (1956), p. 9–24.

shows an effort to make sense of the amazing practice of burning the dead, which is described with a neutral tone, with few traces of condemnation (only the use of the word *secte* may be charged pejoratively²⁸).

The cremation of the deceased, which is also used in literature when dealing with Antiquity's pagans²⁹, seems to have become a *topos* attached to the Lithuanians. In Jean d'Arras' prose novel »Mélusine« (1393) we find a character who may well be a Lithuanian duke³⁰: Selodus, *roy de Craco* [Cracow], an evil leader of »Saracens«³¹. By relying on the Lusignan's legend of origin and their supposed familial relationship to the Luxembourg, the author intended to glorify his patron Jean de Berry's ancestors³², among whom the most famous was probably John the Blind, the King of Bohemia who went on a *Reise* in 1329. While the memory of King John's war against Lithuanians probably provided a good template to the author³³, one may think the contemporary turmoil occurring between the Teutonic Order and Poland's King Jagiello, a convert of Lithuanian origin, could have been mixed in to draw the picture of a Lithuanian arch-villain³⁴. After all, the early 1390s was the peak of French participation in the wars in the Baltic area³⁵, so one may infer that the author of the novel had heard about the Order's accusations from some knights coming back from Prussia. The oral transmission of tales from far-away lands and the exaggeration of their content seems to have been so common that the theologian and moralist Jean Petit (d. 1411) even felt obliged to remind the returned crusader to tell the sole truth about

28 *Secte* is used by Guillebert in regard of the Muslims: SVÁTEK, Discours (as in n. 21), p. 403.

29 Cf. Dydo's death on a pyre; Le Roman d'Éneas, ed. and trans. Aimé PETIT, Paris 1997, p. 166–173.

30 In proposing a Lithuanian inspiration for Jean d'Arras' East-Central European »Saracens«, we must keep in mind that it is inappropriate to try identifying the fictional character Selodus with a unique historical figure; Martin NEJEDLÝ, »Comment le roy Selodus fist ardoir le corps du roy Fedric de Bahaigne devan la porte de Prange«. Les Tchèques et la croisade contre les Sarrasins dans »Mélusine« de Jean d'Arras (vers 1393), in: Martin NEJEDLÝ, Jaroslav SVÁTEK (ed.), Histories et mémoires des croisades à la fin du Moyen Âge, Toulouse 2012, p. 266.

31 The besiegers are called *payens et Sarrasins* (Jean d'Arras, *Mélusine ou la noble histoire de Lusignan*, ed. and trans. Jean-Jacques VINCENSINI, Paris 2003, p. 496 and *passim*). In the verse poem by Coudrette (1401), the men of the unnamed roy de Craquo are *Esclavons* (v. 2299), *Sarrasins* (v. 2313 and *passim*) and *payens* (v. 2352) (Coudrette, *Mélusine* [Roman de Parthenay ou Roman de Lusignan], ed. and trans. Matthew W. MORRIS, Jean-Jacques VINCENSINI, Lewiston 2009, p. 204–208). The variant chosen by E. Roach (Coudrette, *Le Roman de Mélusine ou Histoire de Lusignan*, ed. Eleanor ROACH, Paris 1982, p. 191, v. 2475 and *passim*) has *roy de Traquo* (v. 2475).

32 Jean d'Arras, ed. VINCENSINI (as in n. 31), p. 22–23.

33 Marie-Thérèse DE MEDEIROS, L'Idée de croisade dans la »Mélusine« de Jean d'Arras, in: Cahiers de recherches médiévales et humanistes 1 (1996), p. 149. King John's *Reise* features in Guillaume de Machaut's *Le Confort d'Ami*: *Œuvres de Guillaume de Machaut*, ed. Ernest HOEFFNER, vol. 3, Paris 1921, p. 107–108.

34 On the Teutonic accusations against King Jagiello and their doubts on the conversion of Lithuania, see Grzegorz BŁASZCZYK, *Dzieje Stosunków POLSKICH-LITEWSKICH*, vol. 2: *Od Krewa do Lublina*, Poznań 2007, p. 444–445; Rimvydas PETRAUSKAS, *Litauen und der Deutsche Orden: Vom Feind zum Verbündeten*, in: PARAVICINI, PETRAUSKAS, VERCAMER (éd.), *Tannenberg* (as in n. 15), p. 243–244.

35 PARAVICINI, *Preußenreisen* (as in n. 3), vol. 1, p. 30; GOUGUENHEIM, *Chevaliers* (as in n. 15), p. 578.

his experience, without adding his own fantasy to make the story catchier³⁶. Thus, one could imagine that such tales may have fuelled the imagination of a courtier writer such as Jean d'Arras, who most likely had the possibility to meet more than one knight back from a Lithuanian *Reise*.

According to the novel, Selodus has the body of the King of Bohemia burned³⁷, which is characterised as a strikingly unchristian behaviour, as is expressed by the king's daughter: »you would have found my lord my father alive, whom King Selodus has killed and has had the body burned to despise even more the catholic faith³⁸.« Hearing this, the angered Christians order Selodus and his men to be treated the same way: »and all the pagans would be burned, and all the Christians buried in sacred ground³⁹.« Surprisingly, even if the burning of the pagans' bodies is depicted as an act of revenge, one can see that in the end, each of the dead enemies are bidden farewell according to his rites. Nevertheless, the tone of the novelist, whose characters may be inspired by contemporary figures but are still to be read as belonging to the world of fantasy, is clearly more condemning than what we have read in Philippe de Mézières and Guillebert de Lannoy. Still, one must keep in mind that Jean d'Arras's abuse is directed against »Saracens« who are burning Christian bodies, not honouring their own dead according to their custom!

Dealing with noble adversaries' religion

The most spectacular rites of the Baltic pagans were known to French authors and their informers, but did not prevent them to write in a neutral tone about friendship between these »unbelievers« and Christian warriors. To the Teutonic Knights, pagan Lithuanians quickly became normal partners one could deal with, making peace and even entering into an alliance⁴⁰. Such an occasional partnership has been remarked by

36 *Mais garde bien qu'il ne raconte / Fors que la pure verité; / Car ce qui sera recité / Par lui sera de ville en ville / Porté, si tost com tourne bille. / Pourquoi seroit grant villennie / S'il estoit prins en menterie* (v. 2898–2904), Jean Petit, »Les condicions qui sont requises à l'enfant d'un seigneur à estre droit gentilz«, *Le Livre du champ d'or et autres poèmes inédits*, ed. Pierre LE VERDIER, Paris 1896, p. 133; NEJEDLÝ, *Spisy středověkých* (as in n. 21), p. 107–108. About the circulation of news in the groups of travelling knights mentioned by Jean Froissart, *ibid.*, p. 101.

37 *Et le roy de Craquo fait prendre le corps du roy Fedric tout mort et le fist ardoir devant la porte pour plus esbahir ceulx de la cite de Prange*, Jean d'Arras, ed. VINCENSINI (as in n. 31), p. 518. Coudrette's poem mentions that a pyre had been used for burning the King's body: *Lors alumer ung grant feu font / Et de busche mette en ung mont, / Pres de la porte le feu firent* (v. 2357–2359), Coudrette, ed. MORRIS, VINCENSINI (as in n. 31), p. 208.

38 *vous eussiez trouvé monseigneur mon pere en vie, que le roy Selodus a mis mort et puis a fait ardoir le corps pour plus despiter la foy catholique*, Jean d'Arras, ed. VINCENSINI (as in n. 31), p. 528–530. The evil behavior of Selodus is emphasized by the answer Antoine de Lusignan gives to the King of Alsace, who told him that the »Saracens'« leader had King Frederic's body burned, *ou despit de toute crestienté: Par mon chief, dist Anthoine [...] vrayment, le roi Selodus fist grant mesprison et grant cruauté, car puisque uns homs est mort, c'est honte a son ennemy de le plus touchier*, *ibid.*, p. 530–532.

39 *feussent tous les payens ars et bruiz, et tous les crestiens enseveliz et mis en terre sainte*, *ibid.*, p. 530.

40 Cf. Rasa MAŽEIKA, Of cabbages and knights: Trade and trade treaties with the infidel on the northern frontier, 1200–1390, in: *Journal of Medieval History* 20 (1994), p. 63–76; PARAVICINI, Litauen (as in n. 15), p. 261–265, 267; PETRAUSKAS, Litauen (as in n. 34), p. 238, 241–242; Stephen

the »Messin chronicle«'s author, who says his heroes were fighting Samogitians alongside with »Duke Vytautas of Lithuania, a Saracen, who helped the Prussians«⁴¹. By the time this raid took place (1400), Vytautas had long been baptised⁴², but this sentence shows that it was not seen as dishonour to fight on the side of a perceived pagan, who led a troop of Muslim Tatars⁴³. On the other hand, the only war episode Guillebert de Lannoy took part in during his travel to the Baltic area was not against the Lithuanians or Samogitians, but against the Poles and Pomeranians, »who favoured the Saracens«⁴⁴. In this case, the Teutonic Order's propaganda may have worked to lure the young knight⁴⁵, but generally speaking, it seems that the guest crusaders found themselves quickly integrated in the Order's complicated policy, which reached farther than just waging war against the pagans⁴⁶. A truce arrangement including a surprising practice is depicted by Jean Cabaret d'Orville, who possibly relied on the crusader Jean de Chastelmorand's testimony⁴⁷:

»The Christians did so much [in war] that the Saracens were happy for them to go back to their countries, in return for the arrangement that, for some time, the Saracens of Lithuania and of Novhorod⁴⁸ would not pillage nor burn the churches of the Christians, and also that the Christians, knights of the Order of Prussia as well as of Livonia, would not in their land of Lithuania and nor in its marches burn the holy woods (as they name it) of pine trees, where they consumed by fire the bodies of their dead and made sacrifice of it. Thus this was granted by each side, and the peace was proclaimed in the provinces⁴⁹.«

- C. ROWELL, Unexpected Contacts: Lithuanians at Western Courts, c. 1316–1400, in: *The English Historical Review* 111, no. 442 (1996) p. 557–577.
- 41 *Et estoit le duc Withate de Laitue Saraisin, aidant les Prusois*, Metzger Chronik, ed. WOLFRAM (as in n. 11), p. 337.
- 42 Grand-Duke Vytautas of Lithuania was baptised in 1384–1386.
- 43 *avoit bien que de son payx de Laitue que de Poulaine, que dez Russe, que des Tertez IIII^{xx} millez chevalx*, Metzger Chronik, ed. WOLFRAM (as in n. 11), p. 337.
- 44 *qui favorisoient les Sarrasins*, Guillebert de Lannoy, ed. POTVIN (as in n. 13), p. 26.
- 45 HOUSLEY, Later crusades (as in n. 4), p. 402; HALECKI, Gilbert of Lannoy (as in n. 21), p. 318.
- 46 RASA MAŽEIKA, An Amicable Enmity: some peculiarities in Teutonic-Balt relations, in: Charles INGRAO (ed.), *The Germans and the East*, West Lafayette 2007, p. 49–58; PARAVICINI, Litauer (as in n. 15), p. 253–282; PETRAUSKAS, Litauen (as in n. 34), p. 237–251; ROWELL, Unexpected contacts (as in n. 40), p. 557–577.
- 47 GOUGUENHEIM, Chevaliers (as in n. 15), p. 584–585; Olivier MATTÉONI, Portrait du prince idéal et idéologie nobiliaire dans »La Chronique du bon duc Loys de Bourbon« (1429), in: *Studi Francesi* 115 (1995), p. 4–9.
- 48 The text has *Norgalles*, which may be a corruption of Novhorod(-Siverskyi), the principality of the Lithuanian duke Korybut.
- 49 *Et tant firent chrestiens que les sarrasins furent tous lies d'eulx en realler en leur pays, parmi l'ordonnance faite que, de certain temps, les Sarrasins de Letho ne de Norgalles ne pilleroient nulles esglises des chrestiens ne les bruslerioient, ne aussi les chrétiens, chevaliers de la religion, tant de Prusse, comme de Niffelant, en leur pays de Letho ou es marches, n'arderoient les saints bois (que ainsi ils appellent) des pins, ou ils consuioient les corps de leurs morts par feu, et en faisoient sacrifice. Si fut octroyé d'une part et d'autre, et par ainsi fut la paix créée par les provinces*, Jean Cabaret d'Orville, ed. CHAZAUD (as in n. 13), p. 65.

As in the accounts of Mézières and Lannoy, one would hardly find any abuse in the chronicler's description of the Lithuanians' rites. One would be tempted to say the funerary practice of the pagans is mentioned in passing, without any moral judgement; the main concern seems to be that the *Reise* came to an end. Beside this, this extract shows that, at least according to the French chronicler and his informer, the Teutonic Knights went as far as to accept and respect the adversary's sacred places, at least if the Lithuanians promised to follow a similar attitude⁵⁰. Even if a crusader-like ethos was reflected by the use of wording such as »Saracens«, the chronicler seems to depict the war against Lithuania more as a knightly activity than a religiously motivated fight for wiping-out paganism⁵¹. Showing pragmatic toleration toward the Balts' traditional religion is not seen as something dishonourable; on the contrary, the account goes on to note that the grand-master declared the *Reise* to have been honourable and a good occasion to dress the prestigious »table of honour« in Marienburg⁵².

Writing about King John of Luxembourg's expedition to Lithuania in his »Ly Myreur des Histors« (which despite his form of a universal chronicle, could be seen more as a roman), Jean d'Outremeuse (d. 1400) stages an interesting story, where the Baltic crusades meets elements of Arthurian romance⁵³. The main character of this tale is a Lithuanian, *li roy Margalis*, who surrendered to King John after having been deprived of the possibility to fight a chivalric duel. John thinking that such a *proid'homme*⁵⁴ deserved to be baptised, he sent him a beautiful maiden, with the task to bring him to the fonts. Immediately seduced, Margalis (who now wears the Islamic title of »sultan«⁵⁵) considers becoming a Christian to win the love of the girl. The words Jean puts in his mouth gives an insight of how Lithuanian religion was seen by an author writing in far-away France: »to renounce my faith is too difficult for me, because I would be deprived of parents and friends who could help me if I fell into poverty⁵⁶.« The faith of a pagan nobleman is depicted as a part of larger social ties, al-

50 ROWELL, Lithuania Ascending (as in n. 10), p. 121. See also MAŽEIKA, Granting Power (as in n. 8), p. 153–171 and EAD., Of cabbages (as in n. 40), p. 63–76.

51 Cf. PETRAUSKAS, Litauen (as in n. 34), p. 243.

52 [...] *le hault maistre de Prusse qui vit que celle reise s'estoit si bien portée à l'honneur de soi [...] festoya la chevalerie qui o lui estoit moult haultement, et pour l'honneur du jour, le service divin accompli, en son chastel de Mariembourg fit couvrir la table d'honneur*, Jean Cabaret d'Orville, ed. CHAZAUD (as in n. 13), p. 65.

53 Pit PÉPORTÉ, Constructing the Middle Ages: historiography, collective memory and nation-building in Luxembourg, Leiden 2011, p. 171; Théodore DE PUYMAIGRE, Une campagne de Jean de Luxembourg, roi de Bohême, in: *Revue des questions historiques* 42 (1887), p. 176–179; PARAVICINI, Litauer (as in n. 15), p. 256; ROWELL, Lithuania Ascending (as in n. 10), p. 33; Václav ŽŮREK, Sur les traces des grands croisés. Le goût pour la croisade de Jean et Charles de Luxembourg et l'inspiration française, in: NEJEDLÝ, SVÁTEK (ed.), *Histoires et mémoires* (as in n. 30), p. 283.

54 *Ly Myreur des Histors. Chronique et geste de Jean des Preis dit d'Outremeuse*, ed. Stanislas BORMANS, vol. 6, Bruxelles 1880, p. 414.

55 *soldant, soldans*, *ibid.*, p. 415–416.

56 *mais ly renoier ma loy m'est trop dure, car je n'auroie parens ne ami, se je chaioie en povreteit, qui me dewist aidier*, *ibid.*, p. 416.

most as an ethnic custom insuring the integration of the individual in the society⁵⁷. According to the author's view, renouncing to his ancestral faith would cut Margalis off from his fellow Lithuanians and condemn him to solitude. Immediately after, Jean states that »the devil held [Margalis] too hard in his netting, because he said he would rather die of love than be a believer«⁵⁸. Referring to the devil as a warrant of the King's paganism may just be a figure of speech; nevertheless, this wording lets us foresee a hint of condemnation. Be he influenced by the social pressure or by supernatural powers, Margalis is treated as a courtly figure, whose fidelity to pagan faith allows the author to draw a tragic story filled with the taste of exoticism⁵⁹.

Personal ties between pagans and Teutonic Knights are reported by Prussian chroniclers, who mention more than one episode displaying friendship between the Lithuanian dukes and a few individuals among the Order⁶⁰. After having explained the funerary rites of the pagans, Philippe de Mézières introduces the story of a Teutonic Knight who has been taken prisoner by the Lithuanians, having lost one eye in the battle, and becomes the »King«'s trusted counsellor⁶¹. When the King dies, the Lithuanian barons elect the Christian knight to be his greatest friend, »and came to pay homage to him with beautiful words, praising him and approving his virtues and the love the king had shown to him«⁶². They want to burn him on the funeral pyre, but the Christian argues that he wouldn't be worthy of accompanying the King in the Otherworld because of his dead eye, an argument the Lithuanians accept, even praising him for his loyalty and goodness. This anecdote, maybe inspired by the story of a member of the Teutonic Order who became a favourite to grand-duke Gediminas before escaping from captivity⁶³, testifies that such contacts were known to the French writer⁶⁴, who even gives us the source from which he received it: »this story has been passed on to me as a real one by the old and valorous knights of the said Or-

57 On religion as custom and a boundary of social interchange, Stephen C. ROWELL, *Chartularium Lithuaniae res gestas magni ducis Gedemine illustrans*, Vilnius 2003, p. 386.

58 *mains li dyable le tenoit trop fort en ses laches, car ilh dest qu'ilh amoit mies à morir d'amours que eistre recreans*, Jean des Preis, ed. BORMANS (as in n. 54), p. 416.

59 Love stories between Christian and »Saracen« characters were not rare in the medieval literature: Catalina GIRBEA, *Le Bon Sarrasin dans le roman médiéval (1100–1225)*, Paris 2014, p. 453–484.

60 MAŽEIKA, *Amicable enmity* (as in n. 46), p. 53–55; PARAVICINI, *Litauer* (as in n. 15), p. 257; ROWELL, *Unexpected* (as in n. 40), p. 565.

61 *de tout en tout si fioit de lui, nonobstant qu'il fust crestien*, Songe du Viel Pelerin, ed. BLANCHARD (as in n. 9), p. 208.

62 *lui vindrent presenter cest honneur avec belles parolles, en lui loant et approuvant ses vertus et l'amour que le roy li avoit moustré*, *ibid.*

63 The grand dukes used to keep German prisoners of war as advisers: ROWELL, *Unexpected contacts* (as in n. 40), p. 563; Alvydas NIKŽENTAITIS, *Die litauische Gesellschaft der vorchristlichen Zeit (13.–14. Jahrhundert) zwischen Rom und Byzanz*, in: Michael MÜLLER-WILLE (ed.), *Rom und Byzanz im Norden. Mission und Glaubenswechsel im Ostseeraum während des 8.–14. Jahrhunderts*, vol. 2, Mayence, Stuttgart 1998, p. 126–127. On the knight whose story may have inspired Mézières, ROWELL, *Lithuania Ascending* (as in n. 10), p. 130–132.

64 PARAVICINI, *Litauer* (as in n. 15), p. 259, notes that »Diese Funeralzeremonie [...] bezeugt auch die ständige Gegenwart von Gefangenen auf beiden Seiten«. One could go further and note that Mézières treated friendship between a member of the Teutonic Order and a pagan leader as possible.

der [i. e. the Teutonic Order]⁶⁵. « As it has been remarked by J. Blanchard, the word »honour«, which Mézières scarcely uses, appears not less than nine times in this episode, being seven times directly related to the voluntary sacrifice on the pyre⁶⁶.

The extensive traveller Philippe de Mézières shows much more interest than disgust towards the funerary practices of the Order's pagan enemies, and even seems to have respected the loyalty of the Lithuanian noblemen who agreed to sacrifice their life to honour their lord. While being an energetic propagandist of the crusade to the Holy Land, Mézières was far from showing disrespect to non-Christians⁶⁷; in other parts of the »Songe du Vieil Pelerin«, he reports the sacrifice of a Moorish emir's bodyguards, who tried to protect their lord from the swords of the King of Castille's henchmen: »I do not quite know, as I narrate with great pain, if such a case happened to a Christian king, if he could find some of his knights to do the same⁶⁸.« As it may have been the case in the Order's chronicles⁶⁹, the infidels are sometimes used as a mirror, through which the reader should note the imperfections of his own countrymen if compared to the noble unbelievers⁷⁰. But the Lithuanian account of the »Songe du Vieil Pelerin« also stresses that for the author, the Lithuanians shared much in common with their enemies; the Teutonic Order, who are depicted as an almost perfect Christian and chivalric corporation⁷¹, has no monopoly of knightly virtues.

Most of the French accounts about Baltic pagans show no abuse directed against their religion; when they do not become friends or allies, the Lithuanians are depicted as habitual enemies, with whom one shares a good exchange of blows before making peace. In other words, nothing really different than what was happening in France in relation to Englishmen during the very same time. It seems that on the Baltic shore as well as in Western Europe, some common customs of chivalric behaviour applied to both enemies⁷², and that the French guests of the Teutonic Knights perfectly understood it. Despite the Lithuanians' attachment to paganism being the main avowed ground for launching the *Reisen*, this did not prevent their Western assailants from paying respect to them, or even from becoming interested in their customs. By the late 14th century, Europe's last pagans became familiar not only to the Teutonic Order's knight-monks, but on a wider scale, to Western aristocracy; one could say that the participation in *Reisen* led to the phenomenon S. C. Rowell calls

65 *Ceste histoire me fu contee pour vraye des anciens et vaillans chevaliers de la religion susdite*, *Songe du Vieil Pelerin*, ed. BLANCHARD (as in n. 9), p. 209.

66 Joël BLANCHARD, *Les hiérarchies de l'honneur. Avatars d'une grille conceptuelle à la fin du Moyen Âge: Mézières et le Pseudo-Denys*, in: *Revue historique* 648 (2008), p. 799, n. 1.

67 Sharon KINOSHITA, »Noi siamo mercatanti cipriani«. How to Do Things in the Medieval Mediterranean, in: Renate BLUMENFELD-KOSINSKI, Kiril PETKOV (ed.), *Philippe de Mézières and His Age. Piety and Politics in the Fourteenth Century*, Leiden, Boston 2012, p. 41–60.

68 *Je ne say pas bien, a grant douleur recitant, se un tel cas avenoit a un roy crestien s'il trouveroit aujourd'hui ses chevaliers qui autel li fissent*, *Songe du Vieil Pelerin*, ed. BLANCHARD (as in n. 9), p. 447.

69 ROWELL, *Lithuania Ascending* (as in n. 10), p. 39.

70 TOLAN, *Les Sarrasins* (as in n. 5), p. 330–331; Catherine GAULLIER-BOUGASSAS, *Saladin dans la littérature française. Les métamorphoses épiques et romanesques de l'histoire des croisades (XIII^e–XV^e siècles)*, in: NEJEDLÝ, SVÁTEK (ed.), *Histoires et mémoires* (as in n. 30), p. 233–253.

71 The point was to show his readers what an ideal knighthood looks like: GŁODEK, *Utopia* (as in n. 15), p. 82; GOUQUENHEIM, *Chevaliers* (as in n. 15), p. 586.

72 PETRAUSKAS, *Litauen* (as in n. 34), p. 240–241; PARAVICINI, *Litauer* (as in n. 15), p. 255.

»Baltic »pagan chic«⁷³, an interest for the exotic and respect for noble warrior peers which is clearly attested by Philippe de Mézières, Guillebert de Lannoy and the other few French authors who left us testimonies of their Baltic impressions.

Familiar gods, ancient enemies: three German chroniclers construct the Baltic pagans

At first glance, the Latin chronicles about the wars of the military orders in the Baltic area differ completely from the elegant French courtly narratives and the travel notes of Guillebert de Lannoy. They are written by a very different sort of crusader than the courtiers, poets and romance writers who are our French sources. The author of the »Chronicon Livoniae« (c. 1225–1227),⁷⁴ Henry of Livonia, was a German priest who had arrived in Livonia under the patronage of Bishop Albert and then served as a parish priest to Lettish converts⁷⁵. While occasionally sympathetic to the complaints of his parishioners⁷⁶, Henry is clearly in favour of conquest and Christianization of the Baltic-area pagans⁷⁷, and seems to have actually taken part in the battles against them, just like some of the French chroniclers⁷⁸. His language is often biblical and religious themes are much in evidence⁷⁹. It has been argued that he was writing »fast historiography«, an »unlearned report«, with »more concern for linear story-telling than for the construction of literary themes«⁸⁰. Henry does not seem learned in the pattern of a Saxo Grammaticus or a William of Malmesbury and the chronicle does have many stories obviously meant to interest and entertain as well as edify⁸¹.

A century later the theatre of the Baltic crusade wars had shifted first to Prussia then to Lithuania and its Rus allies and tributaries. Chronicling these wars in the

73 ROWELL, Unexpected (as in n. 40), p. 559; GOUGUENHEIM, Chevaliers (as in n. 15), p. 577.

74 Henricus de Lettis, *Chronicon Livoniae: Heinrichs Livländische Chronik*, ed. Leonid ARBUSOW, Albert BAUER, Hannover 1955 (MGH. SS rer. Germ., 31); *Heinrici Chronicon Livoniae: Heinrich von Lettland – Livländische Chronik*, ed. and trans. Albert BAUER, Würzburg 1959. Arbusow's Latin text repr. with added explanatory footnotes and Biblical references: Piero BUGIANI, Enrico di Lettonia: *Cronicon Livoniae, La crociata del nord (1184–1227)*, Livorno 2005.

75 On Henry of Livonia, the most complete new work: Marek TAMM, Linda KALJUNDI, Carsten Selch JENSEN (eds.), *Crusading and Chronicle Writing on the Medieval Baltic Frontier: A Companion to the Chronicle of Henry of Livonia*, Farnham 2011. Analysis of all historiography: Alan V. MURRAY, Henry of Livonia and the Wends of the Eastern Baltic, in: *Studi Medievali* 54 (2013), p. 807–833. Cf. Simon GERBER, Heinrich von Lettland – ein Theologe des Friedens, in: *Zeitschrift für Kirchengeschichte* 115 (2004), p. 1–18; Anti SELART, *Livonia, Rus' and the Baltic Crusades in the Thirteenth Century*, Leiden 2015.

76 Henry of Livonia (as in n. 74), X, 15; XI, 4. Because of the multiple editions of this source, all references to Henry of Livonia's chronicle in this paper will be to the book and chapter numbers assigned by the earliest editors and kept by later editions.

77 Peace only with conversion: GERBER, Heinrich (as in n. 75), p. 1–18.

78 Henry of Livonia (as in n. 74), XIV, 5; XIX, 5–6.

79 GERBER, Heinrich (as in n. 77), p. 7–18.

80 Lars Boje MORTENSEN, Comparing and Connecting: The Rise of Fast Historiography in Latin and Vernacular (12th–13th cent.), in *Medieval Worlds* 1 (2015), p. 25–39, here p. 36, 32.

81 E.g. Henry of Livonia (as in n. 74), II 8; VII 2, 9; VIII, 3; IX, 1, 5; X, 3, 7, 12; X, 14; XI, 5 etc.

»Cronica Terre Prussie« (finished in 1326)⁸² was Peter von Dusburg (*Petrus de Dusburgke*), an educated priest of the Teutonic Order⁸³. Unlike Henry, Dusburg gives no indication that he personally fought the Baltic pagans, although he claims to use the accounts of participants, (a *topos* of many chronicles, perhaps true in this case) and identifies with them in his opening statement that his is an account of »the wars which were victoriously waged by us and by our predecessors the brothers of our Order⁸⁴«. His chronicle, like Henry's, is permeated by Biblical language and religious imagery, although it also draws on a wider range of sources, as well as the occasional tossed-off classical reference which Peter probably obtained from some *florilegium*⁸⁵. Dusburg like Henry wholeheartedly supports and justifies his Order's wars, stressing classic »just war« themes such as the defense of Christians and revenge for insults to Christianity rather than the conversion of pagans⁸⁶.

The third chronicle considered in this section is quite different in tone, but is included here because it is written closer to the time of the French chroniclers. The »Chronicon Livoniae« was written soon after 1378 by Hermann von Wartberge, chaplain and head of the chancellery of the Master of the Livonian branch of the Teutonic Order⁸⁷. Like Henry of Livonia and some French chroniclers, Herman seems to have himself participated in at least one expedition against the pagan Lithuanians⁸⁸. His chronicle is mostly concerned with accounts of battles, and is much less re-

82 Petri de Dusburg, *Chronica terrae Prussiae*, ed. Jarosław WENTA, Sławomir WYSZOMIRSKI, *Monumenta Poloniae Historica. Pomniki dziejowe Polski*. n. s., vol. 13, Cracow 2007. Based on this edition but with added comments and some manuscript notes: *Cronaca della terra di Prussia: l'ordine teutonico dalla fondazione al 1326*, Pietro di Dusburg, ed. and transl. Piero BUGIANI, Spoleto 2012. Older editions: Petri de Dusburg (Peter von Dusburg) *Cronica Terre Prussie*, in: Max TÖPPEN (ed.), *Scriptores Rerum Prussicarum*, vol. 1, Leipzig 1861; Klaus SCHOLZ, Dieter WOJTECKI (ed.), *Peter von Dusburg, Chronik des Preußenlandes*, Darmstadt 1984, [reprint of Töpfer's edition's text, with added textual notes and a German translation]. To facilitate use of different editions or translations, Dusburg's chronicle cited here by book and section number.

83 On Dusburg and his sources, Jarosław WENTA, Piotr z Dusburga I jego Kronika, in: Jarosław WENTA, Sławomir WYSZOMIRSKI, *Piotr z Dusburga Kronika ziemi Pruskiej*, Torun 2004; ID., *Kronika Piotra z Dusburga a dzieje Zakonu Krzyżackiego zawarte w Kronice oliwskiej* in *Studia Źródloznawcze* 25 (1980), p. 121–132; SCHOLZ, WOJTECKI, *Chronica* (as in n. 82), p. 7, 10, 15; Marzena POLLAKÓWNA. *Kronika Piotra z Dusburga*, Wrocław 1968, p. 203–208; Marcus WÜST, *Zu Entstehung und Rezeption der »Chronik des Preußenlandes«* Peters von Dusburg, in: Bernhart JÄHNIG, Arno MENTZEL-REUTERS (eds.), *Neue Studien zur Literatur im Deutschen Orden*, Stuttgart 2014, p. 197–209; Marcus WÜST, *Studien zum Selbstverständnis des Deutschen Ordens im Mittelalter*, Weimar 2013, p. 67–87.

84 Dusburg (as in n. 82), *Epistola and Prolog*.

85 SCHOLZ, WOJTECKI, *Chronica* (as in n. 82), p. 17.

86 Rasa MAŹEJKA, *Violent Victims: Surprising Aspects of the Just War Theory in the Chronicle of Peter von Dusburg*, in: MURRAY, *Clash* (as in n. 14), p. 123–137. When Dusburg in book II lists the just causes of bearing arms, fighting paganism is not mentioned. Cf. Wüst, *Selbstverständnis* (as in n. 83), p. 78–85 on Dusburg's theme of repressing and punishing pagans who break the peace.

87 Anti SELART, *Die livländische Chronik des Hermann von Wartberge*, in: Matthias THUMSER (ed.), *Geschichtsschreibung im mittelalterlichen Livland*, Berlin 2011, p. 59–85, here p. 65. *Hermann von Wartberge, Chronicon Livoniae* in: Ernst STREHLKE (ed.), *Scriptores Rerum Prussicarum*, vol. 2, Leipzig 1863, p. 9–116; Ēvalds MUGURĒVIČS, *Hermann von Wartberge Chronicon Livoniae*, Riga 2005.

88 Wartberge, ed. STREHLKE (as in n. 87), p. 102.

religious in tone than the chronicles of Henry of Livonia or Peter von Dusburg, containing little Biblical language or religious justification for the Baltic wars. Like Henry's chronicle, it could be termed »fast historiography«, with little display of learning. Yet the history is written for a purpose, to glorify and thus to justify the power and possessions of the Teutonic Order⁸⁹. But unlike Henry or Peter, Herman finds his justification in the Teutonic Knights' bravery and military successes, not in stories of martyrdom or of divine approval shown through miracles. In fact, his chronicle does not include any miracles at all, surely a rarity in medieval historiography.

Like the French sources analyzed by L. Chollet above, these three German chroniclers are concerned with honour. The most noticeable difference is the lack of romantic chivalry of the French type⁹⁰. There are no beautiful maidens, no descriptions of landscape, no mention even of the »table of honour«. The Germanic concept of *Ehre* may have some role, but is far more evident in the German-language poems of the Teutonic Order⁹¹. In the chronicles under discussion here, honour resides not in external trappings but in the very fact of hard fighting, slaying of enemies, and subjugation of the pagan lands. Literary or exotic elements consist of marvels, miracles and anecdotes – the latter often brutally humorous⁹². Where the French poems breathe the atmosphere of courtly entertainments and tournaments, the German chroniclers often give laconic blow-by-blow accounts of blood and death, enlivened by adventure tales and (in the case of Henry of Livonia and Peter von Dusburg) stories of divine help in battle and divine reward to the fallen amidst their agonies. Nevertheless, the language of the three chroniclers can be quite different, since Hermann von Wartberg barely speaks of religion and has *no* miracle tales, while the prose of Henry of Livonia and Peter von Dusburg is permeated with Biblical imagery and quotes.

How did the three German chroniclers view the paganism of their enemies? Surprisingly, these warrior clerics, like the French chroniclers, do not display the horror we might expect. Indeed, sometimes pagan rites are laconically described as customs, with no commentary. Henry of Livonia describes sealing of a peace with sacrifices *sicut mos est paganorum* or *more gentilium*⁹³, funeral feasts of the Estonians take place *more suo*⁹⁴, cremations of the dead are reported without any condemnation⁹⁵. Oddest is Henry's report, without comment or condemnation, that the Liv convert Caupo,

89 Norbert ANGERMANN, *Die mittelalterliche Chronistik*, in: Georg VON RAUCH (ed.), *Geschichte der deutschbaltischen Geschichtsschreibung*, Köln 1986, p. 15; SELART, *Livländische Chronik* (as in n. 87), p. 70.

90 Stefan VAN DER ELST, *Chivalry, Crusade and Romance on the Baltic Frontier*, in: *Mediaeval Studies* 73 (2011), p. 287–328 ascribes romantic chivalric tropes Dusburg, but this is problematic for a chronicler who (as Elst notes, though citing the wrong chpt.) condemns the reading of secular literature to the Order's knights: III, 81.

91 Mary FISCHER, *Di Himmels Rote: The Idea of Christian Chivalry in the Chronicles of the Teutonic Order*, Göttingen 1991.

92 E. g. Henry of Livonia (as in n. 74), II, 8; IX, 14 etc.; Dusburg (as in n. 82), III, 5, 49, 66, 70, 311, 361 etc.

93 Henry of Livonia (as in n. 74), V, 2; VI, 5.

94 *Ibid.*, XII, 6.

95 *Ibid.*, XIV, 5.

whose very Christian deathbed is »an emblematic example of dying well«⁹⁶, was cremated (as if he were pagan)⁹⁷. Herman of Wartberg's *only* text about the pagans' religion is that »In this year ... Algirdas, the high king of the Lithuanians, died. In his funeral [there was] great pomp in the cremation of divers things and 18 destriers according to their rite«⁹⁸. He adds no commentary, no condemnation. The marvel seems to be not in the cremation to accompany the dead but in the sacrificing of 18 horses of the most expensive type. Peter von Dusburg has a more condemnatory tone in his long report on the religion of the Old Prussians with many details, some of which are labelled a »demonic delusion« (we shall return to this topic), but even this is represented as the result of ignorance rather than sin⁹⁹. The information about religion is in the same section as probably laudatory comments about the Prussians' customs, some of which may reflect factual observations but nevertheless are part of the classical *topoi* of the »noble savage« who should shame the luxury of the civilized¹⁰⁰.

Interestingly, when Henry of Livonia or Peter von Dusburg mention the pagan deities, they use the word *dei* which seems to confer at least a classical dignity and perhaps even some reality upon what should theologically properly be viewed as illusion. Peter von Dusburg states that the Old Prussians worshipped *diversos deos* (book II, chpt 1), they sacrifice a captive *diis offerre* (III 91), their leader swears *per potenciam deorum suorum* to kill knights unless they surrender (III 165), Lithuanian ruler Gediminas swears *per deorum potenciam* that he does not want baptism (III 359), the Samogitians sacrifice a captured knight *diis suis* (III 338). Henry of Livonia situates this term in a more negative context: a horse is used to tell if the *diis* of the Livs (an Estonian tribe) wants a human sacrifice¹⁰¹; Christian captives are »killed by a cruel martyrdom, sacrificed to their gods« by the Livs¹⁰²; a Lett convert says to pagans, »if you renounce the worship of your false gods (*deorum vestrorum falsorum*) and wish to believe with us in the true God« then their prisoners will be returned¹⁰³; formerly pagan converts assert »that they had a bad God up to then«, and »petition to be given the good God by us [i. e. the Sword Brothers]«¹⁰⁴. Pagan gods are »false« or »bad« here in the sense that it is wrong to worship them, but there is no indication that they do not exist.

96 Marek TAMM, *Martyrs and Miracles: Depicting Death in the Chronicle of Henry of Livonia*, in: TAMM, *Crusading* (as in n. 72), p. 137.

97 Henry of Livonia (as in n. 74), XXI, 4. As Nils BLOMKVIST, *Discovery of the Baltic: the reception of a Catholic worldsystem in the European north*, Leiden 2005, p. 557 notes, Henry seems to have considered Caupo as a valuable ally. Perhaps this led to flexibility in funeral rites.

98 Wartberge, ed. STREHLKE (as in n. 87), p. 113: *Eodem anno circa idem tempus Algarden summus rex Letwinorum mortuus est. In exsequiis magna pompa in cremacione diversarum rerum ac XVIII equorum dextrariorum secundum ritum eorum.*

99 Dusburg (as in n. 82), III, 5.

100 Ibid. – Prussians shun soft beds and fine garments, they are generous to the poor. Cf. ROWELL, *Lithuania Ascending* (as in n. 10), p. 40. On this topos in medieval history writing: Matthew KEMPSHALL, *Rhetoric and the Writing of History 400–1500*, Manchester 2011, p. 39–40.

101 Henry of Livonia (as in n. 74), I, 10.

102 Ibid., IX, 12.

103 Ibid., XIV, 11: *Si, inquit, renunciaveritis culture deorum vestrorum falsorum et nobiscum in Deum verum credere volueritis, vobis captivos istos vivos restitueamus.*

104 Ibid., XXIII, 7: *petebat a nobis bonum deum sibi dari, dicens se malum deum hactenus habuisse.*

In fact, in these three chronicles, as in other sources of the Baltic crusade, the pagan gods may actually have some power¹⁰⁵. In Henry's chronicle, Rigan pagans do not heed the prediction of their gods which proves correct (XII 2), while Dusburg has pagans being correctly warned of ambushes through the pagan rite of casting sticks (III 210 and 347). But this power may be demonic, and the Devil may deceive his followers (although the misled are not necessarily evil): in Henry's chronicle, a Liv acting as a crusader ally says that his god has predicted an attacking army, but a Christian priest, »knowing this to be a demonic illusion«, tells him not to fear¹⁰⁶. For Dusburg, the Old Prussians' belief in the resurrection of the cremated dead is an *illusio dyaboli*¹⁰⁷. Most telling is a quote by Dusburg from Deuteronomy: when the Lithuanians lose a battle, »their god betrays them«¹⁰⁸.

Here we see an important aspect of Dusburg's view of the Baltic pagans and their paganism: they are like the gentiles of the Hebrew Bible, while the Teutonic Knights are constantly compared to the Israelites, especially the Maccabees, who fight for their religion against unbelievers¹⁰⁹. Henry of Livonia has less of this theme, but nevertheless directly quotes from the book of Maccabees and compares the wars of the Sword brothers with Gideon fighting the Philistines¹¹⁰. Much has been written on this topic which we need not expand here¹¹¹, except to note its relevance to the occasional identification of pagan gods as demons, a *topos* which became popularized for descriptions of the Baltic pagans by Bartholomeus Anglicus a few years after Henry wrote his chronicle¹¹². As has been little remarked in historiography relating to the Baltic area, this reification of pagan deities may stem from the Vulgate Bible mistranslation of Psalm 95:5, Christianized by St. Paul and later St. Augustine of Hippo: instead of »the gods of the gentiles are but idols« (in the sense of dead sculptures) the Vulgate has »since all the gods of the nations [are] demons«, and St. Paul's letter to the Corinthians stated »what the gentiles sacrificed, they sacrificed to demons and not to God«¹¹³. Thus Baltic-area pagans are less an alien »other« than a familiar ene-

105 MAŽEIKĀ, Granting Power (as in n. 8).

106 Henry of Livonia (as in n. 74), X, 14: *intellegens demonis hanc esse illusionem*. All quotations from this chronicle in this paper are from the edition by Bauer (1959).

107 Dusburg (as in n. 82), III, 5.

108 Ibid., III, 251: *deus suus vendidit eos*, cf. Deut. 32:40, pointed out by SCHOLZ, WOJTECKI, Chronica (as in n. 82), p. 368.

109 Ibid., II, 6–9; III, 5, 11, 251 etc.

110 Henry of Livonia (as in n. 74), IX, 13–14; XIV 5.

111 Mary FISCHER, The books of the Maccabees and the Teutonic Order, in: *Crusades 4* (2005), p. 59–71A.

112 [The peoples of Livonia] *quorum ritus fuit mirabilis antequam a cultura demonum ad unius Dei fidem et cultum per Germanicos cogerentur. Nam deos plures adorabant prophanis et sacrilegis sacrificiis, responsa a demonibus exquirebant [...]*. Bartholomeus Anglicus, *De proprietatibus rerum* (Paris, Bibl. nat. de France, lat. 16098, fol. 146v), cited by Marek TAMM, *Inventing Livonia: The Name and Fame of a New Christian Colony on the Medieval Baltic Frontier*, in: *Zeitschrift für Ostmitteleuropa-Forschung* 60 (2011), p. 187–209, here p. 207.

113 Ps 95:5: *quoniam omnes dii gentium daemonia*; I Cor 10:20: *sed quae immolant gentes daemonibus immolant et non Deo*; Sancti Aurelii Augustini Hipponensis Enarrationes in psalmos, in: A. B. CAILLAU, M. N. S. GUILLON (ed.), *Collectio selecta SS. Ecclesiae Patrum complectens exquisitissima opera tum dogmatica et moralia, tum apologetica et oratoria*, vol. 117, Paris 1837, p. 433–436; cf. Thomas de Cantimpré reference to this in describing Prussian sacred forest groves: *in iis*

my in a new guise¹¹⁴. Their gods are like the familiar demons that haunt the daily lives of the monks with temptations and torments. As Marcus Wüst points out, a central concept for Dusburg is the parallel between the external fight against Devil-inspired pagans and the internal struggle of each Teutonic Knight against the Devil's temptations.¹¹⁵

Unlike the Hebrew Scriptures, our chronicles rarely have invective against paganism as such or against pagans for their religion. Much has been made of Peter von Dusburg's labelling of pagans as *filiī Belial* (sons of the Devil)¹¹⁶. However, the only instances of such terminology betoken supposedly converted Prussians who rebel and who are seen as traitors and tellingly, the Christian Mazovian duke Swantopolk who aids these rebels¹¹⁷. Indeed, Henry's and Peter's descriptions of the Baltic natives before the arrival of German missionaries seem to excuse their paganism on the grounds of ignorance, with harsher language reserved for those who resist missionary teaching, attack Christians or apostatize. Here our priestly chroniclers are following standard Church teaching that ignorant paganism is not blameworthy if not aggressive, elucidated succinctly by Pope Innocent III in 1199 as he called on German knights to fight the Baltic-area pagans only because they were attacking converts¹¹⁸. Ignorance is an excuse in this theology, and Henry of Livonia stresses the Baltic natives' »stupidity« (*stulcitiā*): they supposedly know nothing of stone construction, believe that a bole in a tree is the Christian God and believe that baptism can be washed off¹¹⁹. Peter von Dusburg opens his description of the pagan Prussians by stating, »The Prussians did not have knowledge of God. Because they were simple folk, they could not comprehend Him through reason and because they were not literate they could not even see Him reflected in Scripture«¹²⁰. To further construct this

diis suis voluerint immolare. Hi sunt etiam daemones de quibus beatissimus Augustinus in libro de civitate Dei evidentissime scribit, Thomas Cantipratanus, Bonum universale de apibus, ed. G. COLVERENIUS, Douai 1627, L. 2, chpt. 57, p. 548–549.

114 Innocent III RV 4 f. 188v, *Sicut ecclesiasticae religionis censura*, ed. Othmar HAGENEDER, Werner MAŁECZEK, Alfred A. STRNAD (ed.), Die Register Innocenz' III., vol. 2, Rome 1979, no. 182, p. 348: Baltic pagans worship *spiritibus immundis*; Pope Gregory IX, Encyclica de statu Prussiae in: Rudolf PHILIPPI (ed.), Preussisches Urkundenbuch, vol. I/1, Königsberg 1882, p. 66–67, no. 87: [Prussians] *virgines pro ridiculo floribus coronatas in ignem demoniū immolant*.

115 WÜST, Entstehung und Rezeption (as in n. 83), p. 204.

116 E. g. FEISTNER, Kampf (as in n. 1), p. 281–294; Michael NEECKE, Literarische Strategien narrativer Identitätsbildung, Frankfurt am Main 2008, p. 46.

117 Dusburg (as in n. 82): attacking Prussians are *filiī Belial* (III, 95); a Prussian *filia Belial* slave escapes from Brandenburg and gives information to the Prussians (III, 130); rebelling Prussians are *diabolico spiritu instigante* (III, 262); the Christian ally of the rebellious Prussians, Swantopolk, is a *filius diaboli* (III, 35). All Dusburg quotations in this paper are from the Wenta edition (as in n. 82).

118 RV 4, f. 188v, HAGENEDER, Die Register (as in n. 114), p. 348: *Sicut ecclesiasticae religionis censura compelli non pat Innoitur ad credendum invitos, sic sponte credentibus apostolica sedes, [...] munimen suae protectionis indulget, et fideles ad defensionem eorum salubribus monitis exhortatur*. Cf. Bernard of Clairvaux, Liber ad milites Templi de laude novae militiae, in: MIGNE PL, vol. 182, col. 924: *Non quidem vel Pagani necandi essent, si quo modo aliter possent a nimia infestatione seu oppressione fidelium cohiberi*.

119 Henry of Livonia (as in n. 74), I, 6; II 8.

120 Dusburg (as in n. 82), III, 5: *Prutheni noticiam Dei non habuerunt. Quia simplices fuerunt, ratione comprehendere non potuerunt, et quia literas non habuerunt, immo nec in scripturis ipsum speculari poterant*.

picture of the Prus as rather simple-minded (interestingly, the Lithuanians, the enemy Dusburg himself fought, are not portrayed this way), Dusburg includes various anecdotes obviously meant to amuse: the Galindians go into battle unarmed to obey a priestess (III 4), a Sambian handles a crossbow so carelessly it kills him (III 105), a Prussian sent to spy on the Teutonic Knights reports that they can survive any siege because they eat grass (i. e. cabbage – III 70).

But stupidity ceases to be an excuse for our chroniclers when those baptized (willingly or not) then abandon the new faith, reverting to paganism and attacking Christians. Henry of Livonia saves his harshest words for pagans who despoil Christian graves and churches (e. g. XIV 10) and especially for baptized natives who then rebel and attempt to revert to paganism¹²¹. Such apostasy is a constant theme in Peter von Dusburg's chronicle, treated always as diabolically evil¹²². That apostasy is a category not so much of faith as of alliance is clear from the excoriation of the Pomeranian (i. e. Slavic) duke Swantopolk, who is never described as participating in any pagan practices. He is a »son of perdition« because he aids the Prussian converts who seek to return to their old religion¹²³ – an interesting parallel to Guillebert de Lannoy who, as mentioned in the first part of this paper, came to the Baltic area to aid the Teutonic Order's crusade yet ended up fighting the Christian Poles »who favoured the Saracens«¹²⁴. As well as the theological justification for violence as punishment of apostasy or allies of apostates, Dusburg's chronicle includes many sections which are standard arguments for »just war« in the Roman or Augustinian sense: defense of the weak, revenge for insults, regaining of lost territory etc.¹²⁵ In describing an early battle in which crusaders come to help the Teutonic Knights, Dusburg does echo Deuteronomy to exult, »the quivering sword of the Christian army devours the flesh of the infidel«¹²⁶. Perhaps this passage is a quote from whatever is Dusburg's source for this battle a century before his time. Certainly it is atypical, because most of Dusburg's chronicle is firmly constructed around the classic justifications of defensive war – however far these may seem from the way we perceive the Baltic wars.

Hermann von Wartberge has no such passages, and is surprisingly neutral in his attitude towards paganism. His worst pagan atrocity story, of a mock crucifixion, has attached an expression of doubt (*ut asseritur*)¹²⁷. Atrocities are ascribed not to paganism but to particular pagans. Interestingly, out of 104 mentions of the Lithuanians and Lithuania, Herman labels them infidels or *terra infidelium* only 11 times. Mostly they are simply »the enemy«, »the adversary« – *adversari* or *Letwini* – or specific-

121 Henry of Livonia (as in n. 74), I, 9, 11; II, 8; XIV, 5. Cf. Shami GHOSH, *Conquest, Conversion and Heathen Customs in Henry of Livonia's »Chronicon Livoniae« and the »Livländische Reimchronik«*, in: *Crusades* 11/1 (2012), p. 87–108.

122 Dusburg (as in n. 82), III, 35, 95, 130, 262.

123 *Ibid.*, III, 32, 35, 66.

124 *qui favorisoient les Sarrasins*, Guillebert de Lannoy, ed. POTVIN (as in n. 13), p. 26.

125 E. g. Dusburg (as in n. 82), II, 9; III, 9, 249 and *passim*. See MAŽEIKA, *Violent Victims* (as in n. 86); cf. WENTA, *Piotr z Dusburga* (as in n. 83), p. XIX: the conquest of Prussia is justified by the defense of clerics and laity as well as the treachery of neophytes. Pagans are evil because they seek to destroy Christianity.

126 Dusburg (as in n. 82), III, 11: *Ibi gladius militiae Christiane vibratus carnes infidelium devoravit [...]*. Cf. Deut. 32:42, noted by SCHOLZ, WOJTECKI, *Peter von Dusburg* (as in n. 80), p. 112.

127 Wartberge, ed. STREHLKE (as in n. 87), p. 71.

ly named, since Wartberge knows the names of many Lithuanian individuals, especially the noble war chiefs and the members of Lithuania's ruling family. Writing in the late 14th century, when the Lithuanians were adopting western European customs of war as well as their weapons, Wartberge constructs a different role for the pagans – they are simply the other side in the battle, not primarily a religious opponent. It is an era when, as we saw from the French sources, the crusaders and their pagan enemies are developing some measure of mutual knowledge and respect¹²⁸. Wartberge can rage against the *perfidiam* of the Baltic natives, but this is always in accounts of apostasy – in other words, of breaking a treaty, exactly what we might expect from an author who was also head of a chancellery¹²⁹.

Illustrative here is a contrast between Dusburg's and Wartberge's account of Lithuanian Grand Duke Gediminas' diplomatic overtures to Hanseatic cities and to the Pope in 1323, when he dangled promises of accepting baptism in order to get a peace treaty¹³⁰. Writing soon after these events, Dusburg is unrestrainedly furious, comparing Gediminas to the biblical deaf asp and sarcastically remarking after Gediminas attacks Livonia, »Behold what sort of devotion this lying deceiver (*seductor*) had for accepting baptism«¹³¹! Hermann von Wartberge, on the other hand, describes Gediminas' negotiations very neutrally, even seeming to excuse the Lithuanian ruler by implying that his offer of baptism had been sent by the Rigans »under his name« (the implication is this might be without his knowledge) and reporting that Gediminas »responded that he had never thought of baptism or the Faith, but if they wished to conclude a peace, he was content«¹³². This parallels what may be the actual speech of Gediminas, recorded in a secret report by Rigan envoys¹³³. Wartberge then states that after peace was contracted and »the [Lithuanian] king was secure from attacks by the Livonian and Prussian [Teutonic Order], collecting an army he entered the Mark [of Brandenburg] and ravaged it«¹³⁴. The tone is laconic, the chancellor reporting a deceitful diplomatic maneuver, not an account of religious deceit.

Wartberge's laconic register is most startling in his brief statement that, during one raid into Lithuania, the landmarshall of Livonia with his troop »at daybreak found the nude, despoiled bodies of the fallen [Teutonic Knights], which they burned«¹³⁵.

128 MAŽEIKA, *Amicable Enmity* (as in n. 46); PETRAUSKAS, *Litauen* (as in n. 34); PARAVICINI, *Litauer* (as in n. 15), p. 237–251, 253–282.

129 Wartberge, ed. STREHLKE (as in n. 87), p. 34, 41, 72.

130 ROWELL, *Lithuania Ascending* (as in n. 10), p. 189–228 and *id.*, *Chartularium* (as in n. 57); Rasa MAŽEIKA, *Bargaining for baptism: Lithuanian negotiations for conversion, 1250–1358*, in: James MULDOON (ed.), *Varieties of Religious Conversion in the Middle Ages*, Gainesville 1997, p. 131–145; Rasa MAŽEIKA, *Tekstas ir potekste Gedimino laiskuose Vokietijos miestams bei vienuoliams*, in: Albinas JOVAIŠAS (ed.), *Metraščiai ir kunigaikščių laišakai. Senoji Lietuvos literatūra*, Vilnius 1996, p. 147–157; Darius BARONAS, *How to play with Western Christians*, in: *id.*, Stephen Christopher ROWELL (eds.), *The Conversion of Lithuania: From Pagan Barbarians to Late Medieval Christians*, Vilnius 2015, p. 119–148.

131 Dusburg (as in n. 82), III, 358: *Ecce qualem devotionem seductor iste habuit ad suscipiendum baptismatis sacramentum*.

132 Wartberge, ed. STREHLKE (as in n. 87), p. 61: *Rex autem respondit de fide aut baptismo nihil cogitasse unquam sed si pacem tractare vellent esset contentus*.

133 ROWELL, *Chartularium* (as in n. 57), p. 184.

134 Wartberge, ed. STREHLKE (as in n. 87), p. 61–62.

135 *Ibid.*, p. 109: *lantmarscalcus [cum suis] invenerunt corpora cesa nuda spoliata, que conflagrarunt*.

Such cremation of dead Christians was totally against Church teaching, and in fact a serious accusation against the Teutonic Order made by Rigans to papal legates was that the Order burned its dead¹³⁶ – something the Order denied and included among pagan practices that it forced the native Prussians to abjure¹³⁷. But Hermann von Wartberge simply reports it, probably because it was a common enough practice on raids into enemy territory in the dead of winter when the frozen ground prevented burial and the necessary quick retreat after raiding precluded carrying out bodies. In some ways, Herman de Wartberge approaches the attitude of the French crusaders who would have accompanied him on raids into Lithuania. The enemy is the fellow in front of you in the fight, and if he is a respectable fighter and has adopted some western customs, the battle goes more smoothly. If he can be accused of atrocities, that adds to your glory in exacting revenging. There are no descriptions of exotic or horrifying details of the enemy's religion, *no* miracles at all and few references to religion except those where the losers in a battle accept baptism as part of their surrender¹³⁸. Although missionary activity is mentioned once approvingly, in Hermann's chronicle fighting holds central place, and the enemy's beliefs are of little interest. If, as Anti Selart argues, the main purpose of Wartberge's chronicle was to justify the possessions and power of Livonian branch of the Order vis à vis the Archbishop of Riga¹³⁹, then it is all the more significant that this justification is couched in military rather than religious language. Evidently, if the goal were conversion of the heathen, the Archbishop could have been adequate, while a foregrounding of military defensive conquest instead implies that the knights of the Teutonic Order were vitally necessary and thus should have the dominant role.

Does this mean that »pagan« was simply a synonym for »political enemy« and that all those who resisted were considered pagans by our chroniclers, as Henrik Janson convincingly argued for works relating to the Slavs in the early Middle Ages¹⁴⁰? Certainly for the Baltic area also, »baptism is not merely a religious act, but rather the consecration of a new allegiance«¹⁴¹. Nevertheless, the chroniclers of the warrior monks, whose daily life was so intertwined with that of the pagans who surrounded them¹⁴², differentiated between pagan and Christian enemies and between different tribes of pagans, just like some of the French chroniclers. Unlike the French sources, they do not call the Baltic pagans »Saracens«, but rather know their names in the native languages. Henry of Livonia names individual peoples – Estonians, Letts, Latga-

136 Order's reply: August SERAPHIM (ed.), *Das Zeugenverhör des Franciscus de Moliano* (1312), Königsberg 1912, p. 205, 285.

137 Treaty of Christburg, in: PHILIPPI (ed.), *Preussisches Urkundenbuch* (as in n. 114), no. 218, p. 161.

138 Wartberge, ed. STREHLKE (as in n. 87), p. 27, 35.

139 SELART, *Livländische Chronik* (as in n. 87), p. 70.

140 Henrik JANSON, What made the pagans pagans?, in: Tsvetelin STEPANOV, Georgi KAZAKOV (ed.), *Medieval Christianitas: Different Regions, »Faces«, Approaches*, Sofia 2010, p. 13–30, here p. 28. Cf. ID., *Making Enemies: Aspects on the Formation of Conflicting Identities in the Southern Baltics around the Year 1000*, in: Tuomas M. S. LEHTONEN, Kurt Villads JENSEN (ed.), *Medieval History Writing and Crusading Ideology*, Helsinki 2005, p. 141–154.

141 Marek TAMM, Tõnno JONUKS, *Religious Practices of the Native Population of Livonia in the Medieval Written Sources*, in: Mare KÕIVA (ed.), *Mythologia Uralica: Esthonica*, Helsinki (at press).

142 They may even have traded with their enemies: R. MAŽEIKA, *Cabbages* (as in n. 40), p. 63–76.

lians, Livs, Lithuanians, Semgallians, Ugurians and individuals such as Caupo, Dabrel, Daugeruthe, Lembit, Paike, Pudiviru, Rameko, Tabelin, Vytmas and others¹⁴³. While threatening divine punishment upon Christians who attack the Swordbrothers (XXV 2), he differentiates between them and pagans¹⁴⁴. Rus enemies of crusaders are spared by the victorious Germans *prae reverencia christiani nominis* although their city is sacked (XIII 4). Some pagans are praised as good allies, for instance when the Letts, although still pagan, do not join in an attack on the Swordbrothers¹⁴⁵. Other pagans are especially to be feared: the Lithuanians are »swifter and crueller than other peoples« and like wolves to the Livs and Letts¹⁴⁶, yet a Lithuanian convert is lauded as a martyr (XV 9). Most significant for our topic are the descriptions of human sacrifice to the pagan gods. We might dismiss this a topos, a symbol of pagan cruelty. Then why in Henry's chronicle is it practiced only by the Estonians and Livs, and there are only two definite cases¹⁴⁷? Despite the invective against the Lithuanians, there is no description of their human sacrifices – perhaps an indication that Henry was truly trying to record only what he had heard about?

Similarly, Peter von Dusburg's chronicle has only two episodes of human sacrifice, one enacted by Prussians and one by the Samogitians¹⁴⁸. Dusburg also differentiates pagan peoples and individuals: the nine tribes of Prussians, Galindians, Nattangians, Barthians; Lithuanians and Curonians; the Prussian leaders Herkus Mantus, Glap-po, Auttume and Diwan; Lithuanian rulers Pukuveras, Vytenis, Gediminas and many other nobles¹⁴⁹. These are not generic enemies, they are individuals with whom Dusburg's Order fights and sometimes negotiates. Conversion does also mean submission to the Order as former pagans »bow their necks to the faith and to the Brothers«¹⁵⁰. But Christian enemies are not called pagans, and unconquered pagans such as Gediminas are excoriated for attacking Christians and not for their faith or rituals. All this is even clearer in Hermann von Wartberge's chronicle. He never uses the term *pagani* and the term *infideles* only rarely. The only pagans remaining by Wartberge's time were the Lithuanians, and this chronicler knows the names of their rulers (called *rex*) and the names and relationship of the members of the ruling family of Gediminids as well as the names of many other Lithuanians who led war parties¹⁵¹. Fighting holds the main stage, along with weather conditions and supply problems. Political and military aspects are foregrounded, as we might expect from the chancel-

143 E.g. Henry of Livonia (as in n. 74), VII, 1; X, 4; VII, 6; V, 3; XI, 7; VII, 3; X, 10; XVII, 3; XIV, 12; XV, 7; XVII, 2; XXV, 2 and passim.

144 Ibid., XXV, 2: *Et quis unquam regum aut paganorum sive Danorum sive quarumcunque gentium contra Lyvoniā pugnavit et not interiit.*

145 Ibid., X, 3.

146 Ibid., XI, 5: *velociores et crudeliores aliis gentibus*; XIII, 4: *Et fugerunt Rutheni per silvas et villas a facie Letonum licet paucorum, sicut fugiunt lepores ante faciem venatorum, et erant Lyvones et Lethti cibus et esca Lethonum et quasi oves in fauce luporum.*

147 Ibid., I, 10; IX 12.

148 Dusburg (as in n. 82), III, 91, 338.

149 Ibid., III, 3, 4, 26 and passim; III, 89, 248, 250, 356 and passim.

150 Ibid., III, 27, 31, 75: *colla sua fidei Cristiane et fratribus humiliter subjecerunt.*

151 Wartberge, ed. STREHLKE (as in n. 87), rulers: p. 42, 46, 85–86, 61–65, 76, 107, 111, 67, 76, 69, 72, 79, 111–112, 115; nobles: 66, 67, 116, 91, 92, 103, 113.

lor of the Master of Livonia. The pagans' religion is simply of less interest than who led a pagan army and how they fought.

Conclusion

For our chroniclers, attacking the pagans of the Baltic area would undoubtedly have seemed a blessed enterprise, but complicating this discourse is the human fascination with the exotic and a very human wish for an enemy worth one's mettle. In these sources the enemy is particularized and individualized, and thus to some extent humanized. Fighting men and clerics describing their battles knew their enemies quite well; they were able to distinguish between individuals, tribes, languages. At least in a few cases, they appear to have been interested in the enemy's customs, which became familiar rather than alien. Occasionally, the pagans could even be held up as an example to Christians. The Latin chroniclers of were concerned with the moral values and Biblical models of the fighting monks, but mostly to portray them as defenders of the faithful in a classical »just war« sense. The paradigm for the pagan enemy is that of the Biblical gentiles and the paradigm for the enemy religion can be the devilish illusions which also bedevil Christians. For both French chivalric and Teutonic clerical sources, pagan religion may fascinate with its exotic elements, but it is not in the end surprising or unduly horrifying, but rather part of the marvels and meritorious dangers a crusader may expect to encounter. Even when a narrative is clearly being constructed, as is of course the case with all our sources, that narrative is more complex than the categories constructed by modern historiography.

KONSTRUKTION, REZEPTION, NARRATION

Karl V. von Frankreich und die Louvrebibliothek im Zerrspiegel ihres Nachlebens

Jules Michelet, noch heute als *inventeur de l'histoire*¹ bezeichneter Übertäter der französischen Geschichtsschreibung des 19. Jahrhunderts, beschrieb in seiner monumentalen »Histoire de France« das Mittelalter aus der Sicht des vorrevolutionären Volkes. Auch die Bibliothek der französischen Könige kommt in seiner wortgewaltigen Beschreibung Karls V. vor: »Le jeune roi était né vieux. [...] Il ne chevauchait guère, mais plutôt se tenait [...] à sa royale librairie du Louvre. Il lisait, il oyait les habiles, il avisa froidement. On l'appela le sage, c'est à dire le lettré, le clerc, ou bien encore l'avisé, l'astucieux. Voilà le premier roi moderne, un roi assis, comme l'effigie royale est sur les sceaux. [...] Charles V combattait mieux de sa chaise. Conquérant dans sa chambre, [...] il signa les traités qui ruineraient l'Anglais et minuta les pamphlets qui devaient ruiner le pape, livrer au roi les biens de l'Église².« Er gelangt zu dem Ergebnis, dass diese »habileté de Charles V et l'affaiblissement des autres États avaient relevé la France, au moins dans l'opinion. Toute la chrétienté regardait de nouveau vers elle³.

Hinter dieser rhythmischen, spannungserzeugenden Prosa verstecken sich fast prophetische Worte⁴, schrieb Michelet doch eine der ersten wissenschaftlich konzipierten Geschichtswerke der Neueren Geschichte. In unserem Beitrag geht es jedoch weniger darum, eine Wissenschaftsgeschichte des 19. Jahrhunderts zu verfassen. Es wird vielmehr analysiert, was über die Mittelalterrezeption vom 17. Jahrhundert bis heute die Wissenschaft aus dieser Epoche »machte«, bot doch das Mittelalter eine geeignete Projektionsfläche für Sehnsüchte und Feindbilder. Im Fokus stehen diese Umdeutung und die topische Konstruktion Karls V. als weiser Herrscher, der in der Wahrnehmung und in der Historiografie unter den »gloires apparemment incontestées⁵« wie Karl dem Großen, Ludwig dem Heiligen und Johanna von Orléans ran-

1 Zu Michelet vgl. Laurence RICHER, *La cathédrale de feu. Le Moyen Âge de Michelet, de l'histoire au mythe*, Paris 1995; Simone BERNARD-GRIFFITHS (Hg.), *Michelet entre naissance et renaissance 1798–1998*, Clermont-Ferrand 2001.

2 Zit. nach Jules MICHELET, *Œuvres complètes. Histoire de France*, hg. von Paul VIALLANEIX, 21 Bde., Paris 1971–1987, hier Bd. 5, S. 245.

3 *Ibid.*, S. 263. Auch die Bücher und Übersetzungen gehörten dazu; vgl. *ibid.*, S. 265 f.

4 Zur Diskussion um den Antagonismus von wissenschaftlich-literarischer Diskussion in Michelets literarischer Herangehensweise vgl. Gerd KRUMEICH, *Jules Michelet (1798–1874)*, in: Lutz RAPHAEL (Hg.), *Klassiker der Geschichtswissenschaft*, München 2006, S. 64–87, hier S. 82–84; Ursula BECHER, *Geschichtsinteresse und historischer Diskurs. Ein Beitrag zur Geschichte der französischen Geschichtswissenschaft im 19. Jahrhundert*, Wiesbaden 1986, S. 31–33.

5 Christian AMALVI, *Le goût du Moyen Âge*, Paris 2002, S. 77–114.

giert⁶. Die Figur des weisen Königs und die Louvrebibliothek, so wird zu zeigen sein, stehen dabei im Zentrum aller Interpretationen, die von ihnen wie konzentrische Kreise durch die Dezennien hinweg bis heute ausgehen.

Der erste Teil wendet sich Theorien der Mittelalterrezeption zu und stellt heraus, welche Faktoren in den historiografischen Konstruktionen der Mittelalterrezeption wichtig waren. Diese Betrachtung geht mit einer Einbettung des Mittelalters als Narrativ in der französischen Historiografie seit dem 17. Jahrhundert einher. Im zweiten Teil stehen die Louvrebibliothek und ihre institutionengeschichtliche Umdeutung von Christine de Pizan über die Dritte Republik bis heute im Fokus der Analyse. Es wird untersucht, inwiefern die Figur Karls V. als »weiser König« und die Louvrebibliothek als Wissenspeicher einen Platz im kollektiven institutionellen Gedächtnis der französischen Bibliotheken und im republikanischen Narrativ einnehmen.

Mit Rezeption ist die Aufnahme und Verwendung einer historischen Epoche gemeint, insbesondere in der Wissenschaft. Das Konzept der Rezeptionsgeschichte grenzt sich von anderen Ansätzen, die mit Begriffen wie *représentation/perception* oder *medi(a)evalism* verknüpft sind, ab. Die reine Rezeption kümmert sich nicht um das Mittelalter und den aktivischen Charakter in seiner Nachwirkung an sich (wie die Begriffe »Nachwirkung« oder »Tradition« implizieren), sondern um die spätere Auseinandersetzung mit ihm. Subjekt der Auseinandersetzung ist damit nicht das Mittelalter selbst, sondern die Zeit, die es rezipiert, also konstruiert und interpretiert⁷. Jede Rezeption der Geschichte unterliegt den Deutungsabsichten der Gegenwart, den politischen Bedürfnissen und wissenschaftlichen Präferenzen einer Epoche⁸. Diese subjektive Aneignung und Umdeutung des Mittelalters in einem bestimmten kontextabhängigen Narrativ gilt es zu analysieren.

Voraussetzung für die Mittelalterrezeption ist zuerst die Notwendigkeit einer historischen Distanz und Diskontinuität. In Frankreich schaffte diesen Bruch in der Historiografie die Französische Revolution, mit der scheinbar alle alten politischen, aber auch wissenschaftlichen Systeme zusammenbrachen. Erst diese historische Distanz erlaubte es, die Epoche des Mittelalters zu betrachten und auch produktiv mit neuen Bedeutungen zu besetzen. Indem etwas als abgeschlossen und fern wahrgenommen wird, kann man darauf neue Aspekte projizieren. Diese Aktualisierung zeichnet sich dadurch aus, dass erstens das Mittelalter als historische Epoche an sich bei der produktiven Mittelalterrezeption nicht im Fokus des Interesses steht, sondern im Rahmen der Rezeption mit einer neuen, aktuellen Bedeutung aufgeladen wird, die trotz des Bezugs auf die mittelalterliche Überlieferung völlig unabhängig von

- 6 Dieser Aufsatz ist die gekürzte Version eines nicht veröffentlichten Teils meiner Dissertation zur Louvrebibliothek im Mittelalter. Die Publikation der Dissertation konzentriert sich auf den mittelalterlichen Teil der Buchsammlung und Buchverwendung unter Karl V. und Karl VI. Vgl. Vanina Kopp, *Der König und die Bücher. Sammlung, Nutzung und Funktion der königlichen Bibliothek am spätmittelalterlichen Hof in Frankreich*, Ostfildern 2016 (Beihefte der Francia, 80).
- 7 Vgl. Rolf Köhn, Was ist und soll eine Geschichte der Mittelalterrezeption? Thesen eines Historikers, in: Irene Burg u. a. (Hg.), *Mittelalter-Rezeption*, Bd. 4: Medien, Politik, Ideologie, Ökonomie, Göttingen 1991, S. 407–431; Bernd Schneidmüller, *Constructing the Past by Means of the Present*, in: Gerd Althoff, Johannes Fried, Patrick F. Geary (Hg.), *Medieval Concepts of the Past. Ritual, Memory, Historiography*, Cambridge 2002, S. 167–192.
- 8 Köhn, Was ist Mittelalterrezeption (wie Anm. 7), S. 409.

ihr sein kann. Dieses umgewertete und aktualisierte Mittelalter kann somit nur aus dem Interpretationsrahmen seines Rezeptionszeitpunkts heraus verstanden werden⁹. Zweitens wählt sich die produktive Mittelalterrezeption aus der historischen Epoche und ihrem historischen Material nur jene Elemente aus, die für eine Aktualisierung und Umdeutung sinnvoll sind, wodurch sich Analyse und Synthese ergänzen¹⁰.

Michelets Wortgewalt ist zu Beginn des Artikels vorgeführt worden. In keiner europäischen Geschichtswissenschaft ist der sprachliche Ausdruck noch bis heute so entscheidend, wie in der französischen. Historiografie ist immer auch sprachlich bestimmt, und Quellen bieten gefundene Historie als formbare Masse zur Umdeutung an. Dies ist ein Anstoß, die historiografische Konstruktion und ihre sprachliche und gedankliche Manipulierbarkeit näher zu betrachten und zu hinterfragen. Otto Gerhard Oexle bringt dieses Spannungsverhältnis auf den Punkt, indem er feststellt, die Rezeption treffe »nicht Aussagen über das Mittelalter, sondern vielmehr Aussagen über die Moderne¹¹«, wobei es sich durchaus um ein europäisches Phänomen handele¹². Gerade im Gegenwartsbezug soll deutlich werden, wie das Mittelalter je nach narrativem Kontext einerseits durch seine zeitliche Entfernung Alterität, aber gleichzeitig durch seine Aneignung und Umdeutung Aktualität bedeutete.

Die Genese der Geschichtswissenschaft und der Platz des Mittelalters in der nationalen Meistererzählung

Wenn das Wort »Mittelalter« von den Humanisten erfunden wurde, um eine intermediäre Periode zwischen der Antike und der Renaissance zu erfassen, die sie als »finsteres Mittelalter« vor allem negativ konnotierten, so fand die Epoche in der Romantik eine neue, positive Entfaltung in Kunst und Literatur¹³. Neben dieser Mittel-

9 Ibid., S. 438.

10 Elemente, die Kühnel aufführt und die für die französische produktive Rezeption zutreffen, sind beispielsweise die Antagonismen von nationalem gegenüber universalem, christlichem gegenüber heidnischem, aber auch höfisch-feudalem gegenüber »frühbürgerlichem« Mittelalter. Als letztes Antagonistenpaar, das aber meiner Meinung nach als übergeordnete Struktur gelten müsste, erwähnt Kühnel den Aspekt der Alterität des Mittelalters einerseits gegenüber seiner Modernität andererseits in den Augen der Betrachter. In dieser Paarung offenbart sich der Charakter der Mittelalterrezeption und ihr aktivischer und analogisierender Gegenwartsbezug am deutlichsten; vgl. *ibid.*, S. 439f.

11 Otto Gerhard OEXLE, *Das entzweite Mittelalter*, in: Gerd ALTHOFF (Hg.), *Die Deutschen und ihr Mittelalter*, Darmstadt 1992, S. 7–28, hier S. 12. Vgl. auch Hayden WHITE, *Metahistory. The Historical Imagination in Nineteenth-Century Europe*, Baltimore 1973. Siehe die Diskussion zur Rezeption von White bei Christoph CONRAD, Sebastian CONRAD, *Wie vergleicht man Historiographien?*, in: DIES. (Hg.), *Die Nation schreiben. Geschichtswissenschaft im internationalen Vergleich*, Göttingen 2002, S. 11–45, hier S. 30–33, sowie speziell für Deutschland und Frankreich Alexandre ESCUDIER, *Die historische Darstellung als theoretisches Problem in Frankreich und Deutschland im 19. Jahrhundert*, *ibid.*, S. 209–235.

12 Vgl. Frank REXROTH, *Das Mittelalter und die Moderne in den Meistererzählungen der historischen Wissenschaften*, in: *Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik* 151 (2008), S. 12–31. Siehe auch Otto Gerhard OEXLE, (Hg.), *Geschichtswissenschaft im Zeichen des Historismus*, Göttingen 1996.

13 Das »Comeback« des Mittelalters in der Romantik erkläre sich mit der Krisenerfahrung in der funktionalistischen Moderne: der Fortschrittsoptimismus der Aufklärung weiche einer kollektiven Entfremdungs- und Leidenserfahrung. Das idealisierte Naturerlebnis und die vormoder-

altermanie, die durchaus einer sprichwörtlichen »Erfindung des Mittelalters« gleichkam¹⁴, fand die Epoche auch als historische Periode mit ihren spezifischen Quellen Beachtung. Doch eine wissenschaftliche Auseinandersetzung mit dem Mittelalter als Epoche fand nicht erst im 19. Jahrhundert statt, sondern bereits weit früher¹⁵: Für die Vertreter der Fortschrittsgeschichte wie La Popelinière oder Étienne Pasquier, Juristen im königlichen Dienst, war das Mittelalter mit seiner Abfolge von französischen Königen Teil der sogenannten *histoire parfaite*, einer ununterbrochenen Serie von Ereignissen auf dem Weg der nationalen und religiösen Heilsgeschichte¹⁶. Methodisch bahnbrechende historiografische Unternehmungen fanden in Saint-Maur unter der Führung des Benediktiners Dom Mabillon statt, der bereits um 1670 die Basis für die Kriterien der Authentifizierung historischer Dokumente und somit der Diplomatie legte, oder in der Académie des inscriptions et belles-lettres um Jean-Baptiste de La Curne de Sainte-Palaye, einem Schüler der kritischen Schule von Bayle, der sich als »Moderner« dem menschlichen Fortschritt zuwandte und als ein Pionier für die Mittelalterentdeckung gelten kann¹⁷.

Mehrere äußere Faktoren spielten bei der Professionalisierung der Geschichte als Disziplin um 1800 eine Rolle: erstens die Herausbildung einer methodisch-kriti-

nen Lebensformen erfüllten diese Sehnsucht. Letztendlich bilde diese »Weltflucht« der Romantiker in das Mittelalter als eine Suche nach der verlorenen Welt vor der Aufklärung und Revolution den Nährboden für den Historismus; vgl. Friedrich JÄGER, Jörn RÜSEN, *Geschichte des Historismus*, München 1992, S. 23 f.

- 14 Manfred ENGEL, Wolfgang HAUBRICHS, *Erfindung des Mittelalters*, in: *Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik* 151 (2008), S. 5–11; vgl. auch Janine R. DAKYNS, *The Middle Ages in French Literature 1851–1900*, Oxford 1973; Simone BERNARD-GRIFFITHS, Pierre GLAUDES, Bertrand VIBERT (Hg.), *La fabrique du Moyen Âge au XIX^e siècle. Représentations du Moyen Âge dans la culture et la littérature du XIX^e siècle*, Paris 2006.
- 15 Zu den frühen historiografischen Projekten insbesondere in Deutschland vgl. Jean-Marie MOEGLIN, *Naissance de la médiévistique? Des antiquaires-érudits aux historiens-professeurs*, in: Isabelle GUYOT-BACHY, DERS. (Hg.), *La naissance de la médiévistique. Les historiens et leurs sources en Europe au Moyen Âge (XIX^e–début du XX^e siècle)*, Genf 2015, S. 3–31; zur Rezeptionsgeschichte der materiellen Kultur im 18. Jahrhundert vgl. Lisa REGAZZONI, *Als die »groben Steine« Keltisch sprachen. Die Megalithen als Quellen altgallischer Geschichte im Frankreich des 18. Jahrhunderts*, in: *Francia* 42 (2015), S. 111–134; DIES., *Enteignung oder Wiederaneignung der Vergangenheit? Die museale Arbeit an der Nationalgeschichte Frankreichs nach der Revolution*, in: *Zeitschrift für Historische Forschung* 3 (2012), S. 413–452. Ich bedanke mich bei Lisa Regazzoni, die den vorliegenden Beitrag gelesen und mit mir diskutiert hat.
- 16 Die Gelehrten hatten eine wissenschaftliche Distanz entwickelt. Sie stützten ihre Arbeit vor allem auf juristische Texte und Chroniken, die sie in Quellen und Sekundärliteratur trennten und nach einer bestimmten Ordnung erfassten und edierten; vgl. Donald KELLEY, *Foundations of Modern Historical Scholarship. Language, Law, and History in the French Renaissance*, New York 1970; George HUPPERT, *The Idea of Perfect History. Historical Erudition and Historical Philosophy in Renaissance France*, Urbana 1970; Jean-Marie MOEGLIN, *L'historiographie moderne et contemporaine en France et en Allemagne et les chroniqueurs du Moyen Âge*, in: Françoise AUTRAND (Hg.), *Saint-Denis et la royauté*, Paris 1999, S. 301–338.
- 17 Blandine BARRET-KRIEGLER, *Les historiens et la monarchie*, Paris 1988, 4 Bde.; vgl. auch Georges LEFEBVRE, *La naissance de l'historiographie moderne*, Paris 1971, hier ab S. 91; François FURET, *L'atelier de l'histoire*, Paris 2007, S. 101–127; Catherine KÖNIG-PRALONG, *L'histoire médiévale de la raison philosophique moderne (XVIII^e–XIX^e siècles)*, in: *Annales HSS* 71 (2015), S. 667–711; DIES., *Médiévisme philosophique et raison moderne. De Pierre Bayle à Ernest Renan*, Paris 2016; BERNARD-GRIFFITHS, GLAUDES, VIBERT, *La fabrique du Moyen Âge* (wie Anm. 14), S. 10 f., 123–126.

schen Geschichtswissenschaft, zweitens ihre institutionelle Einbettung in Schulen und Universitäten und drittens die Verbreitung der Inhalte über Zeitschriften und Bücher, die ein breites historisch interessiertes Publikum ansprachen und somit in den öffentlichen Diskurs einbrachten¹⁸. Die Auseinandersetzung mit dem Mittelalter fand an Material statt, das durch die Zentralisierungsbemühungen der Revolution in neuen Institutionen zur Verfügung stand. Denn infolge der Revolution waren zahlreiche private, kirchliche und staatliche Sammlungen aufgelöst und in zentralen Institutionen wie städtischen Bibliotheken und der Nationalbibliothek ab 1832 neu zusammengefasst und zugänglich gemacht worden¹⁹. Herzstück waren die Archive, deren Bedeutung als Machtinstrument die Revolution schnell erkannt und nationalisiert hatte²⁰. Eine historische Sektion der Archives nationales, die *monuments historiques*, wurde 1830 eingerichtet; bis 1852 stand ihr Jules Michelet vor. Für Personal, das mit den Archivfonds umgehen konnte, wurde 1821 die École nationale des chartes in Paris gegründet, die einen Schwerpunkt auf Hilfswissenschaften wie Siegelkunde, Numismatik, Paläografie oder Diplomatik legte. Ziel war es, Archivare in den Départements für den Umgang mit historischem Material zu qualifizieren, um alle Quellen zur Geschichte, Verwaltung und Kultur Frankreichs zu sammeln und zu verwerten²¹.

Waren die »Meister der Geschichte²²« wie Jules Michelet zu Beginn des 19. Jahrhunderts noch von einer stark poetischen und literarischen Schreibweise geprägt und ihre historischen Analysen weniger auf methodischem Quellenstudium denn einer Geschichte als Telos der Nation mit politischer Bedeutung gebaut, führten die entstehenden Institutionen wie die Nouvelle Sorbonne oder die École normale supérieure eine Art der Quellenarbeit ein, die sie von Historikern aus Preußen übernommen hatten²³ und als *méthode critique* perfektionierten. Wo Michelet sein Quellenstudium und seine Geschichtsschreibung einer nationalen Idee unterwarf und die Poetik über die Objektivität stellte, ja er sich eher durch die historischen Ereignisse

18 Es florierte eine Vielzahl sogenannter Sociétés savantes, gelehrter Gesellschaften, deren *sociabilité historique* vor allem regionalen historischen und archäologischen Begebenheiten Aufmerksamkeit schenkte; vgl. *ibid.*, S. 84f.

19 *Ibid.*, S. 75–90.

20 Schon ab 1790 wurde die Organisation immer wieder neu ausgerichtet; ab 1847 waren die Archives nationales in Paris in einem Lesesaal zugänglich.

21 Über die Geschichte und Entwicklung dieser Institution vgl. Lana MOORE, *Restoring Order. The Ecole des chartes and the Organization of Archives and Libraries in France 1820–1870*, Duluth (Minn.) 2008.

22 Jean WALCH, *Les maîtres de l'histoire 1815–1850*. Augustin Thierry, Mignet, Guizot, Thiers, Michelet, Edgar Quinet, Genf 1986; vgl. auch ESCUDIER, *Historische Darstellung* (wie Anm. 11), S. 225–228.

23 Zahlreiche französische Historiker reisten ab 1850 an deutsche Universitäten, um während der Forschungsaufenthalte die hermeneutische Arbeitsmethode bei Ranke und Mommsen kennenzulernen und nach Frankreich zu importieren. Vgl. zum deutsch-französischen Verhältnis Charles-Olivier CARBONELL, *Les historiens universitaires français en Allemagne dans la seconde moitié du XIX^e siècle*, in: Michel PARISSÉ (Hg.), *Les échanges universitaires franco-allemands du Moyen Âge au XX^e siècle*, Paris 1991, S. 181–192; Rudolf VON THADDEN, *Guizot und Deutschland*, *ibid.*, S. 131–138; Irène TIEDER, *Michelet et les écrivains allemands*, in: BERNARD-GRIFFITHS, *Michelet entre naissance et renaissance* (wie Anm. 1), S. 151–162; MOEGLIN, *Naissance de la médiévistique* (wie Anm. 15).

zu poetischen Beschreibungen inspirieren ließ²⁴, entstand nun ein neuer Geist an den Universitäten. »Notre siècle est le siècle de l'histoire«, postulierte Gabriel Monod im Vorwort der ersten Ausgabe der »Revue historique« im Jahre 1876²⁵. Als der Mediävist diese Zeilen schrieb, etablierte sich nicht nur in Frankreich die Geschichtswissenschaft als universitäres Fach, inklusive Mittelalter²⁶. Seit den sukzessiven Gesetzen zur Organisation der Schulen wie der *loi Falloux* und vor allem der Neuorganisation der Universitäten durch den Kultusminister Victor Duruy um 1860 trat das Mittelalter als eigene Epoche hervor, deren Erforschung in den universitären Institutionen gewährleistet war, die wiederum das Werkzeug und die Regeln in der Hand hielten, mit dem historischen Material umzugehen²⁷. Selbstanspruch

- 24 Selbstvertretend dafür kann Michelets Selbstaussage »Aucun historien que je sache [...] n'avait fait usage de pièces inédites [...]. C'est la première fois que l'histoire eut une base si sérieuse« der Feststellung Jacques Le Goffs über Michelet gegenübergestellt werden, dass »le document et plus particulièrement le document d'archives n'est, pour Michelet, qu'un tremplin pour l'imagination, le déclat de la vision« und betont eher »ce rôle de stimulant poétique du document«, zit. nach Jacques LE GOFF, Michelet et le Moyen Âge, aujourd'hui, in: MICHELET, Œuvres complètes (wie Anm. 2), Bd. 4, S. 45–63, hier S. 45. Zu Michelets Mittelaltervision vgl. Jacques LE GOFF, Les Moyen Âge de Michelet, in: DERS. (Hg.), Pour un autre Moyen Âge. Temps, travail et culture en Occident. 18 essais, Paris 1977, S. 19–45. Siehe auch Paule PETITIER, Michelet, rythme de la prose, rythme de l'histoire, Villeneuve d'Ascq 2010. Ähnlich wie das von Michelet vernommene »Gewisper der Archivalien« evoziert auch Augustin Thierry »ses longues séances dans les galeries glaciales de la rue Richelieu«; zit. nach François HARTOG, Le XIX^e siècle et l'histoire. Le cas Fustel de Coulanges, Paris 1988, S. 111. Siehe zur Mittelalterrezeption in der Literatur auch Ulrich MÖLK, Evokationen des Mittelalters im französischen Fin de siècle, in: Kirsten DICKHAUT (Hg.), Geschichte, Erinnerung, Ästhetik, Tübingen 2010, S. 285–294.
- 25 Gabriel MONOD, Du progrès des études historiques en France depuis le XVI^e siècle, in: Revue historique 1 (1876), S. 5–38. Zu Monod und Michelet vgl. Rémy RIOUX, Gabriel Monod à la lumière de Jules Michelet, in: BERNARD-GRIFFITHS, Michelet entre naissance et renaissance (wie Anm. 1), S. 195–223.
- 26 Zur Geschichtswissenschaft an den Universitäten vgl. André TUILLIER, Histoire de l'université et de la Sorbonne, 2 Bde., Paris 1994, hier Bd. 2.
- 27 Neben den bereits angesprochenen Methoden zur Quellenkritik beispielsweise von Saint-Maur wurde nun vor allem die in Frankreich von der borussischen Geschichtswissenschaft übernommene Methode der historischen Hermeneutik und Quellenkritik weiterentwickelt, ja gar sakralisiert: Im Mittelpunkt stand das Dokument, dessen Inhalt, Autor, Intentionen methodisch seziert, auf Recht und Unrecht abgewogen, mit anderen Texten verglichen wurden. Wissenschaftliche Publikationen umfassten Editionen von Texten mit einem bedeutenden Fußnotenapparat und *pièces justificatives*, in denen es weniger auf die Analyse eines Sachverhaltes ankam als darauf, alle verfügbaren Texte zu einem präzisen Ereignis, einer Person oder zu einem Ort zusammenzutragen. Diese sehr technische Art der Wissenschaft, die in der »Bibel« von Charles-Victor Langlois und von Charles Seignobos »L'introduction aux études historiques« festgeschrieben war, wurde schon früh als *histoire historisante* diffamiert. Als Überblick BECHER, Geschichtsinteresse und historischer Diskurs (wie Anm. 4), S. 26–68; einen prosopografischen Einstieg bietet Charles-Olivier CARBONELL, Histoire et historiens. Une mutation idéologique des historiens français 1865–1885, Toulouse 1976; Entwicklungslinien der französischen *sciences sociales* bei Laurent MUCCHIELLI, Aux origines de la nouvelle histoire en France. L'évolution intellectuelle et la formation du champ des sciences sociales (1880–1930), in: Revue de synthèse 116 (1995), S. 55–98; zur Disziplin vgl. Guy BOURDÉ, L'école méthodique, in: DERS., Hervé MARTIN (Hg.), Les écoles historiques, Paris 1983, S. 181–213.

war es, Objektivität, Überprüfbarkeit und Erkenntnistransfer in den Mittelpunkt des fachlichen und wissenschaftlichen Denkens zu stellen²⁸.

In dieser Perspektive löste das Mittelalter als patriotisches Vorbild und als nationales Ideal die Antike, die als zu europäisch und zu wenig französisch, als zu philosophisch und zu wenig aktuell empfunden wurde, ab. Für eine nationale Rezeption kam dem Mittelalter, anders als der Antike, seine Vereinbarkeit mit edukativen und patriotischen Zielen entgegen. Im Mittelpunkt der für die Republik eminent wichtigen Schule als Mittel zur Bürgererziehung stand eine französische Nationalgeschichte²⁹. Sie war eine patriotische Meistererzählung, die gelehrt werden sollte, um einen »citoyen pénétré de ses devoirs et un soldat qui aime son fusil« zu formen³⁰, wie es später der »Lavis«³¹, jenes nach dem Historiker Ernest Lavis benannte und ab 1885 prägende Geschichtslehrbuch der republikanischen Schule, ausdrückte.

Wie das Mittelalter in Forschung und Literatur eingesetzt wurde, hing von den Historikern und ihrer Interpretationsweise des Mittelalters ab. Die Französische Revolution hatte die Perspektive auf die Geschichte und ihre Interpretation radikal geändert. Infolge der wechselnden Regierungsformen war die Geschichte Frankreichs als *magistra historiae* der Nation zum Spielball der Interpretationen geworden³¹. Insbesondere das Mittelalter war davon betroffen, denn es stand genau im Spannungsfeld dieser Interpretationen, zwischen aufkommendem funktionalistischem Rationalismus und rückgewandter Nostalgie. Überspitzt könnte man sagen, dass jeder in »seinem« Mittelalter das fand, wofür oder wogegen er kämpfte, und dass diese Gegensätze gerade zwischen Anhängern der Gegenrevolution und den Republikanern stark ausgeprägt waren. Für Chateaubriand als Gegner der Revolution beispielsweise bot das melancholische Mittelalter einen Sehnsuchtsort für das, was für den Adel und ihn »verloren« war³². Michelet hingegen bot es den geeigneten Stoff, seine nationale Bürgertums- und Einheitsmeistererzählung, seinen Antiklerikalismus und die nationale Überhöhung auszuspielen. Inwiefern die Regierungszei-

28 Getrieben wurde die junge Wissenschaft von einem professionell-distanzierten Blick auf ihre Objekte, die sie in positivistisch-kritischer Manier betrachten wollte. Ziel war es, »d'éviter les controverses contemporaines, de traiter les sujets dont ils s'occupent avec la rigueur de méthode et l'absence de parti qu'exige la science et de n'y point chercher des arguments pour ou contre des doctrines qui ne seraient qu'indirectement en jeu«, wie es Monod im Gründungsmanifest der »Revue historique« formulierte. Den in seinen Augen bisherigen bedauernswerten Stillstand der Wissenschaft machte er vor allem daran fest, dass sich die Historiker zu sehr von »passions politiques et religieuses« leiten und dabei die »tradition scientifique« vermissen ließen.

29 Zur Schulerziehung in der Dritten Republik und dem Umgang mit der Geschichte vgl. Christian AMALVI, *Les héros de l'histoire de France. Recherche iconographique sur le panthéon scolaire de la troisième République*, Paris 1979; DERS., *Le goût* (wie Anm. 5), S. 71–180, insbesondere zur Figur Karls V., S. 94f.; DERS., *Légendes scolaires du Moyen Âge au XIX^e siècle*, in: BERNARD-GRIFFITHS, GLAUDES, VIBERT, *Fabrique du Moyen Âge* (wie Anm. 14), S. 57–69; DERS., *Les héros de l'histoire de France. Comment les personnages illustres de la France sont devenus familiers aux Français*, Toulouse 2001.

30 Zitiert nach FURET, *Atelier* (wie Anm. 17), S. 121.

31 Zur deutschen Verwendung der Geschichte vgl. JÄGER, RÜSEN, *Historismus* (wie Anm. 13), S. 44–53.

32 BERNARD-GRIFFITHS, GLAUDES, VIBERT, *Fabrique du Moyen Âge* (wie Anm. 14), S. 13; zum Romantismus Chateaubriands vgl. AMALVI, *Le goût* (wie Anm. 5), S. 25–35.

ten Karls V. und Karls VI. besonders geeignet waren, die jeweiligen Interpretationen zu leiten, soll im Folgenden nachgezeichnet werden.

Gerade im Gegenwartsbezug des Mittelalters wird deutlich, wie es für die Historiker des 19. Jahrhunderts einerseits durch seine zeitliche Entfernung Alterität, aber gleichzeitig durch seine Aneignung und Umdeutung Aktualität bedeutete. Die Erfindung der Geschichte als wissenschaftlicher Disziplin, aber vor allem die Entdeckung des Mittelalters als Projektionsfläche kultureller Mythen markiert einen Wandel in der Geschichtsreflexion. Für die Historiker des 19. Jahrhunderts galt es, trotz der Emergenz der historisch-kritischen Methode vor allem eine politisch-soziale Geschichte unter einem ideologischen Standpunkt, beispielsweise einem republikanisch-laizistischen oder einem monarchisch-katholischen, zu verfassen.

Paradigmatisch für diese »mehreren Mittelalter« in der Rezeption kann Michelets Mittelalterbild gelten, das sich je nach Lebensphase des Autors und nach politischem Kontext veränderte und angepasst wurde³³. Hier äußerst negativ geprägt, passt es sehr gut in diese nationale Meistererzählung: »La peste noire, la danse de Saint-Gui, les flagellants, et le sabbat, ces carnivals du désespoir, poussent le peuple, abandonné, sans chef, à agir pour lui-même. Le génie de la France en son Danton d'alors, Marcel, et son Paris, ses États généraux, éclate inattendu dans sa constitution, admirable de précocité, ajournée, effacée par la petite sagesse négative de Charles V. Rien n'est guéri. Aggravé, au contraire, le mal arrive à son haut paroxysme, la furieuse folie de Charles VI³⁴.« Dort wo Michelet ein romantisch-apokalyptisches Bild heraufbeschwor und er die Geschichte Frankreichs als Geschichte des Volkes, das bereits im Mittelalter die Grundzüge für die Revolution und die Demokratie legte, beschrieb, stand bei den Historikern der Dritten Republik ab 1870 der Kristallisationspunkt des nationalen Gefüges und die nationale Selbstbehauptung Frankreichs im Fokus der Parallelisierung. Mehr als andere Epochen der Geschichtswissenschaft fand sich das Mittelalter im Rampenlicht der Disziplin und der Politik wieder. Es bot einen idealen Austragungsort für die innerfranzösischen methodischen, aber auch politischen Auseinandersetzungen um die nationale Geschichtsschreibung, die Bewertung und Interpretation der Vergangenheit. Als Gradmesser der ideologischen Sicht auf die Nation und die Vergangenheit trennte der Rezeptionsfokus die wissenschaftliche Profession in Schulen je nach politischer Agenda. Der Historiker wurde zum politischen Beobachter und Kommentator³⁵. Denn leider konnten die postulierten wissenschaftlichen Ziele nicht umgesetzt werden, da sich das Mittelalter und andere

33 Michelets Mittelalterbild war nicht monolithisch, sondern passte sich den mit der Zeit wandelnden Überzeugungen seines Autors an. Er begann mit einem positiven Mittelalterbild, das sich über die Jahre, vor allem aufgrund seines stärker werdenden Antiklerikalismus, immer mehr schwärzte. Vgl. hierzu LE GOFF, *Les Moyen Âge de Michelet* (wie Anm. 24); BERNARD-GRIFFITH, GLAUDES, VIBERT, *Fabrique du Moyen Âge* (wie Anm. 14), S. 385–398.

34 Zit. nach Jules MICHELET, *Œuvres complètes* (wie Anm. 2), Bd. 4, S. 21 f.

35 Schablonenhaft gesagt könnte man Zeitschriften und Schulen in zwei Strömungen einteilen: die Erudition fand ihr Heim in der »Bibliothèque de l'École des chartes«, die von Gabriel Monod gegründete protestantisch-positivistische »Revue historique« verpflichtete sich der kritisch-methodischen Analyse, »renseignements exactes et compétents« zu vermitteln; die »Revue des question historiques« hingegen setzte diese vor allem im Dienste eines monarchistischen und katholischen Blicks auf die Geschichte ein, ja gar für »un travail de révision historique«, um eine Version der Geschichte nicht zu erstellen, sondern wiederherzustellen (»rétablir«) und die »Le-

Wissenschaftsfelder als Stellvertreterschauplätze für eine ideologische Auseinandersetzung um die Deutung der Geschichte eigneten. Diese wurden mit einer umso größeren Vehemenz geführt, als man über das Mittelalter die zeitgenössischen Grabenkämpfe um die Revolution oder die Auseinandersetzung um die Rolle von Staat und Kirche ausfocht³⁶. Das Bild ist also ein ambivalentes: auf der einen Seite der wissenschaftliche Anspruch auf Objektivität und Distanz, auf der anderen Seite ein dauerhaftes politisches Engagement und eine ideologische Prägung.

Warum klafften Anspruch und Wirklichkeit so weit auseinander? Vor allem um die Frage der Nation kristallisierten sich die wissenschaftlichen Fragestellungen und die ideologischen Perspektiven. Die Geschichte fungierte als Telos der Nation und diente dazu, den *mythe fondateur* zu bekräftigen: Die Historiker suchten auf dem wissenschaftlichen Feld des Mittelalters die Deutungshoheit über die eigene Vergangenheit. Betrachteten sich Michelet und Guizot mehr als »Propheten« denn als Historiker, so nahm die folgende Generation aktiv am politischen Leben teil und nutzte das Mittelalter als Experimentierfeld auf der Suche nach der Legitimation ihrer Überzeugungen. Stilisierte die republikanische Geschichtsschreibung Étienne Marcel als neuen »Danton«, dessen Ziel bereits im Mittelalter die Republik gewesen sei, suchten im Gegensatz dazu die monarchistischen Historiker eine verlorene Welt, bestimmt durch Monarchie, Feudalherrschaft und Papsttum, die es zu restaurieren gälte³⁷. Die Historiker versteckten nicht ihre politischen Ansichten, wenn es darum ging, über die Geschichte die Nation zu stabilisieren. So brachte beispielsweise François Guizot, studierter Jurist und Geschichtspräsident, später gar Regierungschef, in seiner quellentekhnisch gut dokumentierten »Histoire de la civilisation en France« in fünf Bänden seine positive Ansicht zum Mittelalter für die französische Nation als erster Kulturnation unter allen zum Ausdruck³⁸. Im an politischen Umbrüchen und Systemwechseln nicht armen 19. Jahrhundert waren im Wissenschaftsbetrieb Rücktritte, Zensur und Rehabilitierung je nach Regierungsform nicht unüblich; sogar die konfessionelle Zugehörigkeit des Autors spielte bei der Zuordnung in eine der beiden dominanten historischen Schulen eine Rolle, wie es in den Rezensionen von wissenschaftlichen Werken deutlich wird³⁹. Sowohl François Guizot als

gende« der Französischen Revolution durch »Fakten« zu ersetzen. Vgl. HARTOG, Fustel de Coulanges (wie Anm. 24), S. 98, Anm. 2.

36 Vgl. die pointierte Zusammenfassung *ibid.*, S. 13 f.

37 Zu diesem Gegensatz und den Interpretationsweisen des Mittelalters vgl. Christian AMALVI, *Les deux Moyen Âges des savants dans la seconde moitié du XIX^e siècle*, in: Laura KENDRICK (Hg.), *Le Moyen Âge au miroir du XIX^e siècle (1850–1900)*, Paris 2003, S. 11–25. Über die sich je nach Perspektive wandelnden Deutungen beispielsweise von Étienne Marcel oder der Jacquerie vgl. Christian AMALVI, *Les métamorphoses révolutionnaires d'Étienne Marcel de Danton à François Mitterrand*, in: DERS. (Hg.), *De l'art et la manière d'accomoder les héros de l'histoire de France. De Vercingétorix à la Révolution. Essais de mythologie nationale*, Paris 1988, S. 205–309; DERS., *La Jacquerie de 1358 dans la littérature dramatique, historique et politique 1814–1914*, *ibid.*, S. 311–327.

38 »Je crois pouvoir l'affirmer: si une autre histoire en Europe m'avait paru plus grande, plus instructive, plus propre encore que celle de la France à représenter le cours de la civilisation; je l'aurais choisie«, zit. nach JÄGER, RÜSEN, *Historismus* (wie Anm. 13), S. 77.

39 Wie eng die ideologische Verbindung zwischen Wissenschaft und Politik war, zeigt das Beispiel des katholischen Chartisten und Frühneuzeitenspezialisten Gustave Fagniez, zusammen mit Ga-

auch Edgar Quinet machten Politik, übernahmen Ministerposten und trugen wesentlich dazu bei, die Geschichte in den Schulen als Disziplin und als Vermittler für eine nationale Bürgererziehung zu etablieren⁴⁰. Andere Historiker bezogen in bestimmten Fällen öffentlich politische Stellung: Drei Tage nach Zolas »J'accuse« in der Zeitung »L'Aurore« veröffentlichten mehrere Universitätsdozenten unter der Ägide von Gabriel Monod und Lucien Herr, Bibliothekar der École normale supérieure, eine Petition in »Le rappel«. In der Revision um den Dreyfus-Prozess spielten die Chartisten Arthur Giry und Auguste Molinier eine wichtige Rolle: Zola rief sie aufgrund ihrer paläografischen Kenntnisse als Zeugen auf, um das *bordereau*, jenes dem Angeklagten zur Last gelegte Schriftstück, zu untersuchen⁴¹.

Andere Historiker, wie der an allen republikanischen Kämpfen beteiligte Jules Michelet oder der der mittelalterlichen Handschriftenforschung verschriebene Leiter der Bibliothèque nationale, Léopold Delisle, wurden dagegen Opfer ihrer politischen oder religiösen Überzeugungen⁴². Dies zeigt, mit welcher Macht die Politik im von kulturkampfbefähigten Ideologien zerfressenen Frankreich die Geschichtswissenschaft prägte und sowohl auf politischer als auch auf wissenschaftlicher Ebene durchdrang⁴³.

Das Mittelalter galt als die Keimzelle des modernen Frankreichs; die Geschichte Frankreichs war ein Streben hin zur Revolution. In dieser republikanischen Meistererzählung hatte der Hundertjährige Krieg einen eindeutigen patriotischen, zeitgenössischen Bezug zum revanchistischen politischen Grundtenor, der den kurz zuvor

briel Monod Gründer der laizistisch ausgerichteten »Revue historique«, der im Jahre 1881 nach einem kritischen Artikel über die katholische Kirche die Zeitschrift verließ und zur Konkurrenz, der katholischen und revisionistischen »Revue des questions historiques« wechselte; vgl. BOURDÉ, *École méthodique* (wie Anm. 27), S. 183 f.

40 FURET, *Atelier* (wie Anm. 17), S. 119–126.

41 Die Dreyfus-Affäre spaltete die universitäre Welt; vgl. Bertrand JOLY, *L'École des chartes et l'affaire Dreyfus*, in: *Bibliothèque de l'École des chartes* 147 (1989), S. 611–671; zur Dreyfus-Affäre in der Universitätswelt vgl. Madeleine RIBÉRIOUX, *Histoire, historiens et dreyfusisme*, in: *Revue historique* 255 (1976), S. 407–432.

42 Michelets Kurse am Collège de France wurden ab 1845 von der Polizei stenografiert; er wurde im Januar 1848 von der Regierung Louis-Philippes und Guizots aufgrund »aufwieglerischer Umtriebe« ab-, sodann mit Quinet und Mickiewicz am 6. März von der neuen Regierung erneut eingesetzt. Die drei Historiker wurden in der Sorbonne mit den Rufen *Les prophètes* begrüßt. Die Abberufung Michelets als Professor und Leiter der Historischen Sektion der Archives nationales im Jahre 1852 war seiner Verweigerung, einen Amtseid auf das Second Empire und den Kaiser abzulegen, geschuldet. Im Gegensatz dazu wurde in einer gegensätzlichen politischen Konstellation die katholische Überzeugung von Léopold Delisle als Grund seiner Absetzung als Leiter der Bibliothèque nationale im Februar 1905 vermutet, zu einem Zeitpunkt, da die Gesetzgebung über die Trennung von Staat und Kirche Frankreich fast an den Rand eines Bürgerkrieges brachte. Zu den politischen Implikationen in der Causa Michelet vgl. BECHER, *Geschichtsinteresse und historischer Diskurs* (Anm. 4), S. 39–41; TUILIER, *Histoire de l'université* (wie Anm. 26), Bd. 2, S. 349 f.; zu Delisle vgl. Yann POTIN, »J'ai manqué ma vocation, j'aurais dû être archiviste!« *Entre archives et bibliothèque, l'itinéraire diplomatique et historique de Léopold Delisle*, in: Françoise VIELLIARD, Gilles Désirée dit GOSSET (Hg.), *Léopold Delisle, Saint-Lô 2007*, S. 147–175.

43 Vgl. hierzu die Übersicht bei BECHER, *Geschichtsinteresse und historischer Diskurs* (wie Anm. 4), S. 26–68; AMALVI, *Les deux Moyen Âges* (wie Anm. 37); zur »katholischen Sicht« auf das Mittelalter vgl. DERS., *Le goût* (wie Anm. 5), S. 203–220.

erlittenen Verlust von Elsass-Lothringen umgab⁴⁴. Im Vergleich zu seinen in der Geschichtsschreibung in suetonischer Manier als »unfähig« und »schlecht« betrachteten Vor- und Nachfolgern⁴⁵ verkörperte der »weise« König Karl V. mehrere republikanische Ideale. Dazu zählte erstens, den Krieg gegen einen auswärtigen Feind wiederaufgenommen, zweitens eine geschickte Politik zur »Wiederauferstehung« des Landes nach der Gefangennahme Johanns II. geführt, und dies drittens dank der seit Michelet als *marmousets* bezeichneten bürgerlichen Berater erreicht zu haben. Diese drei Punkte lassen sich parallel zu den republikanischen Bestrebungen setzen, erstens dem Anspruch auf territoriale Einheit der Dritten Republik mit Blick auf Elsass-Lothringen, zweitens der politischen Situation der Dritten Republik nach 1871, die sich drittens von einer republikanischen Bildungselite geführt sah.

Dies sollte zu einem Wiedererstarken der französischen Nation führen, wie es im Mittelalter unter der weisen Regierung Karls V. geschehen war. Vor allem die zeitgenössischen politischen und nationalen Diskurse zogen eine Parallele zum Mittelalter: Die Gefangennahme König Johanns II. durch die Engländer und die politischen Wirren wurden mit der politischen und militärischen Niederlage Frankreichs 1870 und der Gefangennahme Napoleons III. durch die Preußen bei Sedan gleichgesetzt⁴⁶. Der 1871 über Paris hereinbrechende Volksaufstand der Commune gegen die sieglose französische Armee erinnerte an die bürgerkriegsähnlichen Zustände, die ab 1410 durch das Machtvakuum des geisteskranken Königs Karl VI. zwischen seinen Onkeln und ihren Parteien, den Bourguignons und Armagnacs, entbrannten. So wie Paris ab 1420 durch die internen Zwistigkeiten gelähmt dem englischen Feind unterlag, der Frankreich und England als Doppelmonarchie unter Heinrich VI. regierte und den französischen Thronfolger Karl [VII.] enterbte, so schien Paris nach der Commune dem Sieg der Preußen wehrlos ausgeliefert, mit der Folge der Kapitulation von Paris und dem Verlust Elsass-Lothringens.

Diese tiefen politischen, militärischen und nationalen Niederlagen, aus denen die Dritte Republik 1870 zu einem Zeitpunkt entstand, der mit der Erfindung einer universitären Geschichtswissenschaft zusammenfiel, fanden ihr verzerrtes Spiegelbild

44 Ein Beispiel aus dem »Lavissee«: »Le maître qui aura retracé devant ses écoliers les destinées de la France, de toute la France, l'ancienne comme la nouvelle, saura bien ce qu'il faut penser et dire de la mutilation qu'elle a subie, il y a quinze ans«; zit. *ibid.*, S. 121.

45 In den Augen der patriotischen Historiker missfallen sowohl Johann II. als auch Karl VI.: Der eine, Johann II., ließ sich von den Engländern gefangen nehmen, und sein Land musste unter der Steuerlast »bluten«, um seinen Herrscher von der »Schmach« freizukaufen, während der andere, Karl VI., ab seinem 25. Lebensjahr als Geisteskranker sein Land den Rivalitäten der Bourguignons und Armagnacs auslieferte, an dessen Ende mit dem sogenannten »honteux traité de Troyes« die Krone Frankreichs an England fiel. Erst die Jungfrau von Orléans konnte Frankreich »befreien«, woraus ein neuer nationaler Mythos entstand. Die Königin Elisabeth von Bayern (eine Deutsche!) lieferte die traurige Vorlage für Verschwörungstheorien; eine weit verbreitete Meinung gab ihr die Hauptverantwortung für den Vertrag von Troyes und somit für die »Auslieferung« Frankreichs. Auch in den beliebten Feuilletonromanen wurde dieses historische Thema verarbeitet; vgl. AMALVI, *Le goût* (wie Anm. 5), S. 52, 134–136. Für eine moderne Sicht auf Johann II. und seine Rezeption sowohl bei seinen Zeitgenossen als auch in der Historiografie vgl. Raymond CAZELLES, *Jean II le Bon: Quel homme? Quel roi?*, in: *Revue historique* 251 (1974), S. 5–26.

46 AMALVI, *Les deux Moyen Âges* (wie Anm. 37), S. 21 f.

im Mittelalter der Valois-Könige. Die integrative Figur Karls V., des weisen Königs, der aus seiner Bibliothek heraus das Land weniger mit Schlachten als mit Gesetzen regierte, diente vor allem bei den noch jungen und der patriotischen Causa verschriebenen Historikern dazu, die Wunden der Zeit zu heilen und über den so geschlagenen Parallelismus zum Mittelalter auf bessere Zeiten zu hoffen.

Besonders deutlich wird diese politische Identifikation der zeitgenössischen Lage mit einer historischen Person im Falle des Chartisten Roland Delachenal, dessen fünfbandige Biografie Karls V. ein Monument historischer Akribie und politischer Aktualisierung darstellt⁴⁷. Im Mittelpunkt seines Werkes steht die Beschreibung der Rückeroberung jener französischen Gebiete durch Karls V. juristische Finesse und Du Guesclins militärische Schlagkraft, die unter Johann II. im Krieg und durch schlechte Vertragsbedingungen an die Engländer verlorengegangen waren. Es sei der Weisheit des Königs geschuldet, dass er aus einer aussichtslosen Situation schließlich das Beste für die nationale Renaissance herausgeholt und die territoriale (über Neuinterpretation der Verträge und effektive Guerrillakriege), nationale (Frankreich als Sieger) und religiöse (Schisma) Integrität wiederhergestellt habe⁴⁸. Da unter seinem Sohn Karl VI. der englische Feind wieder die Oberhand gewann, strahlte Karls V. Stern nur umso heller und bot gleichzeitig den Nährboden für den neuen nationalen Mythos der Jungfrau von Orléans⁴⁹. Der aktualisierende national-politische Subtext der Biografie wurde von den Lesern sehr wohl verstanden, wie der Nachruf seiner Kollegen zeigt, die Delachenals rühmten, da er »s'inspira d'un sentiment patriotique, le désir de montrer, après les désastres de 1870, comment se relève un pays sain, énergique et déterminé à vivre«⁵⁰. Die Parallele zwischen Delachenals Intentionen und denen Christines de Pizan, als sie fast genau fünf Jahrhunderte früher das »Livre des fais et bonnes meurs du roy Charles V« verfasste, ist frappierend: Beide Autoren kompilieren aus den zur Verfügung stehenden Modellen ein an die äußeren Umstände der Zeit adaptiertes Herrscherlob, dessen Fokus sich eindeutig aus den Bedürfnissen ihrer Zeit erklärt.

Rezeption und Umdeutung der Louvrebibliothek zwischen kultureller Rückversicherung und Selbstidentifikation

Man könnte es dabei belassen, die Rezeption der Valois und Karls V. auf das 19. Jahrhundert zu beschränken und sie im Lichte des Zusammenspiels von einmaligen politischen und historischen Begebenheiten zu interpretieren. Doch die mittelalterliche Weisheitskonstruktion erweist sich als hartnäckig. Wir verlassen nun das natio-

47 Roland DELACHENAL, *Histoire de Charles V*, 5 Bde., Paris 1905.

48 Der Schwerpunkt seiner Biografie liegt auf der militärischen Beschreibung der Ereignisse. Die kulturelle und höfische Seite streift er nur kurz, wenn es um die Erziehung des Prinzen geht; *ibid.*, Bd. 1, S. 12–18. Für ihn ist Karls V. Faible für das Studium auf seine schwache Konstitution zurückzuführen; *ibid.*, S. 14f.

49 Johanna von Orléans wurde bei Michelet überhöht, sie gilt aber bis heute sowohl unter den Republikanern als auch vor allem bei den Monarchisten und Rechtsradikalen als Identifikationsfigur. Vgl. Christian AMALVI, *Les Héros des Français. Controverses autour de la mémoire nationale*, Paris 2011, S. 234–242.

50 Zitiert nach AMALVI, *Les deux Moyen Âges* (wie Anm. 37), S. 21.

nal-ideologische Feld, um uns der bildungspolitischen Rezeption Karls V. und der Louvrebibliothek zuzuwenden, die bis heute anhält und tiefe Spuren in zeitgenössischen Institutionen hinterlassen hat. Denn in der Figur Karls V. und der Louvrebibliothek verknoten sich mehrere Argumentationsstränge, wie sie im ersten Teil des Beitrags angesprochen wurden, beispielhaft. Wie das Mittelalter als Projektionsfläche und als kulturpolitisches Argument diente, soll nun untersucht werden.

In der die Eröffnung der räumlich und institutionell erneuerten Bibliothèque nationale de France begleitenden Ausstellung wurde in den Jahren 1996/1997 unter dem Motto »Tous les savoirs du monde« auch auf die mittelalterlichen Bestände als Nukleus der universellen Nationalbibliothek zurückgegriffen⁵¹. Diese Rückbesinnung auf die mittelalterliche Bibliothek belegt, dass die Louvrebibliothek noch heute den Ursprungsmythos der gegenwärtigen BnF liefert: »La Bibliothèque [sic] de Charles V a vraiment constitué la première ébauche, si timide fût-elle, de ce que fut, au cours des siècles, la Bibliothèque royale et de ce qu'est devenue aujourd'hui la Bibliothèque nationale⁵².«

Doch die Louvrebibliothek bietet sich auch außerhalb ihres institutionellen Rahmens für eine wissenschaftlich-politisch motivierte Rezeption an. In der Institution Bibliothek und der Person ihres »Gründers«, Karls V., kamen mehrere Aspekte der republikanisch-patriotisch eingefärbten Geschichtsschreibung der Dritten Republik (1870–1940) zusammen: Im Hinblick auf einen militärischen und bildungspolitischen Lichtblick, der der Nation Frankreich eine linguistische Erweiterung der französischen Sprache und die nationale Wiederauferstehung brachte. Bei Karl V. fielen die militärischen Erfolge im Hundertjährigen Krieg mit einem als prähumanistisch empfundenen kulturellen Programm zusammen, das durch die Übersetzungen von zahlreichen lateinischen Schriften eine politische Aufwertung der französischen Sprache bewirkte, ja das Französische zu einer Wissenschaftssprache erhob. Karl V. wurde zu einem Gründungsvater des modernen Französisch⁵³; die Bibliothek wurde der Ursprung dieser Sprache als *lingua franca* des europäischen Adels und der Elite ab dem 17. Jahrhundert, und ab dem 19. Jahrhundert schließlich als kolonialer Welt-sprache. Französisch diente als nationaler Kitt in einem mit zahlreichen regionalen Idiomen ausgestatteten Land, das die Dritte Republik auch sprachlich über eine republikanische Bildungsoffensive⁵⁴ national einigen wollte, über die sogenannte *école laïque, obligatoire et gratuite* von Jules Ferry, sowie die Unterdrückung der

51 Jacques KRYNEN, Puissance et connaissance, royauté et aristocratie face aux savoirs du monde, in: Roland SCHAER (Hg.), Tous les savoirs du monde. Encyclopédies et bibliothèques, de Sumer au XXI^e siècle, Paris 1996, S. 107–113.

52 Das Zitat stammt vom Generaldirektor der Nationalbibliothek der Jahre 1964 bis 1975: Étienne DENNERY, Préface, in: François AVRIL, Jean LAFURIE (Hg.), La Librairie de Charles V, Paris 1968, S. IX–XIV, hier S. IX.

53 Diese Ansicht wird vor allem sichtbar bei Françoise AUTRAND, Charles V, le Sage, Paris 1994, im Kapitel »Sagesse«, S. 713–750. Ausgeblendet wird, dass Französisch erst knapp 250 Jahre später, im Jahre 1539 unter Franz I. in der »Ordonnance de Villers-Cotterêts« zur offiziellen Staatssprache erhoben wurde. Bis dahin gaben die spätmittelalterlichen Gelehrten das Lateinische keineswegs zugunsten des Französischen auf.

54 Verkörpert in den in die Provinz gehenden Grundschullehrern, sogenannte *hussards noirs de la République*, die die Rolle der aufklärenden Lehrer als Antagonisten zum obskurantistischen Priester einnahmen.

regionalen Dialekte und Sprachen, was seit 1790 eine der zentralen Achsen republikanischer Bildungspolitik war. In diesem Kontext wurde die Louvrebibliothek zum Symbol für den universellen Anspruch der französischen Sprache, Politik und Diplomatie zu vertreten, zu einem Zeitpunkt, da sich die Französische Republik als Nation selbst suchte. Die Louvrebibliothek versammelte dabei alles, was der französischen Monarchie zu neuem Glanz verhalf: die Grundsteine des Gallikanismus im Großen Abendländischen Schisma (als Vorgriff auf das republikanische Prinzip der *laïcité*) und die Förderung der französischen Sprache durch ein als humanistisch empfundenes kulturelles Programm⁵⁵.

Die Louvrebibliothek fand sich im 19. Jahrhundert mitten in diesen politischen und wissenschaftlichen Diskussionen wieder. Mit der im vorherigen Kapitel beschriebenen Schärfung der wissenschaftlichen Instrumente und Institutionalisierung ging eine Neuerung in der Bibliothekslandschaft einher, die auch die Umstrukturierung und progressive Verwissenschaftlichung der Arbeit in der Nationalbibliothek betraf. Als der überaus engagierte und an Handschriften stark interessierte Chartiste Léopold Delisle die Führung der Institution übernahm⁵⁶, fanden diese neuen Methoden ihren Eingang in die Nationalbibliothek⁵⁷: Delisle stieß die Klassifikation der Bestände der Nationalbibliothek an, war Herausgeber des ersten systematischen Handschriftenkatalogs der lateinischen und französischen Handschriften⁵⁸ und nahm an den ersten Reproduktions-Initiativen teil, die, ähnlich der heutigen Digitalisierungswelle, eine weitere internationale Verbreitung der Bestände unter den Wissenschaftlern garantieren sollten⁵⁹.

Die ersten Bibliothekare schrieben der neu eingerichteten Institution Bibliothèque impériale (beziehungsweise Bibliothèque nationale, je nach politischem Regime) den Platz als bildungspolitisches Gedächtnis der Nation zu, indem sie auf eine möglichst lange Bildungs- und Wissenschaftstradition bis ins Mittelalter verwiesen und somit unbewusst bis heute Historiografie und Institutionengeschichte miteinander verweben. Dies bildet, aufbauend auf den institutionell weiterhin bestehenden republikanischen Pfeilern wie Bibliothek und Schule, die Grundlage für bis heute nicht hinterfragte konstitutive Diskurse im Bibliotheksmilieu, deren Mitglieder noch

55 Zur Warnung, jede Kanzleischrift als »humanistisch« zu bewerten, vgl. Peter LEWIS, »Des humanistes en mal d'écrire«. Réflexion sur la motivation et sur la réception de la polémique, en France, à la fin du Moyen Âge, in: AUTRAND, Saint-Denis (wie Anm. 16), S. 637–646, der darauf verweist, dass die übersetzten Titel einem scholastischen Kanon folgten, wohingegen das Interesse der Humanisten der Antike galt.

56 Zu seinem gesamten Werk vgl. den Tagungsband von VIELLIARD, Léopold Delisle (wie Anm. 42).

57 Zur Geschichte der Nationalbibliothek vor dem Amtsantritt von Léopold Delisle siehe Simone BALAYÉ, *La Bibliothèque Nationale des origines à 1800*, Genf 1988.

58 Léopold DELISLE, *Le Cabinet des manuscrits de la Bibliothèque impériale. Études sur la formation de ce dépôt comprenant les éléments d'une histoire de la calligraphie, de la miniature, de la reliure, et du commerce des livres à Paris avant l'invention de l'imprimerie*, Paris 1886, 4 Bde.; vgl. Marie-Pierre LAFFITTE, Léopold Delisle et le Cabinet des manuscrits, in: VIELLIARD, Léopold Delisle (wie Anm. 42), S. 87–102; François AVRIL, *La contribution de Léopold Delisle aux études sur les manuscrits à peinture*, *ibid.*, S. 103–111.

59 Zur Rolle von Delisle und der Bibliothèque nationale bei den ersten Kopierunternehmen ab 1877 vgl. Émile CHATELAIN, *La photographie dans les bibliothèques*, in: *Revue des bibliothèques* 1 (1891), S. 225–241, für die Kommission in der BN und dem ersten Atelier insbesondere S. 225–229.

immer fast ausschließlich die »Erzählgemeinschaft« über die Louvrebibliothek bilden, wie im folgenden Abschnitt beschrieben wird.

Obwohl die Louvrebibliothek als Raum und Sammlung 1429 aufhörte zu existieren, strahlt ihre Aura so stark, dass sie noch heute sowohl politisch als auch kulturell rezipiert wird. Im Jahre 1429 verließ die Bibliothek den Louvre und die königlichen Sammlungen. Erst im späten 17. Jahrhundert kehrte die Institution der Bibliothèque royale wieder dauerhaft nach Paris zurück, ohne dass die mittelalterlichen Bücher aus dem Louvre zu dieser neuen Institution gehört hätten; im Gegenteil, die zahlreichen Handschriften aus der Louvrebibliothek, die die heutige BnF besitzt, kamen über die revolutionären Konfiskationen zusammen und wurden schließlich in der zukünftigen Nationalbibliothek zentralisiert. Der Rückgriff auf die Büchersammlung Karls V. und Karls VI. fungiert wie eine *invention of tradition*. Alles kristallisierte sich um die Person des weisen Karls V. Die Fundamente dafür wurden früh, bereits im Mittelalter selbst, gelegt: Für das Narrativ, Karl V. und seine Bibliothek miteinander zu verknüpfen, wurden schon unmittelbar nach seinem Tod die Grundfesten gelegt. In ihrer panegyrischen Biografie des Königs legt Christine de Pizan besonderen Wert auf die Bibliothek und die in ihr enthaltenen Übersetzungen:

Ne dirons nous encore de la sagece du roy Charles, la grant amour qu'il avoit à l'estude et à la science; et qu'il soit ainsi bien le demoustroit par la belle assemblée de notables livres et belle librairie qu'il avoit de tous les plus notables volumes, qui par souverains auteurs aient esté compilés; [...] moult bien escrips et richement aournés; et tout temps les meilleurs escriptvains, que on peust trouver, occupez pour lui en tel ouvrage; et se son estude bel à devis estoit bien ordonné, comme il vouldist toutes ses choses belles et nettes, polies et ordonnées, ne convient demander, car mieulz estre ne peust⁶⁰.

In den folgenden Jahrhunderten verfestigte sich dieses Bild. Den Aufklärern und dem Wiedererstarken des Enzyklopädismus boten sich Karl V. und die Louvrebibliothek für eine Adaptierung und Aktualisierung an. Zum 400jährigen Jubiläum des Louvre im Jahre 1767 schlägt Jean d'Alembert, mit Denis Diderot einer der beiden Gründungsväter der Encyclopédie der Lumières, ein Thema für den *prix de l'Académie française* vor: *Éloges de Charles V.* Es ist nicht verwunderlich, dass für die Aufklärer dabei vor allem der kulturelle Aspekt der Regierungszeit Karls V. im Mittelpunkt stand: seine Bibliothek und die Übersetzungsaufträge als Symbole des aufgeklärten Monarchentums. Entsprechend fanden sich in den eingereichten *éloges* auch die Bibliothek als Hort der Wissensansammlung zum Wohle der Nation und die Wissensverbreitung als Alleinstellungsmerkmal dieses Königs prominent wieder, darunter auch im Siegerbeitrag des Dichters Jean-François La Harpe⁶¹. So heißt es im

60 Christine de Pisan, *Le livre des faits et bonnes meurs du sage roi Charles V.*, hg. von Suzanne SOLLENTE, Paris 1977, 2 Bde., hier Bd. 2, S. 42. Das Panegyrikon wurde erst nach dem Tod Karls V. im Jahre 1380 für Philipp von Burgund, den Bruder des verstorbenen Königs, im Jahre 1404 verfasst.

61 Bernd CARQUÉ, *Stil und Erinnerung. Französische Hofkunst im Jahrhundert Karls V. und im Zeitalter ihrer Deutung*, Göttingen 2004, S. 157 f. Die Rezeption Karls V. zu dieser Zeit war noch ausschließlich auf den Weisheitstopos beschränkt und politisch neutral, wie man an der Wettbe-

Beitrag direkt zu Beginn: »Je vais vous parler d'un homme qui fut nommé sage, et ce sage étoit roi.« Etwas später kommt er auf die Bibliothek im Louvre zu sprechen:

»Charles aimoit les lettres. Il encouragea le petit nombre de ceux que l'on appelloit alors scavants [...]. Les prospérités de son règne permirent à la nation de développer dans quelques poësies, encore informes, la gaieté qui fait son caractère, et qui dicta les ouvrages de nos premiers écrivains. Il rassembla plus de livres qu'aucun de ses prédécesseurs n'en avoit eu; et on le regarde comme le fondateur de cet immense dépôt des productions de l'esprit humain, que le travail augmentera⁶².«

Im selben Jahr zeichnete der Politiker und Wissenschaftler Guyton de Morveau ein Portrait Karls V. als idealer Philosophen-König, wie er von Voltaire und Diderot gewünscht wurde. Durch seine Justiz, seine Administration, vor allem wegen der Gründung der Louvrebibliothek sei Karl ein wahrhaft weiser König gewesen: »Le portrait du sage ne seroit point achevé, si je ne parlois de son amour pour les lettres [...], il sentit combien elles étoient nécessaires à ceux qui gouvernent [...]. Sous son règne on rechercha les chef-d'œuvres des anciens: on vit paroître des traductions, [...] tous ces manuscrits, tous ces essais furent recueillis par l'ordre de Charles, et gardés dans la tour du Louvre; et de-là est sortie cette bibliothèque de nos rois, le plus riche trésor de l'univers⁶³.« Alle Zutaten für die Chimäre der folgenden Generationen sind angeordnet: ein weiser und belesener König, eine als national identifizierte Bibliotheksinstitution, schöne Handschriften und der Durchbruch der französischen Sprache als Kultursprache mittels der Übersetzungen.

Die Aktualisierung wurde weiterverfolgt: Im Jahre 1867 (symbolische 500 Jahre nach Gründung der Louvrebibliothek) fand die Eröffnung des neuen Lesesaals der Nationalbibliothek, den Henri Labrouste für Napoleon III. entworfen hatte, statt⁶⁴. Die Wahl des Datums war genauso wenig zufällig wie die inhaltliche Kontinuität, die Léopold Delisle weiterspann, als er in seinem im Folgejahr erschienenen Handschriftenkatalog »Cabinet des manuscrits de la Bibliothèque impériale« Karl V. als Gründer hervorhob. Dabei stand die Louvrebibliothek im Mittelpunkt seiner Aufmerksamkeit. Diese Arbeit mündete in zwei über Jahre hinweg vorbereiteten Bänden zur Geschichte der Louvrebibliothek und ihrer Bestände, die posthum veröffentlicht wurden⁶⁵. Léopold Delisle sah sich als Nachfolger des mittelalterlichen Bibliothekars Gilles Malet und seine Institution als Nachfolgerin der illustren Louvrebibliothek⁶⁶, die somit historische Tiefe erhielt.

werbsteilnahme mit einer Eloge des damaligen Diakons Jean-Siffrein Maury sieht, der sich später in der Französischen Revolution gegen die Revolution positionierte.

62 Jean-François DE LA HARPE, *Éloge de Charles V, roi de France. Discours qui a remporté le prix de l'Académie française en 1767*, Paris 1767, S. 5, 33 f.

63 Louis-Bernard GUYTON DE MORVEAU, *Éloge de Charles V, surnommé le Sage, roi de France*, Paris 1766, S. 64–66.

64 CARQUÉ, *Stil und Erinnerung* (wie Anm. 61), S. 158.

65 Léopold DELISLE, *Recherches sur la librairie de Charles V, roi de France*, 2 Bde., Paris 1907.

66 Über sein berufliches Selbstverständnis vgl. Yann POTIN, *Le dernier garde de la librairie du Louvre*, in: *Gazette du livre médiéval* 36 (2000), S. 36–42; *ibid.* 37 (2001), S. 1–8.

Die nationalen, kulturellen und politischen Implikationen bei der Rezeption des Mittelalters sollen anhand des folgenden Beispiels ausgeführt werden, das die ideologische Interpretation augenscheinlich werden lässt: der Ausstellung über die *Primitifs français* im Jahre 1904, die im Louvre und in der Bibliothèque nationale stattfand. Zahlreiche bekannte Leihgaben aus dem In- und Ausland, unter anderem neun Handschriften des Sammlers Henry Yates Thompson, konnten dafür gewonnen werden. Interessant ist die Zusammenarbeit zwischen Louvre und Bibliothèque nationale bei der Ausrichtung der Ausstellung. Léopold Delisle als Leiter der letztgenannten Institution und ausgezeichnete Kenner der Manuskripte seines Hauses war sehr wahrscheinlich an der Auswahl der Werke beteiligt sowie an der Redaktion des Katalogs.

Die Handschriften wurden nicht im Louvre mit allen anderen Kunstwerken gezeigt, sondern in den Räumen der Bibliothèque nationale, in einer neu hergerichteten Galerie (heute noch die *Galérie d'exposition* im ersten Stockwerk des *site Vivienne*)⁶⁷. Die zeitlich abgedeckte Spanne reichte von Handschriften aus der Zeit Ludwigs IX. bis zu den Illuminierungen Jean Fouquets aus dem 15. Jahrhundert, die die künstlerische und ausstellungstechnische Klimax bilden sollten, da die Anordnung der Handschriften einer chronologischen Reihung folgte. Auch zahlreiche Handschriften aus dem Umfeld Karls V. und seiner Brüder wurden gezeigt, darunter alle Prachthandschriften, seien sie Liturgica oder Übersetzungen. Der Verweis auf die *librairie du Louvre* fehlte dabei nicht⁶⁸. Doch die Ausstellung nahm sich vor, die gesamte Pracht der französischen Kunst darzustellen, und beschränkte sich deshalb nicht nur auf Handschriften. Den Besucher empfangen im Louvre die Statuen von Karl V. und seiner Gemahlin Johanna von Bourbon, die aus Saint-Denis nach Paris gebracht worden waren. Anderes Herzstück der Ausstellung war der *parement de Narbonne* sowie das Portrait Johanns II.⁶⁹

67 Anonym [wahrscheinlich Léopold DELISLE], Avis, gefolgt vom Handschriftenkatalog, in: Henri BOUCHOT (Hg.), *Exposition des Primitifs Français au Palais du Louvre et à la Bibliothèque nationale*, Bd. 2, Paris 1904.

68 Mindestens 25 Handschriften aus der Louvrebibliothek wurden ausgestellt, dazu noch weitere Handschriften aus dem Besitz der Herzöge. Gezeigt wurden aber auch Duplikate, wie das der »Très riches heures du duc de Berry« der Brüder Limburg, da das Original laut Testament des ehemaligen Besitzers, des Herzogs von Aumale, Chantilly nicht verlassen durfte, oder wie im Fall der »Heures du duc de Berry«, die kurz vorher in der Biblioteca Nazionale in Turin verbrannt waren.

69 Als Beispiel sei der Text zum »Portrait« von Johann II. zitiert: »Le tableau le plus ancien qu'on voit à l'Exposition est donc un Portrait [sic], celui du roi Jean, peint, durant sa captivité en Angleterre, par son peintre favori Girard d'Orléans (1359). Certes, le loyal artiste n'a pas flatté son maître [...]. La pensée d'un mensonge, si léger qu'il soit, ne vient jamais à ses braves gens-là, ni au modèle, ni à l'artiste. Dans ce rude profil, épais et charnu, du roi Jean, quelle ancestrale grosseur du nez! Quelle épaisseur de lèvres! Quelle rusticité lourde et sérieuse dans cette mine abattue, dans cette négligence des vêtements et de la chevelure! Mais aussi quel accent de sincérité navrante, quelle puissance de vérité impitoyable! Cette seule pièce suffirait à nous dire, par la hardiesse virile et la largeur libre de sa facture, qu'il y avait alors à Paris des peintres, de vrais peintres, dans le sens complet du mot, capables de broser de grands ouvrages, vigoureux et simples [...]«, Georges LAFENESTRE, Introduction, in: BOUCHOT (Hg.), *Exposition des Primitifs Français* (wie Anm. 67), Bd. 1, S. XI–XXXII, hier S. XIX f. Zur Ausstellungsorganisation Dominique THIÉBAUT, *Une grandiose manifestation en faveur de l'art primitif français*, in: Dominique THIÉBAUT u. a., *Primitifs français, découvertes et redécouvertes*, Paris 1994, S. 13–23.

Ausstellungen waren ein privilegiertes Terrain, um Werke vorzustellen und dem geneigten Publikum eine nationale Meistererzählung zu präsentieren⁷⁰. Die Ausstellung der *Primitifs français* fand als erste große Kunstausstellung mit Handschriften und Malereien statt, die sich eingehend mit der mittelalterlichen Kunst beschäftigte, in der Absicht des Veranstalters, »une grandiose manifestation en faveur de l'art primitif français« vom 13. bis zum 17. Jahrhundert zu bieten. Das eigene Mittelalter wurde hier einerseits als Alterität (als *primitif*, einem eindeutig kolonial gefärbten Begriff der Kunstgeschichte, statt beispielsweise *gothique*) empfunden, es ist aber andererseits eindeutig auch französisch und somit eigen. Dieser patriotische Fokus schimmerte durch die gesamte Ausstellungskonzeption. Ihr Kurator Henri Bouchot, *chartiste* und *conservateur* im Cabinet des estampes der Bibliothèque nationale seit 1898, aber auch Veteran des Deutsch-Französischen Kriegs von 1870/71, war vor allem durch eine ähnliche Schau in Brüssel im Jahre 1902 über die *Primitifs flamands* dazu animiert worden, eine französische Ausstellung als nationales Gegenprogramm zu konzipieren, das die französische kulturelle Suprematie darstellen sollte⁷¹. Die Ausstellung, die ein voller Besuchererfolg wurde, spannte einen weiten Bogen durch die als »französisch« definierte Kunst. Entsprechend der patriotischen Sichtweise wurden die Kunstwerke in Schulen eingeteilt⁷², wobei sämtliche flämische Kunst des 14. und 15. Jahrhunderts sowie die italienische Kunst des 16. Jahrhunderts »französiert« wurde und Bouchot alles daran setzte, die »Legende der italienischen Renaissance« zu dekonstruieren. Er ging gar so weit, die Existenz des flämischen Malers Jan van Eyck anzuzweifeln⁷³. Der Katalog schlug ebenfalls einen stark patriotischen Unterton an, indem die Kunstaffinität in Frankreich auf die Gallier und Römer zurückgeführt wurde und somit weit über das Mittelalter hinausging⁷⁴. Obwohl diese Darstellung unter den Wissenschaftlern im In- und Ausland Kontroversen hervorrief⁷⁵, beharrte Bouchot auf seiner nationalistischen Sichtweise und fand ein geeignetes Argument, das den geografischen Ursprung der Künstler (Flamen, Italiener) aushebeln sollte: das der französischen Sprache. Dieses Kriterium, das erlauben sollte, alle ausländischen Künstler aus Mittelalter und Renaissance in die nationale französische Gemeinschaft zu integrieren, wurde weniger der historischen Realität der Künstler gerecht als vielmehr der zeitgenössischen bildungspoli-

70 Zu dieser europäischen Bewegung um 1900 vgl. das Kapitel »Patriotism and the Art Exhibition« in Francis HASKELL, *The Ephemeral Museum. Old Master Paintings and the Rise of the Art Exhibition*, New Haven 2000, S. 98–106, zur Ausstellung von 1904 insbes. S. 105 f.

71 Zu den politischen Hintergründen in Paris vgl. THIÉBAUT, *Une grandiose manifestation* (wie Anm. 69), S. 13–23, zum Zitat S. 13; François-René MARTIN, *Henri Bouchot et la »seconde découverte des maîtres anciens«*, *ibid.*, S. 24–34.

72 Beispielsweise *école française, école de Paris, école du nord de la France, école bourguignonne*.

73 HASKELL, *Ephemeral Museum* (wie Anm. 70), S. 106.

74 »Depuis que les Gaulois, nos ancêtres, amis de couleurs vives et de paroles sonores, furent initiés, par leurs conquérants, aux séductions de la culture gréco-romaine, la pratique des arts, plastiques ou littéraires, n'a guère été interrompu dans notre pays«, zit. nach LAFENESTRE, *Introduction* (wie Anm. 69), S. XI. Den Ursprung Frankreichs bei den Galliern zu suchen war ein anderes vorherrschendes Narrativ in der nationalen Meistererzählung seit dem 18. Jahrhundert.

75 Zur Kontroverse zwischen Bouchot und seinem größten Widersacher Louis Dimier vgl. François-René MARTIN, *La gloire des primitifs français (1904–1945)*, in: THIÉBAUT, *Primitifs français* (wie Anm. 69), S. 59–73 und THIÉBAUT, *Annexions involontaires et abusives*, *ibid.*, S. 35–39.

tischen Maxime der Republik seit Jules Ferry, die Dialekte und Regionalsprachen zugunsten des Französischen zu verdrängen⁷⁶. Infolgedessen wurden aus den Flamen Jacquemart, Jean de Bruges oder den Brüdern Limburg »französische« Künstler, gleich neben einem Jean Fouquet, dessen Kunstwerke überschwänglich gelobt wurden⁷⁷. Dieselbe Argumentation wurde verfolgt, wenn es um Handschriften ging: Es wurde herausgehoben, dass die »enlumineurs de Paris« die französische Kunstfertigkeit in den transportablen Handschriften in ganz Europa hinaustrugen. Ebenso zog Paris »Lehrlinge« aus den anderen Ländern an, die von den französischen Künstlern in den Pariser Ateliers ihr Handwerk lernen wollten. Paris sei der künstlerische Mittelpunkt des Mittelalters⁷⁸.

Bouchots zeitgenössisch geprägte Rezeption der mittelalterlichen Kunst offenbarte sich aber noch deutlicher, als er die 1904 aktuelle, politische und sozial virulente Diskussion um die Trennung von Staat und Kirche (gesetzlich festgelegt 1905) auf die Ausstellung übertrug. Die allgemeine antiklerikale Einstellung der Eliten übertrug er auf die Kunst, wenn er sie als nicht religiös geprägt, sondern als laizistisch verstand. Bouchot unterschlug sämtliche Entwicklungen der religiösen Kunst wie auch die Aufträge von klerikalen Amtsinhabern, ja er vertrat gar die Ansicht, dass die Kunst des Mittelalters und der Renaissance keine religiös inspirierte Kunst sei: »Cette prééminence du laïque sur le prêtre est une des caractéristiques de notre vieil art français«, schreibt Bouchot in seinem Katalog⁷⁹. Diese zwei Beispiele zeigen einerseits, wie stark die Ausstellung von patriotischen Beweggründen geleitet wurde, aber andererseits auch, mit welcher Wucht zeitgenössische Themen und Diskurse die Rezeption der mittelalterlichen Kunst beeinflussten. Mehr denn je waren zu Beginn des 20. Jahrhunderts das Mittelalter und seine Kunst politisch aufgeladen und dienten der ideologisch geprägten Rezeption, in die nationale und kulturelle Mythen hineininterpretiert werden konnten, die einer nationalen Selbstidentifikation Vorschub leisteten.

Für die Louvrebibliothek manifestiert sich dies in regelmäßigen Abständen bei »Jubiläen« wie bei der 600-Jahres-Feier zur Gründung der Nationalbibliothek⁸⁰. Die Filiation wird aber noch weiter gezogen. So wurde 1995 bei der Grundsteinlegung des monumentalen Neubaus der Nationalbibliothek⁸¹, eines jener pharaonischen

76 MARTIN, Henri Bouchot, in: THIÉBAUT, Primitifs français (wie Anm. 69), S. 31 f.

77 Allerdings folgten nicht alle Wissenschaftler Bouchots Meinung; vgl. MARTIN, La gloire des primitifs français (wie Anm. 75), S. 60 f.

78 »[p]uis des enlumineurs, de plus en plus habiles et brillantes, dont se parent et s'éclairent les manuscrits sacrés et profanes. C'est dans ces délicats et libres travaux [...] qu'on peut vraiment suivre et admirer la rapide émancipation, [...] en même temps que les progrès de la technique, chez les miniaturistes de l'Île-de-France et des provinces avoisinantes. [...] les Enlumineurs [sic] de Paris prennent bien vite, et pour longtemps, dans l'admiration des nations voisines, le même rang que les architectes et les sculpteurs français. Leurs ouvrages, d'un transport facile, vont fournir au delà du Rhin, des Alpes, des Pyrénées, de la Manche, des modèles innombrables à tous les arts renaissants. [...] Dans ces ateliers laborieux les artistes allemands, flamands, italiens, qui viennent y gagner leur vie ou apprendre leur métier, sont presque aussi nombreux que les artistes français«; zit. nach LAFENESTRE, Introduction (wie Anm. 69), S. XVI.

79 Zit. nach MARTIN, Henri Bouchot (wie Anm. 76), S. 32.

80 AVRIL, LAFAURIE, La Librairie de Charles V (wie Anm. 52).

81 Sogenannte TGB, Très grande Bibliothèque, Site Tolbiac an der Seine, XIII. Arrondissement von Paris.

Bauprojekte, die für eine französische Präsidentschaft kennzeichnend sind⁸², in Anwesenheit des Präsidenten François Mitterrand ein Stein aus dem gerade wiederentdeckten Fundament des mittelalterlichen Louvre verwendet. Symptomatisch dafür ist, dass man sich für dieses Relikt entschied, statt auf andere königliche Bibliotheken zurückzugreifen, wie beispielsweise auf die Bibliothek Franz' I. in Fontainebleau oder auf das Cabinet des manuscrits von Ludwig XIV. in Versailles. Man zog es vor, eine symbolische, überzeitliche und geografische Brücke zwischen zwei Pariser Institutionen zu schlagen.

Seit dem Wegzug der Könige ins Loiretal und später nach Versailles war der Louvre, längst nicht mehr die mittelalterliche, sondern die barocke und klassizistische Residenz, zuerst zu einer Kunstakademie, später zu einem Depot für die in der Revolution konfiszierten und auf Napoleons I. Kriegszügen erbeuteten Kunstwerke geworden und somit graduell, aber unaufhörlich zu einem Museum transformiert worden⁸³. Für das Louvremuseum, das den Anspruch erhebt, eines der größten Museen der Welt zu sein und somit Frankreich als Kulturnation zu repräsentieren, wurden unter der Präsidentschaft Mitterrands jene Umbauarbeiten vorgenommen, die nicht nur die Entstehung der damals, Ende der achtziger Jahre, kontrovers diskutierten gläsernen Pyramide des Architekten Ieoh Ming Pei, sondern auch die Wiederentdeckung der mittelalterlichen Fundamente mit sich brachten. Der Louvre war somit endgültig vom politischen zum kulturellen Machtsymbol Frankreichs geworden. Die Fundamente des mittelalterlichen und gleichzeitig modernen Louvre in die Fundamente der neugegründeten, aber gleichsam traditionsreichen Nationalbibliothek einzubauen, war somit eine doppelte Verstärkung und Legitimierung des kulturellen Anspruchs Frankreichs: Louvremuseum und Nationalbibliothek sind zwei Seiten desselben Kulturdiskurses.

Auch um die Jahrhundertwende erfreut sich das Mittelalter allgemein und die Zeit der Valois insbesondere einer großen Popularität als bunte und ästhetisch ansprechende Epoche, wie der Publikumszulauf zahlreicher Ausstellungen zeigt, die in den letzten Jahrzehnten erfolgreich durchgeführt wurden. Sie widmen sich der Gotik⁸⁴, der höfischen Prachtentfaltung⁸⁵, der Hofkunst⁸⁶, oder aber direkt der Louvrebibliothek selbst⁸⁷. Diesen Ausstellungen ist der Bezug sowohl auf die Figur Karls V. als auch auf seine Bibliothek gemein. »Wer sich heute der Hofkunst dieses Königs [Karls V.] zuwendet, [...] sieht sich auch mit populären, selbst in der Forschung übermächtigen Mythen konfrontiert: einer Herrschergestalt, die rasch zu einem bis heute fortwirkenden Paradigma historischer Größe aufgestiegen ist, und einer Kunst,

82 Jacqueline MÉLET-SANSON, La réalisation d'un grand projet, in: Myriam BACHA, Christian HOT-TIN (Hg.), *Les bibliothèques parisiennes, architecture et décor*, Paris 2002, S. 224–231.

83 Zur Geschichte des Louvre und der Künste auf dem Weg zum Museum vgl. Jean-Marc LERI, Alfred FIERRO, *Le Louvre 1180–1989. Du palais des rois au musée national*, Paris 1989; Geneviève BRES-CBAUTIER, *Le Louvre. Histoire, architecture et décors*, Paris 1995; Yvonne SINGER-LECOQ, *Quand les artistes logeaient au Louvre 1608–1835*, Paris 1998.

84 Bruno DONZET, Christian SIRET (Hg.), *Les fastes du Gothique. Le siècle de Charles V*, Paris 1981.

85 Élisabeth TABURET-DELAHAYE (Hg.), *Paris 1400. Les arts sous Charles VI*, Paris 2004.

86 THIÉBAUT (Hg.), *Primitifs français* (wie Anm. 69).

87 AVRIL, LAFAURIE, *La Librairie de Charles V* (wie Anm. 52).

die zum Inbegriff fürstlichen Mäzenatentums und höfischer Prachtentfaltung schlechthin geworden ist⁸⁸«, so urteilt der Kunsthistoriker Bernd Carqué.

Dass diese Periode, neben ihrem ästhetischen Wert, so wirkungsmächtig ist, liegt zudem an der Deutungsmacht der Institutionen. So wird auch in der Bibliothèque nationale de France an die eigene Vergangenheit erinnert. Zahlreiche Ausstellungen, unter anderem zum sogenannten 600jährigen Jubiläum der Bibliothek⁸⁹ (1368–1968)⁹⁰ und Artikel⁹¹ erinnern den Leser und Besucher an die grandiose Pracht bestimmter Handschriften, an denen noch heute geforscht und nach denen weiterhin gesucht wird. Erst 2004 erstand die BnF beim Pariser Auktionshaus Drouot das Johann II. gewidmete Exemplar von Pierre Bersuieres Übersetzung von Titus Livius' »Römischer Geschichte«⁹². Die erhaltenen Handschriften der gesamten Königsfamilie (nicht nur aus der Louvrebibliothek) wurden digitalisiert und sind in einer Datenbank einsehbar. Der Begleittext unterstreicht den wissenschaftlichen Wert dieser virtuellen Bibliothek und vor allem ihre ideelle Bedeutung: sie sei »une extraordinaire bibliothèque en français« und »déjà une bibliothèque d'État«⁹³. Dies zeugt davon, wie die Louvrebibliothek über ein Jahrhundert hinweg für einen ganzen Berufsstand eine integrative Bedeutung besitzt⁹⁴. Die *librairie du Louvre* bildet einen *lieu de mémoire*, einen Erinnerungsort, der die republikanische Tradition und die Geschichte Frankreichs verkörpert⁹⁵.

Zusammenfassung

Auf die rhetorische Frage, weshalb denn ausgerechnet ein Mittelalterspezialist den Historismus des 19. Jahrhunderts untersuche, antwortete Otto Gerhard Oexle, dass die »Theorie der Wissenschaft [...] und die Theorie einer einzelnen Wissenschaft eine zu wichtige Sache [ist], als daß man sie ›Theoretikern‹ oder Philosophen allein überlassen könnte. Die Reflexion über die Theorie einer Wissenschaft hat vielmehr

88 CARQUÉ, Stil und Erinnerung (wie Anm. 61), S. 156.

89 »De toute façon, la Bibliothèque nationale se devait de célébrer cet anniversaire, car il s'est bien agi d'un événement«, in: AVRIL, LAFAURIE, La Librairie de Charles V (wie Anm. 52), S. IX.

90 Ibid.

91 Siehe die bereits zitierten Aufsätze von TESNIÈRE, AUTRAND und AVRIL.

92 Heute Paris, BnF, ms. nouv. acq. franç. 24701, ersteigert am 7.12.2004 bei Drouot; vgl. Marie-Hélène TESNIÈRE, Une traduction des Décades de Tite-Live pour Jean le Bon, in: Revue de la Bibliothèque nationale de France 23 (2006), S. 81–85.

93 Zit. aus der Vorstellung von Europeana Regia, <http://www.europeanaregia.eu/fr/collections-historiques/librairie-charles-v-famille> (27.5.2016).

94 Indizien für die anhaltenden republikanischen Bildungsmythen, die auf das Mittelalter übertragen werden: *République des lettres* für das als prähumanistisch betitelte Kanzleimilieu um 1400 in Bezug auf die literarischen Auseinandersetzungen Christines de Pizan in der *Querelle du roman de la rose*; vgl. Françoise AUTRAND, Christine de Pizan. Une femme en politique, Paris 2009, S. 151–163; zur anachronistischen Gründung des »premier musée« durch den Herzog von Berry und die Ernennung des Bibliothekars zum »premier conservateur« siehe DIES., Jean de Berry, l'art et le pouvoir, Paris 2001, S. 480; S. 467 zu einer absurden Aktualisierung und Parallelisierung zum aktuellen Bildungsdiskurs und der Bedeutung der Rechtschreibung.

95 Zur klassischen Definition in den *lieux de mémoire* vgl. Pierre NORA, Lieux de mémoire, in: DERS. (Hg.), Les lieux de mémoire, 7 Bde., Paris 1984–1992, Bd. 1, S. VII.

ihren Platz vor allem im konkreten Forschungsvollzug dieser Wissenschaft selbst⁹⁶«. Die programmatischen Aussagen von Augustin Thierry, dass »la rénovation de l'histoire de France se présente sous deux faces: l'une scientifique et l'autre politique⁹⁷« und seine Feststellung, dass »notre Révolution [d. h. die von 1789] éclaire les révolutions médiévales⁹⁸« zeigen, wie Historiker Kinder ihrer Zeit waren und ihre Geschichte(n), ihre institutionelle Verankerung und ihre Meistererzählungen immer Teil der »inneren Nationenbildung⁹⁹« waren und sind.

Vor allem im 19. Jahrhundert, das mit seinen politischen Umwälzungen Systeme und Meistererzählungen beendete und neue hervorbrachte, schöpften die verschiedenen Lager aus der Geschichte, um ihre Sicht zu legitimieren. »Cette locution: ›Un bon Français, date du XIV^e siècle«, beginnt Jules Michelet, der in seinem Werk einer Geschichte huldigt, in der er das Volk auf der Suche nach seiner Identität und Würde personifiziert¹⁰⁰, die Einleitung zum Mittelalter seiner »Histoire de France«¹⁰¹. Für dieses Narrativ boten »die Mittelalter« einen idealen Hintergrund¹⁰². Die Regierungszeiten Karls V. und Karls VI. zeigten scheinbar der Dritten Republik einen perfekten Spiegel der aktuellen Auseinandersetzungen, sowohl politischer und militärischer wie auch kultureller und didaktischer Art: von der Niederlage in Poitiers zu Sedan, von den Generalständen und Étienne Marcel zur Republik¹⁰³, vom Bürgerkrieg der Armagnacs und Bourguignons zur Commune, von der Rückgewinnung der von den Engländern beherrschten Guyenne und Bretagne zur erhofften Wiedereroberung Elsass-Lothringens. Man könnte noch weiter gehen und das Große Abendländische Schisma parallel zum Antiklerikalismus der Dritten Republik setzen.

Vor allem die sprachliche und kulturelle Bewegung um die Louvrebibliothek und ihre Aktualisierung in den patriotisch-didaktischen Prärogativen der laizistischen Schule ist hervorzuheben. Inwiefern die Kultur am Hofe, in Form von Übersetzungen und Aufträgen, bis heute ihre Strahlkraft entfaltet, wird am Diktum des *siècle de Charles V* für das 14. Jahrhundert deutlich. Jules Michelet hatte dieses Konzept geprägt, das noch 1981 für einen Ausstellungstitel über die französische Hofkunst und Handschriften verwendet wurde¹⁰⁴. Eben diese Handschriften, die Übersetzungen der lateinischen Werke bekannter Autoren ins Französische, ließen Michelet Karl V. das Attribut des »premier roi moderne« geben¹⁰⁵. Das Bild des weisen Königs Karl V.,

96 Otto Gerhard OEXLE, Die Geschichtswissenschaft im Zeichen des Historismus. Bemerkung zum Standort der Geschichtsforschung, in: DERS., Geschichtswissenschaft im Zeichen des Historismus, S. 17–40, hier S. 17.

97 Zit. nach HARTOG, Fustel de Coulanges (wie Anm. 24), S. 110.

98 Ibid.

99 CONRAD, CONRAD, Wie vergleicht man Historiographien? (wie Anm. 11), S. 11–45, hier S. 19 f.

100 AMALVI, Héros des Français (wie Anm. 49), S. 236.

101 MICHELET, Œuvres complètes (wie Anm. 2), Bd. 5, S. 39.

102 Zum Bild, das beispielsweise Michelet in seinen Vorlesungen verbreitete, siehe die Einleitung von Paul Viallaneix zur »Histoire de France«, *ibid.*, S. 7–37, hier S. 9.

103 So schreibt Michelet in seiner »Histoire de France«, *ibid.*, S. 39: »L'ère nationale de la France est le XIV^e siècle. Les États Généraux, le Parlement, toutes nos grandes institutions, commencent ou se régularisent. La bourgeoisie apparaît dans la révolution de Marcel, le paysan dans la Jacquerie, la France elle-même dans la guerre des Anglais.«

104 DONZET, SIRET, Les fastes du Gothique (wie Anm. 84).

105 Siehe zum Kontext die Zitate in Anm. 2 und 34.

des Herrschers in seiner Bibliothek, das Christine de Pizan mit Rückgriff auf ältere mittelalterliche Topoi kompiliert hatte, wurde über die folgenden Jahrhunderte aktualisiert und umgedeutet – mal politisch-patriotisch, mal kulturell-institutionell. Und in Karl V. fanden die Historiker einen Herrscher, dessen Übersetzungen sie als Bemühungen um die Etablierung des Französischen sahen, einer Sprache, die im 19. Jahrhundert zu einem politischen Instrument für die Einheit des Landes geworden war.

Doch ob Karl V. tatsächlich aus der Louvrebibliothek heraus regierte, ist weniger sicher als das Fortbestehen des in Christines de Pizan Panegyrikon kompilierten und perfektionierten Bildes des weisen Königs. Sowohl Christine de Pizan zu Beginn des 15. Jahrhunderts als auch 500 Jahre später Robert Delachenal in seiner Biografie desselben Königs projizierten alle Wünsche nach Frieden und guter Regierung auf ihn und machten aus ihm den weisen König, dessen Bild noch heute so wirkmächtig und unhinterfragt ist, dass es sogar in dem bekannten Theaterstück »Saint Joan« des Nobelpreisträgers George B. Shaw seinen Niederschlag fand – wie ein fernes Echo des mittelalterlichen Hundertjährigen Krieges im nationalistischen 20. Jahrhundert¹⁰⁶:

Scene II

Charles (mortified):

»You all think you can treat me as you please because I owe you money, and because I am no good at fighting. But I have the blood royal in my veins.«

The Archbishop:

»Even that has been questioned, your highness. One hardly recognizes in you the grandson of Charles the Wise.«

Charles:

»I want to hear no more of my grandfather. He was so wise that he used up the whole family stock of wisdom for five generations, and left me the poor fool I am, bullied and insulted by all of you¹⁰⁷.«

106 Johanna von Orléans war im Nordamerika des beginnenden 20. Jahrhunderts, favorisiert durch ihre Kanonisierung im Jahr 1920, eine immens populäre Figur in Kunst und Kultur, der sogar von Mark Twain ein schriftstellerisches Denkmal gesetzt wurde. Die mittelalterliche Figur diente als Bild der Freiheit allgemein, als Ikone der Frauenbewegung, der Mobilisierung von Frauen während des Ersten Weltkriegs; vgl. Robin BLAETZ, *Visions of the Maid: Joan of Arc in American Film and Culture*, Charlottesville, London 2001.

107 Zit. nach: Bernard SHAW, *Saint Joan. A Chronicle Play in Six Scenes and an Epilogue*, Leipzig 1923, S. 114f.

RUDI BEAULANT

GUERRE, ESPIONNAGE, TORTURE

À propos d'une entreprise contre Dijon en 1432

Le début des années 1430 marque un tournant dans la guerre civile opposant le parti des Armagnacs dirigé par le roi Charles VII à celui des Anglo-Bourguignons, insufflé notamment par la victoire de la bataille de Patay en 1429 ainsi que par les faits d'armes accomplis sous l'impulsion de Jeanne d'Arc. Le royaume est las de ce conflit qui s'éternise, et plusieurs tentatives de paix sont menées en 1431, mais elles n'aboutissent qu'à des trêves qui se révèlent très fragiles. Durant l'année 1432, le parti du roi de France est définitivement en position de force face à une alliance anglo-bourguignonne qui semble moins puissante et cohérente qu'auparavant, si tant est qu'elle l'ait jamais été. Le duché de Bourgogne est affaibli, comme le font remarquer ses officiers au duc Philippe le Bon (1419–1467), qui lui réclament d'acheminer une armée pour pouvoir défendre en particulier la frontière nord, dans le secteur de Châtillon-sur-Seine, sans cesse harcelée par les raids et chevauchées des capitaines français depuis environ deux années¹.

Une entrevue doit avoir lieu à l'automne 1432 entre les différents partis à Auxerre, ville encore dominée par les Anglo-Bourguignons, afin d'engager un véritable processus de paix que souhaitent aussi bien les populations que leurs dirigeants. Toutefois, cette rencontre est à plusieurs reprises repoussée comme le souligne Bertrand Schnerb². C'est dans ce contexte que survient au début du mois d'octobre, soit environ un mois avant la rencontre prévue à Auxerre, l'arrestation par les autorités dijonnaises de plusieurs individus soupçonnés d'être venus dans la capitale bourguignonne, pour y espionner afin de préparer la prise de la ville par les troupes du parti royal; parmi ces accusés figure notamment Guyenne, l'un des hérauts du roi de France.

L'ensemble de l'affaire est constitué des procès de trois de ces agents impliqués dans cette entreprise, dans un dossier constitué d'une douzaine de cahiers de papiers et conservés aux archives départementales de Côte d'Or (ADCO), dont plusieurs sont en fait des copies partielles d'autres cahiers plus homogènes et détaillés³. Cette entreprise a déjà été évoquée à plusieurs reprises dans des travaux scientifiques, la première mention remontant au XVIII^e siècle dans les écrits de Dom Guillaume Aubrée qui a consulté de nombreuses archives de la Chambre des comptes de Dijon, tout comme Dom Urbain Plancher⁴. Elle fut reprise par Auguste Vallet de Viriville

1 Bertrand SCHNERB, *Les Armagnacs et les Bourguignons: la maudite guerre*, Paris 1988.

2 *Ibid.*, p. 279.

3 ADCO B II 360/1, liasse n^o 9, affaires n^{os} 4 et 5.

4 Dom Guillaume AUBRÉE, *Mémoires pour servir à l'histoire de France et de Bourgogne*, Paris 1729; Dom Urbain PLANCHER, *Histoire générale et particulière de la Bourgogne*, Dijon 1739–1741, 4 vol.

dans son »Histoire de Charles VII«⁵, mais aussi par Théophile Boutiot dans son ouvrage sur l'histoire de la ville de Troyes, bien que ce travail soit remis en cause dès sa parution⁶. Cette affaire est également citée dans l'histoire des ducs de Bourgogne de la maison Valois produite par Prosper Brugière de Barante dans la première moitié du XIX^e siècle, qui en a décrit le déroulement et a résumé la façon dont devaient procéder les agents envoyés à Dijon d'après les écrits de Dom Aubrée⁷. Du fait de l'implication du seigneur de la Trémoille dans cette entreprise, celle-ci est parfois amalgamée avec la tentative d'enlèvement du chancelier Rolin qu'il a également fomentée au mois de janvier suivant, bien qu'il ne semble pas y avoir de lien entre ces deux affaires⁸.

Cette étude participe d'un travail en cours ayant pour but d'appréhender la guerre civile entre Armagnacs et Bourguignons sous l'angle original de l'histoire du renseignement et de l'espionnage, qui demeurent encore peu étudiés à partir des sources de la pratique, certes dispersées mais non moins riches en informations. Le dossier cohérent, bien qu'incomplet, permet alors de se pencher sur plusieurs aspects jusqu'ici peu étudiés. D'une part, il permet d'examiner la procédure judiciaire échevinale dijonnaise face à un cas d'urgence tel que le danger de la prise de la ville. En outre, il offre l'opportunité de mieux cerner l'organisation d'un réseau d'espions en place au sein de cette même ville et sur la frontière septentrionale du duché, ainsi que d'étudier les détails de la mission confiée aux trois agents ici jugés, les tâches attribuées à chacun et qui permettent d'en apprendre davantage sur l'organisation de l'assaut d'une ville par surprise à la fin du Moyen Âge. Enfin, cette étude présente la possibilité de s'interroger sur l'enjeu d'une telle entreprise, et de tenter d'analyser l'impact politique que pourrait avoir la prise de la capitale du duché de Bourgogne, à un moment de la guerre où son prince Philippe le Bon est en position de faiblesse.

I. La procédure échevinale contre les suspects

Le dossier sur lequel se fonde cette étude a été scindé en deux parties par l'archiviste Joseph-François Garnier au XIX^e siècle qui l'a inventorié sous deux cotes différentes, la première contenant le procès de Nicolas Bouclote tandis que la seconde relate les procès entremêlés de Colinet de Paris et du héraut Guyenne⁹.

Nicolas Bouclote, que l'on retrouve également sous le surnom de Pie de Billart, est le premier à être arrêté par les autorités dijonnaises après avoir été reconnu par deux

- 5 Auguste VALLET DE VIRIVILLE, *Histoire de Charles VII et de son époque*, vol. 2: 1429–1444, Paris 1863, p. 303–304.
- 6 Théophile BOUTIOT, *Histoire de la ville de Troyes et de la Champagne méridionale*, vol. 2, Troyes 1872, p. 561–563; Louis COURAJOD, *Histoire de la ville de Troyes et de la Champagne méridionale*, par T. Boutiot, dans: *Bibliothèque de l'École des chartes* 33 (1872), p. 511–515. L. Courajod reproche notamment à T. Boutiot de ne pas citer suffisamment ses sources.
- 7 Prosper BRUGIÈRE DE BARANTE, *Histoire des ducs de Bourgogne de la maison de Valois*, vol. 6, Paris 1826, p. 185–188.
- 8 SCHNERB, *Les Armagnacs et les Bourguignons* (voir n. 1), p. 279. Sur le complot contre le chancelier Rolin, voir: Eugène FYOT, *Complot de la Trémoille contre le chancelier Rolin*, dans: *Mémoires de la Commission des Antiquités du Département de la Côte d'Or* 14 (1901–1905), p. 103–112.
- 9 ADCO B II 360/1, liasse n° 9, affaires n°s 4 et 5.

habitants de Dijon comme étant un Armagnac qui l'ont ensuite dénoncé au lieutenant du maire. Son procès se déroule du 2 au 8 octobre 1432, soit un temps relativement court qui souligne déjà la perception de l'urgence de la situation. La procédure judiciaire échevinale est alors engagée, et ce sont principalement le maire et le procureur de la ville qui mènent les interrogatoires¹⁰. Suite à son arrestation, Nicolas Bouclote révèle rapidement être un mercier âgé de 28 ans, marié, et avoir exercé le métier des armes pendant deux ans au service du capitaine de Chablis Jehan Girart, période au cours de laquelle il a notamment participé à la prise de Mussy-sur-Seine ainsi qu'à plusieurs courses dans les environs de Châtillon-sur-Seine, soit sur la frontière nord du duché¹¹. Il nie être venu à Dijon pour espionner la ville mais il est ensuite mis en difficulté par le témoignage de plusieurs habitants de la ville de Jully (dans le sud-est de l'Yonne) présents à Dijon, qui l'ont vu résider dans leur ville quelques temps et qui confirment qu'il appartient bien au parti du roi. Nicolas Bouclote est alors rapidement torturé et admet être venu à Dijon pour y porter un message à Jacot d'Aulmont, mais il affirme ne pas en connaître le contenu car il ne sait apparemment pas lire. Il admet également être arrivé en ville avec quatre hommes d'armes dont il tait les noms, et s'être logé à l'abbaye Saint-Bénigne. L'arrestation et l'interrogatoire de Jacot d'Aulmont ne permettant pas à la mairie d'obtenir plus d'informations, elle décide de remettre Nicolas Bouclote à la question de l'eau et de la corde¹². La séance du lendemain le voit révéler qu'il a été fait prisonnier à deux reprises par les Armagnacs et qu'il a dû leur prêter serment à défaut de pouvoir payer sa rançon, raison pour laquelle Jehan Girart l'a alors envoyé à Dijon. Il prétend ainsi avoir été contraint à venir porter des lettres au nom de ce commanditaire, sans pour autant reconnaître qu'il devait également espionner la ville. Face à la réticence du suspect, les autorités dijonnaises délibèrent le 4 octobre afin de savoir s'il doit être à nouveau torturé.

Cette façon de procéder illustre encore une fois le caractère urgent de la situation, dans la mesure où cette délibération montre que la mise à la question ne se fait habituellement pas à un rythme si soutenu. On observe en effet que Nicolas Bouclote, durant les six jours de son procès, y est soumis pas moins de quatre fois (à deux reprises le 2 octobre, une le 4 et une dernière fois le 5). Toutefois, le caractère exceptionnel de cet usage de la torture n'a pas tant pour finalité de faire avouer un crime considéré comme indicible que d'obtenir le plus d'informations et le plus rapidement possible, afin de pouvoir garantir la sécurité de l'espace urbain¹³. Cette procédure participe également de la volonté de briser la résistance du suspect, qui ne coopère toutefois que progressivement. En effet, Nicolas Bouclote n'admet être venu espion-

10 Georges CHEVRIER, Les villes du duché de Bourgogne du XIII^e à la fin du XV^e siècle. Organisations administratives et judiciaires, dans: Recueils de la société Jean Bodin, t. 6: La ville. Institutions administratives et judiciaires, Bruxelles 1954, p. 431; Rudi BEAULANT, Criminalité et justice échevinale à Dijon à la fin du Moyen Âge (1433-1441), mémoire de Master 2, Dijon 2013, p. 136-140.

11 ADCO B II 360/1, liasse n° 9, affaire n° 4, interrogatoire du 2 octobre 1432.

12 Ibid.

13 Jacques CHIFFOLEAU, Pratique et conjoncture de l'aveu judiciaire en France et en Italie du XIII^e au XV^e siècle, dans: L'aveu. Antiquité et Moyen Âge, actes de la Table Ronde de Rome, 28-30 mars 1984, Rome 1986, p. 341-380; Mireille VINCENOT-CASSY, Comment obtenir un aveu? Étude des confessions des auteurs d'un meurtre commis à Paris en 1332, dans: L'aveu. Antiquité et Moyen Âge, Rome 1986, p. 381-400.

ner la ville de Dijon que le 4 octobre, au bout de deux jours d'interrogatoires, trois séances de torture et seulement après que les autorités ont feint de le soumettre de nouveau à la question.

On pourrait alors croire que cette résistance relativement longue, compte tenu des conditions de détention, découle d'une certaine expérience et de professionnalisme de la part du suspect. Néanmoins, il admet lui-même le lendemain 5 octobre qu'il n'a pas dit la vérité dès le début en raison du serment qu'il avait prêté avec ses complices Colinet et Guyenne, ainsi qu'envers ses commanditaires Jehan Girart, Bertrand de Thongeuse et le Bourg (bâtard) de Masquerain. Il s'agit d'une forme de contrat oral engageant ses protagonistes les uns envers les autres et les protégeant mutuellement, qui ne peut être rompu dans le cas présent qu'en cas de mise à la torture¹⁴; Colinet et Guyenne tiennent les mêmes propos dans les jours suivants. En outre, certaines professions telles que les marchands sont régulièrement employées pour des tâches d'espionnage car les déplacements fréquents imposés par leur métier les rend plus difficilement soupçonnables¹⁵. Nicolas Bouclote déclare également, après sa mise à la question le 4 octobre, être venu avec seulement deux compagnons à Dijon alors qu'il parlait de quatre les jours précédents. Il dénonce ainsi les noms de Colinet de Paris et du héraut du roi Guyenne, dont les circonstances d'arrestation ne sont malheureusement pas connues¹⁶. Toutefois, le fait que le premier interrogatoire de Colinet date de ce même 4 octobre souligne la rapidité d'action et l'efficacité des autorités échevinales dans la neutralisation de cet agent. Quant à Guyenne, on ne sait s'il est arrêté en même temps voire en compagnie de son complice car le premier de ses interrogatoires est daté du 9 octobre¹⁷. On sait en revanche qu'il est déjà détenu le 7, dans la mesure où il est évoqué lorsque les autorités échevinales se réunissent afin de délibérer sur la suite de la procédure¹⁸.

On dispose pour le procès de Colinet de Paris de dix interrogatoires effectués entre le 4 et le 15 octobre, dont les séances successives du 4 au 10 de ce mois. Quant à Guyenne, le dossier conservé est constitué de ses dépositions du 9 au 21 octobre, dont les interrogatoires continus du 9 au 14. Il est évident que ce dossier reste lacunaire, mais il permet tout de même de suivre une part relativement significative du procès de ces deux agents, tout en marquant quelques différences de procédure par rapport au procès de Nicolas Bouclote qui se déroule pourtant dans le même laps de temps. L'une de ces différences de procédure se remarque dans la mise à la question des différents suspects. Si Nicolas Bouclote est torturé à quatre reprises en seulement quatre jours, on observe que Colinet de Paris n'est soumis à ce procédé que deux

14 Rudi BEULANT, *L'espionnage armagnac vu par les autorités dijonnaises durant le conflit franco-bourguignon (1419–1435)*, dans: *Annales de Bourgogne* 86/4 (2014), p. 28–30.

15 Christopher ALLMAND, *Spionage und Geheimdienst im Hundertjährigen Krieg*, dans: Wolfgang KRIEGER (dir.), *Geheimdienste in der Weltgeschichte. Spionage und verdeckte Aktionen von der Antike bis zur Gegenwart*, Munich 2003, p. 99–100; Bastian WALTER, *Urban Espionage and Counterespionage during the Burgundian Wars (1468–1477)*, dans: *Medieval Military History* 9 (2011), p. 136.

16 Selon A. Vallet de Viriville, il aurait été dénoncé par un espion de la police ducale: VALLET DE VIRIVILLE, *Histoire de Charles VII* (voir n. 5), p. 303.

17 ADCO B II 360/1, liasse n° 9, affaire n° 5, séance du 9 octobre.

18 *Ibid.*, séance du 7 octobre.

fois, les 6 et 9 octobre. Quant à Guyenne, il en fait l'objet durant deux séances le 9 octobre également. Les autorités échevinales semblent donc adopter une procédure moins rapide, moins expéditive que pour le cas de Nicolas Bouclote. C'est sans doute pour cette raison qu'elles se réunissent le 7 octobre, afin de délibérer sur les suites à donner à cette affaire et sur la manière de poursuivre les investigations contre ces trois agents ennemis. Il est ainsi décidé que Nicolas Bouclote doit être condamné à mort, tandis que Colinet de Paris doit être à nouveau torturé s'il demeure changeant dans ses déclarations. Quant à Guyenne, il doit être mis à la question s'il refuse de coopérer mais qu'il est toujours désigné comme agent et consentant de cette entreprise par ses complices. Ce genre de délibération semble très peu fréquent dans la procédure judiciaire échevinale dans la mesure où, sur plus de 90 affaires étudiées pour la même décennie, elle est la seule qui ait pu être trouvée, soulignant ici encore le caractère exceptionnel de ce cas et l'adaptation des autorités pour le traiter¹⁹.

Il est également permis de penser que les procès de Colinet de Paris et de Guyenne sont moins expéditifs et moins violents car leur rôle a pu être considéré comme plus important par la mairie de Dijon par rapport à celui joué par Nicolas Bouclote. Au-delà des informations sur l'entreprise qui doit être tentée contre la ville, les interrogatoires ont aussi pour but d'obtenir les noms des complices qui y sont déjà présents afin de démanteler la totalité du réseau armagnac qui y est établi. Les autorités recourent pour cela à la confrontation entre les suspects et leurs éventuels complices, à de nombreuses reprises afin de confondre les différents agents et d'obtenir la vérité. Nicolas Bouclote confirme ainsi ses aveux en présence de Colinet et de Guyenne le 8 octobre, avant d'être délivré au prévôt de la ville qui doit le mener à son exécution²⁰. De la même manière, Colinet de Paris est confronté à cinq reprises avec les destinataires supposés des lettres qu'ils portaient ou bien avec les hôtes dijonnais susceptibles de participer à leur entreprise. Il est interrogé face à Jehan Bossicault le 9 octobre, journée au cours de laquelle il est également confronté à Guyenne. Il doit ensuite faire face, lors des séances ultérieures, de nouveau à Jehan Bossicault le 12 (cette fois lors de l'interrogatoire de ce dernier), puis le 15 à Jehan Gaisot et enfin le 17 à Jehan Parisot²¹. De son côté, Guyenne est confronté à trois reprises à d'éventuels complices: lors de l'interrogatoire mentionné de Colinet le 9, puis le lendemain face à Jehan d'Autrey, et enfin le 16 avec Jehan Moillepie²².

Les prévenus, bien qu'ils ne semblent pas être de véritables espions professionnels comme il en existe alors dans les villes italiennes²³, semblent toutefois savoir comment réagir face aux interrogatoires des autorités échevinales. Après sa déposition, qu'elle soit effectuée avec ou sans torture, le prévenu se fait en effet lire sa confession qu'il doit ensuite confirmer. Or, on observe que Colinet de Paris revient à cinq reprises sur ses aveux lors de leur relecture: à deux reprises le 7 octobre, une fois le 9, puis le 17 et enfin le 18 au moment d'être délivré au prévôt de la ville qui l'emmène

19 BEAULANT, *Criminalité et justice échevinale* (voir n. 14).

20 ADCO B II 360/1, liasse n° 9, affaire n° 5, séance du 8 octobre.

21 Ibid., séances des 12, 15 et 17 octobre.

22 Ibid., séances des 9, 10 et 16 octobre.

23 Aude CIRIER, *La face cachée du pouvoir. L'espionnage au service d'État(s) en construction en Italie à la fin du Moyen Âge (XIII^e-fin XIV^e siècle)*, dans: Publications du Centre européen d'études bourguignonnes 48 (2008), p. 10-13.

vers son lieu d'exécution. Quant à Guyenne, il ne renie ses aveux que lors de la séance du 21 octobre. Ainsi, en l'absence d'aveux définitifs et déposés hors de la torture, les autorités dijonnaises sont probablement déstabilisées et doivent se demander quelle version des prévenus est la bonne. En outre, elles ne peuvent pas légalement condamner l'accusé et doivent donc reprendre leur procédure depuis le début. Il est alors permis de penser que les agents envoyés à Dijon, en particulier Colinet de Paris, tentent de gagner du temps lors de leurs interrogatoires, en reniant leur confession et en affirmant qu'ils ne l'ont faite que pour éviter d'être à nouveau mis à la question²⁴. Il est également possible qu'ils agissent de cette façon dans le but de respecter le plus longtemps possible le serment qu'ils ont prêté entre eux, bien que cette affirmation soit discutable. En effet, le 9 octobre, Guyenne affirme qu'il ne parlera que sous la torture; il est bien sûr aussitôt mis à la question, et se montre très rapidement coopératif. Bien que cela paraisse exagéré, il ne semble pourtant pas si irrationnel de penser que le héraut ait, de cette manière implicite, demandé aux autorités à être torturé afin de se libérer de son serment et d'avouer tout ce qu'il sait de la mission qui lui a été confiée.

Par ailleurs, on remarque que la mairie a conscience de la valeur des différents prévenus qu'elle a interpellés. En effet, si Nicolas Bouclote, Colinet de Paris et quelques-uns de leurs complices présumés sont interrogés principalement sur leur parcours et leur rôle dans l'entreprise menée contre Dijon, Guyenne fait en revanche l'objet d'interrogatoires orientés sur des questions à échelle plus large. Sa requête de parler seul à seul avec le chancelier Rolin est également acceptée, et il discute avec lui le soir du 10 octobre, preuve supplémentaire qu'il n'est pas considéré au même niveau que les autres agents²⁵. Outre son rôle dans la mission contre la capitale des ducs, le héraut de Charles VII est interrogé sur de nombreux sujets concernant la conduite de la guerre par le parti du roi, et sur ses intentions vis-à-vis du duché de Bourgogne; il est en effet logique qu'il possède davantage d'informations que ses complices, du fait de sa présence aux conseils de guerre du souverain. Ainsi il affirme, lors de son interrogatoire du 11 octobre, qu'une entreprise aurait pu être tentée directement contre le duc, mais également une autre visant la ville de Nevers. Il admet également que le sire Guy de la Trémoille est directement impliqué dans l'ensemble de ces entreprises, et que le seigneur d'Albret aurait pu y participer. Guyenne évoque aussi la possibilité d'une tentative contre Auxerre, ce qui amène alors à se demander si ces déclarations ne sont pas simplement une tentative d'intimidation des autorités visant à les amener à négocier. Dans le cas contraire, il serait alors possible qu'il existe une stratégie mise en place par le parti royal, ayant pour but d'enlever les principales villes du duché pour le paralyser militairement. Durant la séance du 13 octobre, il affirme que tous les capitaines du roi sont prêts à faire la guerre, peut-être là encore dans le but d'intimider ses interlocuteurs. De la même manière, il nie une tentative d'empoisonnement du duc de Bourgogne qui aurait pu être fomentée par la femme du sire de la Trémoille²⁶. Il est également interrogé sur ses connaissances à propos de la possibilité d'une alliance entre le roi et le duc de Bar, comme le craignent fortement les diri-

24 ADCO B II 360/1, liasse n° 9, affaire n° 5, séance du 7 octobre.

25 Ibid., séance du 10 octobre.

26 Ibid., séance du 13 octobre.

geants bourguignons. Une telle coalition permettrait alors à leurs ennemis non seulement d'encercler presque entièrement le duché de Bourgogne, mais elle mettrait aussi sérieusement en danger les lignes de communication avec les possessions septentrionales de Philippe le Bon. Il est ici permis de penser que ce genre d'interrogations traduit non seulement une certaine inquiétude du parti bourguignon qui se sait en état d'infériorité par rapport à ses ennemis, mais cela marque peut-être également un manque de renseignement des autorités échevinales et ducales. Parmi ses révélations, Guyenne indique qu'il y aurait eu une tentative d'entreprise à l'encontre du Charolais mais que celle-ci aurait été annulée en raison de dissensions entre les capitaines²⁷. Le lendemain, il affirme qu'un moine cordelier s'occuperait de négocier la reddition de la ville d'Amiens pour le roi. Toutefois, il ne s'agit peut-être là encore que d'une tentative d'intimidation ayant pour but de montrer aux autorités bourguignonnes que leurs territoires du Nord sont également menacés²⁸.

Le 16 octobre, les enquêteurs interrogent le héraut sur la possibilité d'une reddition de Paris, à quoi il répond qu'un chartreux est sorti de la ville pour en discuter avec le parti du roi, mais il ne sait si la négociation a abouti. Il est possible de déceler une réelle volonté de paix émanant du parti du roi quand Guyenne déclare que Charles VII ne souhaite pas la paix avec les Anglais mais qu'il tient à se réconcilier avec le duc de Bourgogne, *car c'est chose plus familière*²⁹. Il précise également ne pas avoir été présent au dernier conseil du souverain alors qu'il y assiste habituellement. Par ailleurs, il semble que les autorités bourguignonnes croient encore aux prétendus pouvoirs surnaturels de Jeanne d'Arc lorsqu'ils demandent au suspect si le roi n'a pas fait faire un sort par la Pucelle dans le but d'arriver à ses fins³⁰. Il est intéressant d'ajouter que les enquêteurs semblent méfiants vis-à-vis des membres du clergé, lorsqu'ils demandent à Guyenne s'il est vrai que des cisterciennes de Paris auraient également tenté de négocier la reddition de leur ville avec les hommes du roi. En outre, les propos du héraut sont plutôt de nature à confirmer leurs soupçons car, lorsqu'il évoque une reddition de la ville ou simplement sa négociation, celle-ci est toujours menée par un ecclésiastique, comme il le précise dans le cas de Troyes, qu'il dit avoir été rendue par l'évêque et plusieurs de ses clercs favorables à Charles VII, ou lorsqu'il évoque une tentative d'entrer dans Paris grâce à l'utilisation de certains moines³¹. Le même jour, il évoque une opération entreprise par les ambassadeurs du souverain. Ceux-ci devraient être envoyés auprès du duc de Gloucester pour lui faire croire que l'alliance anglo-bourguignonne est rompue, dans le but de le voir attaquer les Bourguignons. Il précise alors que le duc de Gloucester, sachant l'alliance brisée, aurait eu seul le gouvernement de l'Angleterre et aurait attaqué Philippe le Bon dans ses possessions septentrionales, en particulier depuis la Hollande et la Zélande, selon les prévisions du conseil du roi³². Dans l'état actuel des recherches, rien ne permet de confirmer l'envoi de cette mission diplomatique; peut-être ne s'agit-il encore que d'une tentative d'intimidation de la part du héraut. Dans tous les cas, il semble

27 Ibid.

28 Ibid., séance du 14 octobre.

29 Ibid., séance du 16 octobre.

30 Ibid.

31 Ibid.

32 Ibid.

évident que toutes ces déclarations convergent vers la même finalité qui est d'amener Philippe le Bon à négocier avec son cousin Charles VII, dans le but de mettre fin à la guerre civile et de ramener la paix dans un royaume réunifié contre l'ennemi anglais.

La procédure mise en place par les autorités dijonnaises et les interrogatoires qu'elle mène contre les différents prévenus traduit donc, par sa rapidité et son caractère relativement exceptionnel, la situation d'urgence à laquelle la mairie doit faire face. Le fait qu'elle ait conscience de la valeur des différents agents envoyés par le roi lui permet d'obtenir des informations diverses à plusieurs échelles, qu'il s'agisse de la mission qu'ils étaient venus accomplir contre la capitale ducale comme des projets de Charles VII à l'encontre de son cousin bourguignon. Si les interrogatoires de Guyenne contiennent probablement une part d'exagération destinée à intimider les autorités échevinales dans le but de pousser Philippe le Bon à la paix, le héraut donne également des informations qui viennent peut-être combler certaines lacunes dans le réseau de renseignements bourguignon. Il n'en demeure pas moins que celui-ci montre son efficacité dans la protection de l'enceinte urbaine de Dijon par la rapidité avec laquelle les complices de Nicolas Bouclote sont arrêtés, tout comme certains de leurs complices présumés. Cet ensemble d'éléments permet alors de mieux entrevoir le réseau favorable aux Armagnacs présent dans la ville, que les trois agents ont pour but de mobiliser afin d'en préparer la prise.

II. L'organisation de la mission des espions et les complicités à Dijon

Les détails de cette mission et l'ampleur des révélations faites par Guyenne sur la situation globale du conflit semblent indiquer que le parti du roi a alors toutes les cartes en main pour l'emporter définitivement sur ses ennemis. En outre, l'étude de ce dossier cohérent a pour avantage, tout en gardant bien évidemment un certain recul par rapport aux déclarations des suspects, de permettre de connaître les commanditaires à l'origine de l'organisation de cette mission, mais également de discerner le trajet effectué par certains des agents, offrant ainsi la possibilité de mieux appréhender le réseau d'espions au service du roi implanté dans la partie septentrionale du duché de Bourgogne.

L'analyse des procès de ces trois prévenus révèle quelques éléments sur l'identité de leurs commanditaires, ainsi que la hiérarchie par laquelle sont transmis les ordres de mission. Les interrogatoires de Nicolas Bouclote et de Colinet de Paris indiquent qu'ils ont tous deux reçus leurs ordres du capitaine de Chablis Jehan Girart³³. Colinet précise également qu'il était présent à Dijon quelques mois avant la mise au point de cette entreprise, lorsque l'archevêque de Reims, le seigneur de la Trémoille et celui d'Harcourt sont venus en ambassade dans la ville. Il s'agit ici de l'archevêque Renault de Chartres (1413–1444), qui a sacré Charles VII en 1429, de Georges de la Trémoille (1384–1446) qui est grand chambellan de France depuis 1428, et de Jean VII d'Harcourt (1370–1452). C'est précisément de la part de ces trois personnages, ainsi que de l'archidiacre de Provins, que Guyenne affirme avoir reçu ses ordres lors d'un conseil du roi tenu à Amboise, après avoir fait sortir tout le monde à l'exception du héraut

33 Ibid., séance du 6 octobre.

du roi et du trompette de Jehan Girart, afin de maintenir le secret sur l'opération³⁴. Toutefois, il déclare également ne pas savoir si le roi est au courant de cette entreprise. Il affirme qu'une part importante des capitaines devant participer à cette entreprise appartient à Georges de la Trémoille, qui tentera quelques mois plus tard de faire enlever le chancelier Rolin³⁵. Comme dans la partie précédente, on remarque que Guyenne, par son statut de héraut, dispose de plus d'informations sur l'organisation de la mission et sur les personnes impliquées que ses deux complices. Il indique notamment qu'il a dû rencontrer le Bourg (bâtard) de Masquerain, Bertrand de Thongeuse et Jehan Girart afin que ceux-ci préparent leurs capitaines à marcher sur Dijon³⁶. Le héraut révèle également que certains seigneurs bourguignons sont prêts à se rallier au parti du roi si celui-ci attaque le duché, afin de pouvoir conserver leurs terres, comme cela semble être le cas du seigneur de Thil, du comte de Joigny, de Lourdin de Saligny ou encore du seigneur de Jonvelle³⁷, dont plusieurs hommes tels que son fils bâtard et quelques serviteurs transmettent des informations au roi sur la situation du duché³⁸. Ces seigneurs ont aussi, pour la plupart, obtenu des accords ou des abstinences de guerre afin de ne pas être attaqués par les troupes de Charles VII en cas d'offensive contre le duché de Bourgogne. Guyenne montre ainsi à ses interrogateurs que les troupes impliquées dans cette mission pourront progresser rapidement au sein du territoire bourguignon, sans rencontrer de difficulté majeure. Il précise également que quatre garnisons sont prêtes à passer à l'action, qui se trouvent toutes aux frontières septentrionales du duché: il s'agit des garnisons de Mussyl'Évêque (actuelle Mussy-sur-Seine, dans le sud de l'Aube), Jully, Chablis et Cravant (toutes trois dans le sud-est de l'Yonne), qui compteront à elles quatre environ 800 hommes d'armes d'après les aveux de Colinet de Paris. Guyenne explique que ces quatre garnisons auraient dû se retrouver dans le Tonnerrois afin de se rassembler et de mener leur chevauchée en pays bourguignon, jusqu'à prendre Dijon. En outre, le procès de Nicolas Bouclote souligne l'imminence de l'assaut dans la mesure où il précise que les échelles ont été fabriquées et sont prêtes à être utilisées pour l'attaque³⁹.

Après avoir reçu ses ordres des conseillers du roi mentionnés précédemment, Guyenne s'est rendu à une réunion évoquée par les trois accusés qu'il situe *en une combe qui est entre Beauche et Cravant, et qui est à trois ou quatre traits de ce d'un molin appelé le molin de Saulce*⁴⁰. Il a été possible (grâce à l'utilisation du logiciel Google Earth) de localiser avec une relative précision l'endroit de cette réunion. Il s'agit en fait de l'actuel hameau du Saulce, qui appartenait auparavant à une commanderie templière récupérée lors de la dissolution de cet ordre par les Hospitaliers, et qui se situe effectivement entre les villes de Cravant et Saint-Georges-sur-Beauche (commune de l'actuelle agglomération d'Auxerre). Une fois encore, les interroga-

34 Ibid., séance du 10 octobre.

35 FYOT, *Complot de la Trémoille* (voir n. 8).

36 ADCO B II 360/1, liasse n° 9, affaire n° 5, séance du 10 octobre.

37 Sur Lourdin de Saligny, voir Bertrand SCHNERB, Lourdin, seigneur de Saligny et de la Motte-Saint-Jean (v. 1370–1446), dans: *Francia* 31/1 (2004), p. 76.

38 ADCO B II 360/1, liasse n° 9, affaire n° 5, séance du 12 octobre.

39 ADCO B II 360/1, liasse n° 9, affaire n° 4, séance du 4 octobre.

40 ADCO B II 360/1, liasse n° 9, affaire n° 5, séance du 6 octobre.

toires se recourent sur le fait que cette réunion fut assez brève dans la mesure où elle ne dura qu'une demi-heure environ. Outre les trois suspects, l'analyse des interrogatoires permet d'affirmer qu'au moins six autres personnes étaient présentes à cette réunion que l'on pourrait apparenter, en usant d'une expression moderne, à un actuel briefing: il s'agit de Jehan Girart, Bertrand de Thongeuse, du Bourg de Masquerain, Jehan de Courgy, Jehan d'Eschenez dit le Breton, et Jehan Champenois. C'est au cours de cette réunion, qui s'est tenue aux alentours de huit heures du matin si l'on en croit la déposition de Colinet de Paris, qu'ont été distribuées les instructions relatives à l'entreprise visant à prendre Dijon. C'est également à ce moment que les différents protagonistes de l'opération ont passé entre eux le serment de ne rien révéler de leur mission s'ils se faisaient arrêter.

Par ailleurs, la densité de ces dossiers permet d'entrevoir certaines des raisons pour lesquelles ces agents ont été choisis pour accomplir les missions qui leur ont été confiées. On apprend ainsi que Nicolas Bouclote, après avoir dû prêter serment aux armées du parti armagnac, a participé à la prise de Mussy-l'Évêque et de Jully ainsi qu'à plusieurs courses dans le pays châillonnais tandis que, de son côté, Colinet de Paris connaît la ville de Dijon pour y avoir séjourné à plusieurs reprises⁴¹. Si ces deux personnages ne sont visiblement pas des espions professionnels, ils semblent du moins avoir été recrutés pour leur bonne connaissance du terrain, en l'occurrence de la ville de Dijon et de la partie septentrionale du duché, ce qui signifie qu'ils sont plus aptes à se déplacer sur ce territoire sans se faire remarquer. Le choix du héraut d'armes Guyenne est, en revanche, la conséquence d'un raisonnement différent. En effet, rien dans les interrogatoires n'indique qu'il soit familier avec cette région ou encore qu'il dispose de contacts personnels dans la capitale bourguignonne. Il serait alors possible que sa présence soit due à un besoin de disposer sur le terrain d'un agent capable d'avoir une vue d'ensemble sur la situation du conflit et des relations entre le duc Philippe le Bon et le roi, mais aussi et surtout d'une personne suffisamment connue pour prouver à leurs complices présents à Dijon qu'il s'agit bien d'une opération commanditée par le parti armagnac, et non d'une mission de contre-espionnage organisée par les autorités bourguignonnes. En outre, il apparaît que Nicolas Bouclote et Colinet de Paris reçoivent de l'argent pour accomplir leur mission, en l'occurrence 33 écus pour le premier et 100 écus d'or pour le second, dont 50 à donner à l'un de ses contacts à Dijon. Ces sommes importantes laissent transparaître l'intérêt de cette opération, surtout si on les compare avec les plus faibles sommes que se voient octroyer d'autres espions au cours de la même période, tels que Jehan Regnard qui reçoit 5 francs d'or pour aller s'enquérir de l'état des troupes bourguignonnes en 1430⁴².

Les sommes que reçoivent les espions ne doivent pas pour autant être considérées seulement comme leurs récompenses, dans la mesure où elles leur servent également à couvrir leurs frais durant la mission, particulièrement durant les trajets qu'ils effectuent et qu'il a été possible de reconstituer pour certains d'entre eux. Les interrogatoires révèlent peu de choses du cheminement du héraut Guyenne depuis la réunion de la combe proche de Cravant, si ce n'est qu'il est ensuite allé à Chablis en compa-

41 Ibid., séance du 4 octobre.

42 BEAULANT, *L'espionnage armagnac* (voir n. 14), p. 25.

gnie du capitaine Jehan Girart⁴³. La suite de son trajet n'apparaît pas dans le compte rendu du procès, soit parce qu'il n'en a pas donné les détails, soit car le scribe n'en a pas fait mention, à moins que cette partie n'ait été simplement perdue au cours du temps. La route empruntée par Nicolas Bouclote n'est pas non plus évoquée au cours de ses interrogatoires, bien que ceux-ci ainsi que ceux de Colinet de Paris confirment que ces deux personnes sont arrivées ensemble à Dijon afin d'accomplir leur mission.

En revanche, il a été possible de reconstituer de façon précise le trajet effectué par Colinet de Paris depuis son recrutement dans la ville de Dijon jusqu'à son retour dans la capitale bourguignonne en tant qu'espion au service du parti armagnac (voir fig. 1, ci-dessous, p. 98). Dans son interrogatoire du 6 octobre, il déclare avoir rencontré environ deux semaines avant un nommé Jehan Champenois, originaire de Nogent-sur-Seine, et qu'ils ont réfléchi au meilleur moyen de faire entrer les Armagnacs dans Dijon⁴⁴. Son interlocuteur, que Colinet connaît mais qu'il n'a pas vu depuis plusieurs années, lui a notamment dit qu'il était envoyé par Bertrand de Thongouse, dont on a évoqué plus haut la présence à la réunion à la combe. Colinet est ensuite parti de Dijon le mercredi 24 septembre en compagnie des marchands Jehan de Courgy et Jehan d'Eschenez dit le Breton, également présents à cette réunion, ainsi que de Jehanin Chaillot et Gillequin de Troyes. Ils ont chevauché ensemble toute la nuit jusqu'à l'hôpital Saint-Antoine à Étais, situé à une soixantaine de kilomètres au nord-ouest de Dijon, où ils se sont restaurés le jeudi 25. Ils sont repartis ensemble de l'hôpital en direction de Châtillon-sur-Seine, jusqu'à ce que Colinet se sépare d'eux pour aller s'abriter dans une grange près d'un village dont il tait le nom, probablement entre Étais et Cravant, où il a dormi la nuit du 25 au 26. Les interrogatoires divergent toutefois légèrement sur cette version, car lors d'une autre séance Jehan Bossicault, commandeur de l'hôpital, affirme que Colinet y a dormi⁴⁵. Dans tous les cas, il s'est rendu le lendemain à la combe située près de Cravant pour y recevoir ses ordres vers huit heures du matin, avant de retourner à Étais pour y manger en compagnie d'un certain Jehan le Pardessus. Il est ensuite parti avec lui à trois kilomètres au nord-est dans le village de Puits pour y attendre une garnison qui devait cheminer jusqu'à Châtillon-sur-Seine, à seize kilomètres au nord-est, où ils se rendirent tous par la suite, et Colinet logea *en l'ostel Jehan Floiran* jusqu'au dimanche 28⁴⁶. Selon ses aveux, c'est de cette localité qu'il a repris sa route vers Dijon en passant par Duesme, où il affirme s'être logé *tout seul en ung hostel*, tandis que son complice Nicolas Bouclote fut logié *en ung autre hostel aussi tout seul avec les chevaulx dudit Katherin de Ville sur Arce son maistre*. Ils sont repartis au matin du lundi 29 pour se rendre à Saint-Seine-l'Abbaye où Colinet s'est restauré à *l'ostel de la Sigoyne*, tandis que ses complices ont pris leur repas à l'abbaye avant de cheminer tous ensemble pour arriver à Dijon en fin de journée, *à l'heure que l'en prioit pour le trespas de feu monseigneur le mareschal de Bourgogne*⁴⁷.

43 ADCO B II 360/1, liasse n° 9, affaire n° 5, séance du 6 octobre.

44 Ibid.

45 Ibid., séance du 12 octobre.

46 Ibid., séance du 8 octobre.

47 Ibid.

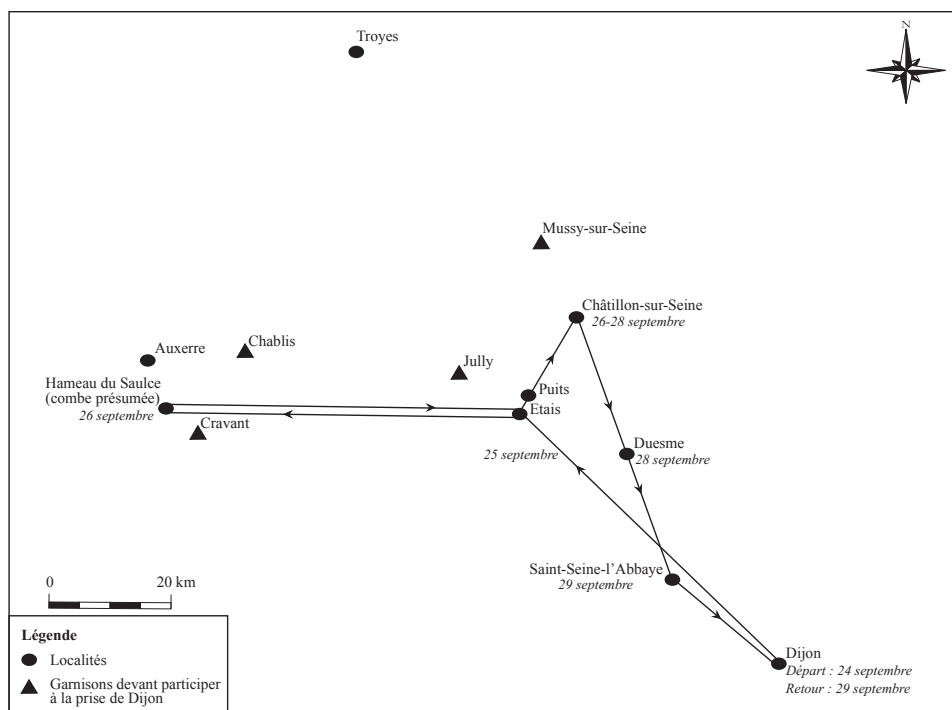


Fig. 1: Représentation schématique de l'itinéraire suivi par Colin de Paris (CAO. R. Beulant, Université de Bourgogne-Franche-Comté, 2014).

Cette description relativement bien détaillée du parcours effectué par Colin de Paris entre le moment où il part de Dijon et celui où il y revient pour le compte des Armagnacs montre l'intérêt qu'exprime la mairie à démanteler les réseaux d'espions implantés sur le territoire bourguignon. En effet, elle convoque rapidement le commandeur de l'hôpital d'Étais, Jehan Bossicault, car elle le soupçonne d'avoir été complice de cette entreprise. On remarque ainsi qu'il est interrogé le 9 octobre, lors de sa confrontation avec Colin de Paris, où il dit ne rien savoir de l'entreprise du parti armagnac contre Dijon, alors que Colin réaffirme lui en avoir parlé lorsqu'il est venu manger à l'hôpital; cette confrontation est renouvelée le 12 octobre, avec le même résultat. En outre, dans son interrogatoire du 15 octobre, Colin affirme avoir discuté de cette entreprise avec Jehan Bossicault car celui-ci se rend régulièrement à Mussy-sur-Seine, en territoire armagnac, et qu'il lui avait laissé comprendre qu'il était favorable au parti du roi. Il est probable que les informations données sur les lieux où il a logé avec ses complices à Duesme et à Saint-Seine-l'Abbaye ont donné lieu à d'autres interrogatoires de leurs propriétaires, bien qu'ils ne figurent pas dans ce dossier.

Par ailleurs, les enquêteurs de la mairie insistent de la même manière lors de leurs interrogatoires pour obtenir les noms des complices qu'ont les Armagnacs dans Dijon. Ces séances permettent aussi de connaître les missions attribuées à chacun des espions envoyés dans la capitale bourguignonne pour en préparer la prise. On apprend ainsi que l'entreprise envisagée contre la ville a débuté avant l'intervention de

Colinet de Paris et Nicolas Bouclote, puisque le premier indique que lorsqu'il a été recruté à Dijon, Jehan de Courgy, Jean d'Eschenez dit le Breton et Jehan Champenois étaient déjà là pour espionner et repérer les parties de l'enceinte urbaine où les murs sont les plus faibles, et lui auraient dit qu'ils l'étaient du côté de l'abbaye Saint-Bénigne⁴⁸. Il déclare en revanche qu'ils n'ont pas pu les mesurer et l'ont donc chargé de le faire. Colinet devait également surveiller l'organisation du guet et de la garde afin de permettre aux troupes d'entrer dans la ville par surprise⁴⁹. Il était aussi chargé d'accomplir une troisième tâche, cette fois de courrier. Il avait ainsi pour objectif de porter deux lettres, l'une au tonnelier Jehan Gaisot, et l'autre à Jehan de Savoie, un homme d'armes champenois qui logeait alors à l'hôtel de l'Écu de Bourgogne⁵⁰. Lors d'une confrontation entre Colinet et Jehan Gaisot sans date (probablement le 15 octobre), ce dernier confirme avoir reçu les lettres mais il déclare ne pas les avoir lues, sans doute afin de ne pas paraître trop impliqué aux yeux des autorités. Par ailleurs, il semble que la lettre destinée à Jehan de Savoie ait été remise par l'intermédiaire de Jehan Parisot, curé de la paroisse Saint-Philibert de Dijon, qui est interrogé le 17 octobre mais nie toute implication dans cette entreprise, bien que Colinet le désigne clairement comme l'un de ses interlocuteurs.

En outre, il ajoute que sur la lettre était écrit *à mon tres chier et grant ami messire Jehan Parisot curé de Saint Philibert*⁵¹. Les multiples tâches attribuées à Colinet montrent donc que, bien qu'il ne soit pas un espion professionnel, son rôle dans l'entreprise armagnaque était central pour la réussite de l'opération. Il semble, d'après un interrogatoire de Guyenne du 10 octobre, que Nicolas Bouclote avait sensiblement la même mission que Colinet, c'est-à-dire trouver le meilleur endroit pour entrer dans la ville⁵². Son procès révèle également que Pie de Billart devait, lui aussi, porter des lettres à Jacot d'Aulmont, habitant près de la porte Saint-Nicolas, mais qu'il n'a été payé que pour délivrer cette lettre sans en rapporter la réponse⁵³. Quant à Guyenne, il était également chargé de délivrer plusieurs lettres: une de Jehan Girat destinée à l'hôte de l'Eaume, Jehan d'Autrey, qui devait apparemment un service au capitaine de Chablis; la seconde à un certain Henry Berthot, résidant également à l'hôtel de l'Eaume⁵⁴. Ce dernier, confronté au héraut le 10 octobre, nie toute implication dans cette affaire et Guyenne admet avoir brûlé la lettre qu'il devait lui remettre, sans la lire selon ses aveux. Les missions qui viennent d'être évoquées rappellent à quel point le courrier est un élément central dans la pratique du renseignement à la fin du Moyen Âge⁵⁵. Néanmoins, certains interrogatoires montrent également que celui-ci demeure, notamment dans un but de discrétion, une affaire de communication majoritairement orale⁵⁶. Les interrogatoires de Colinet révèlent ainsi que ce-

48 Ibid., séance du 9 octobre.

49 Ibid.

50 Ibid., séance du 7 octobre.

51 Ibid., séance du 14 octobre.

52 ADCO B II 360/1, liasse n° 9, affaire n° 4, séance du 4 octobre.

53 Ibid.

54 ADCO B II 360/1, liasse n° 9, affaire n° 5, séance du 10 octobre.

55 CRIER, *La face cachée du pouvoir* (voir n. 23), p. 11.

56 Michael JUCKER, *Secrets and Politics: Methodological and Communicational Aspects of Late Medieval Diplomacy*, dans: Thalia BRERO (dir.), *Il Segreto*, Paris 2006 (*Micrologus*, 14), p. 277.

lui-ci devait parler de l'entreprise à plusieurs habitants de Dijon, notamment dans les tavernes pour tenter de recruter quelques complices supplémentaires⁵⁷. Dans son interrogatoire du 9 octobre, il indique qu'il sait qu'un couturier originaire de Troyes a pour habitude de parler avec Jehan de Courgy et ses complices, tout comme un faiseur de laines habitant près de la porte Guillaume et dont il tait le nom⁵⁸. Trois jours plus tard, il déclare qu'il devait également parler de l'entreprise à un charreton nommé Jehan Simon, mais également à Guillaume Mandeguerre, hôte du Chapeau Rouge, ainsi qu'à plusieurs autres personnes dont il ne donne que les noms sans préciser leur métier ou statut; il indique seulement qu'il devait parler à ces personnes car elles souhaitent, selon ses dires, la paix entre le roi et le duc⁵⁹. Il envisageait aussi d'évoquer l'opération chez Perrin le Feaul, car les marchands de Troyes se réunissent régulièrement chez lui⁶⁰. Cette personne est également une connaissance de Jehan Girart, tout comme Girart Journee et Oigier le Pâtissier, à qui Colinet avait ordre de parler de l'entreprise comme il l'admet le 14 octobre; ces hommes devaient aider les Armagnacs à entrer dans la ville.

L'ensemble des noms que donne Colinet permet ainsi à la mairie de tenter de les appréhender pour les interroger à leur tour. Toutefois, le nom ne suffit pas toujours aux autorités, qui demandent à plusieurs reprises à Colinet de décrire les vêtements que portaient certains de ses interlocuteurs comme Jehan de Savoye, dont on ne sait s'il a pu être interpellé⁶¹. Le peu d'information qu'il donne sur chacun de ses contacts à Dijon ne permet malheureusement pas de remarquer s'il existe une répartition spatiale stratégique de ces agents. Bien qu'il ne soit pas possible de connaître le rôle qu'aurait pu jouer chaque complice potentiel de cette entreprise, les données du procès permettent toutefois de faire ressortir un point commun entre ces personnes que rien ne semble pourtant lier. Si l'on fait exception des hommes que connaît Jehan Girart, on observe que les contacts énumérés par Colinet de Paris sont en majorité originaires de la ville de Troyes, tout comme lui qui y a vécu durant huit ans, bien qu'il précise en être parti avant l'arrivée du roi en 1429⁶². Cela confirme la dévotion de la ville de Troyes à Charles VII et sa résistance au parti bourguignon qui revendique toujours la suzeraineté sur la Champagne. Ce service de la ville de Troyes au parti armagnac est confirmé par les propos de Colinet qui affirme qu'elle entretient de très bonnes relations avec le sire de Jonvelle, à qui elle transmet régulièrement des nouvelles du parti du roi, transportées dans une boîte décorée aux armes de ce seigneur⁶³. Par ailleurs, cela permet de confirmer l'origine majoritairement champenoise des espions opérant dans la partie septentrionale du duché de Bourgogne durant la guerre civile, ce qui est plutôt logique dans la mesure où la Champagne méridionale est limitrophe au territoire bourguignon.

L'étude de ce procès offre ainsi de précieuses informations sur la pratique de l'espionnage dans le nord du duché de Bourgogne, en permettant notamment d'entre-

57 ADCO B II 360/1, liasse n° 9, affaire n° 5, séance du 10 octobre.

58 Ibid., séance du 9 octobre.

59 Ibid., séance du 12 octobre.

60 Ibid.

61 Ibid., séance du 8 octobre.

62 Ibid., séance du 4 octobre.

63 Ibid., séance du 12 octobre.

voir la façon dont peuvent être recrutés les agents et l'élaboration de leur mission. Il est également possible de retracer le parcours de certains d'entre eux au sein du territoire bourguignon, et de connaître certains contacts chez lesquels ils ont pu se réfugier durant leur voyage, bien que le consentement de ceux-ci soit, faute de données suffisantes, difficile à mesurer. Quant aux détails de la mission révélés par Colinet de Paris, ils permettent de mieux appréhender l'organisation de la prise d'une ville par surprise à la fin du Moyen Âge et des contacts qu'elle nécessite au sein de l'enceinte urbaine dans le but de faciliter cette entreprise. Pour autant, quelques éléments du procès laissent planer l'ombre d'un doute sur le réel danger encouru par la ville de Dijon.

III. Une réelle menace sur la ville de Dijon?

Si le procès de ces trois agents permet d'obtenir de nombreuses informations sur la façon dont ils devaient opérer pour préparer la prise de Dijon, certaines zones d'ombre demeurent, en particulier sur la hiérarchie des commanditaires de cette opération. En effet, Guyenne révèle que des conseillers du roi, parmi lesquels l'archevêque de Reims et le sire d'Harcourt, les ont envoyés à Dijon, tandis que le sire de la Trémoille aurait commencé à envisager cette entreprise lors de son ambassade dans la ville au début de l'année⁶⁴. Toutefois, il n'est à aucun moment fait mention d'une quelconque implication du roi dans cette entreprise. Urbain Plancher le notait déjà dans son « Histoire générale et particulière de Bourgogne », et pensait que le roi n'était peut-être pas au courant de cette affaire⁶⁵. Cette hypothèse peut tout de même paraître douteuse, dans la mesure où Charles VII commande les armées à son service. En outre, une telle opération en plein cœur du territoire bourguignon aurait certainement nécessité son approbation. Néanmoins, il semble que les animosités du sire de la Trémoille envers le parti bourguignon aient pu faire de lui le principal responsable de cette entreprise, selon les historiens du XIX^e siècle⁶⁶. Il convient notamment de rappeler que, parmi les seigneurs ayant obtenu des accords avec le parti du roi, on trouve le comte de Joigny et le seigneur de Jonvelle, qui sont respectivement son frère et son cousin⁶⁷. Par ailleurs, le sire de la Trémoille est également en bons termes avec le sire de Châteauvillain qui est passé du côté armagnac et qui, selon l'interrogatoire de Colinet, envoie régulièrement des agents espionner le territoire bourguignon; il aurait aussi envoyé plusieurs de ses capitaines pour préparer la prise de Dijon⁶⁸.

64 Ibid., séance du 9 octobre.

65 T. Boutiot évoque dans son ouvrage un complot contre le duc fomenté à Troyes au même moment par l'évêque de Troyes et 12 habitants de la ville, bien qu'il ne cite pas ses sources; BOUTIOT, Histoire de la ville de Troyes (voir n. 6), p. 563.

66 VALLET DE VIRVILLE, Histoire de Charles VII (voir n. 5), p. 303–304.

67 Ibid., p. 304.

68 ADCO B II 360/1, liasse n° 9, affaire n° 5, séance du 12 octobre. Sur le seigneur de Châteauvillain, voir Nicole GONTHIER, À propos d'un complot pro-bourguignon à Lyon: les révélations et les méthodes d'un cordelier espion (1423–1424), dans: Cahiers d'histoire 38/2 (1993), p. 139–151.

Si l'on se réfère à la date prévue pour la prise de Dijon donnée par les agents, c'est-à-dire vers le 12 octobre⁶⁹, il semble évident que la mission fut annulée, dans la mesure où aucune archive dijonnaise ne fait mention d'une quelconque attaque contre la ville. S'il est possible que les espions aient menti aux autorités échevinales quant à la date de l'assaut, il semble plus raisonnable de penser que celui-ci fut annulé simplement à cause de l'arrestation des agents, qui n'ont donc pas pu remplir leur mission et faire leur rapport aux capitaines armagnacs. Par ailleurs, on observe que le procès se poursuit après le 12 octobre puisqu'on dispose d'interrogatoires de Guyenne jusqu'au 21 octobre, et que Colinet de Paris est également examiné jusqu'au 18, date à laquelle il est exécuté⁷⁰. La peine de mort appliquée à cet agent est la même que celle réservée à son complice Nicolas Bouclote: il est condamné à être traîné sur une claie, décapité, son cadavre écartelé, sa tête mise sur une pique et les quatre quartiers de son corps exposés aux principales portes de la ville. Si un tel traitement a pour but de marquer les esprits par son exemplarité, on peut également y voir une expression de la majesté princière qui, dans le cadre de la construction de l'État bourguignon, montre que le châtement réservé aux traîtres sur ce territoire est le même que dans le royaume de France. En outre, cette peine souligne l'intransigeance des autorités face à l'espionnage pratiqué par ce type d'agents, contrairement aux ambassadeurs, parfois qualifiés d'espions publics, dont les pratiques sont à l'époque bien connues et pourtant rarement réprimées⁷¹.

Il est difficile, voire impossible, de déterminer si l'entreprise visant à prendre Dijon par surprise devait réellement être menée à bien, ou si elle n'était qu'une opération d'intimidation montée par les conseillers du roi et destinée à montrer que celui-ci pouvait désormais attaquer son adversaire où bon lui semblait. Un élément mineur du procès remet en effet en cause la crédibilité de cette entreprise: lorsque Guyenne est interrogé sur les hôtels que se réservaient les capitaines armagnacs après la prise de la ville, il répond que l'un aurait pris celui de Guy Gelenier tandis que l'autre aurait occupé la demeure de Jehan Pelluchol, qui sont curieusement présents au moment de cette séance⁷²; peut-être ne s'agit-il alors que d'une réponse de circonstance? Les autres entreprises mentionnées par Guyenne au cours de ses interrogatoires, notamment contre Auxerre ou encore Amiens, confirment l'idée selon laquelle les armées de Charles VII peuvent désormais attaquer le duc sur l'ensemble de ses territoires, qu'il s'agisse du duché ou bien de ses principautés du Nord. Cependant, il est probable qu'il y ait une certaine part d'exagération dans les propos tenus par le héraut du roi, qui souhaite peut-être intimider les autorités échevinales et le chancelier Rolin afin de leur montrer que les Bourguignons ne peuvent désormais plus gagner la guerre. Dans tous les cas, il est évident que les autorités échevinales ont pris cette menace très sérieusement, notamment par leur empressement à poursuivre la procédure judiciaire pour obtenir un maximum d'informations de ces espions. Cette rapidité de procédure est bien sûr courante lors de l'arrestation d'espions afin d'évaluer l'ampleur de la menace, mais il est permis de penser que la situation globale bour-

69 ADCO B II 360/1, liasse n° 9, affaire n° 5, séance du 9 octobre.

70 Ibid., séance du 18 octobre.

71 JUCKER, *Secrets and Politics* (voir n. 56), p. 300, 308.

72 Ibid., séance non datée.

guignonne à l'automne 1432 a peut-être davantage fait accélérer ce processus. En outre, l'observation du registre des délibérations municipales de cette période indique qu'une inspection de l'artillerie de la ville est décidée le 14 octobre⁷³, tandis que la mairie délibère le lendemain la levée de 1 600 francs *pour adviser sur la seurté, defense et fortifficacion et pour adviser la maniere comment l'en pourroit trouver et avoir argent prestement pour pourveoir aux choses plus neccessaires pour le fait de ladite fortifficacion*, soulignant ainsi l'urgence de la situation⁷⁴. On peut ajouter que le procès de Colinet de Paris et Guyenne est mentionné à deux reprises dans ce même registre, le 13 octobre, ce qui n'est pas le cas habituellement⁷⁵. Par ailleurs, il est décidé le 5 janvier suivant que la maison de Jehan de Gray, qui jouxte l'abbaye Saint-Bénigne, doit être détruite car les autorités craignent que les ennemis puissent entrer dans Dijon par cette maison, suite à la prise d'Avallon⁷⁶. Si cette décision ne semble pas être une conséquence directe de l'affaire impliquant Colinet de Paris et Guyenne, il est néanmoins possible qu'elle en soit une implication indirecte si l'on considère que cette maison se situe à proximité de l'abbaye Saint-Bénigne, c'est-à-dire dans le secteur le plus propice à un assaut par échelles selon Colinet, en raison de la plus faible hauteur de ses murs. Aucune précision supplémentaire ne permet toutefois de confirmer qu'il s'agit bien du lieu exact désigné par l'espion au cours de son interrogatoire.

Le dernier aspect à examiner dans ce procès est la portée politique qu'aurait pu avoir cette entreprise contre Dijon. On connaît très peu d'affaires semblables visant directement la capitale d'une principauté ou d'un État en construction au cours de la même période. Comme le souligne Colinet de Paris dans son interrogatoire du 10 octobre, les capitaines n'auraient probablement pas cherché à tenir la ville après sa prise, d'autant que l'un des commanditaires a indiqué à Nicolas Bouclote qu'il était préférable de tenir Talant plutôt que Dijon, du fait de sa hauteur qui permet de dominer la capitale des ducs ainsi que les territoires alentour⁷⁷. Le 12 octobre, Colinet indique également qu'il comptait parler de l'opération contre Dijon à certains de ses habitants dont il dit savoir qu'ils souhaitent la paix entre le roi et le duc⁷⁸. Il semble donc qu'il tente d'atténuer la portée de l'entreprise en affirmant qu'elle vise à accélérer le processus de paix en prenant la ville et en montrant au duc de Bourgogne que le parti du roi peut désormais frapper où il veut, y compris en plein cœur du territoire adverse. Il suit en cela le discours de Guyenne qui, au cours de ses interrogatoires, indique aux autorités dijonnaises que le roi souhaite faire la paix avec Philippe le Bon plutôt qu'avec les Anglais *car c'est chose plus familiere*⁷⁹. Ces deux agents tentent alors de montrer que l'objectif du roi est d'amener le duc à négocier dans le but de mettre fin à cette guerre civile qui dure depuis plus de vingt ans. En outre, des deux adversaires du roi, Philippe le Bon est certainement celui qui se trouve dans la situation la moins favorable en vue d'une négociation, ce qui pourrait ainsi permettre au sou-

73 Archives municipales de Dijon, B 153, fol. 76.

74 Ibid., fol. 77.

75 Ibid., fol. 75v.

76 Ibid., fol. 89-89v.

77 ADCO B II 360/1, liasse n° 9, affaire n° 4, séance du 3 octobre.

78 ADCO B II 360/1, liasse n° 9, affaire n° 5, séance du 12 octobre.

79 Ibid., séance du 16 octobre.

verain d'obtenir un traité plus avantageux qu'avec les Anglais. Enfin, il est permis de penser que l'entreprise contre Dijon, si elle avait été menée à bien, aurait mis le duc dans une position particulièrement fragile, dans la mesure où il aurait perdu la capitale de l'État qu'il aspire à ériger entre le royaume de France et l'Empire, ainsi que l'autorité et la majesté princière qui n'auraient peut-être que difficilement survécu à un tel affront, tandis qu'il aurait sans doute été forcé d'accepter les conditions de négociations de Charles VII. L'entreprise contre Dijon est en ce sens un échec complet, dans la mesure où les opérations militaires vont rapidement reprendre entre Armagnacs et Bourguignons, aboutissant finalement au traité d'Arras, pour lequel le roi doit faire de multiples concessions à son cousin Philippe le Bon⁸⁰.

Conclusion

Le dossier de cette opération visant à prendre Dijon durant la guerre civile entre Armagnacs et Bourguignons a donc une portée pluridisciplinaire. D'une part, la densité des pièces du procès apporte des informations sur l'histoire judiciaire de l'appareil échevinal dijonnais, dont la procédure rapide et particulièrement rigoureuse fait apparaître la situation d'urgence dans laquelle se trouve la mairie face à un péril imminent. Elle est obligée de réagir ainsi dans le but de protéger l'ordre et la paix dans son enceinte urbaine, mais également pour montrer son efficacité au duc de Bourgogne. D'autre part, cette affaire permet d'obtenir des informations détaillées sur la mise en place d'une entreprise telle que l'assaut d'une ville par effet de surprise, et livre d'intéressants aspects du mode opératoire des agents envoyés sur place pour préparer cette mission. Le fait de pouvoir retracer le trajet de Colinet de Paris ainsi que les révélations du héraut Guyenne permettent également d'entrevoir l'ampleur du réseau d'espions potentiellement en place dans le nord du duché de Bourgogne. L'analyse de ce procès offre ainsi la possibilité de mieux appréhender la pratique du renseignement du camp armagnac à cette période du conflit, tout en conservant le recul nécessaire face aux révélations d'un procès transcrites par les autorités bourguignonnes. Ainsi, cette étude approfondit les écrits des historiens des XVIII^e-XIX^e siècles cités en introduction, qui sont presque les seuls à avoir évoqué cette opération dont la crédibilité peut parfois sembler douteuse mais dont l'ampleur demeure, par cette démonstration, indéniable.

80 SCHNERB, *Les Armagnacs et les Bourguignons* (voir n. 1), p. 279–286.

KLAUS MALETTKE

MONARCHIE UNIVERSELLE, SÉCURITÉ COLLECTIVE ET ÉQUILIBRE AU XVII^e SIÈCLE¹

En considérant l'histoire des relations internationales au XVII^e siècle, on constate que l'évolution du système des États européens a été influencée par certaines conceptions ou catégories politiques qui prévalaient dans les décisions que prenaient les principaux acteurs politiques. Mais, ce faisant, ces derniers réagissaient à l'évolution du système des États européens. Il y avait donc des influences réciproques entre l'évolution du système des États européens d'une part et les actions politiques des puissances dirigeantes de l'époque d'autre part. La lutte que menèrent les dirigeants politiques contre la menace qu'une monarchie universelle pût être établie en Europe en fournit un exemple. Mais cela vaut aussi pour le concept de sécurité collective, pour le principe de l'équilibre entre les États européens et pour l'idée de l'arbitre en Europe.

Dans la première partie de ma conférence, je vais esquisser l'évolution du système des États européens au XVII^e siècle. Dans la seconde, je traiterai de ces influences réciproques évoquées ci-dessus.

Le système des États européens au XVII^e siècle

Un système des États constitue un ensemble d'organismes étatiques qui sont reliés entre eux par de nombreux enlacements culturels, économiques ou politiques. Les interactions de ces organismes étatiques sont caractérisées, en premier lieu, par leur durée et excluent toute volonté d'éliminer le partenaire membre du système d'État, à l'écart donc de toute visée tendant finalement à la destruction de ce système des États². Pour préciser encore plus la définition d'un système des États, il faut distinguer une conception synthétique de ce système et l'idée qu'il y ait eu une volonté d'établir ce système comme un ordre politique accepté par ses membres, comme une formation étatique propre à faciliter leurs relations réciproques. Le recours à la conception synthétique permet d'analyser les particularités des relations internationales dans une phase historique précise; des particularités qui, vues dans leur ensemble, permettent de saisir les traits caractéristiques d'un système. Dans ce cas, il n'est pas important de savoir si les contemporains concernés avaient déjà des idées

1 Conférence prononcée au séminaire du professeur Denis Crouzet à l'université de Paris IV-Sorbonne le 23 novembre 2015. Je remercie vivement Mme Colette Born-Demeulenaere d'avoir eu l'obligeance de lire et corriger mon texte français.

2 Heinz DUCHHARDT, *Das Reich in der Mitte des Staatensystems. Zum Verhältnis von innerer Verfassung und internationaler Funktion in den Wandlungen des 17. und 18. Jahrhunderts*, dans: Peter KRÜGER (dir.), *Das europäische Staatensystem im Wandel. Strukturelle Bedingungen und bewegende Kräfte seit der Frühen Neuzeit*, Munich 1996, p. 1–2.

bien claires et exactes des rapports typiques existant dans le domaine des relations internationales. Il n'est pas nécessaire non plus que ces acteurs eussent déjà des idées assez précises des éléments spéciaux constitutifs d'un système des États. Et il importe peu de savoir si les acteurs politiques avaient ou non l'intention d'organiser et d'établir eux-mêmes un tel système des États³.

Jusqu'au début du XVII^e siècle, le système des États européens, dont le procès de formation n'était pas encore terminé, avait un caractère bipolaire. Il était caractérisé par le dualisme et l'antagonisme qui avaient cours entre la maison d'Autriche, la »Casa de Austria« ou la maison de Habsbourg, d'un côté, et la maison de Valois puis de Bourbon, de l'autre. La France et la »Casa de Austria« étaient les deux grandes puissances ou les deux puissances dominantes auxquelles les dirigeants des autres États se référaient lorsqu'ils prenaient des décisions concernant leur politique étrangère. La notion de »Casa de Austria« ou d'»Hauß Österreich« était utilisée à cette époque pour saisir cette unité politique formée par les États héréditaires de l'empereur et les pays de la couronne d'Espagne⁴.

Dès l'éclatement de la guerre de Trente Ans, en 1618, la France, la République des Provinces-Unies des Pays-Bas, qui continuait sa guerre contre l'Espagne pour obtenir son indépendance, et la Suède, qui s'inquiétait de ce que l'empereur puisse réussir à augmenter sa puissance au sein du Saint Empire romain germanique, arrivèrent progressivement à la conclusion que la maison d'Autriche voulait revivifier les concepts universels et impériaux développés par l'empereur Charles Quint (1519–1556) et établir une monarchie universelle en Europe. Si l'on considère les craintes formulées de manière plus ou moins ouverte par ces trois puissances, on peut dire qu'elles étaient convaincues que le système des États qui commençait à se développer en direction d'un système multipolaire d'États ayant – du moins en principe – les mêmes droits risquait d'être dominé et monopolisé par la maison d'Autriche, donc par une monarchie universelle établie par les Habsbourg.

Pour les chroniqueurs, les théoriciens et les acteurs politiques de cette époque, le concept de la monarchie universelle correspondait à une sorte de gouvernement qui eût fait s'incliner, pour ainsi dire, les États particuliers et qui eût influé de manière décisive sur les relations entre les États en Europe⁵. Les adversaires de la maison d'Autriche considérèrent l'ambition des Habsbourg d'établir une monarchie universelle en Europe comme une menace existentielle. Pour contrecarrer cette menace, ils s'allièrent finalement au roi de France et à son principal ministre, Richelieu, qui allait devenir l'adversaire le plus résolu de l'accroissement de la puissance des Habsbourg, en premier lieu des Espagnols. Si Richelieu parlait de la maison d'Autriche, qu'il considérait comme l'ennemi principal de la France, il visait, en premier lieu, la lignée espagnole des Habsbourg. L'empereur et le Saint Empire ne représentaient une menace pour la France que dans la mesure où le chef de cet empire soutenait la politique agressive de la branche espagnole de la maison d'Autriche. De même que pour Fran-

3 Peter KRÜGER, Zur Einführung, dans: ID. (dir.), Das europäische Staatensystem im Wandel (voir n. 2), p. XIII.

4 Christoph KAMPMANN, Arbitr und Friedensstiftung. Die Auseinandersetzung um den politischen Schiedsrichter im Europa der Frühen Neuzeit, Paderborn et al. 2001, p. 16, n. 62.

5 FRANZ BOSBACH, Monarchia Universalis. Ein politischer Leitbegriff der Frühen Neuzeit, Göttingen 1988, p. 121.

çois I^{er} (1515–1547), Henri II (1547–1559) et Henri IV (1589–1610), la sauvegarde du pluralisme des États fut pour le cardinal la condition préalable et fondamentale de sa politique étrangère⁶. Richelieu voulait briser ce «système espagnol» et empêcher son rétablissement, en d'autres termes, empêcher que se réalisent les ambitions des Habsbourg d'établir une monarchie universelle en Europe.

Si l'on interprète la politique étrangère de Richelieu à l'égard du système européen des États alors en gestation, on peut constater que le cardinal songeait à démanteler ce système, qui, au début de son ministériat, était encore largement dominé par la maison de Habsbourg, et à en empêcher la revivification dans l'avenir. Le principal ministre voulait établir à la place un système de sécurité collective placé sous la direction politique du roi de France⁷. Toutefois, ce système collectif devait rester fondé sur la pluralité d'États souverains égaux en droits. En analysant ce concept de plus près, on peut formuler la thèse que le cardinal considérait l'Europe comme un système multipolaire d'États. La France en devait être le «pôle» central. L'Espagne, l'empereur, les Provinces-Unies, la Suède, l'Angleterre constituaient d'autres «pôles», dont le poids politique serait moins important que celui de la France. Les résultats qu'obtint Mazarin, successeur de Richelieu, avec les traités de paix de Westphalie en 1648 et des Pyrénées en 1659 contribuèrent beaucoup à ce que le roi de France pût s'approcher plus encore de la réalisation du but politique envisagé par Richelieu et par Mazarin, à savoir lui procurer la direction politique de ce système européen multipolaire des États⁸.

Des premières années ayant suivi la prise effective de pouvoir de Louis XIV à la mort du cardinal Mazarin, en 1661, les autres gouvernements européens crurent devoir constater que le roi de France s'efforçait de transformer, selon les intérêts de la France, l'ordre international établi en 1648 et en 1659. Si des historiens français soulignent, non sans raison, le caractère défensif des guerres que Louis XIV a menées⁹, les voisins de la France étaient convaincus du caractère hégémonique de sa politique étrangère, qui ne visait pas seulement à repousser les ambitions de la maison d'Autriche mais avait pour but, du moins du point de vue de la majorité des autres États de l'Europe, d'acquérir une position dominante dans le système européen des États. Le roi eut de plus en plus recours à la force pour imposer sa politique, à l'inverse de la

6 Heinz SCHILLING, *Formen und Gestalt des internationalen Systems in der werdenden Neuzeit*, dans: Peter KRÜGER (dir.), *Kontinuität und Wandel in der Staatenordnung der Neuzeit*, Marbourg 1991, p. 31.

7 Récemment, Françoise Hildesheimer a critiqué la thèse selon laquelle Richelieu voulait réaliser un système de sécurité collective, cf. Françoise HILDESHEIMER, *L'Europe – «grand dessein» de Richelieu?*, dans: Markus KREMER, Hans-Richard REUTER (dir.), *Macht und Moral – Politisches Denken im 17. und 18. Jahrhundert*, Stuttgart 2007, p. 246–247. En revanche, Joseph Bergin approuve cette thèse, cf. Joseph BERGIN, *Richelieu vu de l'étranger*, dans: Françoise HILDESHEIMER, Laurent AVEZOU (dir.), *Richelieu, de l'évêque au ministre. Actes du colloque tenu à Luçon le 25 avril 2008*, La Roche-sur-Yon 2009 (Recherches vendéennes. Annuaire de la Société d'émulation de la Vendée et revue du Centre vendéen de recherches historiques, 16), p. 280–281.

8 Klaus MALETTKE, *Les relations entre la France et le Saint Empire au XVII^e siècle*, Paris 2001, S. 665; ID., *Hegemonie – multipolares System – Gleichgewicht. Internationale Beziehungen 1648/1659–1713/1714*, Paderborn et al. 2012 (Handbuch der Geschichte der Internationalen Beziehungen, 3), p. 14–16.

9 François BLUCHE, *Louis XIV*, Paris 1986; Olivier CHALINE, *Le règne de Louis XIV*, Paris 2005.

stratégie de pénétration pacifique de Richelieu et de Mazarin. Cette politique de force et de conquête eut de fâcheuses conséquences car, aux yeux de l'opinion européenne, Louis XIV perdit sa renommée de protecteur de la paix, de garant des traités de paix de Westphalie et de l'équilibre européen. Sa politique, défensive au début, se transforma en politique agressive à l'égard du Saint Empire¹⁰.

Dans les premières années qui suivirent la paix de Nimègue de 1678/1679 qui termina la guerre que Louis XIV avait déclenchée en 1672 contre les Provinces-Unies et qui aboutit à la conclusion d'une grande coalition antifrançaise, il s'en fallut de peu que Louis XIV ne réalisât ses intentions politiques. En effet, sous l'influence de la politique du roi, le système européen et multipolaire des États, dont la structure était caractérisée par l'existence d'un certain nombre d'États plus ou moins égaux en puissance ainsi que d'un nombre plus grand de petits États, allait être transformé en un système des États dominé par la France. Selon les conceptions politiques poursuivies par le roi, ce système européen et multipolaire des États devait perdre sa diversité de »pôles« politiques et être transformé pour ainsi dire en un système européen »monopolaire«, donc en un système où la France eût constitué le »pôle« central. Cette vaste conception ne fut finalement pas réalisée¹¹. Cette politique de conquête de Louis XIV permit à la propagande de l'empereur Léopold I^{er} (1658–1705), et en particulier au diplomate impérial François-Paul, baron de Lisola, d'accuser le roi très chrétien de vouloir accéder à la monarchie universelle en voulant soumettre les États européens à son arbitrage¹².

Dès le début des années 1680 se manifestèrent les premiers indices d'une transformation du système européen des États, une transformation qui allait se réaliser au désavantage de Louis XIV et aux dépens de la position hégémonique de la France. Les événements de la fin des années 1680 et des années 1690 permettent de saisir cette transformation dans toute son ampleur. Dans le contexte de la politique internationale menée dans les années 1688/1689 se réalisa, pour ainsi dire, le »changement de voie« en faveur d'un nouveau principe politique de »Balance of Power« dont Guillaume III d'Orange, ennemi déclaré de Louis XIV, était le champion le plus résolu. Avec son concept d'»équilibre«, il voulait endiguer les ambitions hégémoniques qui se manifestaient sur le continent européen. L'influence politique de Guillaume III augmenta de manière significative lorsqu'il réussit à accéder au trône en Angleterre grâce à la »révolution glorieuse« de 1688. Pour lui, le concept d'équilibre européen était l'élément constitutif d'un système européen des États acceptable.

Le concept d'»équilibre« se basait sur la conviction qu'on devait s'opposer à toute prépondérance unilatérale d'une puissance en Europe en ayant recours à des mesures politiques adaptées, au besoin à des moyens militaires. Ce concept restait une constante des efforts politiques consacrés à organiser le mieux possible les relations

10 Voir la préface de Jean Bérenger au livre de MALETTKE, *Les relations entre la France et le Saint-Empire* (voir n. 8), p. 8–9; MALETTKE, *Hegemonie – multipolares System – Gleichgewicht* (voir n. 8), p. 16–17.

11 MALETTKE, *Les relations entre la France et le Saint Empire* (voir n. 8), p. 665–666; ID., *Hege- monie – multipolares System – Gleichgewicht* (voir n. 8), p. 377–378.

12 François-Paul DE LISOLA, *Bouclier d'État et de justice contre le dessein manifestement découvert de la monarchie universelle sous le vain prétexte des prétentions de la reine de France*, s.l. 1667.

multilatérales entre les États. Il permettait de propager implicitement l'idée de diversité des États européens et de garantir ainsi l'existence politique des petits États. En tant que tel, le concept d'«équilibre» favorisait donc le maintien du «statu quo politique». Toutefois, il permettait aussi des changements territoriaux, dans la mesure où les principes de «convenance» ou de «réciprocité» étaient respectés¹³.

La «guerre de la ligue d'Augsbourg», de 1688 à 1697, et la paix de Ryswick (1697) qui mit fin à cette guerre, marquèrent «un coup d'arrêt sévère à l'expansion française». Considérées dans la perspective de l'évolution du système européen des États, on peut dire qu'elles arrêtaient le processus mis en marche par Louis XIV et qui, selon lui, aurait dû aboutir, en Europe, à un système des États dominé et monopolisé par la France. Les traités de paix de Ryswick renouèrent avec une évolution en direction d'un système multipolaire des États, une évolution qui avait été interrompue d'abord par la maison d'Autriche et, par la suite, par la politique de conquête menée par Louis XIV. Mais les traités de paix de Ryswick marquèrent aussi une transition dans la mesure où le concept de la «Balance of Power» devenait de plus en plus une norme politique à laquelle les acteurs politiques recoururent pour organiser le système des États en Europe¹⁴.

Les résultats des traités de paix d'Utrecht de 1713, de Rastatt et de Bade (en Suisse) de 1714 qui mirent fin à la guerre de la Succession d'Espagne éclatée en 1701 prouvent que les États, et en premier lieu la Grande-Bretagne et les Provinces-Unies, ne voulurent plus accepter qu'une hégémonie d'un seul État, qu'une monarchie universelle puisse être établie en Europe. Le système multipolaire des États qui se fit jour à Ryswick survécut donc à Utrecht. À Utrecht, «le rêve français d'hégémonie sur l'Europe¹⁵» s'évanouit. Toutefois, la France restait, après ce traité, une grande puissance du système européen des États, dont les relations étaient régies désormais par le concept d'«équilibre européen». Cependant, et vu de plus près, ce système multipolaire stabilisé fut en fait un système de «puissances prépondérantes» au sein duquel l'équilibre des forces fut presque toujours menacé. Néanmoins, cette «pentarchie», ces puissances prépondérantes, (la Grande-Bretagne, la France, l'Espagne, le Saint Empire et la Russie) réussirent – du moins pour un certain temps – à maintenir la balance entre elles¹⁶.

13 DUCHHARDT, *Das Reich in der Mitte des Staatensystems* (voir n. 2), p. 23; MALETTKE, *Les relations entre la France et le Saint Empire au XVII^e siècle* (voir n. 8), p. 665.

14 MALETTKE, *Hegemonie – multipolares System – Gleichgewicht* (voir n. 8), p. 446; ID., *La France et le Saint Empire au XVII^e siècle* (voir n. 8), p. 664.

15 Jean BÉRENGER, *Histoire de l'empire des Habsbourg 1273–1918*, Paris 1990, p. 413.

16 MALETTKE, *Les relations entre la France et le Saint-Empire* (voir n. 8), p. 666; ID., *Hegemonie – multipolares System – Gleichgewicht* (voir n. 8), p. 507, Heinz DUCHHARDT, *Gleichgewicht der Kräfte, Convenance, Europäisches Konzert*, Darmstadt 1967, p. 70.

Les concepts de monarchie universelle,
de sécurité collective et d'équilibre d'une part
et l'évolution du système des États d'autre part: influences réciproques

Comme je viens de l'évoquer dans la première partie de ma communication, Richelieu était convaincu de son vivant que la »Casa de Austria«, particulièrement sa lignée espagnole, poursuivait des ambitions hégémoniques. L'Espagne aspirait à la domination universelle¹⁷, à la monarchie universelle¹⁸. Dans son »Avis sur les affaires présentes qu'a le Roy en février 1626«, Richelieu constatait que si *la perte de l'Allemagne est assurée, et si l'Espagne en estoit maistresse, elle auroit de beaucoup avancé le dessein qu'elle a à la monarchie universelle*¹⁹. Si l'Espagne prétendait être le défenseur du catholicisme, ceci n'avait pour seul but que de cacher ses vraies ambitions d'atteindre à la domination de l'Europe. La vraie maxime de l'Espagne était, selon la conviction du cardinal: Avoir Dieu et la Vierge en la bouche, la religion en apparence, un chapelet en la main et les seuls intérêts temporels au cœur²⁰.

Cette conviction fondamentale de Richelieu se trouve déjà dans l'instruction qu'il fit envoyer en 1617 aux diplomates français en mission en Allemagne lorsqu'il était secrétaire d'État chargé des Affaires étrangères à l'époque de Concino Concini, favori de Marie de Médicis. Les diplomates français reçurent l'ordre d'avertir les princes de l'Empire des ambitions espagnoles et de leur offrir le soutien du roi de France s'ils voulaient s'en défendre:

*il faut prendre occasion de leur tesmoigner, à nostre profit, que nous ne désirons point l'avancement d'Espagne; nous offrons, quoyque discrettement, à les assister contre les pratiques que le roy d'Espagne faict pour faire tomber avec le temps les couronnes de Hongrie et de Bohême, celle du roy des Romains et l'imérialle, sur la teste de l'un de ses enfans*²¹.

À partir des années 1620/1621, lorsque les Espagnols et l'empereur remportèrent de grands succès militaires en Allemagne, les chroniqueurs et pamphlétaires français intensifièrent leurs attaques contre les aspirations de la maison d'Autriche à la monarchie universelle. Dans la brochure intitulée »Progrez Des Conquestes du Roy d'Espagne et Maison d'Autriche« et publiée en 1623, on peut lire le passage suivant:

17 Jörg WOLLENBERG, Richelieu. Staatsräson und Kircheninteresse. Zur Legitimation der Politik des Kardinalpremier, Bielefeld 1977, p. 41.

18 Hermann WEBER, »Une bonne paix«: Richelieu's Foreign Policy and the Peace of Christendom, dans: Joseph BERGIN, Laurence BROCKLISS (dir.), Richelieu and his Age, Oxford 1992, p. 45-69, ici p. 47 (n. 6), 48, 54, 67; Klaus MALETTKE, Frankreichs Reichspolitik zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges und des Westfälischen Friedens, dans: Klaus BUSSMANN, Heinz SCHILLING (dir.), 1648. Krieg und Frieden in Europa. Politik, Religion, Recht und Gesellschaft, Munich 1998, p. 178; MALETTKE, Les relations entre la France et le Saint Empire (voir n. 8), p. 114.

19 *Avis sur les affaires présentes qu'a le Roy en février 1626*, dans: Les papiers de Richelieu. Section politique intérieure. Correspondance et papiers d'État, éd. par Pierre GRILLON, t. 1 (1624-1626), Paris 1975, n° 41, p. 297.

20 Cité par WOLLENBERG, Staatsräson und Kircheninteresse (voir n. 17), p. 41.

21 Cité par WEBER, »Une bonne paix« (voir n. 18), p. 47, n. 6.

Les Espagnols pour toujours avancer leur Monarchie universelle, de laquelle ils ont ietté les fondemens dès le temps & sous l'Empire de Charles Quint, & n'en demordent iamais le dessein, ont si bien & heureusement travaillé depuis dix ou douze ans en plusieurs endroits de L'Europe, & mesmes és environs de la France, qu'il ne leur reste que fort peu à conquerir pour nous environner de tous costez²².

Richelieu aussi était convaincu que Madrid n'avait pas cessé de vouloir établir, aux mains de la maison d'Autriche tout entière, une monarchie universelle. Le cardinal y reconnut une menace pour toute la chrétienté.

La France, par conséquent, en s'opposant à cette Espagne ambitieuse et menaçante, prend non seulement sa propre défense, mais la défense de toute la Chrétienté. Cela sert évidemment à augmenter la grandeur du roi de France, mais puisque cette grandeur ne sera pas le fruit de l'usurpation – ce qui serait le cas de l'Espagne – mais le résultat de sa réputation comme protecteur de la Chrétienté, cette grandeur est tout à fait celle qui est due au roi très chrétien²³.

La politique étrangère du roi de France devait aussi, selon Richelieu, aboutir à «une paix sûre et prompte», c'est-à-dire à une paix qui devait inclure tous les États en guerre depuis 1618. Cette paix devait être sûre, c'est-à-dire durable et assurée par des stipulations appropriées. «Une paix générale, dans le système de Richelieu, devait établir en Europe d'une façon durable une répartition des forces qui empêcheraient désormais un renouvellement de l'emprise espagnole sur l'Europe²⁴.» La formule d'«une honorable, sûre & durable paix» ou de «Paix generale pour toute la Chrestienté» se trouve dans des publications politiques, mais aussi dans des déclarations officielles ou officielles de ces années²⁵.

Le cardinal a défini de manière assez concrète sa conception d'un système politique international dont la réalisation devait préserver non seulement la France mais aussi tous les États de l'Europe d'une revivification des ambitions de la maison d'Autriche d'établir une monarchie universelle. Pour garantir désormais le repos, la tranquillité et la liberté de la Chrétienté, Richelieu développa le concept d'un système de sécurité collective. Ce concept se trouve dans l'instruction principale de février/mars 1637, et le libellé du passage, tel que le cardinal le rédigea en 1641, est repris, mot à mot, par Mazarin dans l'instruction qu'il adressa en 1643 aux ambassadeurs français envoyés au congrès de paix de Westphalie. On y lit:

Pour l'establisement de cette seureté il faut faire deux lagues, l'une en Italie, l'autre en Allemagne, en vertu desquelles tous les Princes, Potentatz, et Communautéz de ces provinces soient garendz du Traitté qui se fera, et obligez à

22 Cité par KAMPMANN, Arbiter und Friedensstiftung (voir n. 4), p. 145, n. 91.

23 Hermann WEBER, Chrétienté et équilibre européen dans la politique du cardinal de Richelieu, dans: XVII^e siècle 166 (1990), p. 7–16, ici p. 8.

24 WEBER, Chrétienté et équilibre européen, p. 8.

25 KAMPMANN, Arbiter und Friedensstiftung (voir n. 4), p. 124.

*s'opposer à tous ceux qui y voudront contrevenir, en quelque façon que ce puisse estre, estant spécifié particulièrement par serment sur les Saintz Évangiles que tous lesdits Princes, Potentatz, et Communautéz s'opposeront par négociations et par armes à tous ceux qui voudront contrevenir*²⁶.

La «paix générale» était ainsi projetée sur de nouvelles bases et elle prenait une qualité nouvelle, celle d'une sécurité collective. Son maintien n'était plus seulement garanti par la signature des puissances belligérantes: grâce à l'adjonction des ligues sud et nord-alpines comme garantes expressément requises, elle gagnait son extension à l'empire et, par là, à presque toute la Chrétienté. La question même de la paix, en tant que telle, était placée au-dessus de toute circonstance particulière et prenait une valeur universelle. Il ne s'agissait plus d'une paix particulière entre puissances isolées, et la garantie de la sécurité n'était plus dirigée exclusivement contre une puissance déterminée. Elle valait garantie mutuelle et réciproque pour tous les contractants. Le projet de sécurité collective envisagé par Richelieu comprenait donc tous les éléments que les juristes modernes du droit des gens et du droit international évoquent lorsqu'ils définissent la notion de sécurité collective. Les États participant à ce système se garantissaient mutuellement l'inviolabilité de leurs territoires. Ils renonçaient à l'emploi arbitraire de la force. La protection de chaque État membre était l'affaire de la communauté des États. Ce système de sécurité collective n'était pas seulement conçu contre ceux qui menaçaient un État membre de l'extérieur, mais il concernait aussi chaque membre qui menaçait de rompre la paix et de violer le *statu quo*. La garantie de la paix devait donc être une garantie collective et une garantie de chaque membre particulier²⁷.

Mazarin chargea les plénipotentiaires français au congrès de paix de Westphalie de proposer ce projet de Richelieu aux participants. Ceci est documenté par un rapport des ambassadeurs Claude de Mesmes, comte d'Avaux (1595–1650), et Abel Servien (1591–1659), rapport qui date du 28 janvier 1646. On y lit:

Nous proposons en suite une ligue generale entre tous les princes interessez, dans laquelle des Estats de l'Empire seront aussy compris, qui portera une obligation mutuelle à tous en général et à chacun d'eux en particulier de prendre conjointement les armes contre celuy ou ceux qui contreviendront au Traicté apres toutefois, qu'ayant estez admonestez et requis par voyes amiables, ils ne voudront se tenir dans les termes d'iceluy. Cette proposition qui ne peut estre avantageuse au public, est fort bien receue parmy les Estats de l'Empire, et tous ceux qui ont les intentions droites : nous estimons que cette ligue estant une fois establie dans une si celebre assablée, sera le fondement de la paix, et de la

26 Acta Pacis Westphalicae. Serie I. Instruktionen, vol. I: Frankreich, Schweden, Kaiser, éd. par Fritz DICKMANN et al., Münster 1963, p. 71.

27 Klaus MALETTKE, Konzeptionen kollektiver Sicherheit in Europa bei Sully und Richelieu, dans: ID. (dir.), Frankreich, Deutschland und Europa im 17. und 18. Jahrhundert. Beiträge zum Einfluß französischer politischer Theorie, Verfassung und Außenpolitik in der Frühen Neuzeit, Marbourg 1994, p. 275–285; ID., Das europäische Staatensystem im 17. und 18. Jahrhundert, dans: KREMER, REUTER (dir.), Macht und Moral (voir n. 7), p. 39–58, ici p. 50–52.

*tranquillité des peuples, et qu'elle mettra une puissante bride aux desseins ambitieux, qui depuis tant de temps ont troublé le repos de l'Europe*²⁸.

Mais l'estimation des deux plénipotentiaires français fut trop optimiste. Le projet de sécurité collective proposé par ceux-ci suscita, en fin de compte, beaucoup de réserves de la part des États de l'Empire, de l'empereur Ferdinand III (1637–1657) et de la Suède. Il n'en resta finalement que quelques traces très modestes dans les stipulations consacrées à la garantie de la paix évoquée ci-dessus. Il est permis de penser que deux raisons principales ont joué un rôle dans le fait que la grande majorité des États de l'Empire refusa le projet français. D'abord, la profonde méfiance que la plupart, en dépit d'une coopération ponctuelle, éprouvaient à l'égard de la France les empêchait d'accepter ce projet qui impliquait bien des risques pour eux. Deuxièmement, ils comprirent confusément que la réalisation de ce projet pourrait aboutir à une dissolution de l'ensemble de l'Empire. Or, la très grande majorité des États n'était pas favorable à cette dissolution en États souverains et internationalement indépendants car l'Empire, outre la protection juridique qu'il leur offrait, garantissait encore leur existence, ce qui revêtait à leurs yeux un aspect vital, particulièrement pour les princes ecclésiastiques et les petits États laïques²⁹.

Comme chacun sait, les traités de paix de Westphalie de 1648 ne furent finalement mis sous la garantie que des *transactionis consortes*, c'est-à-dire sous la garantie des parties contractantes, donc de la France, de la Suède ainsi que de l'empereur et de l'Empire. Et encore ces deux derniers ne pouvaient-ils agir que conjointement. Pour que le roi de France puisse remplir sa fonction de protecteur de la sécurité de l'Europe, on aurait dû lui attribuer, selon la conviction de Richelieu, une position dirigeante dans ce système de sécurité. Par conséquent, il devait être capable d'agir en tant qu'« Arbitre des différents de la Chrétienté », comme l'auteur d'une feuille volante l'avait formulé en 1631 lorsqu'il attaqua la politique de Madrid³⁰. Les chroniqueurs français de l'époque, dont une assez grande partie furent des clients de Richelieu, insistaient sur le fait qu'être l'arbitre des affaires européennes signifiait beaucoup plus pour Louis XIII que toute conquête qu'il aurait pu faire³¹.

Les spécialistes allemands de l'histoire de Richelieu et de son temps ont discuté la question de savoir si le concept de l'équilibre des forces a vraiment joué un rôle dans sa politique étrangère. Konrad Repgen, professeur d'histoire moderne à l'université de Bonn et dirigeant de l'édition des « Acta Pacis Westphalicae », a conclu sur la base de ses recherches que ce ne fut pas le cas. Pour lui, le concept de l'équilibre des forces n'a jamais été une matière importante au cours des négociations de paix à Münster et à Osnabrück, ni dans les pourparlers officiels ni sur l'arrière-plan. Il constate: »Le

28 Hessisches Staatsarchiv Marburg, Kriegssachen, 4 h, N° 1694 II, fol. 530r.

29 Klaus MALETTKE, Les traités de Westphalie (24 octobre 1648) et l'idée de « l'ordre européen ». Mythe ou réalité?, dans: 350^e anniversaire des traités de Westphalie 1648–1998. Une genèse de l'Europe, une société à reconstruire. Actes du colloque international tenu à l'initiative de l'université Marc Bloch, université des sciences humaines et de la Ville de Strasbourg du 15 au 17 octobre 1998 à Strasbourg. Strasbourg 1999, p. 167–168; voir aussi MALETTKE, Hegemonie – multipolares System – Gleichgewicht (voir. n.–8), p. 33–37.

30 KAMPMANN, Arbitrer und Friedensstiftung (voir n. 4), p. 152–153.

31 Ibid., p. 152.

concept de l'équilibre européen en tant que principe normatif de l'organisation politique de l'Europe ne fut pas le préalable, mais après 1648 *une* conséquence de la paix de Westphalie³². Évidemment, Repgen sait bien que les gens cultivés connaissaient déjà *avant* 1648 les notions de l'«equilibrium, l'équilibre, du contrepoids, de la balance», etc. Mais Repgen dit aussi que »la seule existence d'une notion, d'une vision ou d'un outil politique dans le discours théorique n'est pas un indice suffisant de l'utilisation et de l'application de ce concept dans la politique réelle«³³.

Cependant, cette thèse de Repgen a été critiquée. L'historien allemand Hermann Weber, décédé il y a deux ans, a riposté que l'idée qu'un groupe d'États européens avec la France à leur tête devait former un contrepoids contre la »Casa de Austria« était un élément intégral des réflexions que Richelieu consacra au problème de rendre la paix plus sûre. Ces réflexions du cardinal comprenaient de manière implicite le concept d'équilibre³⁴. Selon Richelieu, la »balance« entre les puissances européennes correspondait – pour ainsi dire – à l'ordre divin. Dans son »Testament politique«, on trouve la phrase suivante: *Il me semble que la providence de Dieu, qui veut tenir les choses en balance, a voulu que la situation de la France séparât les États d'Espagne pour les affaiblir en les divisant*³⁵. Par conséquent, Weber a constaté:

»There are good grounds to suppose that behind Richelieu's conception of peace [...] lay already the idea of a balance of power. Admittedly, he had not programmatically expressed a notion for the achievement of the balance of power in Europe. But the idea that a group of forces with France at its centre would serve as a counterweight to Habsburg preponderance was itself an integral component of Richelieu's state of ordered peace and within this idea the concept of a balance was already implicitly expressed³⁶.«

On doit rappeler le fait que, à l'été 1649, le diplomate brandebourgeois Matthias Dögen offrit aux États de Hollande et de la Frise occidentale une alliance qui devait sauvegarder la paix du Saint Empire et *dégoûter tous les étrangers de faire d'autres conquêtes et tenir, par conséquent, toute la Chrétienté en balance*³⁷. Je suis d'accord avec l'historien anglais Michael Sheehan qui a formulé la thèse que la paix de Westphalie peut être considérée comme »ligne de partage des eaux« (watershed) dans un

32 »Das europäische Gleichgewicht als normatives Prinzip der politischen Organisation Europas war nicht die Voraussetzung, sondern nach 1648 *eine* (nicht: *die*) Folge des Westfälischen Friedens«, Konrad REPGEN, *Der Westfälische Friede und die Ursprünge des europäischen Gleichgewichts*, dans: Jahres- und Tagungsbericht der Görresgesellschaft 1985 (1986), p. 50–66; publié aussi dans: Manfred SPIEKER (dir.), *Friedenssicherung*, vol. 1: Sozialwissenschaftliche, historische und theologische Perspektiven, Münster 1987, p. 67–84, ici p. 69.

33 »die Existenz eines Begriffes, einer Zielvorstellung oder eines politischen Instrumentariums in der theoretischen Erörterung ist (aber) kein hinreichendes Indiz für seine Verwendung in der praktischen Politik«, dans: *ibid.*, p. 69.

34 WEBER, »Une bonne paix« (voir n. 18), p. 48–49.

35 *Ibid.*, p. 49, n. 12; voir *id.*, *Chrétienté et équilibre européen* (voir n. 23, p. 13).

36 *Id.*, »Une bonne paix« (voir n. 18), p. 48.

37 Cité par Hans FENSKE, *Gleichgewicht, Balance*, dans: Otto BRUNNER, Werner CONZE, Reinhart KOSELLECK (dir.), *Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland*, vol. 2: E–G, Stuttgart 1975, p. 966.

processus assez long qui aboutit à ce que le concept de la »Balance of Power« devînt un principe central qui dirigeait les décisions des acteurs politiques dans le domaine des relations internationales du XVIII^e et du XIX^e siècle³⁸. »The Peace of Westphalia [...] provided the foundation for the acceptance of balance of power as a determinant of foreign policy behavior«³⁹.

Louis XIV était convaincu qu'on devait lui concéder le premier rang dans la hiérarchie des princes de la Chrétienté. Dans ses »Mémoires pour l'instruction du Dauphin«, il évoqua un événement qui eut lieu le 4 décembre 1662. Ce jour-là, l'ambassadeur du roi d'Espagne dut présenter, au Louvre, ses excuses parce qu'un conflit de préséance avait éclaté à Londres entre l'ambassadeur du roi de France et son homologue d'Espagne. La cérémonie qui eut lieu au Louvre constituait pour Louis XIV la preuve que *la couronne du roi de France était la première de toute la Chrétienté*. On lit dans ce passage des »Mémoires«: *Ici c'est une espèce d'hommage véritablement d'une autre sorte, mais de roi à roi, de couronne à couronne, qui ne laisse plus douter à nos ennemis mêmes que la nôtre ne soit la première de toute la chrétienté*⁴⁰. Par conséquent, il n'est pas surprenant que les chroniqueurs officiels et les panégyristes de la cour française aient souligné que depuis 1667/1668, donc après la fin de la guerre de Dévolution, la couronne de France était le seul arbitre et l'unique protectrice de la paix de toute la Chrétienté⁴¹.

Ezechiel Spanheim, l'envoyé du prince électeur de Brandebourg d'avril 1680 à avril 1689 à Paris, nota, dans sa »Relation de la Cour de France« rédigée au cours de la première moitié de l'année 1690, que l'aspiration de Louis XIV à la gloire visait, en fin de compte, à procurer à la couronne de France le rang d'»Arbitre des affaires de l'Europe«. Selon Spanheim, Louis XIV voulait *en prescrire les conditions [des affaires de l'Europe] et d'en usurper les droits, d'y donner la loi quand il lui plaît, sans qu'on soit en droit d'y trouver à redire ou en état de s'y maintenir par toutes sortes de moyens*⁴². Spanheim était donc convaincu que le but central de la politique étrangère menée par le roi de France était de devenir l'arbitre de toutes les affaires de l'Europe. Ce jugement de Spanheim peut être confirmé par un passage qui se trouve dans le »Mémoire au S^r Heiss allant vers M. l'Électeur de Mayence« du 28 novembre 1671. Heiss était chargé d'informer le prince électeur de Mayence, l'archevêque Jean-Philippe de Schönborn (1647–1673), que le roi préparait une attaque contre les Provinces-Unies *pour les punir de leur insolence qui, leur faisant oublier ce qu'ils sont, les fait vouloir décider de toutes les affaires de l'Empire et tyranniser toutes les nations dans le commerce pour satisfaire leur avarice*⁴³. Louis XIV reprochait aux Hollandais de s'arroger le rôle d'»Arbitre des affaires de l'Europe«, donc de vouloir s'attribuer un rôle politique qui n'appartenait qu'au roi de France selon la conviction de celui-ci.

La rupture dans la politique de Louis XIV à l'égard du Saint Empire apparaît avec la guerre de Dévolution (1667–1668). Non seulement les États directement concer-

38 Michael SHEEHAN, *The Balance of Power. History and Theory*, London et al. 1996, p. 37.

39 *Ibid.*, p. 38.

40 LOUIS XIV, *Mémoires pour l'instruction du Dauphin*. Présentation par Pierre GOUBERT, Paris 1992, p. 103.

41 KAMPMANN, *Arbiter und Friedensstiftung* (voir n. 4), p. 200–201, 240.

42 *Ibid.*, p. 216.

43 Cité par MALETTKE, *Les relations entre la France et le Saint-Empire* (voir n. 8), p. 297.

nés mais aussi la majorité des autres États européens commençaient à considérer la politique étrangère du Roi-Soleil avec un souci grandissant. Leurs principaux acteurs politiques firent répandre que le roi de France aspirait à une position prépondérante, à l'établissement d'une monarchie universelle en Europe⁴⁴. On en trouve l'écho dans les pamphlets et brochures antifrançais qui circulèrent ces années-là en Europe. L'opuscule, déjà cité plus haut, du diplomate Lisola en est un exemple symptomatique⁴⁵. Après l'éclatement de la guerre de la France contre les Provinces-Unies, en mai 1672, les appels à la solidarité de l'Europe contre la politique agressive de Louis XIV se firent entendre avec une intensité croissante. Je ne cite que quelques titres des pamphlets et brochures publiés à l'époque: »L'Europe Esclave Si L'Angleterre ne rompt ses fers« (1677), »Europe a Slave, unless England break her chains, discovering the great designs of the French-Popish party in England for several years past« (1681), »Europa tot slavin gemaect, so Englandt niet haer boeyen brecht«(1681)⁴⁶. On accusait Louis XIV d'être devenu un attiseur permanent de la guerre, d'avoir rompu sa parole donnée d'être le protecteur de la Chrétienté, et d'aspirer à la monarchie universelle⁴⁷. Au cours de la guerre qu'il mena contre les Provinces-Unies, le roi se vit confronté pour la première fois à une coalition européenne, que l'obligea finalement à accepter la paix de compromis de Nimègue de 1678/1679.

La politique des Réunions, l'annexion de Strasbourg en 1681, les revendications territoriales présentées après la paix de Nimègue de 1678/1679 dans le cadre de la succession palatine et, en fin de compte, la guerre de la »ligue d'Augsbourg« de 1688 à 1697 attestent que Louis XIV ne crut pas avoir atteint son but de devenir l'arbitre incontestable des affaires de l'Europe. Après le déclenchement de la guerre de la »ligue d'Augsbourg«, le roi se trouvait encore une fois face à une coalition européenne. De plus en plus, on fit appel au roi de Grande-Bretagne, donc à Guillaume d'Orange, pour qu'il intervienne dans les affaires du continent et agisse en tant qu'»arbitre suprême pour juger et mettre un terme aux querelles de l'Europe⁴⁸«. L'auteur de la brochure intitulée »Das in der gantzen Welt und vornehmlich in Europa ausgebreitete französische Interesse« (L'intérêt français s'étendant au monde entier et particulièrement en Europe) dénonce les efforts de la couronne de France pour aboutir à la domination suprême et générale sur l'Europe. Il fait appel aussi au roi d'Angleterre pour qu'il intervienne en tant qu'»arbitre du monde entier⁴⁹«.

Dans la première partie de ma conférence, j'ai déjà dit que Guillaume III d'Orange considérait le concept d'équilibre des forces (Balance of Power) comme un élément constitutif d'une organisation du système des États de l'Europe sur une base durable⁵⁰. Par conséquent, il n'est pas surprenant que les auteurs de brochures et pam-

44 ID., *Hegemonie – multipolares System – Gleichgewicht* (voir n. 8), p. 344; ID., *Les relations entre la France et le Saint Empire* (voir n. 8), p. 275–375.

45 LISOLA, *Bouclier d'Etat* (voir n. 12); Klaus MALETTKE, *Europabewußtsein und europäische Friedenspläne im 17. und 18. Jahrhundert*, dans: *Francia* 21/2 (1994), p. 63–93, ici p. 76–77.

46 *Ibid.*, p. 77.

47 KAMPMANN, *Arbiter und Friedensstiftung* (voir n. 4), p. 230–234.

48 *Agir en tant que oberster Schiedsmann in Europa und Strittigkeiten aller Stände richten und schlichten möge*, cité dans *ibid.*, p. 238.

49 *Ibid.*

50 Voir aussi SHEEHAN, *The Balance of Power* (voir n. 38), p. 49–50.

phlets publiés à l'époque de la guerre de la « ligue d'Augsbourg » aient propagé l'idée que la Grande-Bretagne devait sauvegarder l'équilibre entre la France et la maison d'Autriche. Seulement, en agissant ainsi, « l'empire de l'île britannique » serait capable d'agir comme arbitre et d'assurer la paix de la Chrétienté, et cela non seulement à son avantage particulier mais aussi dans l'intérêt général. Ainsi lit-on dans la brochure publiée en 1692 et intitulée « Europe's Chains Broke: Or, A Sure and Speedy Project to Rescue her from present usurpations of the Tyrant of France »:

*It is the Interest of the English Nation, to keep the Balance even between France, and the House of Austria, and to bind these two Powers from advancing one above the other, as also from invading the Territories of their Neighbours; by this means they [l'Angleterre et les Provinces-Unies] may become Arbitrators of all Europe, and may always maintain Peace amongst the Christian Princes*⁵¹.

Et l'auteur du traité intitulé « Reflexions Upon the Conditions of Peace » et publié en 1694 constate:

*Tis the general Interest of all Christendom to settle the House of Austria in a sort of equality with France. This Equilibrium is necessary for the Security of the People, and even for that of the Sovereigns too [...]. But 'tis the particular Interest of England to re-establish this Equality, that she may have the Balance in her Hand [...]. This is the only Means we can use of, not only to maintain the Empire of the Sea [...], but even to enable the Success of Wars, and the Conditions of Treaties for the Future*⁵².

Après la signature des traités de paix de Ryswick en 1697, le parlement anglais se hâta de féliciter Guillaume III d'avoir rétabli l'Angleterre dans ses fonctions de sauvegarde de l'équilibre des forces en Europe⁵³. Michael Sheehan a noté à juste titre que cette paix « indicated that a new system had arisen in Europe in which balance considerations would play a major role »⁵⁴. La reine Anne de Grande-Bretagne (1702–1714) se référa à la maxime politique qu'il fallait rétablir l'équilibre en Europe pour justifier, en 1702, la participation de la Grande-Bretagne à la guerre de la Succession d'Espagne et sa décision de faire partie de la grande coalition antifrançaise⁵⁵. Et le concept d'équilibre fut même inséré dans les traités de paix d'Utrecht parce que les parties contractantes y reconnurent un instrument central pour sauvegarder la paix: *ad firmendam stabilendamque pacem ac tranquillitatem Christiani orbis, potentiae aequilibrio (quod optimum et maxime solidum mutuae amicitiae et duraturae undique concordiae fundamentum est)*⁵⁶.

51 Cité par KAMPMANN, *Arbiter und Friedensstiftung* (voir n. 4), p. 286, n. 185.

52 *Ibid.*, p. 286.

53 MALETTKE, *Hegemonie – multipolares System – Gleichgewicht* (voir n. 8), p. 447.

54 SHEEHAN, *Balance of Power* (voir n. 38), p. 51.

55 MALETTKE, *Hegemonie – multipolares System – Gleichgewicht* (voir n. 8), p. 483.

56 Cité par FENSKE, *Gleichgewicht, Balance* (voir n. 37), p. 972; voir aussi Heinz DUCHHARDT, *Grundmuster der internationalen Beziehungen in der Frühen und Späten Neuzeit*, dans: Jens

On ne peut pas contester que des États aient instrumentalisé assez souvent le principe d'équilibre pour réaliser des intérêts personnels et égoïstes. Ce fut le cas, par exemple, pour la Grande-Bretagne. Selon la conviction de quelques acteurs politiques anglais, la sauvegarde d'un équilibre multilatérale sur le continent européen et l'établissement de l'hégémonie britannique sur les océans n'étaient que les deux côtés de la même médaille⁵⁷. Ainsi, on peut lire dans une brochure publiée en 1750 que *the struggle for the balance of power* signifie en réalité *struggle for power*⁵⁸.

Dans son livre intitulé «Transformation of European Politics 1763–1848» et publié en 1994, l'historien américain Paul W. Schroeder a traité aussi de cet aspect du concept de l'équilibre européen et il a conclu: »The story of European international politics from 1763 to 1787, as in other periods, refutes the notion that balancing practices and techniques promote equilibrium, limit conflict, and preserve the independence of essential actors, or can do so. Instead, they naturally tend to produce imbalance, hegemony, and systematic conflict«⁵⁹. Cependant, on peut objecter au jugement de Schroeder que, dans leur lutte contre l'ambition de Louis XIV d'acquérir la prépondérance en Europe, les puissances coalisées contre la France eurent recours au concept d'équilibre afin de se défendre de l'hégémonie française et de sauvegarder le système multipolaire des États. Elles avaient l'intention très pacifique de rétablir la paix. Si l'on prend ces données en considération, on ne peut guère approuver complètement la thèse de Schroeder⁶⁰.

SIEGELBERG, Klaus SCHLICHTE (dir.), Strukturwandel internationaler Beziehungen. Zum Verhältnis von Staat und internationalem System seit dem Westfälischen Frieden, Wiesbaden 2000, p. 75–76.

57 Heiner HAAN, Gottfried NIEDHART, Geschichte Englands vom 16. bis zum 18. Jahrhundert, Munich 1993, p. 226.

58 Ibid., p. 227.

59 Paul W. SCHROEDER, The Transformation of European Politics 1763–1848, Oxford et al. 1994, p. 48.

60 MALETTKE, Hegemonie – multipolares System – Gleichgewicht (voir n. 8), p. 510.

HELGE WENDT

KOHLE IN AKADIEN

Transformationen von Energiesystemen und Kolonialregimen (ca. 1630–1730)¹

Als mit dem Vertrag von Utrecht die Halbinsel Akadien 1713 aus französischen in englischen Kolonialbesitz übergang, trafen die Briten auf einen gut bekannten Rohstoff, den sie in den amerikanischen Kolonien bisher schmerzhaft vermissten: Steinkohle. Wird der Herrschaftswechsel in der Forschungsliteratur gemeinhin als ein wichtiger Schritt in Richtung einer britischen Hegemonie auf dem nordamerikanischen Teilkontinent bewertet, so fehlt zumeist ein anderer, keineswegs unwichtiger Aspekt: auf dieser Halbinsel zwischen Atlantik und Festland hatten französische Siedler damit begonnen, die ersten nordamerikanischen Kohlevorkommen auszubeuten. Damit erregten sie das Interesse der britischen Nachbarn in Neuengland. Nach den Anfängen einer Steinkohlewirtschaft im letzten Drittel des 17. Jahrhunderts blühte sie im 18. Jahrhundert – dann unter britischer Kolonialherrschaft – auf². Bisher von der Forschung vernachlässigt³, thematisiert der vorliegende Aufsatz die Ausbeutung von Steinkohlevorkommen in Akadien durch französische Siedler. Dabei ergaben sich Verbindungen durch Handel, Wissenstransfer und persönlichen Verbindungen zwischen den französischen und britischen Gebieten sowie zwischen Amerika und Europa⁴.

Die Geschichte um Kohlefunde und Kohlenutzung in den französischen und britischen Kolonien an der nordöstlichen Küste Nordamerikas ist Teil von Langzeitentwicklungen proto-industrieller und industrieller Herstellungspraktiken sowie Teil einer langfristigen Transformation eines organischen in ein fossiles Energiesystem⁵. Es handelt sich bei Akadien auf den ersten Blick um ein eher marginales Ge-

- 1 Dieser Artikel entstand mit der besonderen Unterstützung der Bibliothek des Max-Planck-Instituts für Wissenschaftsgeschichte. Der Autor wird gefördert durch den SFB 644 (Transformationen der Antike). Er bedankt sich bei Herrn Prof. Dr. Jakob Vogel (Sciences Po Paris, Centre d'Histoire) für wichtige Anmerkungen.
- 2 Vgl. Howard J. FALCON-LANG, Earliest History of Coal Mining and Grindstone Quarrying at Joggins, Nova Scotia, and its Implications for the Meaning of the Place Name »Joggins«, in: *Atlantic Geology* 45 (2009), S. 1–20.
- 3 Bei Blanke findet sich beispielsweise kein Hinweis auf Steinkohle im Zusammenhang mit der Geschichte Akadiens: vgl. Horst Walter BLANKE, Akadien in Europa. Die europäische Berichterstattung über die Halbinsel l'Acadie, Île Royale und Nova Scotia im 17. und 18. Jahrhundert, in: *Zeitschrift für Kanada Studien* 24/1–2 (2004), S. 33–60.
- 4 Der Aufsatz stützt sich neben für eine historische Einordnung hilfreiche Forschungsliteratur auf einige wenige Berichte aus den Archives nationales d'outre-mer (Aix-en-Provence), den National Archives (London) und aus verschiedenen Quellensammlungen.
- 5 Zum Begriff des Energiesystems und der langen Umstellungszeit von Holz auf Kohle als Brennstoff in vielen Produktionsbereichen vgl. Robert C. ALLEN, Why the Industrial Revolution was British: Commerce, Induced Invention, and the Scientific Revolution, in: *The Economic History*

biet, in dem diese beiden Entwicklungen festzustellen sind – marginal im Vergleich zu den »Zentren« der langen Industrialisierungsgeschichte in einigen europäischen Regionen⁶. Dieses zwischen der französischen und der britischen Krone im späten 17. und frühen 18. Jahrhundert so umstrittene Gebiet kann für Nordamerika aber als eine Region gewertet werden, in dem erste Schritte hin zu einer Industrialisierung Nordamerikas mit einer außerdem die Weiterverarbeitung erlaubenden integrierten Kolonialwirtschaft unternommen wurden. Demnach handelt es sich aus Blick der Geschichte des Steinkohlenbergbaus in Nordamerika um eine erste Etappe, an die sich in den folgenden Jahrzehnten und Jahrhunderten beispielsweise die Entwicklung des Bergbaus am Delaware in Pennsylvania, in den Appalachen und letztendlich in der Mitte des 19. Jahrhunderts am Rio Grande anschloss⁷.

Die langen Entwicklungen, die sich hier nur andeuten lassen, schließen Entwicklungen von Wissen mit ein – von Wissen über mit Steinkohle verbundene Produktionsmethoden über proto-geologisches bis hin zu wirtschaftlichem Wissen. Diese Entwicklung, die eng mit der Praxis in Bergbau und Metallverarbeitung verbunden ist, ereignete sich zwischen den kolonialen Herrschaftsräumen, zwischen Europa und Amerika und natürlich in den europäischen Steinkohleregionen.

Das Gebiet der nordöstlichen Küste Nordamerikas, heute unter den Namen Neuschottland, Neu-Braunschweig und Neuengland bekannt, erlebte bereits im Laufe des 17. Jahrhunderts häufige Wechsel kolonialer Zugehörigkeit zu Frankreich, England und Holland. In den Verträgen von Saint-Germain-en-Laye (1632), von Breda (1667) und von Ryswick (1697) erfolgten die Festlegungen von Grenzverläufen und territorialen Ansprüchen, ohne dass sie tatsächlich umgesetzt wurden. Erst mit der englischen Eroberung und dem Vertrag von Utrecht 1713 wurde der britische Anspruch endgültig festgelegt, obwohl die Kulturgeschichte weiterhin vielfältig blieb und die als Akadier bekannten Franzosen erst 1755 teilweise ausgewiesen wurden⁸.

Es gibt zwei vorherrschende Interpretationslinien der Ereignisse des Herrschaftswechsels bis 1713. Die eine konzentriert sich eher auf die regionalen Machtverhältnisse, wonach die Eroberung der französischen Gebiete dem Machtausbau der englischen, bzw. britischen Interesse galt⁹. Die zweite Linie sieht den nordamerikanischen

Review 64/2 (2011), S. 357–384; Serge BENOIT, La consommation de combustible végétal et l'évolution des systèmes techniques, in: Denis WONOROFF (Hg.), Forges et forêts. Recherches sur la consommation proto-industrielle de bois, Paris 1990, S. 87–150; Hans-Joachim BRAUN, Energie in der Geschichte. Zur Aktualität der Technikgeschichte, in: Berichte zur Wissenschaftsgeschichte 8 (1985), S. 233–239; Jean-Claude DEBEIR, Jean-Paul DELÉAGE, Daniel HÉMERY, Les servitudes de la puissance. Une histoire de l'énergie, Paris 1986; E. Anthony WRIGLEY, The Transition to an Advances Organic Economy: Half a Millennium of English Agriculture, in: The Economic History Review 59/3 (2006), S. 435–480.

6 Sheilagh C. OGILVIE, Markus CERMAN, The Theories of Proto-Industrialization in: DIES. (Hg.), European Proto-Industrialization, Cambridge 1996, S. 1–11.

7 John A. ADAMS, Conflict and Commerce on the Rio Grande: Laredo, 1755–1955, College Station 2008.

8 Vgl. Elizabeth MANCKE, John G. REID, Elites, States, and the Imperial Contest for Acadia, in: John G. REID et al. (Hg.), The »Conquest« of Acadia, 1710: Imperial, Colonial, and Aboriginal Constructions, Toronto 2004, S. 25–47; BLANKE, Akadien in Europa, (wie Anm. 3), S. 36 f.

9 Vgl. John G. REID, The Conquest of »Nova Scotia«: Cartographic Imperialism and the Echoes of a Scottish Past, in: Ned C. LANDSMANN (Hg.), Nation and Province in the First British Empire. Scotland and the Americas, 1600–1800, London 2001, S. 39–59, vgl. bes. S. 54.

Krieg eher als einen Nebeneffekt der europäischen Ereignisse und Kriege, insbesondere des Spanischen Erbfolgekriegs¹⁰. Die Jahre vor dem Vertrag von Utrecht waren nicht nur eine schwierige ökonomische Zeit und von mehreren Herrschaftswechseln geprägt. Zu ihr gehören darüber hinaus die vielfältigen Formen eines lang andauernden Kampfs zwischen den indianischen Bewohnern und den europäischen Siedlern und Kolonialmächten.

Die Steinkohle aus den akadischen Gruben wurde in lokalen Schmieden zum Heizen eingesetzt und teilweise in das wirtschaftlich prosperierende britische Boston verhandelt¹¹. Die Steinkohlevorkommen in diesem Territorium befanden sich in unmittelbarer Nachbarschaft zu den sich etablierenden englischen Kolonien von Neuengland und, so die hinter der historischen Einordnung der vereinzelt Quellen zum Thema Steinkohle in Akadien stehende These, diese Vorhaben stellten einen Grund dar, weswegen die englische Krone gegen Ende des 17. Jahrhunderts an diesem damals französischen, heute zu Kanada gehörenden Gebiet ein erhöhtes Interesse entwickelte.

Es wird im Folgenden eine vielschichtige Entwicklung mit mehreren Teilnehmern behandelt und somit ein Licht auf andere als rein militärpolitische Zusammenhänge der britischen Expansion geworfen: Die französische Kolonialmacht in Nordamerika, die dortigen französischen Siedler und die Steinbaukultur in Frankreich sind ein Teil dieser Erzählung. Auf englischer Seite finden sich dieselben Aktivitäten und Akteure – die jedoch über weitaus größere und längere Erfahrung in der Steinkohlenwirtschaft verfügten als ihre französischen Handelspartner und kolonialen Konkurrenten. Nicht zu vergessen sind die indigenen Gruppen, die zwar nicht als Steinkohlebauern oder Steinkohlehändler in Erscheinung traten, jedoch als die »natürlichen« Landbesitzer im Gesamtkreislauf der Steinkohlewirtschaft eine Rolle spielten. Ebenfalls spielen die transkolonialen Kontakte, also die Beziehungen zwischen dem französischen und dem englischen Machtraum in diese historische Entwicklung mit hinein und schließlich zeigen sich die kolonialen und geopolitischen Machtbestrebungen, die zu einer Eroberung der französischen, mit bereits bekannten Steinkohlevorkommen ausgestatteten Gebiete durch die englische Kolonialmacht führten.

Wirtschaftliche Betrachtungen zur Entwicklung und Rolle von Kolonien in England

Der Zugriff auf natürliche Ressourcen als Motivation kolonialer Expansion spielte in bisherigen Arbeiten zur Kolonialgeschichte nur selten eine Rolle. Die bisherige Forschung hat sich eher auf geopolitische Zusammenhänge konzentriert. Diese Aussage gilt für die Kolonialgeschichte im Allgemeinen, wie sie für die Geschichte Ostkanadas im Besonderen Gültigkeit besitzt. Kohle in der Kolonialgeschichte wird häufig erst für die so genannten »coal deposits« ein Thema, zu dem Zeitpunkt also, wenn die britischen Kolonialakteure – Krone, Regierung, Kompanien und Handels-

10 Vgl. Howard H. PECKHAM, *The Colonial Wars 1689–1762*, Chicago 1964.

11 Zu letzterem Punkt vgl. Jacques LACOURSIÈRE et al., *Notre histoire Québec, Canada*, Bd. 2, *Le poisson et le castor 1601–1700*, Montréal 1972, S. 156.

gesellschaften – beginnen, ein globales Netz von Kohledepots zu entspannen¹². Jedoch lässt sich aus der zeitgenössischen Literatur sowie aus einigen Arbeiten zur Kolonialgeschichte der »britischen Krone« außerdem eine weitere Antriebskraft zur Expansion herauslesen, wonach die Sicherung von Ressourcen, die von Gegnern und Konkurrenten genutzt wurden, eine Motivation in der Kolonialpolitik darstellte.

So hat schon 1908 der US-amerikanische Historiker der entstehenden *Imperial School* George L. Beer in »Origins of the British Colonial System« einen Teil der englischen Expansion in Nordamerika auf die im 17. Jahrhundert in England vorherrschende ökonomische Doktrin zurückgeführt, der zufolge der Wohlstand eines Landes von einem Handelsüberschuss und dem Vorhandensein von Gold- und Silberminen abhängt¹³. Leider besitzen die Schilderungen der Suche nach Gold-, Silber- und Edelsteinvorkommen in Virginia bei Beer nur einen ähnlich episodischen Stellenwert wie die Suche nach Atlantis oder den verlorenen Sieben Städten, die ein Jahrhundert zuvor abwechselnd die spanischen und die englischen Expansionsphantasien angeregt haben sollen. Was Beer aber ganz richtig in Betracht zieht, sind es die nachhaltigen Erfolge einer räumlich und mengenmäßig expandierenden Fischereiwirtschaft, die in den fischreichen Gewässern vor der nordamerikanischen Ostküste eine sichere Versorgung für das britische Königreich und den Handel mit Europa gewährleisten¹⁴. Beer betont in seiner Studie: »The most potent and fundamental of the various economic reasons employed to justify a policy of expansion was, however, the expectation of finding new sources of supply, in order to make England independent of foreign nations«¹⁵.

Kohleimporte spielten im frühneuzeitlichen England keine Rolle, da die heimische Produktion für den englischen Markt ausreichend war. Ganz anders lag der Fall in Nordamerika, wo Steinkohle zwar vom Schmiedehandwerk, von Eisen- und Kupferverhüttung nachgefragt wurde, jedoch nur aus den europäischen Abbaugebieten und somit durch transatlantischen Handel verfügbar war. Die Versorgung unterlag somit einem großen Transportrisiko, und die neuenglische Wirtschaft musste mit geringen Mengen dieses Materials auskommen. Kohle aus England war in Amerika deswegen erheblich teurer, als es die Schmiede in London oder Edinburgh, die sich ja bereits vollkommen auf diesen Brennstoff umgestellt hatten¹⁶, gewohnt waren.

12 T. Bentley DUNCAN, *Atlantic Islands. Madeira, the Azores and the Cape Verdes in Seventeenth Century Commerce and Navigation*, Chicago, London 1972. Diese Engführung auf das British Empire stellt selbstverständlich eine Konzentration auf den Vorreiter dieser Praxis dar. Denn auch andere Kolonialländer wie Spanien entwickelten im Laufe des 19. Jahrhunderts eine ähnliche Praxis der Kohledepots in den Häfen ihrer kolonialen Besitzungen. Siehe beispielsweise: Archivo Histórico de la Nación (Madrid), ULTRAMAR, Exp. 55 (1871), Establecimiento de un depósito de carbón en Aguadilla; vgl. auch die US-amerikanische Inventur spanischer Hinterlassenschaften auf den Philippinen nach dem Spanisch-Amerikanischen Krieg von 1898 und der Übernahme der kolonialen Herrschaft über die Inseln durch die Vereinigten Staaten von Amerika: J. P. SANGER, Henry GANNETT, Victor H. OLMSTED, *Census of the Philippine Islands: taken under the Direction of the Philippine Commission in the Year 1903. Geography, History, and Population*, Washington 1905.

13 George L. BEER, *Origins of the British Colonial System*, New York 1908/1922, S. 53–55.

14 *Ibid.*, S. 61–64.

15 *Ibid.*, S. 75.

16 John Ulric NEF, *The Rise of the British Coal Industry*, London 1966.

Beers Beobachtungen über das Bestreben in England nach einem kolonial expandierenden, aber maßgeblich geschlossenen Marktsystem lassen sich anhand der Schriften des Kaufmanns und Mitglied des Stadtrats von Bristol, John Cary, verdeutlichen und in den hier betrachteten Zeitraum einbetten¹⁷. In seiner wohl bekanntesten Veröffentlichung, »An essay on the state of England in relation to its trade, its poor, and its taxes, for carrying on the present war against France« beschrieb Cary 1695 die ökonomischen Grundlagen Englands in Bezug auf heimischen Markt und Produktion, Handel in der Alten Welt und kolonialer Expansion in Konkurrenz zu anderen Kolonialmächten – neben Frankreich standen Spanien, Portugal und mit Abstrichen zudem die Niederlande in Konkurrenz zu den englisch-schottischen Bestrebungen. In einer Art merkantilistischem Manifest¹⁸, stellte Cary die koloniale Besiedlung als einen Plan dar, demzufolge Siedler untereinander Handel treiben sollten, autark, ohne Güter aus anderen Kolonien zu beziehen oder an diese Waren zu verkaufen¹⁹. Carys Vision bestand in einer Entwicklung von weitgehend mechanisierten Manufakturen und einer mit neuesten technischen Hilfsmitteln versehenen Landwirtschaft in den *Plantations*, um möglichst preiswert landwirtschaftliche und industrielle Produkte herstellen zu können, die auf dem englischen Markt und auf dem Weltmarkt verkauft werden könnten²⁰. Gleichzeitig entsprach der Ansatz von Cary der Realität, dass die Siedler in den neuenglischen Gebieten in nicht unerheblicher Unabhängigkeit gegenüber der Krone agierten und wirtschaftlich tätig waren²¹. Diese Art von Politik war jedoch in England nicht unumstritten, konnte aber dennoch die meisten Fürsprecher, wie den zeitweiligen Sekretär des für die Kolonialpolitik zuständigen »Council of Trade and Plantations«, John Locke, hinter sich vereinen²².

Diese Politik eines geschlossenen Wirtschaftskreislaufes und der Integration der nur schlecht von der Krone zu regulierenden Kolonien begünstigte im Hinblick auf die Förderung und den Handel von Steinkohle, dass im britischen Kolonialreich in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts Kohle aus den englischen und schottischen Minen in die Kolonien der Neuen Welt verschifft wurde. Zum Teil hing die Entwicklung der schottischen und englischen Häfen von Kohle als einer der hauptsächlichen Umschlagsgütern ab, wenn nicht andere Güter (einschließlich der Sklaven) ein Fehlen kompensieren konnten²³. In den nördlichen Siedlungen Neuenglands war Stein-

17 David Harris SACKS, *The Widening Gate. Bristol and the Atlantic Economy, 1450–1700*, Berkeley 1991, S. 328.

18 Zu dieser Einschätzung kommt Charles M. ANDREWS, *England's Commercial and Colonial Policy*, New Haven 1938, S. 132–134.

19 John CARY, *An Essay on the State of England in Relation to its Trade, its Poor, and its Taxes, for Carrying on the Present War against France*, Bristol 1695, S. 68.

20 *Ibid.*, S. 42, 145–147.

21 Vgl. ähnliche Konstellationen im Aufsatz von Jeffers LENNOX, *An Empire on Paper: The Founding of Halifax and Conceptions of Imperial Space, 1744–55*, in: *Canadian Historical Review* 88/3 (2007), S. 373–412. Eine historiografische Revision des Verhältnisses Metropole-Kolonie bei Zoë LAIDLAW, *Breaking Britannia's Bounds? Law, Settlers, and Space in Britain's Imperial Historiography*, in: *The Historical Journal* 55/3 (2012), S. 807–830.

22 Barbara ARNEIL, *Trade, Plantations, and Property: John Locke and the Economic Defense of Colonialism*, in: *Journal of the History of Ideas* 55/4 (1994), S. 591–609.

23 Vgl. John BLACK, *The British Seaborne Empire*, New Haven 2004, bes. S. 130.

kohle aus dem »Mutterland« deswegen ein willkommenes und häufig nachgefragtes Handelsgut, um von Holzzufuhren aus dem unsicheren und häufig von Kriegen mit den Indianergruppen und Franzosen heimgesuchten Hinterland unabhängiger zu werden. Als jedoch in den französischen Territorien immer neue Orte mit Kohlefindungen bekannt wurden, stellte sich für die Siedler die Frage, wie zwingend eine Abhängigkeit von Kohlelieferungen aus dem Mutterland sei. Denn nun konnte man Kohle eigentlich aus der Region beziehen, obwohl dies einen intensiven Handel mit dem kolonialen Konkurrenten Frankreich bedeutete. Die ökonomischen Vorteile für die britischen Siedler schienen auf der Hand zu liegen, unter der Voraussetzung, dass die Franzosen Kohle in einem ausreichenden Umfang fördern und schließlich verkaufen konnten, damit die sich entwickelnde produzierende Wirtschaft der neuenglischen Provinzen ausreichend versorgt wurde und die einmal getätigten Investitionen sich trugen. Selbstverständlich mussten auch die kolonialen Autoritäten mitspielen, denn solche intensiven transkolonialen²⁴ Beziehungen waren den Oberen doch häufig ein Dorn im Auge.

Steinkohle wurde in den englischen Kolonien der nördlichen Ostküste unter anderem zum Heizen von Räumen eingesetzt²⁵. In Petitionen an die Krone und nachfolgende Regierungsstellen wurde ferner vorgebracht (möglicherweise um der Krone überhaupt einen plausiblen Grund für ein Engagement zu nennen), zum Wärmen der Soldatenunterkünfte würde sich Kohle besser eignen, und bei den Soldaten könnte damit ein Gefühl erhöhter Zufriedenheit entstehen. Für die Siedler war ein anderer Aspekt viel wichtiger, nämlich die Möglichkeit der Befuerung der Schmelzen mit Steinkohle – denn Eisen- und Kupferfunde machten den amerikanischen Nordosten zu einem Wirtschaftsgebiet, das dem Trend der Zeit hin zu einer auf Mineral- und Metallvorkommen basierten industrialisierten Produktion voll entsprach. Mehr noch: Außer der fehlenden Steinkohle fanden sich im englischen Hoheitsraum mit diesen Metallen ausreichend natürliche Ressourcen, um die aufstrebende englische und walisische Metallverarbeitungswirtschaft in der Neuen Welt zu imitieren.

Steinkohleabbau: Cap(e) Breton und Akadien, England und Frankreich

Aus der Geschichte des Mittelalters in Europa ist bekannt, dass Steinkohle eine durchaus genutzte, jedoch vielerorts nur unsystematisch erschlossene Ressource darstellte. Zumeist unterlag ihre Förderung den typisch feudalen Restriktionen von Abgaben und Förderungsbeschränkungen, die eine Erschließung der Vorkommen mit erhöhtem technischen Aufwand und mit damit verbundenem erhöhtem finanziellen Aufwand nicht lohnenswert machten. Der Wirtschaftshistoriker John Nef hat in seiner unvollständigen, aber pionierhaften Arbeit für England verdeutlicht, wie sehr im Zuge der Säkularisierung von Grundeigentum nach der englischen Reforma-

24 Zum Begriff s. Helge WENDT, *Mission transnational, trans-kolonial, global: Missionsgeschichtsschreibung als Beziehungsgeschichte*, in: *Schweizerische Zeitschrift für Religions- und Kulturgeschichte* 105 (2011), S. 95–116; DERS., *Epilogue: The Iberian Way into the Anthropocene*, in: DERS. (Hg.), *Globalization of Knowledge in the Iberian Colonies*, Berlin (im Druck).

25 Edward SOUTHWELL, »Edward Southwell to William Blathwayt«, *The National Archives (TNA)*, CO 1/68, No. 22, 1690.

tion besonders der Steinkohlebergbau durch neue Besitzverhältnisse einen Aufschwung erfuhr.

Im Laufe des 16. Jahrhunderts steigerte sich die Produktion im Hinterland von Newcastle und anderen Städtchen an der Tyne erheblich. Hier kam es zudem zu einer großen Wissensproduktion über Kohlearten, Formen ihrer Förderung und den technischen Aufwand, sowie Möglichkeiten der Entwässerung und Stabilisierung von Bergwerken²⁶. Dieses Wissen bestand beispielsweise in Frankreich nicht in ähnlichem Maße. Dort hatte sich eine Eisenverarbeitungs(proto)industrie entwickelt, die beinahe ausschließlich auf Holzkohle beruhte. Wie in anderen Teilen Europas ebenso, bedeutete die Holzkohlenutzung in erster Linie eine überaus regionale Rohstoffwirtschaft. Staatliche Investitionen seit dem späten 17. Jahrhundert betrafen besonders die Produktionssteigerung in der eisenproduzierenden Industrie, jedoch kaum die Steinkohlewirtschaft. Der Holzkohlenwirtschaft entsprechend war der durchaus bestehende französische Steinkohlenbergbau deswegen von ebenfalls regionaler, eigentlich sogar eher lokaler Bedeutung – eine überregionale Kommerzialisierung wie in England fand nicht statt.

Es ist zu konstatieren, dass neue Techniken der Metallverarbeitung in England zunehmend auf dem Einsatz der massenhaft vorhandenen und wirtschaftlich erfolgreich geförderten Steinkohle basierten. Somit verfügten englische Schmiede über weniger Wissen, Erfahrung und Übung im Umgang mit Holzkohle als ihre französischen Kollegen. Über den Zeitraum von einhundert Jahren hatte sich in diesem wirtschaftlichen Sektor Englands das Energiesystem bereits zugunsten des fossilen Brennstoffs umgestellt²⁷.

In der neuen Umgebung Nordamerikas mussten die britischen Schmiede jedoch feststellen, dass Steinkohle ein rares und kostbares Gut darstellte. Nun wurde ihr fehlendes Wissen über den richtigen Einsatz von Holz und Holzkohle in der Metallschmelze und -schmiede zum Problem, das nur über einen möglichst sicheren Bezug von Steinkohle kompensiert werden konnte. Da traf es sich gut, dass in den französischen Gebieten schon früh im 17. Jahrhundert Kohlevorkommen bekannt waren. Der Jesuitenpater und Missionar in den französischen Gebieten Kanadas Paul Le Jeune gab davon Zeugnis in seiner Relation aus dem Jahr 1636:

Je répons que tout cela se trouve en ce pays-cy; mais il n'est pas encor assez fort de monde pour recueillir ses richesses. Nous avons de la Moluë à notre porte; pour ainsi dire; on la vient pecher de France dans nostre grand fleuve à Gaspé; à l'Isle percé, à Bonaventure, à Miskou, & cependant la Moluë qu'on mange à Kébec vient ordinairement de France, pource qu'il n'y a point encore assez

26 Vgl. NEF, *The Rise of British Coal Industry* (wie Anm. 16); Siehe auch Louis TRENARD, *Le charbon avant l'ère industrielle*, in: DERS (Hg.), *Charbon et sciences humaines*, Den Haag 1966, S. 53–99. Die Studie von Trénard stellt eine Pionierarbeit auf dem Gebiet der vorindustriellen Steinkohlegewinnung dar. Es ist im Zusammenhang des vorliegenden Artikels aber zu bedauern, dass er französische Geschichte außerhalb des Hexagons nicht im Auge hat. Neben den Erfahrungen mit Steinkohlebergbau in Kanada hat, so lässt sich vermuten, auch die Rückwanderung von Akadiern im 19. Jahrhundert zu einem Wissenstransfer nach Frankreich beigetragen.

27 Vgl. DEBEIR, DELÉAGE, HÉMERY, *Les servitudes de la puissance* (wie Anm. 5); E. Anthony WRIGLEY, *Energy and the English Industrial Revolution*, Cambridge et al. 2010.

*d'hommes icy pour descendre à cette pesche. I'en dis de mesme du charbon de terre & du plastre; tout cela se trouve icy; mais il faut des vaisseaux pour l'aller querir; ces forces nous manquent encor; pour-ce que le soin principal doit estre de se loger, fortifier, & défricher la terre*²⁸.

Zwei Punkte werden in dem Bericht des Jesuitenpaters und Provinzials von Kanada deutlich: Erstens, dass es in den französischen Kolonien an Männern mangelte, die über Wissen über Steinkohleabbau verfügten. Das war im französischen Kontext keine Seltenheit, denn im Mutterland hatte sich der Steinkohlebergbau ebenfalls nur rudimentär entwickelt – es fehlte an spezifischem Wissen beispielsweise über Eigenschaften von Kohle, verschiedene Kohletypen und die Besonderheiten des Steinkohlebergbaus. Trotzdem ist es interessant, dass Le Jeune zu der Aussage kommen konnte, es mangle an Wissen. Zweitens machte Le Jeune den sehr aleatorischen Zugriff auf das Mineral deutlich. Es stand seiner Ansicht nach keine Systematisierung, keine wirklich ökonomische Organisation hinter der Nutzung der Steinkohlefunde. Vielmehr nutzten die keineswegs spezialisierten Finder von Steinkohle diese als zusätzlichen Nebenerwerb. Professionelle Kohlearbeiter und Kohlehändler gab es jedoch nicht. Und dies mag die eigentliche Motivation der Äußerung Le Jeunes gewesen sein, der durchaus verstanden hatte, dass sich die Kolonie wirtschaftlich tragen musste. Da nun aber das Wissen über den Steinkohlebergbau eben nicht weit entwickelt war, konnte die Steinkohle Mitte der 1630er Jahre (noch) keine tragende Rolle in der Ausgestaltung der akadischen Wirtschaft spielen.

In den folgenden Jahrzehnten erhöhten sich die Abbauraten von Kohle im französischen Cap(e) Breton und in Akadien solcherart, dass sie bis ins englische Boston verhandelt und sogar nach Frankreich geliefert wurde. Der französische Staatsrat hatte den Einwohnern der Kolonie eine entsprechende Erlaubnis schon 1669 erteilt, um der Wirtschaft in der Kolonie Leben einzuhauchen²⁹. In den Jahren zuvor hatte Nicolas Denys, der von der Handelsgesellschaft aus La Rochelle nach Kanada entsandt worden war, um Kolonisierungsvorhaben umzusetzen und besonders die Fischerei als Wirtschaftszweig zu entwickeln³⁰, neben Fisch- und Holzbeständen auch die Steinkohlevorkommen studieren können. Publiziert wurden seine Erkenntnisse erst nach seiner Rückkehr nach Frankreich 1672. Denys nannte mehrere Orte, an denen Steinkohle gefunden worden war: an den Mündungen des Flusses Espagnol³¹

28 Paul LE JEUNE, Relation de ce qui s'est passé en la Nouvelle France en l'année 1636, Paris 1637, S. 171. Siehe auch: Paul Le Jeunes's Relation, 1636, in: Reuben Gold THWAITES, The Jesuit Relations and Allied Documents, Bd. 9: Travels and Explorations of the Jesuit Missionaries in New France 1610–1791, Cleveland 1898, S. 166 f.

29 Archives nationales d'outre-mer, FR ANOM COL B 2 F°169: Arrêt du Conseil d'État permettant aux habitants du Canada d'apporter en France des morues et du charbon de terre (16.4.1669), und: Archives nationales d'outre-mer, FR ANOM COL B 1 F°120, Arrêt qui autorise l'introduction en France de morues et de charbon de terre du Canada avec commission de promulgation, 16.4.1669. Siehe auch den Hinweis in: Notes pour servir à l'histoire, à la bibliographie et à la cartographie de la Nouvelle France et des pays adjacents, 1545–1700, Paris 1872, S. 112.

30 George MACBEATH, Denys, Nicolas, in: Dictionnaire biographique du Canada, Bd. 1 (1000–1700). http://www.biographi.ca/fr/bio/denys_nicolas_1F.html (Zugriff am 26.1.2016).

31 Edme RAMEAU DE SAINT-PÈRE, La France aux colonies: études sur le développement de la race française hors de l'Europe. Les français en Amérique: acadiens et canadiens, Paris 1859, S. 72 und

und in Labrador (mit anderem Namen auch Petit Chibou) sowie 16 französische Meilen nördlich von Sainte-Anne³².

Thomas Temple, der das Amt des englischen Gouverneurs von Neuschottland nach privaten Investitionen und Landkäufen 1657 zugesprochen bekommen hatte, schrieb schon 1658 an Lord Fienes³³, dass die Kohlevorkommen auf Cap Breton eine Bereicherung für England darstellen würden³⁴. Später ließ er, laut dem »Calendar of State Papers«, mehrmals französische Besitzungen am Cap Breton plündern und konnte dabei, neben Pelzen und Fisch, auch Kohle entwenden³⁵.

Ein Zeichen dafür, dass Kohlebergbau in den Kolonien durchaus ein wichtiges Thema für die Pariser Regierung war, zeigt der Auftrag, den der unter anderem für die Kolonien zuständige Minister von Louis XIV, Jean-Baptiste Colbert, 1668 dem neuen Intendanten von Kanada, Claude de Bouteroue, erteilte: *Rechercher avec grand soin les mines qui peuvent estre dans le pays, comme charbon de terre, fer et plomb, et en establir le travail*³⁶. In einem Schreiben Colberts an den Nachfolger von Bouteroue (der ebenfalls sein Vorgänger gewesen war) im Amt des Intendanten von Nouvelle France, Jean Talon, hieß es 1672:

A l'égard des mines de cuivre, de plomb, de fer, charbon de terre, goudron, et toute sorte de manufactures, comme vous estes bien informé des intentions de Sa Majesté sur l'avantage de ce pais-là, et qu'il n'y a rien qui puisse estre plus profitable aux habitants, elle se remet entièrement à vous sur tout ce qui est à

Jacques FEYROL, *Les français en Amérique: Canada, Acadie, Louisiane*, Paris 1886, S. 182, erwähnen ebenfalls dieses Kohlevorkommen, ohne jedoch auf eine Quelle zu verweisen.

- 32 Die Orte sind heute geografisch kaum mit Sicherheit zu identifizieren. Sie stammen aus dem Bericht: Nicolas DENYS, *Description géographique et historique des costes de l'Amérique septentrionale. Avec l'Histoire naturelle du Païs*, Bd. 1, Paris 1672; bes. S. vii–viii, 154 f., 161. Interessanterweise findet sich im zweiten Band seines Werks, in dem, neben den Lebensgewohnheiten der indianischen Bevölkerung, die Rohstoffe der Region noch ausführlicher behandelt werden, die Steinkohle keine Erwähnung. Vgl. zur »Description géographique« und zur »Histoire naturelle« die exzellente Darstellung von G. MACBEATH im *Dictionnaire biographique du Canada* (wie Anm. 30); ergänzend hierzu den Aufsatz von Robert LE BLANT, *Les études historiques sur la colonie française d'Acadie, 1603–1713*, in: *Revue d'histoire des colonies* 35/122 (1948), S. 84–113. Ergänzende biografische Informationen zu Nicolas Denys finden sich im Aufsatz von Roger COMEAU, *Nicolas Denys, pionnier acadien*, in: *Revue d'histoire de l'Amérique française* 9/1 (1955), S. 31–53.
- 33 Wahrscheinlich handelt es sich um einen der beiden Söhne des Onkels von Thomas Temple, William Fienes, Viscount Saye and Sele, James oder Nathaniel; vgl. Naomi E. S. GRIFFITHS, *From Migrant to Acadian. A North American Border People 1604–1755*, Montreal 2005, S. 82.
- 34 *America and West Indies: December 1658*, in: *Calendar of State Papers Colonial, America and West Indies*, Bd. 1, 1574–1660, 1860, S. 470–472, <http://www.british-history.ac.uk/cal-state-papers/colonial/america-west-indies/vol1/pp470-472> (Zugriff am 1.2.2016).
- 35 *Cape Breton: an island with coal on the very surface: T. Temple dwells idly at Boston, and is fooled by them. Fort St. John and Fort Royal, the only great places, but T. T. suffers them of Boston to trade there and rob the English: fish, coals, furs*, in: *America and West Indies, December 1667*, in: *Calendar of State Papers Colonial, America and West Indies*, Bd. 5, 1661–1668, S. 520–534, <http://www.british-history.ac.uk/cal-state-papers/colonial/america-west-indies/vol5/pp520-534> (Zugriff am 1.2.2016).
- 36 Jean Baptiste COLBERT, *Instruction pour M. De Bouteroue*, in: Pierre CLÉMENT (Hg.), *Lettres, Instructions et Mémoires de Colbert*, Bd. 3.2: *Instructions au Marquis de Seignelay*, Paris 1865, S. 403.

*faire pour la découverte des mines, et pour l'établissement de toute sorte de manufactures*³⁷.

Jean Talon³⁸ war in den Jahren, bevor er das erste Mal nach Nordamerika abgeordnet wurde, Intendant im Hennegau (Hainault)³⁹, einer Region, in der die Steinkohlewirtschaft in den Jahren der Wirtschaftspolitik Colberts und in Konkurrenz zum Fürstentum Lüttich besonders aufblühte⁴⁰. In seiner ersten Zeit als Intendant in Neufrankreich hatte Talon wohl schon 1667 an Colbert nach Paris geschrieben, dass in der Umgebung von Quebec Kohle gefunden worden sei und diese in Schmieden eingesetzt werden könne. 1668 wandte er sich wieder an den Staatsminister und schrieb, dass die Mine in Quebec direkt unter dem Chateau Saint-Louis liege und nicht ausgebeutet werden könne, ohne dessen Stabilität zu gefährden. Jedoch habe man nun obendrein Vorkommen am Cap Breton gefunden⁴¹. In seinem »Mémoire de l'Acadie, Nouvelle Angleterre, Nouvelle Hollande, et Virginie« erwähnte Antoine Laumet de la Mothe, sieur de Cadillac 1692 das Vorhandensein von Kohle in Beau-bassin⁴². 1721, so berichtete der Jesuit Pierre-François-Xavier Charlevoix in seinen 1744 veröffentlichten Reiseberichten, habe er von zwei Kohlefunden Kenntnis erlangt; einmal am Fluss Pisticoui und seinen Fällen, die aufgrund der Kohlefunde in der Umgebung Charbonnière genannt würden; die zweite Erwähnung von Kohlefunden in dem nach dem Vertrag von Utrecht noch zu Frankreich gehörenden nord-amerikanischen Territorien wurden am Lauf des Flusses Moingona⁴³ (heute im US-Bundesstaat Iowa) verortet – diese Funde wurden erst mit Beginn des Baus der Eisenbahn in den 1870er Jahren ausgebeutet⁴⁴.

- 37 Extrait d'une Lettre de Colbert à M. Talon, Saint Germain, 4.6.1672, in: Nouvelle-France. Documents historiques. Correspondance échangée entre les autorités françaises et les gouverneurs et intendants, Bd. 1, Québec 1893, S. 205.
- 38 Vgl. zu Talons Rolle in der Erschließung neuer Kohlevorkommen auch Jacques LACOURSÈRE, Notre histoire Québec (wie Anm. 11), S. 156. Keine Erwähnung findet die Kohle im Aufsatz über die wirtschaftliche Entwicklung unter J. Talon von Lionel GROULX, Colonisation au Canada sous Laon, in: Revue d'histoire de l'Amérique française 4/1 (1950), S. 61–73.
- 39 André VACHON, Talon, Jean, in: Dictionary of Canadian Biography, Bd. 1 (1000–1700), <http://www.biographi.ca/en/bio.php?BioId=34663> (Zugriff am 1.2.2016). Zur Bedeutung der Kohle im Hainaut in der Zeit Louis XIV. vgl. Louis TRÉNARD, Du siècle de Louis XIV à la guerre, in: Revue du Nord 53 (1971), S. 320–323.
- 40 Vgl. zum Verhältnis Colbert–Talon: Roland LAMONTAGNE, L'influence de Colbert sur l'œuvre de Jean Talon, in: Revue d'histoire de l'Amérique française 6/1 (1952), S. 42–61.
- 41 Thomas CHAPAIS, The Great Intendant. A Chronicle of Jean Talon in Canada 1665–1672, Toronto, Glasgow 1914, S. 52.
- 42 Hinweis in FALCON-LANG, Earliest History of Coal Mining (wie Anm. 2). Dieser bezieht sich auf William F. GANONG, The Cadillac memoir on Acadia of 1692, in: Collections of the New Brunswick Historical Society 8 (1930), S. 89–91, hier S. 89.
- 43 Pierre-François-Xavier CHARLEVOIX, Journal d'un Voyage fait par Ordre du Roi dans l'Amérique septentrionale. Bd. 6, Paris 1744, S. 119, 144. Topografisch weniger präzise Hinweise finden sich in: ID., Histoire et description generale de la Nouvelle France, avec le Journal historique d'un Voyage fait par ordre du Roi dans l'Amérique Septentrionale, Bd. 1, Paris 1744, S. 114, 250.
- 44 Vgl. Iowa, Geological Survey. First Annual Report for 1892 with Accompanying Papers, Des Moines 1893, S. 196.

Steinkohlewirtschaft war demnach – nach dem kritischen Urteil des Jesuitenmissionars Le Jeune – keineswegs mehr eine zu vernachlässigende Größe in den wirtschaftlich schwachen Kolonien Frankreichs in Nordamerika. Sie schien sich weiterhin gut zu entwickeln, denn zum Verkauf der Kohlen in die englischen Nachbarkolonien kamen zufällige transatlantische Verschiffungen hinzu. 1708 erteilte der damalige Gouverneur der Kolonie, Daniel d’Auger de Subercase einem Händler die Erlaubnis, Kohle aus Akadien nach Rochefort zu verschiffen⁴⁵.

Warum aber nach Rochefort und nicht etwa nach Bordeaux, La Rochelle oder Nantes, den eigentlich großen atlantischen Handelshäfen in Frankreich? Über den Hafen von La Rochelle wurde der Großteil des französischen Kanada-Handels abgewickelt, weil andere Häfen nach diversen Krisen der dort ansässigen Kaufmannsgesellschaften aus dem riskanten Überseehandel ausgestiegen waren⁴⁶. Die Erlaubnis, Kohle nach Frankreich zu schiffen dürfte fraglos mit dem Problem der Händler in Verbindung gestanden haben, andere Waren als die in Europa nachgefragten kanadischen Pelze zur Auslastung der Transportkapazitäten der nach Frankreich zurückfahrenden Schiffe zu finden, nachdem sie französische Waren in den Kolonien gelöscht hatten⁴⁷.

In Rochefort befand sich eines der großen königlichen Arsenale mit wichtigen Kanonengießereien. Anders als im Hinterland von Nantes, wo in der Gegend von Chalonnes-sur-Loire bereits seit dem ausgehenden Mittelalter Kohle abgebaut wurde – jedoch sehr unsystematisch, wie Tilly in seinem »Mémoire sur utilité, nature et exploitation du charbon minéral« 1758 auflistete – gab es entlang des Flusses Charente, in der Nähe von Rochefort keine Steinkohlevorkommen. Eine Reihe von kleinen Abbaugebieten lagen in verschiedenen französischen Provinzen, wie etwa im Anjou entlang des Flüsschen Layon, wo Kohle abgebaut und in Richtung Nantes verschifft wurde⁴⁸. Mitte des 18. Jahrhunderts waren Kohlevorkommen ebenfalls bekannt in der Gegend von Charleroi, wo der Herr von Croy die Abbaulizenz hielt. Um die Produktion im französischen Königreich zu steigern waren zudem die bekannten Abbaugebiete im Hennegau, in der Gegend von Saint-Etienne (dem Forez) und anderen Teilen der Auvergne wichtig⁴⁹. Außerdem waren Steinkohlelagerstätten in der Bretagne bereits im 18. Jahrhundert bekannt. Henri Sée bespricht diese ausführlich und weist darauf hin, dass die dortige Kohle nicht allein ins näher gelegene Nantes, sondern gezielt in das königliche Arsenal von Rochefort verhandelt wurde⁵⁰. Erst in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts kam zusätzlich Kohle aus der Mine

45 Archives nationales d’outre-mer, FR ANOM COL B 29, f. 408 v: *A monsieur de Subercase au sujet de l’envoi à Rochefort de charbon de terre d’Acadie, des excédents de dépenses considérables constatés dans le budget de cette colonie et des mesures qu’il devra prendre pour empêcher de tels faits de se reproduire.* (13.6.1708).

46 Vgl. James S. PRITCHARD, *The Pattern of French Colonial Shipping to Canada before 1760*, in: *Revue française d’histoire d’outre-mer* 63/231 (1976), S. 189–210.

47 Vgl. *ibid.*, S. 191 f.

48 Vgl. Jacques MAILLARD, *Propriétaires contre concessionnaires dans les mines de charbon du Layon au XVIII^e siècle*, in: *Annales de Bretagne et des pays de l’Ouest* 104/3 (1997), S. 49–57.

49 Vgl. Paul LEUILLOT, *Histoire, prospective et littérature: Le bilan d’un colloque international: Charbon et sciences humaines*, in: *Annales HSS* 19/1 (1964), S. 55–79.

50 Henri SÉE, *Études sur les mines bretonnes au XVIII^e siècle*, in: *Annales de Bretagne* 37/1–2 (1925), S. 34–53, hier S. 46.

von Littry in der Normandie nach Rochefort⁵¹. Insofern kann die Ausfuhrerlaubnis von Subercase von 1708 ein Versuch gewesen sein, mit dem der Aufwand und Nutzen eines transatlantischen Kohletransports für die Werkstätten in Rochefort getestet werden sollten. Subercase, dem seine Biografen ohnehin nachsagen, sich besonders für die Förderung der Wirtschaft in Plaisance eingesetzt zu haben⁵², könnte damit das Ziel verfolgt haben, neben landwirtschaftlichen Gütern eine weitere lukrative Ware aus den Kolonien exportieren zu können.

Die Eroberung Akadiens und die Steinkohle im britischen Kontext

Nur ein Jahr nach der Verschiffungslizenz durch Subercase, also 1709, flammten die kriegerischen Auseinandersetzungen zwischen Frankreich und England in den Gebieten südlich des Golfs von Sankt-Lorenz wieder auf. Fraglos liegen die Gründe für diesen Krieg auch in den politischen Konstellationen Europas, wie beispielsweise den aufeinanderfolgenden Erbfolgekriegen. David Armitage macht zudem die inner-»britische« Konkurrenzstellung von englischen und schottischen Ansprüchen auf einen Vorrang für das weitere Kolonialbestreben der Teilkönigreiche Britanniens verantwortlich. Während nämlich die englischen Investitionen – abgesehen von der Adam Smith als Lehrstück geltenden South Sea Bubble – hauptsächlich gewinnbringende Kolonisierungen waren, erlebte schottisches Kapital, investiert in eine Kolonisierung des Isthmus von Panama, ein Debakel⁵³. Die kriegerischen Auseinandersetzungen ereigneten sich in den Jahren des Spanischen Erbfolgekriegs, der unter der Regierung von Queen Anne mit einer erheblichen Expansionspolitik in Nordamerika verbunden war. Dieser sogenannte Queen-Anne-War (1702–1713) gab der Königin die Möglichkeit, unter Ausnutzung der Konkurrenzstellung von Tories und Whigs in England eine eigene Politik zu führen⁵⁴. Ohne diesen Punkt hier ausführen zu wollen, konnte Anne beide Seiten vom Nutzen der Expansion überzeugen und nun gezielte Aktionen einleiten.

Die Zielgenauigkeit der englischen Expansion gegen die französischen Besitzungen weist jenseits dieser politischen Motivationslage darauf hin, dass die Mineral- und Metallvorkommen in den französischen Besitzungen Kanadas ein nicht unbedeutender Grund waren, auch in dieser Weltgegend den Krieg auszutragen. Die Handelsverbindungen zwischen Cap(e) Breton und Boston hatten die Vorkommen für die Engländer so bekannt wie attraktiv gemacht. Diese Meinung, die in dem oben angeführten Brief von Thomas Temple ebenfalls geäußert wurde, deuten zudem die Herausgeber der »Calendar of State Papers« an; sie fassen verschiedene Schreiben an

51 Joachim DARSEL, L'Amirauté en Normandie. [XIII. Amirautés de Grandcamp, Carentan et Isigny], in: *Annales de Normandie* 31/1 (1981), S. 219–238, hier S. 229, Anm. 38.

52 René BAUDRY, Auger de Subercase, Daniel D', *Dictionary of Canadian Biography*, Bd. 2 (1701–1740). http://www.biographi.ca/en/bio/auger_de_subercase_daniel_d_2E.html (Zugriff am 1.2.2016).

53 Vgl. David ARMITAGE, *Making the Empire British: Scotland in the Atlantic World 1542–1707*, in: *Past and Present* 155 (1997), S. 34–63.

54 George A. RAWLYK, *Nova Scotia's Massachusetts. A Study of Massachusetts-Nova Scotia Relations. 1630 to 1784*, Montreal 1973, S. 110.

Königin Anne von mehreren englischen Akteuren im Vorfeld der Expedition gegen Akadien mit folgenden Worten zusammen:

»Resources of Nova Scotia.; Order of Baronets. One of the inducements offered by the supporters of the project of taking Nova Scotia had been that the country would be able to supply the whole Navy with Naval stores (396, 460, 479, 482). Col. Vetch was soon able to announce that a first shipment was ready (884). The fishery, furs, coal and mineral wealth of the country were also represented in glowing colours (482, 579, 884)⁵⁵.«

In diese Zusammenfassung von Quellenfunden zur Erläuterung der Stimmung und Zielsetzung im Vorfeld des Kriegsbeginns ordnet sich das Schreiben eines Leutnants der englischen Armee, John Usher, ein, der in diesem Sinne 1709 an den Council of Trade and Plantations schrieb⁵⁶: *And a quitt-rent may be laid for support of Government. if H. M. reducess Nova Scotia and Acadia, there are cole mines of greatt vallew, fireing in N. Engld. soe dear ytt. will be forced to burn coales*⁵⁷. Leutnant Usher machte in seinem Schreiben überdies deutlich, unter welcher Gefährdung die englischen Grenzen durch französisch-indianische Einfälle ständen. Er selbst hätte bereits, wie auch eine Reihe anderer Kommandeure, Einsätze gegen Franzosen befehligt, die gute Erfolge gezeigt hätten.

Es bestand durch eine Eroberung einiger der französischen Gebiete die Möglichkeit für England, einen direkten Zugang zu den einzigen auf dem amerikanischen Kontinent bis dato bekannten und erschlossenen Kohlelagerstätten zu erhalten⁵⁸. Die englische Krone machte sich zum Teil die Wünsche einiger Entscheidungsträger vor Ort zu eigen, zwei Fliegen mit einer Klappe zu schlagen: erstens die Franzosen entscheidend zu schwächen und zweitens die eigene Position in Amerika auszubauen, die sich nicht allein in diesem nördlichen Teil zu einer Rivalität mit Frankreich entwickelte, sondern zudem auch in der Karibik. Das neuschottische Mineral konnte, so die Hoffnungen, die Zuckerverarbeitung auf dem englischen Barbados (wo die Engländer ihre Position gegenüber den benachbarten Franzosen als noch fragil ansahen) fortentwickeln und zu einer der spanischen, portugiesischen, holländischen und französischen Produktion ökonomisch überlegenen Produktion ausbauen.

Zudem, das schrieb der Leutnant John Usher ebenfalls, wurde die Eisenverarbeitung in Neuengland und den eroberten Gebieten durch das Vorhandensein von Steinkohle erheblich erleichtert. Immerhin hatten sich im Laufe des 17. Jahrhunderts

55 Preface, in: Calendar of State Papers Colonial, America and West Indies, Bd. 25, 1710–1711, S. v–xlix, <http://www.british-history.ac.uk/cal-state-papers/colonial/america-west-indies/vol25/v-xlix> (Zugriff am 1.2.2016).

56 Zu diesem Gremium vgl. Charles McLean ANDREWS, British Committees, Commissions, and Councils of Trade and Plantations, 1622–1675, Baltimore 1908. Vgl. zu seiner Gründungsphase auch: Ralph Paul BIEBER, The British Plantation Councils of 1670–4, in: The English Historical Review 40/157 (1925), S. 93–106.

57 John Usher, Lt. Governor Usher to the Council of Trade and Plantations, TNA, CO 5/865, Nos. 34, 34. i|CO 5/913, S. 145–152, 1709.

58 Preface in: Calendar of State Papers. Colonial Series, America and West Indies, Bd. 24, 1708–1709, S. v–vi.

bereits Waffenschmiede in Neuengland angesiedelt⁵⁹, die die Kolonien von der unzuverlässigen und entscheidend auch von den ökonomischen Verhältnissen der hinzuziehenden Siedler abhängigen Zufuhr an Schusswaffen unabhängiger machten. Außerdem hatten Kaufleute in Boston, mit Unterstützung der städtischen Verwaltung, eine eigene Werft aufgebaut, die ausreichend Eisenteile benötigte⁶⁰.

Als 1713 mit den Vertrag von Utrecht Akadien (Neuschottland) an die englische Krone fiel, kamen zudem die Kohlabbaugruben am Cap(e) Breton in die Hände der Engländer⁶¹. Für das Jahr 1721 steht in einem Bericht über die Möglichkeiten des Handels in Neuschottland, dass Eisen-, Kupfer-, Blei- und Kohlevorkommen⁶² in der Region ausgebeutet werden könnten. Zudem führte die Festigung der englischen Herrschaft an den nordamerikanischen Küsten zu einer erhöhten Exploration der natürlichen Bodenschätze in den südlichen Kolonien, wo nun ebenfalls Kohle gefunden wurde, wie beispielsweise auf Long Island (heute Teil des Staats New York).

*This province could likewise furnish iron in great quantities; it has some copper and lead, but at a great distance from the British and among the Indian settlements. There are coal mines in Long Island, which have not yet been wrought*⁶³. Interessant an diesem Bericht ist, dass geologische Lagerstätten, bzw. das Vorkommen bestimmter Mineralien und Metalle bekannt waren, und lokale Amtsträger die mögliche Bedeutung erkannten. Jedoch fehlte es seitens der Metropole am Willen, die wirtschaftlichen Möglichkeiten zu nutzen und die in England geschaffenen Strukturen einer Konzentration und wirtschaftlichen Förderung der Abbaugebiete in England und Schottland zugunsten einer globaleren und dezentralen Kohleversorgung zu verändern. In der durch die von Siedlern und einigen Offiziellen relativ selbstständig geschaffenen kolonialen Situation des amerikanischen Nordostens war es den Personen vor Ort mit ihren privaten Verbindungen in die Metropole überlassen, diese Strukturen zu schaffen, wozu ausreichend Kapital, Wissen und Arbeitskräfte gebraucht wurden.

Howard J. Falcon-Lang zeigt in seinem Aufsatz zur Kohle von der Fundy Bay, dass bereits kurz nach der Eroberung von Akadien durch die Engländer Kohle legal und illegal nach Neuengland und in andere englische Kolonien verhandelt wurde. Den Abbau der Kohlen kontrollierten teilweise Akadier, wie der Anwalt Bernard LeBlanc, der ein Akadier der zweiten Generation war und mit seiner Eheschließung mit Marie Bourque in eine der einflussreicheren Familien der französischen Siedler eingeheiratet hatte. Sein Vater Daniel LeBlanc hatte zwischen 1690 und 1695 in verschiedenen Funktionen, auch als Friedensrichter, den Engländern gedient.⁶⁴ Es zeigt

59 Vgl. Harold B. GILL, *The Gunsmith in Colonial Virginia*, Williamsburg, Charlottesville 1974; James B. WHISKER, *Arms Makers in Colonial America*, Selinsgrove 1992.

60 Vgl. Barry LEVY, *Town Born: The Political Economy of New England from its Founding to the Revolution*, Philadelphia 2009, S. 153–155.

61 Philipps, Governor Philipps to the Council of Trade and Plantations, Annapolis Royal, TNA, CO 217/3, Nos. 15, 15.i|CO 218/1, S. 486–493|CO 217/30, S. 10 f., 1720[?].

62 Zur Geologie und den Kohlevorkommen in Neuschottland vgl. William E. LOGAN, *On the Coal-fields of Pennsylvania and Nova Scotia*, in: *Proceedings of the Geological Society of London* 88/3,3 (1842), S. 707–712; bes. 711 f.

63 Council of Trade and Plantations to the King, Whitehall, TNA, CO 324/10, S. 296–431|CO 5/1266, ff. 15, 16, 1721.

64 <http://www.acadian-home.org/genealogy-daniel-leblanc1.html> (Zugriff am 1.2.2016).

sich auch in den persönlichen Geschichten der häufige Wechsel zwischen den kolonialen Herrschaften. Trotz dieses gewohnten Umgangs miteinander sahen sich die Akadier zunehmend englischen Ansprüchen von staatlicher und privater Seite ausgesetzt. Bis zum *Grand Dérangement* 1755 waren die ehemals französischen Teile der Kolonie Neuschottland jedoch recht autonom gegenüber den offiziellen englischen Institutionen⁶⁵. Die Kohleförderung an der Fundy Bay nahm aufgrund der bestehenden Meinungsverschiedenheiten zwischen den lokalen Behörden und den Siedlern auf der einen Seite mit den Londoner Regierungsstellen auf der anderen Seite erst nach deren Ende im ausgehenden 18. Jahrhundert wieder zu⁶⁶.

Kurz nach der Transformation Akadiens zu Neuschottland war eine Situation entstanden, in der die Interessen der Kolonisten von denen der Londoner Regierung abwichen. Denn in Amerika wurde den Vorkommen von Steinkohle auch deswegen große Bedeutung seitens der lokalen Entscheidungsträger beigemessen, weil Wälder zur Herstellung von Holzkohle oder zum Verbrennen nur teilweise ausgebeutet werden konnten. Der Zugang zu Wald war aufgrund der ständigen Auseinandersetzungen mit der indianischen Bevölkerung so stark begrenzt, dass die Engländer sich auf eine sichere Versorgung mit diesem eigentlich massenhaft vorkommenden Rohstoff nicht verlassen konnten. Darüberhinaus, so wurde beklagt, wurde der vorhandene Wald von den Siedlern unwiederbringlich abgeholzt, um für Landwirtschaft Platz zu machen. Holz war deswegen zu einem raren Rohstoff geworden⁶⁷. Zudem hatten sich in England einige Industriezweige wie Eisenschmelze und Eisenverarbeitung bereits so sehr auf den Einsatz von Steinkohle spezialisiert, dass diese auch in der Neuen Welt nicht auf Holzkohle oder Holz umsteigen wollten oder konnten. So berichtete der Council of Virginia 1702 über den Schmied David Menestrier, einen französischen Flüchtling aus Louisiana in den englischen Siedlungen. Aus der englischen Sicht beteuerte der Council, dass ein Schmied zur Ausübung seines Handwerks Steinkohle benötigte, die aus einer in der Nähe liegenden Lagerstätte gewonnen werden könnte⁶⁸.

Ein weiterer Grund für die Siedler, die Steinkohleförderung auszubauen, war, dass ein Transport von Holzkohle über den Seeweg in andere britische Kolonien nicht möglich war. Noch 1727/28 meinte der Colonel Spotswood, dass die Verarbeitung des Eisenerzes zu Roheisen in Neuengland dazu führen würde, dass die englische *sea-coal* in großem Maße nach Amerika verschifft würde⁶⁹. Sieben Jahre später, 1735, bestand in der Kolonie von New Jersey hingegen noch keine Eisenverarbeitung. Der Gouverneur von New Jersey, William Cosby stellte dieses Problem in einem Bericht an den Council of Trade and Plantation in einen größeren Rahmen globaler Wirtschaft. Denn das Eisen aus Neuengland könne doch dabei helfen, die in England, Schottland und Wales vorherrschende Abhängigkeit von schwedischem Eisen zu

65 FALCON-LANG, Earliest History of Coal Mining (wie Anm. 2), S. 9–12.

66 Ibid., S. 12–14.

67 John Higginson, Memorial of Col. John Higginson of New England, TNA, CO 5/865, No. 17, 1709; Jeremy Dummer, Jeremy Dummer, Jr., to Lord Dartmouth, London, TNA, CO 5/9, No. 48, 1711.

68 Minutes of Council of Virginia, TNA, CO 5/1409, S. 220–222, 1702.

69 A. Spotswood, Col. Spotswood to the Council of Trade and Plantations, London, TNA, CO 323/8, No. 85, 1727/28.

verringern und außerdem die holländischen Zwischenhändler auszuschalten⁷⁰. Andere Verwendungsmöglichkeiten von Steinkohle als die Verhüttung von Eisen in Neuengland und das Heizen von Räumen im englischen Amerika war deren Einsatz zum Kochen von Zucker. Dies schrieb der »Governor of Barbados and the Windwards«, Johnathan Atkins schon 1676. Aus seinem Bericht wird die tatsächliche chemische Eigenschaft des auf der Insel Barbados eingesetzten Minerals jedoch nicht deutlich, weil der Gouverneur davon spricht, dass es eher Teer ähnelte⁷¹.

Steinkohle und viele andere Gebrauchsgüter wurden nach Amerika transportiert, wodurch die Wirtschaftlichkeit der Kolonien stark litt. Da zudem Güter aus anderen Gebieten eingekauft werden mussten, plädierte der Colonel John Higginson – ganz auf der Linie mit John Cary – in einem Bericht an die Krone dafür, die Siedlerzahlen in den Kolonien zu erhöhen, um die Güterproduktion und den Handel anzuregen. Higginson forderte in seinem Bericht aus diesem Grund unter anderem weiterhin, dass die Krone dem Bau von Lagerhäusern für die *sea-coal*, also von aus England stammender Kohle unbedingt zustimmen solle⁷². Unter dem Aspekt der Gewinnung neuer Siedler für Neuschottland muss wohl ferner die 1732 ausgestellte Konzession für die Ausbeutung von Kohleminen in Chickenectua oder Amherst an Bostoner Kaufleute gesehen werden⁷³. Die ersten Schritte hin zu einer geregelten Ausbeutung der Lagerstätten von Chickenectua wurden jedoch im selben Jahr von indianischen Bewohnern der Kolonie verhindert. Denn die Oberflächenfunde waren bis dahin von der dortigen Bevölkerung abgetragen worden, ohne einer Zustimmung von Behörden zu bedürfen. Mit der Vergabe der Konzession jedoch wurde den Bewohnern das Recht auf Ausbeute genommen. Der Konflikt entlud sich, sobald die neuen Besitzer der Lizenz aus Boston ihr Recht durchsetzen und das Gewohnheitsrecht der Bewohner von Canso/Chickenectua beenden wollten. Es kam zu bewaffneten Auseinandersetzungen, wobei die Indianer die neuen Besitzer vertrieben und die Wirtschaftsgebäude zerstörten. Der Bericht über diese Ereignisse sieht in ihnen einen Verstoß gegen garantierten und rechtmäßigen Besitz und fordert ein Eingreifen gegen die von Frankreich unterstützten Indianer⁷⁴.

70 William Cosby, Governor Cosby to the Council of Trade and Plantations, TNA, CO 5/1057, ff. 18, 18 v., 19 v|CO 5/1093, ff. 330, 330 v., 331 v., 1735. Siehe auch: America and West Indies: December 1734, 1–10, in: Calendar of State Papers Colonial, America and West Indies, Bd. 41, 1734–1735, S. 319–332, <http://www.british-history.ac.uk/cal-state-papers/colonial/america-west-indies/vol41/pp319-332> (Zugriff am 1.2.2016).

71 Jonathan Atkins, Governor Sir Jonathan Atkins to the Lords of Trade and Plantations, TNA, CO 1/37, No. 22, 1676.

72 John Higginson, Memorial of Col. John Higginson of New England, Calendar of State Papers, Colonial, Bd. 24, 1708–1709, S. 407.

73 George A. RAWLYK, Nova Scotia's Massachusetts (wie Anm. 54), S. 132f.; Vgl. Calendar of State Papers, Colonial, Bd. 39, 1732, S. xxxvi.

74 Lawrence Armstrong, 12.6.1732, Calendar of State Papers, Colonial, Bd. 39, 1732, Dok. 454, S. 250f.

Zusammenfassung: Probleme der Steinkohlewirtschaft unter kolonialer Herrschaft

Auch unter englischer Herrschaft bestanden Schwierigkeiten bei der Erschließung und Ausbeute von Kohlelagerstätten. In Neuschottland lag dies zu Beginn des 18. Jahrhunderts noch an den unklaren Beziehungen zwischen Akadiern und Engländern sowie den divergierenden Interessen von Siedlern, Kolonialregierungen und der Metropole. Unter französischer Herrschaft fehlte es den Akadiern zuerst an Wissen, um aus den bekannten Vorkommen auch Profit zu schlagen. Später litten sie zwar unter einigen englischen Übergriffen, aber die Steinkohlewirtschaft scheint bis zur englischen Eroberung eine gewisse Blüte erfahren zu haben.

Die Quellen erlauben keine tieferen Einblicke in Fördermengen und Verkaufszahlen der akadischen Kohle, und so muss es bei einem Überblick von Erwähnungen dieser Kohlevorkommen in unterschiedlichen Quellengattungen bleiben. Diese ergeben nun ein Bild der wechsellvollen Geschichte dieser Region im Laufe des 17. und zu Beginn des 18. Jahrhunderts, die in der bisherigen Forschungsliteratur nicht genügend beachtet wurde. Die Förderung von Steinkohle im französischen Akadien wurde im selben Maße wie im europäischen Frankreich zu einem Bestandteil der Politik. Dabei litt die Förderung genauso an einem Mangel an aus langer Erfahrung gewonnenem Wissen, wie sie von der geografischen Nähe und der vorhandenen Nachfrage der benachbarten Briten profitierte. Durch die transkolonialen Kontakte ergab sich wiederum die Situation, dass bei den englischen Entscheidungsträgern und den wirtschaftlichen Eliten der Wunsch, auf diese Vorkommen direkt zugreifen zu können, geweckt wurde. Die Eroberung von Akadien ist insofern eben nicht nur eine geopolitische Maßnahme zur Schwächung eines direkten Konkurrenten an der nordamerikanischen Ostküste, sondern grundlegend eine wirtschaftspolitische Maßnahme zur Fortentwicklung des kolonialen Projekts in New England und New Jersey. Diese Absicht der Gouverneure und Kaufleute deckte sich mit den Expansionsbestrebungen der englisch-britischen Krone unter Ausnutzung der ohnehin kriegerischen Lage in Europa sowie der politischen Interessen der Teilkönigreiche und politischen Parteien auf der britischen Hauptinsel. Das auf dem fossilen Brennstoff basierende Energiesystem hatte also begonnen, auch in Nordamerika Holz als Brennstoff abzulösen. Damit hingen die politischen und militärischen Entwicklungen zusammen, die in diesem Beitrag Gegenstand der Untersuchung waren.

Die Periode des französischen Steinkohleabbaus in Akadien gibt Anlass, sich genauer mit der Steinkohlewirtschaft, dem Bergbau, den Verwendungszwecken und dem Handel in Frankreich selbst auseinanderzusetzen. Die Wahl Jean Talons als Intendant, die Verschiffung von Steinkohlen aus Akadien nach Rochefort zeigt auf, wie vonseiten der Krone die Absicht verfolgt wurde, Steinkohle in einigen Produktionsprozessen verstärkt einzusetzen. In der Zeit um 1700, so wäre anzunehmen, ist ein Schub in der Erschließung von geologischen Steinkohlelagerstätten in Frankreich, den neuen Territorien und den Kolonien zu verzeichnen. Wie die einzelnen Initiativen jedoch zusammenhängen, welcher Austausch an Menschen, Material und Wissen zu verzeichnen ist, ist eine weitgehend offene Forschungsfrage. Die Initiativen auf der Halbinsel Akadien fielen durch militärischen Einsatz Englands denen in die Hand, die bereits seit mehreren Jahrhunderten und im größeren Maßstab Stein-

kohle abbauten. In den europäischen Territorien Frankreichs verlief die Geschichte des Steinkohlebergbaus kontinuierlich, jedoch eher unerschwellig weiter, bis dann im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts die staatlich geförderte Industrialisierung auch diesen Wirtschaftszweig erfasste. Die für die britischen Territorien untersuchte frühe Transformation der Energiesysteme fand sodann, möglicherweise in einem eher als lokal zu benennenden Stil, ebenfalls in den französischen Ländern statt.

PROVISORISCHE INTEGRATION UND KULTURTRANSFER

Französische Revolutionsemigranten im Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation

Folgt man dem Publizisten Andreas Georg Friedrich Rebmann, einem der radikal-aufklärerischen Sympathisanten der Französischen Revolution, so ließe sich die Präsenz von Revolutionsemigranten im Heiligen Römischen Reich schnell als Negativfolge der Umwälzungen in Frankreich abtun: *Kann man sich überwinden, mit diesen zu sprechen, so findet man es sehr begreiflich, daß die Guillotine sich mit dieser Menschenklasse so sehr beschäftigt, aber man kommt zugleich in Versuchung zu wünschen, daß ihr wenigstens viele von diesen Ausgewanderten nicht entgangen sein möchten*¹. Solche Verdikte über Revolutionsgegner, die ab 1789 Frankreich verließen, sind für das Reich Legion. Der Kölner Erzbischof, Maximilian Franz von Österreich, sprach vom *Emigrégeschmeiß*, ein Mainzer Zeitgenosse von einem *Krebsgeschwür*². Sie lassen freilich außer Acht, dass Emigration in Frankreich während der 1790er Jahre ein mit dem Tod bedrohtes Verbrechen darstellte, die Emigranten in ihrem Heimatland als zivilrechtlich tot galten und mithin in ihren Handlungsalternativen stark eingeschränkt waren³.

Auffällig ist weiterhin, dass viele solcher Stereotypen auf das »Koblenz-Syndrom«⁴ zurückgeführt werden können, das die deutsche Emigrantenwahrnehmung

- 1 Andreas Georg Friedrich REBMANN, Wanderungen und Kreuzzüge durch einen Teil Deutschlands von Anselmus Rabiosus dem Jüngern, in: DERS., Werke und Briefe in drei Bänden, hg. v. Hedwig VOEGT, Werner GREILING, Wolfgang RITSCHEL, Bd. 1, Berlin 1990, S. 507–626, hier S. 521 f.
- 2 Peter VEDDELER, Französische Revolutionsflüchtlinge in Westfalen 1792–1802. Emigrantenpolitik zwischen Vorurteil und Solidarität, in: Thomas HÖPEL, Katharina MIDDELL (Hg.), Réfugiés und Émigrés. Migration zwischen Frankreich und Deutschland im 18. Jahrhundert, Leipzig 1997 (Comparativ, 7, Heft 5/6), S. 179–192, hier S. 184; Jörg SCHWEIGARD, Aufklärung und Revolutionsbegeisterung. Die katholischen Universitäten in Mainz, Heidelberg und Würzburg im Zeitalter der Französischen Revolution (1789–1792/93–1803), Frankfurt a. M. 2000 (Schriftenreihe der Internationalen Forschungsstelle »Demokratische Bewegungen in Mitteleuropa 1770–1850«, 29), S. 74; vgl. auch Erich SCHNEIDER, Revolutionserlebnis und Frankreichbild zur Zeit des ersten Koalitionskriegs (1792–1795). Ein Kapitel deutsch-französischer Begegnungen im Zeitalter der Französischen Revolution, in: Francia 8 (1980), S. 277–393, hier S. 299–305 und Harro ZIMMERMANN, Die Emigranten der französischen Revolution in der deutschen Erzählliteratur und Publizistik um 1800, in: Francia 12 (1984), S. 305–353, hier S. 309–315.
- 3 Zu den Emigrantengesetzen vgl. Marcel RAGON, La législation sur les émigrés 1789–1825, Paris 1904.
- 4 Irmgard A. HARTIG, Französische Emigranten in Deutschland zur Zeit der Revolution und Napoleons, in: Deutsche Emigranten in Frankreich – französische Emigranten in Deutschland (1685–1945), Paris 1984, S. 46 f.

prägte: In Koblenz ließen sich 1791 auf Einladung ihres Onkels, des Trierer Kurfürsten Clemens Wenzeslaus von Sachsen, die beiden jüngeren Brüder Ludwigs XVI. nieder und versammelten eine großenteils aus Adligen bestehende Emigrantenarmee um sich. Als Verstärkung der preußisch-österreichischen Truppen nach der Kriegserklärung vom April 1792 markierte die Armee den Versuch der Emigranten, militärische Handlungsmacht zurückzugewinnen. Als sich die Emigrantenarmee Ende 1792 auflöste, entwickelte sich aus dem einjährigen Aufenthalt von mehreren Tausend Franzosen in den überfüllten Städten Koblenz und Trier ein negativer Erwartungshorizont für den künftigen Umgang mit den Emigranten⁵. Kritik an Praktiken wie Prostitution, Glücksspiel, Trinkgelagen und eine der sozialen wie kulturellen Differenz geschuldete Abwertung der Aufnahmegesellschaft verdichtete sich in der deutschen Auseinandersetzung mit den Emigranten zu einem persistenten Negativstereotyp.

Bei aller Wirkmächtigkeit des »Koblenz-Syndroms« bis in die jüngste Forschung hinein⁶ handelte es sich jedoch zunächst um eine lokalspezifische Erfahrung, deren negative Rezeption eine Reihe neutraler bis explizit positiver Kommentare über die Emigranten im Alten Reich verdeckt: So sah die Weimarer Adlige Sophie von Schardt in ihnen eine *Acquisition von wirklich hübschen Leuten*⁷, und der Weimarer Herzog bestätigte gegenüber Goethe, man könne *sehr viel bey ihnen lernen*⁸. Zudem ist es verkürzt, Kritik an den Emigranten mit ihrer sozialen Exklusion gleichzusetzen. Vielmehr gehörten sie in weiten Teilen des Reiches in den 1790er Jahren zum Straßenbild. Der badische Beamte Draï von Sauerbronn gab sich überzeugt, dass das Reich aufgrund seiner föderalen Struktur *verhältnismässig die meisten Emigranten in seinem Busen trägt*⁹. Obwohl seine Schätzung von 25 000 Emigranten allein für den Südwesten deutlich zu hoch gegriffen ist, unterstreicht sie doch, dass die Emigranten zwischen Brüssel und Wien, Altona und Triest Teil der täglichen Erfahrungswelt der Reichsbewohner waren.

Dieser Aufsatz begreift die Präsenz französischer Revolutionsemigranten als wechselseitige Herausforderung, die sowohl vonseiten der Emigranten als auch sei-

- 5 Bei 8000 Einwohnern belief sich die Emigrantenanzahl allein in Koblenz auf ca. 5000 Personen, in Trier auf ca. 4000; vgl. Christian HENKE, Coblenz: Realität und symbolische Wirkung eines Emigrantenzenstrums, in: Daniel SCHÖNPFLUG, Jürgen Voss (Hg.), *Révolutionnaires et émigrés. Transfer und Migration zwischen Frankreich und Deutschland 1789–1806*, Stuttgart 2002 (Beihefte der Francia, 56), S. 163–182, hier S. 164f.
- 6 Prominent bei Daniel SCHÖNPFLUG, *Französische Revolutionsflüchtlinge in Europa nach 1789* (Beispiel Deutschland), in: Klaus J. BADE (Hg.), *Enzyklopädie Migration in Europa. Vom 17. Jahrhundert bis zur Gegenwart*, Paderborn, München 2007, S. 587–591; als Deutungsmuster bei Karine RANCE, *Coblence, une ville allemande dans l’imaginaire politique français*, in: Alain CABANTOUS (Hg.), *Mythologies urbaines: les villes entre histoire et imaginaire*, Rennes 2004, S. 185–203.
- 7 Sophie von Schardt an Amalie von Seebach, Weimar, 2.9.1797, in: Heinrich DÜNTZER, *Zwei Bekehrte*. Zacharias Werner und Sophie von Schardt, Leipzig 1873, S. 387.
- 8 Carl August von Sachsen-Weimar-Eisenach an Johann Wolfgang von Goethe, Wilhelmsthal, 28.8.1795, in: Hans WAHL (Hg.), *Briefwechsel des Herzogs-Großherzogs Carl August mit Goethe*, Bd. 1, Berlin 1915, S. 201.
- 9 Karl Wilhelm Ludwig Friedrich von DRAÏS VON SAUERBRONN, *Betrachtungen eines Oberbeamten am Rhein über die französischen Emigranten in Deutschland nebst einem eigenen Paragraphen über die Elsässer im schwäbischen Kreis*, [Basel] 1798, S. V.

tens der Einheimischen bewältigt werden musste. Der Umgang mit den Emigranten berührte zentrale lebensweltliche Aspekte vom Regierungshandeln bis zum Zusammenleben vor Ort. Obwohl die Emigrantenpräsenz weder ein kurzzeitiges noch peripheres oder punktuelles Phänomen darstellte und obwohl das Reich neben Großbritannien und den USA zu den weltweit wichtigsten Aufnahmeterritorien zählte, fehlen auch nach fast zweihundert Jahren Emigrationshistoriografie Studien, welche grundlegende Fragen zum Aufenthalt mit Blick auf das gesamte Reich behandeln¹⁰: Welchen Umfang nahm die französische Emigration ein, wie setzte sie sich zusammen, wie gestaltete sich ihre räumliche Verteilung? Wie wurde die Emigrantenaufnahme administrativ geregelt, in welchem Verhältnis standen Regierungsvorgaben und praktische Umsetzung? Wie sicherten die Emigranten ihren Lebensunterhalt? Welche Transferprozesse mit der Aufnahmegesellschaft lassen sich beobachten, welchen Einfluss hatten Bedingungen vor Ort auf die Interaktionsräume?

Auf diese Fragen formuliert der Aufsatz erste Antworten für das Reich insgesamt und präzisiert weiteren Forschungsbedarf. Eine vergleichende Gesamtperspektive erscheint umso dringender, als nach vereinzelt älteren Beiträgen in den letzten 25 Jahren ein gutes Dutzend Arbeiten zu Emigranten in einzelnen Territorien erschienen ist. Innerhalb der Monografien und Sammelbände zur weltweiten Emigrantenpräsenz seit dem *bicentenaire* der Revolution machen die Beiträge zum Reich immerhin rund die Hälfte aus. Die Studien behandeln nord- und süddeutsche, weltliche und geistliche Territorien, Stadt-, Klein- und Flächenstaaten, Mindermächtige, Mittel- und Großmächte¹¹. Zwar existieren nach wie vor weiße Flecken, so die Habsbur-

10 Gerade in der älteren französischen Literatur dominieren impressionistische Befunde oder bloße Perspektivenaddition; vgl. Henri FORNERON, *Histoire générale des émigrés*, Bd. 3, Paris 1884, S. 268–276; Jean VIDALENC, *Les émigrés français dans les pays allemands pendant la Révolution*, in: Jürgen VOSS (Hg.), *Deutschland und die Französische Revolution*, München 1983 (Beihefte der Francia, 12), S. 154–167; Ghislain de DIESBACH, *Histoire de l'émigration 1789–1814*, Paris 1984, S. 299–376.

11 Maike MANSKE, *Möglichkeiten und Grenzen des Kulturtransfers. Emigranten der Französischen Revolution in Hamburg, Bremen und Lübeck, Saarbrücken* 2008; Thomas HÖPEL, *Emigranten der Französischen Revolution in Preußen 1789–1806. Eine Studie in vergleichender Perspektive*, Leipzig 2000 (Transfer. Deutsch-Französische Kulturbibliothek, 17); Elisabeth KRUSE, *Die Emigranten der Französischen Revolution in Kurhannover, Hannover* 1990 (Quellen und Darstellungen zur Geschichte Niedersachsens, 105); Günter SCHEEL, *Die Emigranten der Französischen Revolution im Fürstentum Braunschweig-Wolfenbüttel*, in: *Braunschweigisches Jahrbuch für Landesgeschichte* 83 (2002), S. 35–58; Thomas BISKUP, *German Court and French Revolution. Émigrés and the Brunswick Court around 1800*, in: *Francia* 34/2 (2007), S. 61–87; Bernward KRÖGER, *Der französische Exilklerus im Fürstbistum Münster (1794–1802)*, Mainz 2005 (Veröffentlichungen des Instituts für Europäische Geschichte Mainz, Abteilung für Abendländische Religionsgeschichte, 203); Friedemann PESTEL, *Weimar als Exil. Erfahrungsräume französischer Revolutionsemigranten 1792–1803*, Leipzig 2009 (Transfer. Deutsch-Französische Kulturbibliothek, 28); DERS., *Revolution im Deutungsstreit. Deutsch-französische Perspektiven auf die Emigranten am Beispiel der kurmainzischen Gebiete Thüringens 1794/1795*, in: *Zeitschrift für Thüringische Geschichte* 64 (2010), S. 215–244; Astrid KÜNTZEL, *Fremde in Köln. Integration und Ausgrenzung zwischen 1750 und 1814*, Köln 2008 (Stadt und Gesellschaft: Studien zum Rheinischen Städteatlas, 4); Christian HENKE, *Coblentz: Symbol für die Gegenrevolution. Die französische Emigration nach Koblenz und Kurtrier 1789–1792 und die politische Diskussion des revolutionären Frankreichs 1791–1794*, Stuttgart 2000 (Beihefte der Francia, 47); Jort BLAZEJEWSKI, Stephan LAUX, Trier, Luxemburg und die Émigrés der Französischen Revolution seit 1789. Tendenzen und Perspektiven der Forschung, in: *Kurtrierisches Jahr-*

germonarchie¹², aber auch Schleswig, Holstein und Württemberg oder Reichsstädte wie Frankfurt und Ulm; doch liegt repräsentatives Material für eine erste Systematisierung durchaus vor.

Zunächst behandelt dieser Aufsatz die Emigrantenpräsenz und Aufnahmepolitiken in reichsweiter Perspektive. Anschließend stehen gebündelt in den Feldern Sozialität, Militär, Wirtschaft, Publizistik und geistliche Lebensformen die Beziehungen mit der Aufnahmegesellschaft im Mittelpunkt. Den methodischen Rahmen bildet das maßgeblich in Untersuchungen zu den deutsch-französischen Beziehungen in der Sattelzeit entwickelte Konzept des Kulturtransfers. Gerade die jüngeren Regionalstudien haben in den Emigranten eine wichtige Mittlergruppe zwischen Frankreich und dem Alten Reich identifiziert¹³. Die Herausforderung eines reichsweiten Panoramas besteht darin, einerseits die Diversität der Transferbedingungen im Auge zu behalten, andererseits aber das Transferverständnis nicht zu essenzialisieren. Das gilt vor allem für eine wegen der zeitlich begrenzten Emigrantenpräsenz problematische apriorische Unterscheidung von gelingenden und gescheiterten Transfers¹⁴. Vielmehr muss die Transferanalyse die konkreten Interessen von Emigranten und Aufnahmegesellschaften im Blick haben und berücksichtigen, dass Emigranten sich zwar durchaus dauerhaft im Reich niederlassen konnten, eine langfristige Integration in der Regel jedoch nicht angestrebt wurde. Für die übergroße Mehrheit bildete das Exil ein Provisorium bis zur Rückkehr nach Frankreich nach der Amnestie von 1802, also noch unter dem Konsulat und nicht erst mit der bourbonischen Restauration 1814.

buch 56 (2014), S. 213–242; Matthias WINKLER, Die Emigranten der Französischen Revolution in Hochstift und Diözese Bamberg, Bamberg 2010 (Bamberger historische Studien, 5/Veröffentlichungen des Stadtarchivs Bamberg, 13); Sabine DIEZINGER, Französische Emigranten und Flüchtlinge in der Markgrafschaft Baden (1789–1800), Frankfurt a. M. 1991 (Europäische Hochschulschriften, Reihe 3: Geschichte und ihre Hilfswissenschaften, 500); HÖPEL, MIDDELL (Hg.), Réfugiés und Émigrés (wie Anm. 2); SCHÖNPFLUG, VOSS (Hg.), Révolutionnaires et émigrés (wie Anm. 5).

- 12 Siehe lediglich Maria PAWLIK, Emigranten der französischen Revolution in Österreich (1792–1814), in: Mitteilungen des Instituts für Österreichische Geschichtsforschung 77 (1969), S. 78–127; William D. GODSEY, »*La société était au fond légitimiste*«: Émigrés, Aristocracy, and the Court at Vienna, 1789–1848, in: European History Quarterly 35 (2005), S. 63–95; Walter WAGNER, Emigrantinnen der Französischen Revolution im Exil in Wien, in: Frank ESTELMANN (Hg.), Exildiskurse der Romantik in der europäischen und lateinamerikanischen Literatur, Tübingen 2011 (Edition lendemains, 13), S. 17–28; Zdenka STOKLÁSKOVÁ, Fremdsein in Böhmen und Mähren, in: Waltraud HEINDL-LANGER, Edith SAURER (Hg.), Grenze und Staat. Paßwesen, Staatsbürgerschaft, Heimatrecht und Fremdengesetzgebung in der österreichischen Monarchie 1750–1867, Wien 2000, S. 621–721; Matthias WINKLER, Das Exil als Aktions- und Erfahrungsraum: Französische Revolutionsemigranten im östlichen Mitteleuropa nach 1789, in: Jahrbuch für Regionalgeschichte 33 (2015), S. 47–71.
- 13 Zur Transferforschung Michel ESPAGNE, Minderheiten und Migration im Kulturtransfer, in: HÖPEL, MIDDELL (Hg.), Réfugiés und Émigrés (wie Anm. 2), S. 247–258; Hans-Jürgen LÜSEBRINK, Rolf REICHARDT (Hg.), Kulturtransfer im Epochenumbruch. Frankreich–Deutschland 1770 bis 1815, Leipzig 1997 (Transfer. Deutsch-Französische Kulturbibliothek, 9); Rolf REICHARDT, Das Blut der Freiheit. Französische Revolution und demokratische Kultur, Frankfurt a. M. 2002.
- 14 Bernhard STRUCK, Claire GANTET, Revolution, Krieg und Verflechtung. 1789–1815, Darmstadt 2008 (WBG Deutsch-französische Geschichte, 5), S. 216 f.

I. Emigrantenaufnahme und -präsenz

Obwohl in den meisten der mehr als dreihundert Reichsterritorien zumindest zeitweilig Emigranten präsent gewesen sein dürften, wurde ihre Aufnahme seitens der Reichsorgane, etwa des Reichstags, nicht allgemeinverbindlich geregelt¹⁵. Wie Joachim Bahlcke gezeigt hat, oblag es vielmehr den einzelnen Landesherrschaften, Normen zu Einreise und Aufenthalt zu erlassen sowie das bestehende Melde- und Kontrollwesen für Fremde auszubauen¹⁶. Folglich wurde vonseiten der strukturell denkbar verschiedenen Einzelterritorien, angefangen von den Reichsstädten über die geistlichen Herrschaften bis zu den großen, wenig arrondierten *composite monarchies*, eine Reihe immer wieder angepasster Aufnahmeregelungen entwickelt. Mit ihnen versuchte man, den politischen, sozialen und regionalen Erfordernissen und gleichzeitig dem staatlichen Steuerungsanspruch von Migration gerecht zu werden.

Aus forschungspraktischer Sicht bildeten diese Aufnahmepolitiken den Einstieg in die meisten Emigrationsstudien, konnten sie doch zumeist auf der Grundlage von Verwaltungsakten der Landes- und Lokalbehörden rekonstruiert werden. Folglich arbeiteten diese Studien die Normsetzungen der Landesherrschaften, ihre Motivlagen und Zielsetzungen heraus und entwickelten eine Charakteristik territorialer Emigrantenpolitiken, deren Spektrum von einer zunächst wenig kontrollierten Aufnahmepraxis, wie in Kurtrier und Kurmainz, bis zu einer regelrechten »Abschottungspolitik«, wie in Kurhannover und Österreich, reichte¹⁷.

In der Gesamtschau lassen sich drei Hauptphasen der Aufnahmepolitiken identifizieren. Bis Anfang 1792 blieb es bei punktuellen Verordnungen in jenen Territorien, die aufgrund ihrer geografischen Nähe zu Frankreich schon seit 1789 von der Emigration betroffen waren¹⁸. In den Österreichischen Niederlanden sah die Lan-

- 15 Karl HÄRTER, Reichstag und Revolution 1789–1806. Die Auseinandersetzung des Immerwährenden Reichstags zu Regensburg mit den Auswirkungen der Französischen Revolution auf das alte Reich, Göttingen 1992 (Schriftenreihe der Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, 46), S. 195–213. Gleichwohl ist denkbar, dass die Emigranten-thematik Gegenstand der Beratungen im Reichstag war. Den Gesandten konnte die wachsende Zahl von Emigranten in Regensburg kaum entgehen; vgl. Wilhelm WÜHR, Französische Emigrantenpresse in Regensburg, in: Verhandlungen des Historischen Vereins von Oberpfalz und Regensburg 92 (1951), S. 195–204 und Renate ZEDINGER, Migration und Karriere. Habsburgische Beamte in Brüssel und Wien im 18. Jahrhundert, Wien, Köln 2004 (Schriftenreihe der Österreichischen Gesellschaft zur Erforschung des 18. Jahrhunderts, 9), S. 90.
- 16 Joachim BAHLCKE, Zwischen offener Zurückweisung und praktischer Solidarität. Vom Umgang mit französischen Revolutionsemigranten in Deutschland während des ausgehenden 18. Jahrhunderts, in: DERS., Rainer LENG, Peter SCHOLZ (Hg.), Migration als soziale Herausforderung. Historische Formen solidarischen Handelns von der Antike bis zum 20. Jahrhundert, Stuttgart 2011 (Stuttgarter Beiträge zur historischen Migrationsforschung, 8), S. 255–272; Karl HÄRTER, Asyl, Auslieferung und politisches Verbrechen in Europa während der »Sattelzeit«: Modernität und Kontinuität im Strafrechtssystem, in: Ute SCHNEIDER (Hg.), Dimensionen der Moderne. Festschrift für Christof Dipper, Frankfurt a. M. 2008, S. 481–502.
- 17 HENKE, Coblenz: Symbol für die Gegenrevolution (wie Anm. 11), S. 59–106; KRUSE, Emigranten in Kurhannover (wie Anm. 11), S. 37–41; BAHLCKE, Zwischen offener Zurückweisung (wie Anm. 16), S. 259; PAWLIK, Emigranten in Österreich (wie Anm. 12), S. 98–122.
- 18 Benedikt PRESLE, Die Einstellung der Regierung der österreichischen Niederlande zur französischen Emigration in den Jahren 1789–1794, Diss. Univ. Wien 1947; Wilhelm WÜHR, Emigranten der Französischen Revolution im Kurfürstentum Mainz, in: Aschaffener Jahrbuch für Ge-

desverwaltung anfangs keinen Anlass, ihr fremdenpolizeiliches Regime zu ändern oder den Status und die Lebenspraxis der mehrheitlich adligen Emigranten zu reglementieren¹⁹. Der Normalfall waren vielmehr individuelle Verfügungen für Anfragen einzelner Emigranten um Bewilligung von Aufenthalt und Gewerbefreiheit. Ausdrücklich verboten waren jedoch *Zusammenrottungen* unmittelbar an der französischen Grenze²⁰.

Die Bedeutung dieser Vorkehrung stieg mit der zunehmenden Zahl französischer Soldaten, die nach der gescheiterten Flucht Ludwigs XVI. im Juni 1791 die Emigration wählten, um zusammen mit Preußen und Österreich gegen Frankreich vorzurücken²¹. Neben der Befürchtung, dass diese Verbände vonseiten der Pariser Revolutionäre als Provokation angesehen werden könnten, zielte das Versammlungsverbot auf eine rudimentäre Überwachung der Emigrantenaktivität durch die lokalen Behörden. Insbesondere die in Brüssel sowie an Rhein und Mosel teils militärisch organisierten Emigranten veranlassten die Landesherrschaften schließlich, Regelungen zu präzisieren und etwa die Anlage von Arsenalen zu verbieten²². Anders im Kurfürstentum Trier, dem Aufmarschgebiet der *Armée des Princes*: Hier übergab der Kurfürst sogar einen Teil seiner landesherrlichen Polizeigewalt an die Brüder Ludwigs XVI.²³

Das Trierer Edikt vom 3. Januar 1792 war der Auftakt zu einer Reihe landesherrlicher Erlasse zur Emigrantenbehandlung²⁴. Ein maßgeblicheres Vorbild für viele Reichsstände in dieser zweiten Phase der Aufnahmepolitik waren jedoch die Regularien des Wiener Hofes von Ende Januar 1792 für die belgischen und vorderösterreichischen Provinzen. Daran orientierte sich vor dem Hintergrund der österreichisch-preußischen Defensivallianz auch die Berliner Regierung mit ihrer ersten Verordnung von Anfang Februar 1792²⁵.

schichte, Landeskunde und Kunst des Unterraingebietes 2 (1955), S. 61–97; Charles TERLINDEN, Bruxelles, première étape de l'émigration, 1789–1792, in: *Revue générale* 9 (1971), S. 33–42; HENKE, Coblenz: Symbol für die Gegenrevolution (wie Anm. 11); KÜNTZEL, Fremde in Köln (wie Anm. 11).

19 PRESLE, Die Einstellung der Regierung (wie Anm. 18), S. 7–35.

20 Verordnung der Regierung der Vorlande, 26. August 1791, in: Joseph KROPATSCHEK (Hg.), Sammlung der Gesetze, welche unter der glorreichsten Regierung des (König) Kaisers Leopold des II. in den sämtlichen (k.) k. k. Erblanden erschienen sind, Bd. 4, Wien 1791/92, S. 312 (Nr. 802).

21 PRESLE, Die Einstellung der Regierung (wie Anm. 18), S. 13–17 und 129–131; HENKE, Coblenz: Symbol für die Gegenrevolution (wie Anm. 11), S. 212–271.

22 WÜHR, Emigranten in Mainz (wie Anm. 18), S. 68–75; Joseph HANSEN, Quellen zur Geschichte des Rheinlandes im Zeitalter der französischen Revolution 1780–1801, Bonn 1931, Bd. 1, S. 1002–1007 sowie Bd. 2, S. 18–20 und 203–206.

23 HENKE, Coblenz: Realität und symbolische Wirkung (wie Anm. 5), S. 168.

24 DERS., Coblenz: Symbol für die Gegenrevolution (wie Anm. 11), S. 91. Die Landstände in Trier erbat in vier Appellationen an den Kurfürst Klemens Wenzeslaus das gleiche Reglement für die militärischen Emigranten wie in den Österreichischen Niederlanden, vgl. HANSEN, Quellen zur Geschichte des Rheinlandes (wie Anm. 22), Bd. 1, S. 1008–1011, 1020–1022, 1054–1057 und 1074–1079.

25 HÖPEL, Emigranten in Preußen (wie Anm. 11), S. 57f.; PRESLE, Die Einstellung der Regierung (wie Anm. 18), S. 85–87.

Nach dem Rückschlag der Koalition bei Valmy im September 1792 beförderten die Ostoffensiven der Revolutionsarmee die Auflösung der Emigrantenkolonien entlang des Rheins, deren Angehörige sich daraufhin zerstreuten²⁶. Diese Dezentralisierung veranlasste nun auch frankreichfernere Landesherrschaften Ende 1792 Verordnungen zu erlassen, mit denen Aufenthaltsbedingungen sowie Unterstützungsleistungen geregelt wurden²⁷. Auffällig sind die Ähnlichkeiten der Anforderungskataloge für eine behördlich sanktionierte Duldung: Pässe oder beglaubigte Empfehlungsschreiben, teils mit dem Nachweis von Bürgschaften, sowie ausreichende Subsistenzressourcen waren nunmehr fast überall Voraussetzung für eine unbefristete Aufnahme. Andernfalls blieb der Aufenthalt auf wenige Tage beschränkt, wobei kranke und gebrechliche Emigranten zumeist mit Rücksicht behandelt wurden. Das Emigrantengesetz Franz' II. vom 5. Januar 1793, welches die liberalere leopoldinische Praxis durch rigide Passvorschriften beendete, markiert den vorläufigen Abschluss dieser verstärkten Regulierungsbemühungen in Reaktion auf die zunehmende Zahl von Emigranten im Reich²⁸.

Die in der Forschung prominente normzentrierte Untersuchungsperspektive und die Charakterisierung einzelner Reichsstände als tendenziell »emigrantenfreundlich« bzw. »-feindlich« bedarf für das Reich insgesamt einer erheblichen Nuancierung, die der zeitlichen und räumlichen Dynamik der Emigration sowie den sich stetig wandelnden politischen, militärischen, rechtlichen und administrativen Kontexten der 1790er Jahre Rechnung trägt. In vielen Studien wird die Normenimplementierung zu wenig berücksichtigt und auch die einander bedingende Veränderlichkeit von Regulativen und ihrer praktischen Anwendung ebenso unterschätzt wie die in Ansätzen nachweisbare multilaterale Koordination einer Lenkung der Einwanderung²⁹. So bemühten sich in territorial stark fragmentierten Reichskreisen die Landesherrschaften mittels Kooperationen, etwa über die Kreiskonvente, um eine gemeinsame Normbasis zur effektiveren Kontrolle. Im Fränkischen Kreis konnten hierdurch zumindest *gemein verbindliche Grundsätze* festgelegt werden³⁰. Diese zielten im *Geiste der gemeinsamen Erhaltung öffentlicher Sicherheit* vorrangig darauf ab, einer militärischen Reorganisation von Emigrantentruppen vorzubeugen. Eine wirksame Steuerung zogen sie gleichwohl nicht nach sich, sodass nach dem

26 Die Österreichischen Niederlande stellten einen Sonderfall dar, da es dort 1793/94 zu einer kurzzeitigen Restauration der habsburgischen Herrschaft kam, vgl. ZEDINGER, Migration und Karriere (wie Anm. 15), S. 52 f.

27 So übernahm beispielsweise der Kölner Kurfürst fast wortgleich die Emigrantenordnung Triers, vgl. HANSEN, Quellen zur Geschichte des Rheinlandes (wie Anm. 22), Bd. 2, S. 113 f.; des Weiteren KRÖGER, Exilklerus in Münster (wie Anm. 11), S. 40; SCHEEL, Emigranten in Braunschweig-Wolfenbüttel (wie Anm. 11), S. 39 f.; Wilhelm WÜHR, Die Emigranten der Französischen Revolution im bayerischen und fränkischen Kreis. Mit einem Verzeichnis aller im Gebiet des rechtsrheinischen Bayerns festgestellten Emigranten, München 1938 (Schriftenreihe zur bayerischen Landesgeschichte, 27), S. 15–17; PESTEL, Weimar als Exil (wie Anm. 11), S. 40–43; WINKLER, Emigranten in Bamberg (wie Anm. 11), S. 58–60.

28 Sr. k. k. Majestät Franz des Zweyten politische Gesetze und Verordnungen für die Oesterreichischen, Böhmisches und Galizischen Erbländer, Bd. 2, Wien 1817, S. 1–3 (Nr. 2). Dazu PAWLIK, Emigranten in Österreich (wie Anm. 12), S. 111 f.

29 PESTEL, Weimar als Exil (wie Anm. 11), S. 64–67.

30 Schlüsse des Fränkischen Kreises die Aufnahme der Französischen Emigranten betreffend, in: Journal von und für Franken, Bd. 4, 1792, S. 368–375.

Basler Frieden bzw. der französischen Offensive 1795/1796 in Süddeutschland massive Divergenzen zwischen den fränkischen Kreisständen zutage traten³¹. Meist blieb es bei bilateralem Informationsaustausch, beispielsweise im Falle politisch kompromittierter Emigranten, deren Einreise man zu verhindern trachtete³².

Der Kriegsverlauf und die Separatfriedensschlüsse von Basel und Campo Formio sowie mehrjährige Erfahrungen im Umgang mit Emigranten bestimmten die dritte Phase der Aufnahmepolitiken. Während die Normen im Kern bestehen blieben, zeichnete sich im lokalen Umgang mit den Emigranten eine pragmatische Anpassung an die Dynamiken der Mobilität und die Lebensrealitäten im Exil ab. Als kleinster gemeinsamer Nenner blieb die Maßgabe erhalten, dass die restriktiven Aufnahmeregeln dann gelockert wurden, wenn eine einigermaßen gleichmäßige Verteilung der Emigranten im jeweiligen Territorium sowie deren Kontrolle gewährleistet war. Im Falle akuter Konfliktkonstellationen mit der Einwohnerschaft erfolgte nötigenfalls der Ausweisungsbefehl. Gleichwohl bestanden für die Emigranten hier auch Verhandlungsspielräume. Groß angelegte Ausweisungen wie in Braunschweig-Wolfenbüttel blieben eine Ausnahme³³.

In der Gesamtperspektive müssen weiterhin die in der einzelstaatlichen Forschung tradierten Asymmetrien hinsichtlich der Emigrantenverteilung relativiert werden. Die Dominanz von Studien zum Westen und Norden des Reiches leistet dem irrigen Eindruck Vorschub, bisher kaum untersuchte Territorien im Süden und Osten seien als Exiltterritorien bestenfalls als zweitrangig zu betrachten, mit der Folge eines persistenten Bildes eines Nordwest-Südost-Gefälles der Emigrantenpräsenz im Reich³⁴. Um dieser statischen Sicht entgegenzuwirken, sind über die angesprochenen weißen Flecken hinaus die zentralen Verkehrsachsen stärker in den Blick zu nehmen. Im Gegensatz zur Normenanalyse wird so der aktive Part der Emigranten deutlich. Während beispielsweise Rhein, Main und Donau als natürliche Transitrouten zumindest Erwähnung gefunden haben, sind die Reisevorgänge mit ihrer komplexen Logistik kaum untersucht worden, obwohl Korrespondenzen, Tagebücher und Memoiren voll von Szenen in Postkutschen und an Pferdewechselstationen sind.

Die vorherrschende Perspektive auf die Aufnahmepolitiken korreliert mit der wiederkehrenden Beschreibung der Migration als Wellenbewegung, die durch Push-Effekte innerhalb Frankreichs ausgelöst worden sei und sich im Exil fortgesetzt habe³⁵. So maßgeblich innerfranzösische Faktoren wie die Zivilverfassung des Klerus, die Flucht Ludwigs XVI., der Tuileriensturm, die Septembermorde und die Terrorherrschaft, aber auch ständische Identitätskonflikte für die Auswanderung waren, so

31 HÖPEL, Emigranten in Preußen (wie Anm. 11), S. 188–199; WINKLER, Emigranten in Bamberg (wie Anm. 11), S. 101–105.

32 Wilhelm WÜHR, Der Bayreuther Prozeß gegen die gegenrevolutionäre Agentur Ludwigs XVIII. von Frankreich, München 1937.

33 BISKUP, German Court (wie Anm. 11), S. 85.

34 SCHÖNPLUG, Französische Revolutionsflüchtlinge (wie Anm. 6); STRUCK, GANTET, Revolution, Krieg und Verflechtung (wie Anm. 14), S. 216–218; BAHLCKE, Zwischen offener Zurückweisung (wie Anm. 16), S. 255–264; Sylvia HAHN, Historische Migrationsforschung, Frankfurt a. M. 2011 (Historische Einführungen, 11), S. 103 f.; Susanne LACHENICHT, Die Französische Revolution, Darmstadt 2012, S. 47 f.

35 So etwa HENKE, Coblenz: Symbol für die Gegenrevolution (wie Anm. 11); HÖPEL, Emigranten in Preußen (wie Anm. 11).

unstimmig ist die Wellen-Metapher für den weiteren Emigrationsweg nach der »Ankunft« im Reich³⁶. Freilich lösten die Offensiven der Revolutionsarmee sowie die temporär stabile Neutralitätszone nach dem Basler Frieden im Norden des Reiches kurzfristige Mobilitätsschübe aus. Nichtsdestotrotz ist selbst an so unterschiedlichen *hot spots* wie Hamburg/Altona und Konstanz das Nebeneinander von längeren Aufenthaltszeiten und ständiger Fluktuation ein zentrales Merkmal der Revolutionsemigration. Damit relativieren individuelle Handlungsspielräume und Mobilitätsbedingungen das statische Push-und-Pull-Modell zugunsten einer dynamischen Mobilität im Reich.

Ihre quantitative Dimension lässt sich infolge von Kriegsverlauf, Gesetzgebung, Ressourcen, aber ebenso persönlichen Kontakten oder schlichtweg Zufall nur höchst unscharf taxieren³⁷. Weder reichsständische Überlieferungen wie Aufnahmelisten noch öffentliche Diskursformate wie Zeitungen und Pamphlete oder Selbstzeugnisse von Emigranten erlauben belastbare Schlüsse auf ihre Gesamtzahl. Zwar sind für einzelne Orte und Regionen vergleichsweise genaue Angaben überliefert, doch entwerfen Fluktuationen die Ergebnisse einer bloßen Addition bekannter Zahlen. Dennoch kann aufgrund von Indizien wie der geografischen Nähe zu Frankreich oder dem Zahlenmaterial über die *Armée des Princes*³⁸ und anderen großen Emigranten Gruppen im Westen des Reiches von einer mittleren fünfstelligen Zahl von Revolutionsemigranten ausgegangen werden³⁹. Somit zählte das Heilige Römische Reich neben Großbritannien und den USA, wofür die Forschung eine ähnliche Größenordnung veranschlagt, zu einem der drei meistfrequentierten Exilräume weltweit⁴⁰.

Einer transnationalen Vergleichsperspektive stehen bisher der notorische Fokus auf Einzelterritorien, die Wirkungsgeschichte des Koblenz-Symbols sowie das Negativstereotyp des »revanchistischen« aristokratischen und des »bigotten« geistlichen Emigranten im Weg. Hier bedarf es einer weitergehenden sozialen Differenzierung, die bisher nur unzureichend berücksichtigte Schichten von Emigranten einbezieht, z. B. Angehörige des Dritten Standes, Frauen, Kinder, einfache Soldaten

36 Zu den intraständischen Konflikten als Ursache der Emigration Karine RANCE, *L'identité collective des nobles français émigrés en Allemagne (1789–1815)*, in: *Grenzgänge. Beiträge zu einer modernen Romanistik* 5 (1998), S. 24–37. Die Wellen-Metapher findet sich in fast allen jüngeren Publikationen; siehe BÄHLCKE, *Zwischen offener Zurückweisung* (wie Anm. 16), S. 255.

37 Donald GREER, *The Incidence of the Emigration during the French Revolution*, Cambridge 1951 (*Harvard Historical Monographs*, 24); Jürgen Voss, *Baden und die Französische Revolution*, in: DERS. (Hg.), *Deutsch-französische Beziehungen im Spannungsfeld von Absolutismus, Aufklärung und Revolution*, Bonn 1992 (*Pariser Historische Studien*, 36), S. 271–296, hier S. 294–296. Dieser nennt die Zahl von 10 000 Emigranten allein in Baden 1794. Andere Flüchtlingsgruppen der 1790er Jahre wie *Belgier, Rheinländer, Piemonteser, Savoyarden, Schweizer, Italiener* erschweren zudem die Identifizierung von emigrierten *National-Franzosen*.

38 HENKE, *Coblentz: Symbol für die Gegenrevolution* (wie Anm. 11), S. 266–271 sowie unten zum Militär.

39 Vgl. auch STRUCK, GANTET, *Revolution, Krieg und Verflechtung* (wie Anm. 14), S. 217.

40 Kirsty CARPENTER, *Refugees of the French Revolution. Émigrés in London, 1789–1802*, Basingstoke 1999, S. 39–43 und Allan POTOFSKY, *The »Non-Aligned Status« of French Émigrés and Refugees in Philadelphia, 1793–1798*, in: *Transatlantica* 2 (2006), <http://transatlantica.revues.org/1147> (5.1.2016), S. 1.

und Dienstpersonal⁴¹. Dadurch wird die Bedeutung adliger Emigranten keinesfalls relativiert. Hat Donald Greer anhand französischer Emigrationslisten berechnet, dass Angehörige des Dritten Standes mehr als die Hälfte aller Emigranten ausmachten, zeigen jüngere Regionalstudien zum Reich hingegen, dass mit zunehmender Entfernung von Frankreich der Anteil adliger Emigranten stark anstieg. Greers Erhebungen zu Adel (17 %) und Klerus (25 %) kollidieren mit den Befunden für das Reich: der *Armée des Princes* als Adelsarmee in Koblenz, 42 % adligen Emigranten in Preußen, 58 % in Weimar, 39 % im Fürstbistum Bamberg⁴². Abseits der Grenzregionen war die Emigration elitärer als die Gesamtstatistik nahelegt.

Weiterhin muss die Emigration stärker als lebensweltliches Phänomen verstanden werden: Einer von zehn Einwohnern Hamburgs und jeder sechzehnte Bewohner Erfurts war Mitte der 1790er Jahre ein französischer Emigrant⁴³. Der mehrjährige Kontakt mit den ausgewanderten Franzosen erforderte im alltäglichen Miteinander bestimmte Verhaltensweisen gegenüber den konkreten Menschen sowie der Emigration im Allgemeinen. Die Beziehungssysteme, die sich zwischen Marktplatz, Kirchgang, Promenade, Theaterbesuch und Hofbällen in den unterschiedlichsten sozialen Kontexten entwickelten, trugen zur Bewältigung der existenziellen Herausforderungen des auf beiden Seiten unerwartet langen Exils bei.

Erste Anknüpfungspunkte für die Emigranten ergaben sich dort, wo traditionelle Nahbeziehungen mit Frankreich bestanden, etwa in den frankophonen Gebieten der Österreichischen Niederlande, oder aufgrund personaler Netzwerke bei Adelsfamilien lothringischen und elsässischen Ursprungs, die als Fürsprecher und Förderer auftraten. Wer nicht in den Genuss von Patronage kam, hatte zunehmend mit knappen Subsistenzmitteln zu kämpfen. Diejenigen Emigranten, die ihren Lebensunterhalt nicht durch Arbeit oder Rendite erwirtschaften konnten, blieben auf landesherrliche Unterstützung und Solidaritätshandeln wie Kollekten und Freitische angewiesen⁴⁴.

In dieser episodischen Lebens- und Kommunikationsgemeinschaft von Reichsbewohnern und Emigranten bildeten sich Transferkanäle heraus, die Austauschprozesse auslösten und die gegenseitige Wahrnehmung auf individueller sowie diskursiver Ebene beeinflussten.

41 Ansätze hierzu bei HÖPEL, Emigranten in Preußen (wie Anm. 11); PESTEL, Weimar als Exil (wie Anm. 11); WINKLER, Emigranten in Bamberg (wie Anm. 11).

42 GREER, Incidence (wie Anm. 37); HÖPEL, Emigranten in Preußen (wie Anm. 11), S. 92; PESTEL, Weimar als Exil (wie Anm. 11), S. 82; WINKLER, Emigranten in Bamberg (wie Anm. 11), S. 94.

43 Katherine AASLESTAD, Place and Politics. Local Identity, Civic Culture, and German Nationalism in North Germany during the Revolutionary Era, Leiden 2005 (Studies in Central European Histories, 36), S. 131; eine defensivere Schätzung bei MANSKE, Möglichkeiten und Grenzen des Kulturtransfers (wie Anm. 11), S. 27; PESTEL, Revolution im Deutungsstreit (wie Anm. 11), S. 219.

44 DERS., Weimar als Exil (wie Anm. 11), S. 43–48 und 123–126; DERS., Revolution im Deutungsstreit (wie Anm. 11), S. 218–223.

II. Transferfelder

1. Soziabilität

Im Verlauf des Exils eröffneten sich für Emigranten und Einheimische verschiedene Foren gesellschaftlicher Interaktion. Maßgeblich dafür waren die lokalen Gegebenheiten und Geselligkeitsformen ebenso wie die Sozialstruktur der Emigranten. Aristokraten weltlichen und geistlichen Standes hatten in den Städten Zugang zu Salons und privaten Zirkeln und erhielten in Residenzen wie Brüssel, Weimar und Braunschweig regelmäßige Einladungen an den Hof⁴⁵. Obwohl ihnen als Franzosen kriegsbedingt durchaus Reserviertheit entgegenschlug⁴⁶, begegneten ihnen die frankophonen Oberschichten häufig mit Wohlwollen. Zum einen erkannte man sie unter dem Eindruck der *Terreur* als Opfer illegitimer Gewalt an, sodass Praktiken von Standesolidarität griffen⁴⁷. Zum anderen konnte der Kontakt mit berühmten Auswanderern das eigene Sozialprestige beträchtlich aufwerten. Das Interesse an französischer Kultur im Allgemeinen und an der Gewandtheit und Weltläufigkeit der Emigranten im Besonderen sorgte für eine gemeinsame Kommunikationsbasis⁴⁸. In den Oberschichten galt Konversation mit Emigranten als erwünschte Abwechslung von üblichen Unterhaltungspraktiken und Testfall für die eigene Frankophilie. Man lernte französische Umgangsformen kennen, schätzte die *freundliche Lebhaftigkeit*⁴⁹ des französischen Esprit und bemühte sich um das eigene Französisch. Emigranten trugen zur intellektuellen Animation auf adligen Landsitzen bei⁵⁰. Man tauschte Nachrichten über Krieg und Politik aus, spielte aber ebenso Karten und Bindekuh, hielt Lesungen von Theaterstücken oder lauschte Kammermusik⁵¹.

Diese kompensatorische Seite der Soziabilität steht in deutlichem Kontrast zur wahrgenommenen Melancholie und Gereiztheit der Emigranten, deren Rückkehrhoffnung zunehmend schwand, und bezeugt, dass sie auch hinsichtlich des Sozialverhaltens ihre kulturellen Eigenheiten bewahrten. Während Emigrantenpräsenz in den Salons von Wien, Weimar und Hamburg nach 1792 fast kontinuierlich nach-

45 PAWLIK, Emigranten in Österreich (wie Anm. 12), S. 99 f.; HENKE, Coblenz: Symbol für die Gegenrevolution (wie Anm. 11), S. 106–147; BISKUP, German Court (wie Anm. 11), S. 71–82; PESTEL, Weimar als Exil (wie Anm. 11), S. 116–123.

46 WAGNER, Emigrantinnen der Französischen Revolution (wie Anm. 12), S. 18; HÖPEL, Emigranten in Preußen (wie Anm. 11), S. 281–286.

47 Louise-Elisabeth VIGÉE-LEBRUN, Souvenirs, 1755–1842, hg. v. Geneviève HAROCHE-BOUZINAC, Paris 2008 (Bibliothèque des correspondances, mémoires et journaux, 42), S. 465–490; Philip MANSEL, The Prince of Europe: The Life of Charles Joseph De Ligne (1735–1814), London 2005, S. 166–169; HÖPEL, Emigranten in Preußen (wie Anm. 11), S. 265–280.

48 PESTEL, Weimar als Exil (wie Anm. 10), S. 116–123.

49 Karl August VARNHAGEN VON ENSE, Denkwürdigkeiten des eignen Lebens, Bd. 1, Leipzig 2¹⁸⁴³, S. 116.

50 WINKLER, Emigranten in Bamberg (wie Anm. 11), S. 144; Zdenka STOKLÁSKOVÁ, Migration und Fremdheit in Mähren, in: Katrin LEHNERT (Hg.), Transregionale Perspektiven. Kleinräumige Mobilität und Grenzwahrnehmung im 19. Jahrhundert, Dresden 2011 (Bausteine aus dem Institut für Sächsische Geschichte und Volkskunde, 20), S. 69–95, hier S. 81; dies ist auch in der Erzählliteratur belegt, vgl. Gabriel SÉNAC DE MEILHAN, L'Emigré, hg. v. Michel DELON, Paris 2004.

51 PESTEL, Weimar als Exil (wie Anm. 11), S. 128–135.

weisbar ist⁵², liegen zu Residenzen wie München, Kassel, Prag, Dresden und Berlin keine Untersuchungen vor.

Neben diesen Zusammenkünften ergaben sich im sozialräumlichen Gefüge der Exilorte auch ganz alltägliche Kontaktzonen mit der einfachen Bevölkerung, in Gasthäusern sowie beim Marktbesuch und Kirchgang. Rudimentäre Kenntnisse der Landessprache erwarben viele Emigranten als praktisches Alltagsvokabular. Wo Verständigungsschwierigkeiten auftraten, wurde improvisiert: mit Händen und Füßen oder auf Latein, das geistliche Leser ebenso beherrschten wie etwa der Weimarer Hofbibliothekar, bei dem man zu Zeitvertreib, Unterricht und eigener Bildung Bücher auslieh⁵³. In Orten mit hoher Emigrantenzahl etablierte sich eine soziokulturelle Infrastruktur aus Theatern, Restaurants, Kaffeehäusern und Läden, in denen französische Produkte von Büchern bis zur Haute Couture feilgeboten wurden⁵⁴.

2. Militär

Militärische Handlungsfelder der Emigration erstreckten sich zunächst auf grenznahe Territorien. Bis zum Kriegsausbruch 1792 sammelten sich dort Tausende von Soldaten der alten königlichen Armee. Noch vor der Flucht Ludwigs XVI. zogen die Appelle der emigrierten Prinzen an das französische Militär einen rasanten Anstieg der Emigrantenzahlen nach sich⁵⁵. Bis Ende 1791 hatten mit über 6000 Offizieren drei Viertel des Offizierskorps Frankreich Richtung Reich verlassen⁵⁶. In dieser Phase spielten die Bemühungen der Prinzen um den Aufbau einer handlungsfähigen Emigrantenarmee als Teil einer europäischen Koalition eine zentrale Rolle. Zur *Armée des Princes* mit einer Sollstärke von 24 000 Mann gingen im Frühjahr 1792 auch ganze Regimenter über⁵⁷. Durchzug und Aufenthalt der Verbände war vielen

- 52 Siehe Emmanuel de WARESQUIEL, *Le Duc de Richelieu, 1766–1822: un sentimental en politique*, Paris 1990, S. 76–78; MANSEL, *The Prince of Europe* (wie Anm. 47), S. 150–176; PESTEL, *Weimar als Exil* (wie Anm. 11), S. 131–135; SCHEEL, *Emigranten in Braunschweig-Wolfenbüttel* (wie Anm. 11), S. 54–58; BISKUP, *German Court* (wie Anm. 11), S. 72–74; AASLESTAD, *Place and Politics* (wie Anm. 43), S. 130–135; Richard KREUEL, *Prinz Heinrich von Preußen in Rheinsberg*, in: *Hohenzollern-Jahrbuch. Forschungen und Abbildungen zur Geschichte der Hohenzollern in Brandenburg-Preußen* 6 (1902), S. 12–37; Pierre BRACHIN, *Le Cercle de Münster (1779–1806) et la pensée religieuse de F.L. Stolberg*, Lyon 1951 (*Bibliothèque de la Société des Études Germaniques*), S. 124–127.
- 53 PESTEL, *Weimar als Exil* (wie Anm. 10), S. 151–166; Stefan HANSS, *Graf du Manoir in Weimar. Emigrationsalltag und Lektüren eines französischen Revolutionsflüchtlings*, in: *Francia* 39 (2012), S. 499–518.
- 54 HENKE, *Coblentz: Symbol für die Gegenrevolution* (wie Anm. 11), S. 135–147; AASLESTAD, *Place and Politics* (wie Anm. 43), S. 130f.; PESTEL, *Weimar als Exil* (wie Anm. 11), S. 129.
- 55 In seinem Aufruf vom 11. Juni 1791 stellte der Comte d’Artois jenen Offizieren, die sich um ihn sammelten, die Beibehaltung des Ranges und der Einkünfte in Aussicht, vgl. HENKE, *Coblentz: Symbol für die Gegenrevolution* (wie Anm. 11), S. 51.
- 56 GREER, *Incidence* (wie Anm. 37), S. 90; HENKE, *Coblentz: Symbol für die Gegenrevolution* (wie Anm. 11), S. 52.
- 57 HENKE, *Coblentz: Symbol für die Gegenrevolution* (wie Anm. 11), S. 52. S. 266–269; Ferdinand STROBL VON RAVELSBERG, *Geschichte des K. und K. 12. Dragoner-Regiments seit seiner Errichtung, bis zur Gegenwart 1798–1890*, Wien 1890; René de GROUVEL, *Les corps de troupe de l’émigration française (1789–1815)*, 3 Bde., Paris 1957–1964.

Reichsständen ein Dorn im Auge⁵⁸. Trotz episodischer Protektion durch einzelne Reichsfürsten taten sich Österreich und Preußen mit Emigranteneinheiten in der operativen Kriegsführung schwer, da diese aufgrund des prononcierten Rachemotivs als unberechenbar galten⁵⁹.

Nach der Auflösung der Prinzenarmee blieb das chronisch unterfinanzierte, einige Tausend Mann umfassende Corps Condé übrig. In den Folgejahren stand es u. a. in britischem, österreichischem und russischem Sold und kämpfte bis 1797 unter österreichischem Oberkommando im südwestdeutschen Raum, im Zweiten Koalitionskrieg dann in der Schweiz, anschließend in Bayern⁶⁰. Abgesehen von den halbautonomen Verbänden gelang es einigen emigrierten Soldaten, in das reguläre Militär der Koalitionsmächte einzutreten. Während sich der Zugang in das preußische Heer auf einige Spezialisten aus Ingenieureinheiten beschränkte, erwies sich die habsburgische Armee als aufnahmebereiter, bot sie doch für ambitionierte Emigrantenoffiziere beträchtliche Aufstiegschancen⁶¹.

Nach Bonapartes Machtkonsolidierung erhielten im emigrierten Adel Identitätskonflikte Auftrieb, da die militärischen Erfolge des Ersten Konsuls eine Reidentifikation mit der eigenen Herkunft bzw. der französischen Nation ermöglichten, was während des Ersten Koalitionskrieges noch ausgeschlossen schien⁶². Trotz des fortgesetzten Rückkehrtrends im Zuge der Restauration findet sich auch nach 1814/15 unter den höheren Offizieren der habsburgischen Armee eine erkleckliche Zahl ehemaliger Revolutionsemigranten, deren Nachkommen im Kaisertum Österreich herausgehobene politische und soziale Positionen innehatten⁶³.

3. Wirtschaftliche Aktivitäten

Handel, Handwerk, Industrie und Landwirtschaft zählten zu den vielgestaltigsten Transferaktivitäten und erlauben Einblicke in die soziale Vernetzung gerade nicht-adliger Emigranten. Sie reichen vom Verkauf selbstgefertigter Schiffsmodelle

58 Zur Rolle der Legionen Mirabeau und Berwick siehe WÜHR, *Emigranten in Bayern und Franken* (wie Anm. 27), S. 121–137; zu Vorderösterreich PAWLIK, *Emigranten in Österreich* (wie Anm. 12), S. 100.

59 Zur Debatte zwischen Preußen und Österreich um die Integration der Emigrantenarmee Alfred von VIVENOT, Heinrich von ZEISSBERG (Hg.), *Quellen zur Geschichte der deutschen Kaiserpolitik Oesterreichs während der französischen Revolutionskriege 1790–1801. Urkunden, Staatsschriften, diplomatische und militärische Actenstücke*, Wien 1873; zu ihrer Verteilung auf die Koalitionstruppen vgl. PAWLIK, *Emigranten in Österreich* (wie Anm. 12), S. 108; HENKE, *Coblentz: Symbol für die Gegenrevolution* (wie Anm. 11), S. 272–279.

60 Frédéric d'AGAY, *A European Destiny: the Armée de Condé, 1792–1801*, in: Kirsty CARPENTER, Philip MANSEL (Hg.), *The French Émigrés in Europe and the Struggle against Revolution, 1789–1814*, Basingstoke 1999, S. 28–42, hier S. 34–42.

61 Vgl. HÖPEL, *Emigranten in Preußen* (wie Anm. 11), S. 325–330. GODSEY, *La société* (wie Anm. 12), S. 82f. weist auf die Bedeutung des Hofkriegsrats ab Mitte der 1790er Jahre hin, der Offizierskarrieren von Emigranten protegierte.

62 Karine RANCE, *Die Emigration des französischen Adels in Deutschland: eine »vorübergehende« Emigration*, in: HÖPEL, MIDDELL (Hg.), *Réfugiés und Émigrés* (wie Anm. 2), S. 158–178.

63 Exemplarische Karrieren bei Alain PETIOT, *Les Lorrains et l'empire: Dictionnaire biographique des Lorrains et de leurs descendants au service des Habsbourg de la Maison d'Autriche*, Versailles 2005.

über die Anlage von Mustergütern⁶⁴ bis zur Gründung von Manufakturen und Fabriken. Dienten sie hauptsächlich zur Subsistenzsicherung, funktionierte der wirtschaftliche Austausch zwischen Emigranten und Aufnahmegesellschaft gleichwohl nicht ohne Schwierigkeiten.

Wirtschaftliche Betätigung lag vor allem für Angehörige des Dritten Standes nahe, die im Idealfall ihr in Frankreich betriebenes Handwerk oder Gewerbe im Exil fortsetzten und als Tischler, Goldschmiede oder Friseur Anstellung fanden. Die Situation für Adlige und Kleriker war schwieriger: Aufgrund ihrer Standesprivilegien waren ihnen wirtschaftliche Aktivitäten in Frankreich großenteils verwehrt gewesen⁶⁵. Doch führte das Exil teilweise zu einem Mentalitätswandel. Entweder akzeptierten Adlige und Kleriker den zeitweiligen Statusverlust und beriefen sich für ihren Lebensunterhalt auf die besonderen Umstände, oder ihre ökonomische Lage ließ keine Alternative zur Erwerbsarbeit zu⁶⁶. Entsprechend finden sich aus praktisch allen Regionen Berichte über adlige Zimmerleute, Limonaden- oder Mausefallenverkäufer bzw. Geistliche, die in Schmieden, Wäschereien oder Mühlen arbeiteten⁶⁷.

Selbstständiges Gewerbe wurde insbesondere dort erleichtert, wo eine entsprechende Nachfrage bestand und die örtlichen Behörden, oft gegen die Widerstände der Zünfte, ihre Genehmigung erteilten. Kameralistische Erwägungen erhöhten die Bereitschaft, wenn Emigrantengewerbe Steuereinnahmen versprachen, lokale Rohstoffe verwendeten und nicht in Konkurrenz zu den korporativ organisierten lokalen Produzenten traten. Luxusartikel sprachen eine zahlungskräftige und vom französischen Lebensstil inspirierte Klientel an. Deren Distinktionsbedürfnisse sicherten die Existenz von Mode-, Parfüm-, Schmuck- und Weinhandlungen sowie Restaurants⁶⁸. Hier kam den Emigranten der Kriegsverlauf einmal zugute, da sich infolge der weitgehend unterbrochenen Handelsbeziehungen nach Frankreich die Nachfrage teilweise auf sie verlagerte.

Wenn gerade adlige Emigranten über Eigenkapital verfügten und eine behördliche Genehmigung oder gar finanzielle Förderung erwirken konnten, waren die Bedingungen für Unternehmensgründungen relativ günstig. So entstanden Hut-, Kerzen- und Seifenmanufakturen, Destillen und Musikinstrumentenwerkstätten, vor allem Tapeten- und Textilfabriken, von denen viele zwar ums wirtschaftliche

64 Vgl. das Siedlungsprojekt des Chevalier de Boufflers in Südpreußen; HÖPEL, Emigranten in Preußen (wie Anm. 11), S. 361–365.

65 Zur *dérogance* RANCE, Die Emigration des französischen Adels (wie Anm. 62), S. 163, die das Problem mit dem Sturz der Monarchie als überholt ansieht; dagegen PESTEL, Weimar als Exil (wie Anm. 11), S. 90, der die weiterwirkende ständische Prägung betont. Für die Geistlichen KRÖGER, Exilklerus in Münster (wie Anm. 11), S. 201.

66 Dies schlug sich nicht zuletzt im Festhalten an einer aristokratischen Soziabilität nach »Feierabend« nieder; siehe MANSKE, Möglichkeiten und Grenzen des Kulturtransfers (wie Anm. 11), S. 109f.

67 AASLESTAD, Place and Politics (wie Anm. 43), S. 133; Eckart KLESSMANN, »Ein allgemeines Wirtshaus der Musen«. Hamburg um 1800, in: Bärbel HEDINGER (Hg.), Rainvilles Fest. Panorama, Promenade, Tafelfreuden. Ein französischer Lustgarten im dänischen Altona, Hamburg 1994, S. 77–86, hier S. 78f.; Arnulf MOSER, Die französische Emigrantenkolonie in Konstanz während der Revolution (1792–1799), Sigmaringen 1975 (Konstanzer Geschichts- und Rechtsquellen, 21), S. 45f.; PESTEL, Revolution im Deutungsstreit (wie Anm. 11), S. 233 und 236f.

68 AASLESTAD, Place and Politics (wie Anm. 43), S. 132; HÖPEL, Emigranten in Preußen (wie Anm. 11), S. 355; PESTEL, Revolution im Deutungsstreit (wie Anm. 11), S. 237.

Überleben kämpften, einige sich gleichwohl etablierten⁶⁹. Ein Exilbischof mit Kapitalreserven in Hamburg trat als Teilhaber einer Mehlfabrik sogar als Investor in Erscheinung⁷⁰. Im Adriahafen Triest wechselte der Comte de Moré als Joseph Labrosse in eine bürgerliche Existenz und betrieb ein prosperierendes Handelshaus samt Bank⁷¹.

Boten sich in Emigrantenunternehmen Beschäftigungsmöglichkeiten für Einheimische, entwickelten sie sich im Idealfall zu Orten des Technologietransfers⁷². Exemplarisch für eine solche Nutzung von Revolutionsfolgen zur Wirtschaftsförderung stehen preußische Initiativen, die eigene Seidenherstellung am europäischen Markt zu etablieren. Hier wird der Erfahrungsraum der Hugenottenansiedlung ein Jahrhundert zuvor erkennbar⁷³. Dazu begann die Regierung, hochqualifizierte Emigranten aus Lyon, dem Zentrum der französischen Seidenindustrie, und auch spezialisierte Facharbeiter anzuwerben, die noch gar nicht emigriert waren. Dass diese infolge der revolutionären Emigrantengesetze daraufhin proskribiert wurden, bildete einen unbeabsichtigten Nebeneffekt⁷⁴. Gleichwohl stellten die preußischen Behörden die Prosperität des eigenen Landes über den humanitären Einsatz für die Emigranten. In den Seidenmanufakturen bestand die Verpflichtung, einheimische Facharbeiter auszubilden, die die Emigranten perspektivisch ersetzen konnten.

In der Gesamtrendenz standen ökonomische Aktivitäten – vom Hilfsarbeiter bis zum Großunternehmer – im Spannungsfeld der Interessen von Landes- und Stadtregerungen, Zünften und Emigranten selbst. Hinzu traten die Kunden, die die Produkte und Dienstleistungen kauften. Obwohl wirtschaftlicher Erfolg nur vereinzelt quantifizierbar ist, lässt jedoch die Fülle an Betätigungen, wie sie etwa Zeitungsannoncen dokumentieren, auf die Nachfrage und ökonomische Spielräume schließen⁷⁵. Zudem war wirtschaftlicher Austausch ein wechselseitiger Prozess: Finanzielle Reserven und erwirtschaftete Einkommen setzten die Emigranten vor Ort ihrerseits um, wie in Westfalen: *[D]er nachherige Wohlstand in und bey Schwelm schreibt sich unlängbar von den Emigranten her. [...] Wie nun dieß der Fall in Schwelm war, so war es auch anderwärts, zumal in Gegenden, wohin nachher keine Truppen gedrun-gen sind. Den Emigranten also haben manche Gegenden ihren Wohlstand zu dan-*

69 DIEZINGER, Französische Emigranten (wie Anm. 11), S. 152–157; HÖPEL, Emigranten in Preußen (wie Anm. 11), S. 343–353; MOSER, Emigranten in Konstanz (wie Anm. 67), S. 41–45; SCHEEL, Emigranten in Braunschweig-Wolfenbüttel (wie Anm. 11), S. 46f.; WINKLER, Emigranten in Bamberg (wie Anm. 11), S. 115–120.

70 MANSKE, Möglichkeiten und Grenzen des Kulturtransfers (wie Anm. 11), S. 108 und KRÖGER, Exilklerus in Münster (wie Anm. 11), S. 201.

71 Amandine FAUCHON, Réseaux familiaux et construction identitaire d'une noblesse d'épée: l'exemple de l'émigré Albert-François de Moré, in: Philippe BOURDIN (Hg.), Les noblesses françaises dans l'Europe de la Révolution, Rennes, Clermont-Ferrand 2010, S. 397–411.

72 Siehe auch die Initiativen in Bergbau und Hüttenwesen im thüringischen Ilmenau; PESTEL, Weimar als Exil (wie Anm. 11), S. 251–255.

73 Selbst im katholischen Bamberg bildete die Hugenottensiedlung ein Argument zur Begünstigung wirtschaftlicher Aktivitäten von Revolutionsemigranten; WINKLER, Emigranten in Bamberg (wie Anm. 11), S. 118.

74 HÖPEL, Emigranten in Preußen (wie Anm. 11), S. 331–342.

75 Siehe beispielsweise im *Spectateur du Nord*.

ken⁷⁶. Von emigrantischer Kaufkraft profitierten Bauern, Lebensmittelhändler, Handwerker, Dienstboten und Hausbesitzer, die zum Teil die Unkenntnis der Emigranten mit lokalen Preisen und Währungen zielgerichtet ausnutzten. Klagen über steigende Lebensmittelpreise und Mieten sowohl aufseiten der Emigranten wie der einheimischen Bevölkerung sind hierfür ein stichhaltiger Beleg⁷⁷.

4. Publizistik und Revolutionsdeutung

Ebenso wie die Französische Revolution selbst wurde die Emigration zu einem Kommunikationsereignis. Die quantitative und qualitative Mobilisierung der französischen Öffentlichkeit schlug sich auch im Exil nieder. Dem Reich mit seiner differenzierten Landschaft an Verlagen und Periodika sowie dem Interesse des Lesepublikums an der Revolution kam dabei eine herausragende Rolle zu⁷⁸. Publizistisch aktive Emigranten, darunter vormalige Abgeordnete der Nationalversammlung und Journalisten, setzten ihre Tätigkeiten im Reich fort, verfassten in hohem Tempo tagespolitische Pamphlete, gaben Zeitschriften heraus oder widmeten sich längeren revolutionshistorischen Abhandlungen. Geschrieben wurde in der Regel auf Französisch, gedruckt allerdings auf Reichsboden, oft gefolgt von deutschen Übersetzungen. Eines der wichtigsten europäischen Verlagszentren bildete neben London und Neuchâtel Hamburg, das mit Pierre François Fauche einen der maßgeblichen Emigrationsverleger beherbergte⁷⁹.

Eine systematische Bibliografie von »Emigrationsbibliotheken« in Analogie zu den bereits erfassten »Revolutionsbibliotheken«⁸⁰, mit denen sie sich in Teilen überlappen, bildet eine lohnenswerte Aufgabe zukünftiger Forschung, müsste aber konsequenterweise in transnationaler Perspektive erfolgen. So lässt sich anhand einer der Verlagsserfolge Fauches exemplarisch zeigen, wie Emigrationsschriften über ihre

76 ANON., Geschichte der Emigranten und ihrer Armee: von deren Entstehung bis zur Auflösung; Von einem Augenzeugen; Mit Belegen; Ein Beytrag zur Geschichte des Revolutionskriegs und der Donkischottiaden, Leipzig 1802, Bd. 2, S. 377f.

77 MOSER, Emigranten in Konstanz (wie Anm. 67), S. 40; KRÖGER, Exilklerus in Münster (wie Anm. 11), S. 52f.; MANSKE, Möglichkeiten und Grenzen des Kulturtransfers (wie Anm. 11), S. 89 und 107f.; PESTEL, Revolution im Deutungsstreit (wie Anm. 11), S. 223 und 238. Im Fürstbistum Münster sahen die Autoritäten im Konsumverhalten der Emigranten die Gefahr von sittlicher Verderbnis durch Luxus; KRÖGER, Exilklerus in Münster (wie Anm. 11), S. 61. Klagen über Teuerung begegneten Landesherrschaften mit Versuchen, lokale Konzentrationen von Emigranten durch temporäre Aufenthaltsverbote proaktiv zu vermeiden, so etwa in Prag; Österreichisches Staatsarchiv Wien, Allgemeines Verwaltungsarchiv, Polizeihofstelle 1799/30, Brief des Prager Polizeidirektors Stumpf an Polizeiminister Johann von Perglen, 4.1.1799.

78 Vgl. Friedemann PESTEL, Emigration als Kommunikationsereignis. Die europäisch-amerikanische Rezeption der *monarchiens* während der Französischen Revolution, in: Archiv für Kulturgeschichte 96 (2014), S. 299–340.

79 Zur Topografie der Emigrationsverlage Jean-Daniel CANDAU, Pour une géographie des imprimeurs de l'émigration et de la Contre-Révolution, in: Annales Benjamin Constant 30 (2006), S. 227–251.

80 Hans-Jürgen LÜSEBRINK, Rolf REICHARDT, René NOHR, Kulturtransfer im Epochenumbuch – Entwicklung und Inhalte der französisch-deutschen Übersetzungsbibliothek 1770–1815 im Überblick, in: LÜSEBRINK, REICHARDT (Hg.), Kulturtransfer im Epochenumbuch (wie Anm. 13), S. 29–86; Erich PELZER, Die Wiederkehr des girondistischen Helden. Deutsche Intellektuelle als kulturelle Mittler zwischen Deutschland und Frankreich während der Französischen Revolution, Bonn 1998 (Pariser Historische Studien, 43).

Schreib- und Druckorte hinaus zirkulierten, da sie sich in der Regel an ein frankophones europäisches Publikum richteten, die Reichsbewohner also Teil einer als transnational imaginierten Gemeinschaft von Revolutionsgegnern wurden. Trophime Gérard de Lally-Tollendals »Défense des émigrés français« erschien 1797 in einer Phase des vorübergehenden Erstarkens royalistischer Kräfte in Frankreich als Programmschrift zur Verteidigung der politischen Ungefährlichkeit der Emigranten, war also ein Plädoyer für deren baldige Rückkehr. Zusammen mit der Hamburger Ausgabe erschienen eine Londoner Edition sowie Pariser Nachdrucke in Zehntausenden von Exemplaren⁸¹. Die europaweite Nachfrage wirkte auf die deutschen Leser zurück, indem die Schrift die Rezensionsspalten der Zeitschriften füllte und schließlich auch den Markt für eine deutsche Übersetzung eröffnete, die passenderweise in Fauches Braunschweiger *Dependance* herauskam, da sie dort mit herzoglichen Geldern subventioniert wurde⁸².

Auffällig ist, dass sich französischsprachige Emigrantenzeitschriften im Reich, im Gegensatz zu Großbritannien⁸³, nicht längerfristig etablieren konnten – mit der signifikanten Ausnahme des Hamburger »Spectateur du Nord«. Er brachte es auf immerhin 500 Abonnenten und prägte durch das Engagement wichtiger Mittler wie Charles de Villers das französische Deutschlandbild um 1800⁸⁴. Zahlreiche kurzlebige Zeitschriftenprojekte in Bayern zeigen jedoch, dass auch auf dem Feld der Emigrantenpublizistik der Eindruck eines pauschalen Nord-Süd-Gefälles verzerrend wäre⁸⁵.

Grundsätzlich ging es schreibenden Emigranten um Aufklärung und Mobilisierung ihres Publikums gegen die Revolution, oftmals in enger Abstimmung mit sympathisierenden Publizisten und Verlegern auf dem deutschen Markt. In diese Kategorie gehört der Einsatz des Hamburger Herausgebers der »Minerva«, Johann Wilhelm von Archenholtz, für die Freilassung des erst in preußischer, dann in österreichischer Gefangenschaft dahinsiechenden Generals La Fayette⁸⁶. Indem La Fayette internationale Unterstützer über Archenholtz, aber auch über ihre Netzwerke in Großbritannien, Frankreich und den USA durch Lobbyismus und öffentliche Skandalisierung dessen Haft als willkürlich angeprangerten, entstand politischer Druck, der zusammen mit den Friedensverhandlungen die Freilassung 1797 beschleunigte.

Umgekehrt zeigen die Rezeptionsmuster, insbesondere in den zahlreichen Besprechungen der Periodika, dass Leser im Reich auch eigene Erkenntnisinteressen auf Emigrationsschriften projizierten. Gerade die Schriften konstitutioneller Monarchisten ließen ein weites Spektrum an Lesarten bis hin zu konkurrierenden, politisch

81 Trophime Gérard de LALLY-TOLLENDAL, *Défense des émigrés français, adressée au peuple français*, Hamburg 1797; zur Wirkung in Frankreich 1797 siehe die Neuauflage Paris 1825, S. I–XV und 385 f.

82 SCHEEL, *Emigranten in Braunschweig-Wolfenbüttel* (wie Anm. 11), S. 51.

83 Vgl. Simon BURROWS, *French Exile Journalism and European Politics 1792–1814*, Woodbridge 2000 (Royal Historical Society Studies in History, N. S. 19).

84 Vgl. Paul HAZARD, *Le Spectateur du Nord*, in: *Revue d'histoire littéraire de la France* 13 (1906), S. 26–50; SCHEEL, *Emigranten in Braunschweig-Wolfenbüttel* (wie Anm. 11), S. 52.

85 WÜHR, *Französische Emigrantenpresse in Regensburg* (wie Anm. 15).

86 Siehe Paul S. SPALDING, *La Fayette: Prisoner of State*, Columbia/SC 2010.

polarisierenden Übersetzungen⁸⁷ zu, die zeigen, dass die Rezipienten anhand von Emigrationschriften die grundsätzliche Legitimität bzw. Illegitimität der Französischen Revolution in ihren einzelnen Phasen diskutierten⁸⁸. Ob im Original oder in teils durch Zusätze, Kürzungen oder Zuspitzungen gefärbten Übersetzungen, das Publikum suchte einen »guten« Kern der Revolution. Konstitutionelle Positionen entsprachen in besonderer Weise dem politischen Mainstream der deutschen »Revolutionsbibliotheken«. Gleichwohl verbargen sich auf Emigrantenseite dahinter teils erhebliche Positionsunterschiede, die auf Rezipientenseite nicht immer differenziert wahrgenommen wurden. Doch auch klarer revolutionsfeindlich konturierte Journale und Autoren setzten sich mit der Emigration auseinander. Allerdings besteht hier etwa für das »Politische Journal«, die »Wiener Zeitschrift« oder die »Eudämonia« noch Forschungsbedarf⁸⁹.

Eine weitere lohnenswerte Frage bleibt, wie eng lebensweltliche Emigrationserfahrung und publizistische Diskurse aufeinander bezogen waren. Dass die Jenaer »Allgemeine Literatur-Zeitung« in der Besprechung von Lally-Tollendals »Défense« fragte: *Wer unter den gebildeten Classen kennt nicht Ausgewanderte, für die er sich persönlich interessiert?*⁹⁰, deutet darauf hin, dass das Publikum mithilfe der Emigrationspublizistik nicht nur nach Frankreich, sondern auch vor die eigene Haustür blickte. Das bedeutet umgekehrt, dass die Emigranten die Berichterstattung über sie verfolgten. So appellierte ein Exilfranzose an Christoph Martin Wieland, dass dieser doch, bevor er das nächste Mal im »Neuen Teutschen Merkur« Emigrantenkritik und antifranzösischen Stereotypen ein Forum biete, an Negativfolgen für die unterstützungsbedürftigen Emigranten denken möge⁹¹.

5. Geistliche Lebensformen

Mit der Zivilkonstitution und Aufhebung der nicht-karitativen Orden begann die Auswanderung ungefähr eines Viertels des französischen Klerus, die zwischen den Septembermorden 1792 und dem Ende der Terreur ihren Höhepunkt erreichte⁹². Die *réfractaires* fanden nicht nur in den geistlichen und anderen mehrheitlich katholischen Fürstentümern des Reiches Aufnahme, sondern auch in protestantischen Regionen. Wenngleich dies Einschränkungen hinsichtlich der Ausübung und Öffentlichkeit der religiösen Praktiken bedeuten konnte, war der konfessionelle Faktor nicht ausschlaggebend für die Emigrantenaufnahme⁹³.

87 Siehe für Jacques Mallet du Pans »Considérations sur la nature de la Révolution de France« Rolf REICHARDT, *Die Revolution – »ein magischer Spiegel«*. Historisch-politische Begriffsbildung in deutsch-französischen Übersetzungen, in: DERS., Hans-Jürgen LÜSEBRINK (Hg.), *Kulturtransfer im Epochenbruch* (wie Anm. 13), S. 883–999, hier S. 959–967.

88 Siehe PESTEL, *Emigration als Kommunikationseignis* (wie Anm. 78), S. 336.

89 Ein erster Überblick bei Christoph WEISS (Hg.), *Von »Obscuranten« und »Eudämonisten«*. Gegenauflärerische, konservative und antirevolutionäre Publizisten im späten 18. Jahrhundert, St. Ingbert 1997 (*Literatur im historischen Kontext*, 1).

90 *Allgemeine Literatur-Zeitung*, 22.5.1798, Sp. 453.

91 PESTEL, *Weimar als Exil* (wie Anm. 11), S. 183–185.

92 Bernard de BRYE, *La Révolution française et l'émigration de l'épiscopat gallican: historiographie d'une absence*, in: *Revue d'histoire moderne et contemporaine* (1993), S. 604–628; Charles CHAUVIN, *Le clergé à l'épreuve de la Révolution. 1789–1799*, Paris 1989.

93 Zur Aufnahme in mehrheitlich protestantischen Territorien siehe WÜHR, *Emigranten in Bayern und Franken* (wie Anm. 27), S. 138–147; Peter SCHMIDT-EPPENDORF, *Priester-Emigranten in*

Abgesehen von einigen Kirchenfürsten, die Vermögen ins Exil mitnehmen konnten, war die Mehrheit der Geistlichen mit existenzieller Not konfrontiert und auf die Hilfsbereitschaft der Aufnahmegesellschaft angewiesen⁹⁴. Obwohl viele von ihnen sich als Hilfsarbeiter in Gewerbebetrieben verdingten, wurde das Bild des nomadisierenden und *faulen* Emigrantenpriesters in der prorevolutionären Publizistik zum Signum für die *Verkommenheit* der Emigration insgesamt⁹⁵.

Solidarität wurde Geistlichen dennoch von vielen Seiten zuteil. Messstipendien und Hilfsfonds, Kollekten und Gemeinschaftsspeisungen sowie die Unterbringung in Klöstern und Pfarrhäusern linderten unmittelbare Bedürftigkeit⁹⁶. Kirchliche Aufrufe deuteten Mildtätigkeit gegenüber diesen *Glaubenshelden* als aktive *Rettung des Christentums* vor dem *Gotteshass* der Franzosen⁹⁷. Für die emigrierten Kleriker drückte sich die Solidarität der geistlichen Reichsstände in erster Linie in einer duldsamen Handhabung von Aufenthaltsgenehmigungen aus. Eine Sonderform kirchlicher Unterstützung empfangen die in Konstanz ansässigen Mitglieder des französischen Episkopats⁹⁸. Begleitet von einem päpstlichen Sendschreiben an alle katholischen Reichsfürsten organisierten sie in Eigenregie ein Sammelsystem zugunsten bedürftiger *Glaubensbrüder*⁹⁹.

Emigrierte Geistliche mit hybriden Profilen, die wie Elsässer und Lothringer über Kenntnisse der Landessprache verfügten oder diese im Laufe des Exils erwarben, waren begehrte Hofmeister, Sprachlehrer und Erzieher in adligen oder vermögenden bürgerlichen Haushalten sowie an Gymnasien und Universitäten¹⁰⁰. Angesichts der ungebrochenen Nachfrage verboten einige Landesherrschaften diese pädagogische Einflussnahme streng, fürchteten sie doch die Kontamination der Jugend mit zeitgenössischer Philosophie und *Partheygeist*¹⁰¹. Andererseits erhoffte man sich etwa im Fürstbistum Münster gerade von der wahrnehmbaren Präsenz von Revolutionszeugen eine immunisierende Wirkung gegen revolutionären *Enthusiasmus*¹⁰².

Obwohl viele Geistliche »profanen« Beschäftigungen nachgingen, taten sich auch standesgemäße Betätigungsfelder auf. Beispiele hierfür sind pastorale Dienste für emigrierte Landsleute sowie französische Kriegsgefangene, die zu Tausenden in ver-

Hamburg und Schleswig-Holstein in der Zeit der Französischen Revolution, in: Verein für katholische Kirchengeschichte in Hamburg und Schleswig-Holstein 3 (1990), S. 31–101.

94 BAHLCKE, Zwischen offener Zurückweisung (wie Anm. 16), S. 264–272.

95 Andreas Georg Friedrich REBMANN, Die französischen Emigranten in Deutschland und die deportierten Priester bei ihrer Wiederaufnahme in Frankreich, in: DERS., Werke und Briefe (wie Anm. 1), Bd. 3, S. 94–107.

96 WÜHR, Emigranten in Bayern und Franken (wie Anm. 27), S. 18–28; KRÖGER, Exilklerus in Münster (wie Anm. 11), S. 205–214.

97 WINKLER, Emigranten in Bamberg (wie Anm. 11), S. 61.

98 BAHLCKE, Zwischen offener Zurückweisung (wie Anm. 16), S. 268 f.

99 WÜHR, Emigranten in Bayern und Franken (wie Anm. 27), S. 223–229; MOSER, Emigranten in Konstanz (wie Anm. 67), S. 26–33.

100 KRUSE, Emigranten in Kurhannover (wie Anm. 11), S. 99–114; HÖPEL, Emigranten in Preußen (wie Anm. 11), S. 313–324; KRÖGER, Exilklerus in Münster (wie Anm. 11), S. 198–199; PESTEL, Weimar als Exil (wie Anm. 11), S. 228–234; WINKLER, Emigranten in Bamberg (wie Anm. 11), S. 137 f.

101 Zum 1793 erlassenen Verbot von französischen Hofmeistern und Gouvernanten in Würzburg und Bamberg WINKLER, Emigranten in Bamberg (wie Anm. 11), S. 56 f.

102 KRÖGER, Exilklerus in Münster (wie Anm. 11), S. 60 f.

schiedenen Reichsterritorien interniert waren¹⁰³. Bei nachgewiesenen Kenntnissen der Landessprache konnten emigrierte Geistliche als Hilfspriester eingesetzt werden¹⁰⁴. Angesichts des Priestermangels in vielen katholischen Territorien waren sie allerdings auch ohne Sprachkenntnisse vielen Einheimischen für die liturgischen Verrichtungen willkommen. Die geistlichen Aufsichtsbehörden behielten sich zu meist eine Einzelfallprüfung der Zelebrationserlaubnis vor, doch dürfte diese Kontrolle nur unzureichend umgesetzt worden sein¹⁰⁵.

Eine geistliche Lebensweise im Exil forderte angesichts der konfessionell fragmentierten Umwelt Anpassungsbereitschaft. In mehrheitlich katholischen Regionen war zwar ein Einbezug in den liturgischen Alltag in Klöstern und Pfarrgemeinden möglich; doch machten häufige Ortswechsel Improvisationen unausweichlich, z. B. die Einrichtung von Hauskapellen in Privatwohnungen¹⁰⁶. Seminaristen, die Frankreich vor der Ordination verlassen hatten, bemühten sich um die Fortsetzung ihrer Ausbildung, legten Gelübde ab oder empfingen die Priesterweihe¹⁰⁷. Das Emigrantenpriesterseminar Wolfsau im Fürstentum Hohenlohe diente neben anderen provisorischen Ausbildungsstätten im Reich der Rekrutierung des französischen Priesterstandes und bot gleichzeitig emigrierten Theologieprofessoren ein Betätigungsfeld¹⁰⁸. Angesichts der Infragestellung überkommenen religiösen Deutungswissens entstand ferner eine reiche und bisher kaum erforschte theologische Exilliteratur¹⁰⁹.

Revolution, Auswanderung und Exil erzeugten spirituelle Impulse, die zur geistlichen Bewältigung dieser einschneidenden Erfahrungen beitrugen. Über die Revita-

103 Zu Emigrantengemeinden siehe SCHMIDT-EPPENDORF, *Priester-Emigranten* (wie Anm. 97), S. 35–39; SCHEEL, *Emigranten in Braunschweig-Wolfenbüttel* (wie Anm. 11), S. 39; PESTEL, *Weimar als Exil* (wie Anm. 11), S. 94. Zur Gefangenenseelsorge Johann WEISSENSTEINER, *Die katholische Kirche zwischen Josephinischen Reformen, Französischer Revolution und Franzosenkriegen*, in: Karl ALBRECHT-WEINBERGER (Hg.), *Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit auch in Österreich? Auswirkungen der Französischen Revolution auf Wien und Tirol*, Wien 1989, S. 225–232, hier S. 229; KRÖGER, *Exilklerus in Münster* (wie Anm. 11), S. 75 f.; WINKLER, *Emigranten in Bamberg* (wie Anm. 11), S. 134–136.

104 WÜHR, *Emigranten in Bayern und Franken* (wie Anm. 27), S. 15–17 und 92 f.; WINKLER, *Emigranten in Bamberg* (wie Anm. 11), S. 133 f. und 136.

105 KRÖGER, *Exilklerus in Münster* (wie Anm. 11), S. 94–101 und 205–213; WINKLER, *Emigranten in Bamberg* (wie Anm. 11), S. 87–93 und 155–163.

106 Dies galt insbesondere im Jurisdiktionsgebiet des Apostolischen Vikariats des Nordens, vgl. SCHMIDT-EPPENDORF, *Priester-Emigranten* (wie Anm. 93); auch WÜHR, *Emigranten in Mainz* (wie Anm. 18), S. 87 sowie WINKLER, *Emigranten in Bamberg* (wie Anm. 11), S. 114 und 134.

107 WEISSENSTEINER, *Die katholische Kirche* (wie Anm. 103), S. 230; Norbert HÖRBERG, *Eine Ordensgründung in Leitershofen. Léonor François de Tournely und seine Gesellschaft des heiligen Herzens 1794*, in: *Jahrbuch des Vereins für Augsburgs Bistumsgeschichte* 28 (1994), S. 178–199, hier S. 192.

108 WÜHR, *Emigranten in Bayern und Franken* (wie Anm. 27), S. 212–215. Auch in Hagenbrunn bei Wien wurde ein Seminar errichtet, vgl. WEISSENSTEINER, *Die katholische Kirche* (wie Anm. 103).

109 César Guillaume de LA LUZERNE, *Considérations sur divers points de la morale Chrétienne*, 12 Bde., Lyon 1799–1815; Claude AVISENET, *Memoriale vitae sacerdotalis*, Braunschweig 1797; Jean René ASSELIN, *Avis concernant l'exercice de saint ministère dans les circonstances présentes*, Hildesheim 1795; Antoine Sylvestre RECEVEUR, *Ganz einfache Erklärung einer neuerrichteten Andacht, welche im Jahre 1787 zu Fontenell in dem Bisanzer Bisthume ihren Anfang genommen hat, sammt vielen Zeugnissen*, Regensburg 1798.

lisierung marginalisierter Frömmigkeitsformen, z. B. die Herz-Jesu-Verehrung, und asketisch-anachoretischer Lebensweisen sowie die Bemühungen zur Wiederbelebung jesuitischer Traditionen begegneten die Emigranten den Umwälzungen in Frankreich mit einer reformierten Spiritualität¹¹⁰. Aus dieser Sicht wurde das Exil zum Instrument und »Ort« der inneren Erneuerung. Diese im Emigrationskontext entstandenen geistlichen Bewegungen fielen auch aufseiten der Aufnahmegesellschaft auf fruchtbaren Boden¹¹¹. Nach der Rückkehr vieler ihrer Anhänger nach Frankreich übten sie auf die nach dem Konkordat von 1801 einsetzende katholische Restauration große Wirkung aus¹¹².

III. Fazit

In der Gesamtschau von Emigrantenverteilung, -zusammensetzung und Aufnahmepolitiken, Soziabilität, Militär, Wirtschaft, Publizistik und geistlichen Lebensformen wird deutlich, dass französische Emigranten im Heiligen Römischen Reich zu den prägenden Wahrnehmungsfaktoren der Französischen Revolution gehörten. Die grundsätzliche Schlussfolgerung lautet daher, dass die für die deutsche Revolutionsrezeption konstitutiven Erfahrungsbereiche um die Revolutionsemigration zu erweitern sind. Neben der ideengeschichtlichen Auseinandersetzung mit der Revolution, neben ihrer Katalysewirkung auf Kommunikationspraktiken und politische Mobilisierung, neben der Erfahrung der Revolutionskriege¹¹³ verdienen die mehreren Zehntausend Exilfranzosen größere Aufmerksamkeit, als ihnen bislang zuteil geworden ist. Zusammen mit den Revolutionsarmeen, die aber keineswegs in alle Reichsteile vorstießen, waren die Emigranten eine reichsweit im Straßenbild sichtbare Konsequenz der Französischen Revolution. Wenn auch exemplarisch und fragmentarisch, haben die jüngeren Regionalstudien auf diesen Stellenwert der Emigration grundsätzlich hingewiesen. Auf Basis dieses Forschungsstandes und mit Blick auf die in der Zusammenschau hervortretenden Desiderate lassen sich vier Problemkomplexe bündeln, die lohnenswerte Felder zukünftiger Beschäftigung mit französischen Revolutionsemigranten umreißen.

110 Asketische Bewegungen waren u. a. die Trappisten, vgl. Augustin-Hervé LAFFAY, *Dom Augustin de Lestrange et l'avenir du monachisme. 1754–1827*, Paris 1998 (*Histoire religieuse de la France*, 12). Eine andere Gruppe bildeten die Solitarier aus der Franche-Comté mit Niederlassungen in Süddeutschland, vgl. Wilhelm WÜHR, *Emigrantenkolonien französischer Einsiedler in Schwaben und Bayern*, in: *Verhandlungen des Historischen Vereins von Oberpfalz und Regensburg* 86 (1936), S. 390–416; ferner in jesuitischer Tradition die *Société du Sacré-Cœur*, vgl. HÖRBERG, *Ordensgründung in Leitershofen* (wie Anm. 107).

111 Fernand BALDENSPERGER, *Le mouvement des idées dans l'émigration française*, Paris 1924, Bd. 2, S. 182–217. Zum Einfluss der geistlichen Emigranten auf den romantischen Katholizismus BRACHIN, *Le Cercle de Münster* (wie Anm. 52).

112 Zur Gründung der *Société du Sacré-Cœur de Jésus* 1800 siehe Phil KILROY, *The Society of the Sacred Heart in Nineteenth-Century France, 1800–1865*, Cork 2012, S. 9–84.

113 Vgl. exemplarisch Elisabeth FEHRENBACH, *Vom Ancien Régime zum Wiener Kongress*, München 2008 (*Oldenbourg Grundriss der Geschichte*, 12); REICHARDT, *Das Blut der Freiheit* (wie Anm. 13); Ute PLANERT, *Der Mythos vom Befreiungskrieg. Frankreichs Kriege und der deutsche Süden. Alltag, Wahrnehmung, Deutung 1792–1841*, Paderborn 2007 (*Krieg in der Geschichte*, 33); STRUCK, GANTET, *Revolution, Krieg und Verflechtung* (wie Anm. 14).

Erstens machen die Befunde deutlich, dass sich die Topografie der Emigration im Reich dynamischer darstellt, als es der dominierende Fokus auf Einzelterritorien sichtbar machen konnte. Dass Emigranten im Verlaufe der 1790er Jahre, bedingt durch den Kriegsverlauf, ihre Aufenthaltsorte teils mehrfach wechselten, war eher der Regelfall als die Ausnahme. Die Separatfriedensschlüsse gewährten, wie im Falle der nördlichen Neutralitätszone, Emigranten Sicherheit vor Begegnungen mit dem revolutionären Feind; systematische Ausweisungen bildeten eher Ausnahmen. Schon aus diesen Gründen erweist sich die Annahme eines Nord-Süd-Gefälles der Emigrantenpräsenz wie einer sukzessiven Verschiebung nach Osten als unterkomplex. Vielmehr ist von einem dynamischen Verhältnis von Zentren und Peripherien mit zeitlich kontingenten und regional ungleich verteilten Schwerpunkten auszugehen. Eine entscheidende, jedoch nur über die Rezeptionsperspektive erkennbare Rolle spielten die Infrastrukturen des Exils, die neben den landesherrlichen Aufnahmepolitiken auch emigrantische Netzwerke, Höfe, Klöster und Universitäten sowie Lebenshaltung und Beschäftigungsmöglichkeiten der Emigranten umfassten.

Die inhärente migratorische Dynamik, die sich über Territorialstudien nur bedingt erfassen lässt, eignet sich als Fokus weiterer Untersuchungen. Anhand von Emigrantenetzwerken oder ausgehend von Verkehrsachsen wie den großen Flüssen oder Posttrouten kann nach den tatsächlichen Migrationsparcours in Auseinandersetzung mit den konkreten Bedingungen in den jeweiligen Territorien und den *mental maps* der Emigranten gefragt werden. Doch auch bei einem solchen Akteur-Raum-Ansatz fallen die regionalen Forschungslücken umso deutlicher ins Auge, solange zu großen Territorien mit hoher Emigrantenpräsenz wie der Habsburgermonarchie oder zentralen Verkehrs- und Kommunikationsknotenpunkten wie Frankfurt keine Studien vorliegen.

Ein zweites Problem rührt aus der sozialen Zusammensetzung der Emigration her. Donald Greers ermittelte Mehrheit von Emigranten des Dritten Standes kollidiert im Reich insbesondere mit dem hohen Anteil adliger Emigranten. Zwar besteht für den Dritten Stand eine enorme Dunkelziffer von Personen, die zu einem adligen oder geistlichen Personenverband gehörten und von der Aufnahme Seite häufig nur summarisch erfasst wurden, doch hielten sich die meisten emigrierten *roturiers* in den Grenzgebieten zu Frankreich auf. In den frankreichferneren Teilen des Reiches umfasste die Emigration daher deutlich mehr Adlige und Geistliche als im Gesamtschnitt. Eine sozialstatistische oder prosopografische Erfassung der Emigration über eine datenbankgestützte Auswertung aller verfügbarer serieller Quellen auf französischer Seite wie in den Aufenthaltsterritorien¹¹⁴ würde – von methodischen Problemen und erwartbaren Inkongruenzen abgesehen – einen enormen Aufwand erfordern. Stattdessen könnte mit Blick auf die Beziehungskonstellationen der Emigration die Rolle standesspezifischer und ständeübergreifender Netzwerke sowie transnationaler Zusammenhänge über die Beziehungen zwischen Frankreich und dem Reich hinaus herausgearbeitet werden. Geschlechterspezifische Erfah-

114 Vgl. John DUNNE, Quantifier l'émigration des nobles pendant la Révolution française: problèmes et perspectives, in: Jean-Clément MARTIN (Hg.), La contre-révolution en Europe, XVIII^e-XIX^e siècles. Réalités politiques et sociales, résonances culturelles et idéologiques, Rennes 2001, S. 133–141.

rungs- und Integrationsmuster sind bislang weitgehend unberücksichtigt geblieben, obwohl dafür emigrantische Selbstzeugnisse in großer Zahl existieren¹¹⁵. Weiterhin können Erziehung und Sprachbeherrschung von Emigrantenkindern, die im Exil aufwuchsen, Sonden bilden, um die Erwartungshorizonte für die Phase des Exils zu untersuchen, als ein militärischer Sieg über die Revolution immer unwahrscheinlicher wurde¹¹⁶.

Flankiert werden müssten diese soziokulturellen Fragestellungen von einer Analyse der Wahrnehmungsmuster seitens der Aufnahmegesellschaft, um herauszustellen, dass auch kritische Beurteilungen von Emigranten in konkreten sozialen Situationen verortet waren und durchaus auf Austauschbeziehungen beruhen konnten. Dazu wären dislozierte Stereotypen, die von Reichsbewohnern auf den französischen Nationalcharakter, Standesprofile oder kontingente Konstellationen wie in Koblenz zurückgeführt wurden, den aus konkreten Begegnungen resultierenden Wahrnehmungen vor Ort gegenüberzustellen. Deren Spuren finden sich immerhin bis in die frühe deutschsprachige Revolutionsgeschichtsschreibung¹¹⁷.

Daraus resultiert, drittens, ein flexibles Verständnis von Transfers jenseits einer trennscharfen Dichotomie von Erfolg und Scheitern. Die unterschiedlichen Bewertungen von Transferprozessen, die in den Studien zu Preußen und Koblenz einerseits sowie Hamburg, Bamberg und Sachsen-Weimar-Eisenach andererseits zum Ausdruck kommen, hängen nicht nur von den unterschiedlichen Strukturbedingungen in einzelnen Territorien ab, sondern auch vom herangezogenen Quellenmaterial. Regierungsakten, die Strategien staatlicher Normimplementierung dokumentieren, liefern in Top-down-Perspektive ein zwangsläufig konfrontativeres Bild als Selbstzeugnisse, Reiseberichte oder Anzeigen in der Tagespresse. Diese Quellen führen, wenn sie als größere Korpora analysiert werden, auf Handlungsspielräume, Unterstützungspraktiken und Subsistenzstrategien, die die Einbettung der Emigranten in die Aufnahmegesellschaften differenzierter beleuchten. Dazu verdient der Blick auf die Nachfrageseite größeres Augenmerk: Welche lokalen Bedürfnisse bedienten die Emigranten, wie platzierten sie sich ökonomisch in den protoindustriellen Wirtschaftssystemen? Welche Bedeutung kam umgekehrt Emigranten als Konsumenten, als Mietern, als mitunter finanzkräftigen Investoren – und damit insgesamt dem Exil als Wirtschaftsfaktor – zu?

Viertens trägt die prominente dichotomische Bewertung der Transferprozesse dem Charakter des Exils als Provisorium nur unzureichend Rechnung. Französische Emigranten gingen nicht mit dem Ziel einer dauerhaften Niederlassung oder langfristigen Integration ins Exil. In der überwältigenden Mehrheit kehrten sie wieder

115 Maïke MANSKE, *Femmes émigrées. Exil und Gender am Beispiel adliger Emigrantinnen der Französischen Revolution (1789–1812)*, in: Hella EHLERS u. a. (Hg.), *Migration – Geschlecht – Lebenswege: Sozial- und geisteswissenschaftliche Beiträge*, Münster, Berlin 2015, S. 101–122.

116 Dazu Friedemann PESTEL, *Educating against Revolution: French Émigré Schools and the Challenge of the Next Generation*, in: *European History Quarterly* (im Druck).

117 Zu Barthold Georg Niebuhrs Emigrantenbegegnungen in Hamburg Anna KARLA, *Die verschlafene Revolution von 1789. Französisch-deutsches Revolutionserzählen im Modus der Zeitgenossenschaft*, in: Daniel FULDA, Elisabeth DÉCULTOT (Hg.), *Sattelzeit. Historiographiegeschichtliche Revisionen*, Berlin, Boston 2016 (Hallesche Beiträge zur Europäischen Aufklärung, 52), S. 198–217.

nach Frankreich zurück – und zwar in den meisten Fällen nicht erst mit der Restauration 1814, wie im zeitgenössischen oppositionellen Diskurs und in Teilen der Revolutionshistoriografie kolportiert, sondern bereits unter dem Konsulat.

Ebenso wie die Reintegration in Frankreich eine historiografische Terra incognita ist, fehlen Forschungen zum Verbleib einer Minderheit von Emigranten im Reich. Da die meisten Studien spätestens 1806 enden, gerät häufig aus dem Blick, dass es durchaus Emigranten gab, die sich soweit in die Aufnahmegesellschaft integriert hatten, dass sie ohne äußere Notwendigkeit an ihren Exilorten blieben: Gerade Geistliche mit seelsorgerischen Aufgaben wollten ihre neuen Gemeinden nicht verlassen – der letzte Exilpriester in Münster starb sechsundneunzigjährig 1852¹¹⁸. Auch Kaufleute in transnationalen Netzwerken und Militärs, die sich napoleonischen Diensten verweigerten und ihre Karrieren in den Koalitionsarmeen fortsetzten, erscheinen hier symptomatisch. Verstärktes Augenmerk auf die Rückkehrfrage beleuchtet auch eine neue Facette der deutsch-französischen Beziehungen in der napoleonischen Zeit, befanden sich beispielsweise in den französischen Armeen vormals emigrierte Offiziere oder Emigrantenkinder, von denen manche unter veränderten politischen Vorzeichen an ihre alten Exilorte zurückkehrten und administrative Funktionen übernahmen¹¹⁹.

1796 präsentierten die »Beiträge zur Beruhigung und Aufklärung« ihren Lesern übersetzte Auszüge aus den soeben erschienenen Memoiren des Revolutionsgenerals Charles François Dumouriez, eines nur auf den ersten Blick untypischen Vertreters der Emigration. Auch er gab im Angesicht der Terreur dem Exil den Vorzug gegenüber der Rebmann so wirksam erscheinenden Guillotine. Dumouriez' Fazit seiner Emigration lautete: *Das Exil hat, wie alle Lagen des menschlichen Lebens, sein Gutes; es ist ein Stand, wo man Vergleichen anstellen Gelegenheit findet, die man sonst nie angestellt haben würde; ein Stand, der uns neue Aufschlüsse gibt*¹²⁰. Diesen heuristischen Verfremdungseffekt von Emigration, in ihrer Verflechtung von Eigen- und Fremderfahrung, von Innen- und Außenperspektiven, sollten sich Studien zum Heiligen Römischen Reich in der Zeit der Französischen Revolution stärker zunutze machen.

118 KRÖGER, Exilklerus in Münster (wie Anm. 11), S. 200.

119 Siehe z. B. PESTEL, Weimar als Exil (wie Anm. 11), S. 278–303.

120 Charles François DUMOURIEZ, Ueber das Exil. Nebst Rathschlägen für die französischen Ausgewanderten von allen Classen, in: Beiträge zur Beruhigung und Aufklärung (1796), S. 244–249, hier S. 246.

MARINE FIEDLER

PATRIOTES DE LA PORTE DU MONDE

L'identité politique d'une famille de négociants entre Hambourg et Bordeaux
(1789–1842)

»Hambourg est une famille plus grande, et plus les bons membres d'une telle famille se multiplient, plus elle sera heureuse par elle-même. Je veux maintenant que [...] tu deviennes non seulement un honnête, mais aussi un raisonnable et bon Hambourgeois!.« Par ces mots, les fils d'une famille de négociants hambourgeois, les Meyer, étaient incités par leur père le jour de leurs quatorze ans à faire preuve de patriotisme pour leur ville, comprise comme une extension de la famille bourgeoise. À la fin de l'époque moderne à Hambourg, l'identité bourgeoise était en effet fortement liée à une identité locale construite autour une tradition civique et politique spécifique.

Dans »Place and Politics«, Katherine Aaslestad étudie l'évolution de cette identité locale à Hambourg entre le XVIII^e et le XIX^e siècle, notamment face à l'émergence d'une identité régionale hanséatique et l'influence croissante du nationalisme culturel allemand à l'époque révolutionnaire et napoléonienne². Ces différents cercles d'appartenance s'intégraient les uns dans les autres, comparables à des cercles familiaux de plus en plus grands, pour reprendre la métaphore des Meyer. Loin de se limiter au contexte hambourgeois et allemand, l'identité politique de cette ville de commerce était façonnée par les rapports entretenus par ses négociants avec l'étranger. Par leur mobilité et leurs liens durables avec la ville de Bordeaux, les Meyer sont un témoignage de l'importance de cette identité locale hambourgeoise marquée par l'absence d'un projet politique national jusqu'à la seconde moitié du XIX^e siècle ainsi que de sa constante définition et négociation vis-à-vis du modèle français, voire du contexte bordelais.

Pendant trois générations s'étalant sur le XVIII^e et le XIX^e siècle, cette famille navigua en effet entre Hambourg, la »Porte du Monde«, et Bordeaux, le »Port de la Lune³«. Ces négociants hambourgeois, liés à Bordeaux par leur activité spécialisée dans le vin, portaient avec eux une multiplicité d'appartenances qui façonnaient notamment leur identité politique. Leur connexion avec Bordeaux remontait au début

- 1 Johann Valentin MEYER, lettre à son fils Georg Christian Lorenz, 18 janvier 1801, Staatsarchiv Hamburg (StAHH) 622–1/65, C.VII.b.15; Georg Christian Lorenz MEYER, lettre à son fils Valentin Lorenz, 23 octobre 1838, StAHH 622–1/65, C.XII.c.4 (traduction par l'auteur).
- 2 Katherine AASLESTAD, *Place and Politics: Local Identity, Civic Culture, and German Nationalism in North Germany During the Revolutionary Era*, Leyde 2005, p. 10.
- 3 Pour des exemples d'emploi de ces dénominations, cf. par exemple Charles HIGOUNET (dir.), *Histoire de Bordeaux*, Toulouse 1980, p. 162; Percy Ernst SCHRAMM, *Hamburg, Deutschland und die Welt: Leistung und Grenzen hanseatischen Bürgertums in der Zeit zwischen Napoleon I. und Bismarck: ein Kapitel deutscher Geschichte*, Hambourg 1952, p. 5.

du XVIII^e siècle, lorsque Johann Lorenz Meyer (1696–1770) établit en 1726 une firme de négoce de vin dans la puissante ville commerciale de Hambourg. Ce fut un de ses fils, Daniel Christoph (1751–1818) qui partit s'installer à Bordeaux où il fonda une importante maison de commerce et devint consul de Hambourg peu après la Révolution, tandis que son frère Johann Valentin (1745–1811) développa la firme paternelle et accéda aux rangs de l'élite citadine. Les générations suivantes perpétuèrent ces activités au XIX^e siècle, tant à Hambourg qu'à Bordeaux, maintenant le contact entre les deux villes en dépit des événements qui les affectèrent. Ces négociants Meyer s'inscrivaient dès lors dans une tradition commerciale autour du vin remontant au Moyen Âge⁴ et ayant contribué à l'essor d'une colonie germanique à Bordeaux.

Le pionnier de l'histoire de la présence germanique à Bordeaux fut Alfred Leroux, avec la publication en 1918 de son ouvrage «La colonie germanique de Bordeaux», qui, malgré le désir d'objectivité, ne put s'empêcher dans le contexte de l'époque de rechercher dans cette colonie la naissance de sentiments liés au «germanisme» et au «prussianisme»⁵. Il fallut attendre de nombreuses années avant que Michel Espagne ne se saisisse de ce champ de recherche tombé dans l'oubli, en consacrant en 1991 une étude d'ensemble à cette colonie germanique. Contrairement à Alfred Leroux qui négligea les interactions issues de cette présence, Michel Espagne s'attache à déceler l'aspect interculturel de la rencontre et les métissages qui façonnèrent l'identité de la ville de Bordeaux, renonçant à l'opposition nationale traditionnelle dans ce type d'études⁶. Cet ouvrage ouvrit la voie à de nombreux autres travaux sur la colonie germanique de Bordeaux mettant en valeur la diversité des domaines de la rencontre, comme les ouvrages dirigés par Alain Ruiz⁷, ainsi que par Gilbert Merlio et Nicole Pelletier⁸. La nécessité de se détacher d'un cadre de référence national pour l'étude de ces liens franco-allemands, cadre qui n'avait pas de sens pour l'Allemagne de l'époque étudiée, se perçoit également dans l'ouvrage dirigé par Isabelle Richefort et Burghart Schmidt sur les relations entre la France et les villes de la Hanse⁹ ainsi que dans les travaux collectifs de Bernard Lachaise et Burghart Schmidt sur Hambourg et Bordeaux¹⁰.

4 Anne-Marie COCULA, Les réponses du marché aquitain à l'approvisionnement des pays du Nord à la fin du XV^e et au XVI^e siècles, dans: Isabelle RICHEFORT, Burghart SCHMIDT (dir.), Les relations entre la France et les villes hanséatiques de Hambourg, Brême et Lübeck, Bruxelles 2006, p. 287–305, ici p. 287–288. Pour le développement du vignoble bordelais à cette époque et le commerce avec le Nord, voir également Fernand BRAUDEL, L'identité de la France. Les hommes et les choses t. 2, Paris 1990, p. 115–118.

5 Alfred LEROUX, La Colonie germanique de Bordeaux, Bordeaux 1918, p. I–III.

6 Michel ESPAGNE, Bordeaux-Baltique: La présence culturelle allemande à Bordeaux aux XVIII^e et XIX^e siècles, Bordeaux 1991, p. 5.

7 Alain RUIZ (dir.), Présence de l'Allemagne à Bordeaux: du siècle de Montaigne à la veille de la Seconde Guerre mondiale, Talence 1997.

8 Gilbert MERLIO, Nicole PELLETIER (dir.), Bordeaux au temps d'Hölderlin, Bern, Berlin, Frankfurt/M., New York, Paris, Vienne 1997.

9 RICHEFORT, SCHMIDT (dir.), Les relations entre la France et les villes hanséatiques (voir n. 4).

10 Bernard LACHAISE, Burghart SCHMIDT (dir.), Bordeaux-Hamburg: zwei Städte und ihre Geschichte, Hambourg 2007.

Dans l'ensemble de ces études liées à la présence germanique à Bordeaux, les négociants tiennent une place considérable en tant que groupe mobile vecteur d'échanges traversant les frontières. Cette mobilité négociante est en outre mise en valeur dans les études comparatives d'histoire économique réalisées par Silvia Marzagalli pour la période napoléonienne et Klaus Weber pour la période 1680–1830¹¹. La particularité de ces études est de remettre en perspective les villes de Hambourg et de Bordeaux en évitant une focalisation unique sur la présence germanique près de la Garonne, focalisation qui avait jusqu'ici privilégié la seule étude des Meyer, ne prenant pas en compte les autres négociants de leur famille restés à Hambourg. S'inspirant de cette démarche issue de l'histoire transnationale, la présente étude reconsidère l'histoire de cette famille dans les deux villes et leurs connexions afin de mieux saisir leur identité et leurs appartenances multiples, notamment en redonnant une place au contexte hambourgeois dans l'interaction. Cette démarche s'intègre en outre dans la remise en cause historiographique de l'échelle nationale comme seul cadre d'analyse en faveur d'autres échelles pertinentes, comme le local et la région jusque-là subordonnés au national et pourtant particulièrement importants pour l'étude des identités collectives¹².

Par la combinaison de sources bordelaises ainsi que de sources hambourgeoises issues du fonds familial Lorenz-Meyer et des dossiers du consulat Meyer à Bordeaux jusqu'ici peu exploités, cette étude questionne l'identité politique des Meyer sur une période longue, de la période révolutionnaire au début des années 1840. Le terme d'identité est ici compris dans le sens d'appartenances plurielles susceptibles d'évoluer dans le temps¹³, dans la lignée de réflexions générales engagées par la microhistoire sur les identités collectives¹⁴. L'identité collective ne peut être en effet considérée comme un fait donné et figé : elle correspond à une identification des individus à un groupe et une distinction envers d'« autres » qui n'est pas à penser sans le concept de frontières, plus ou moins poreuses et flexibles¹⁵. Pour ces raisons, l'identité politique locale de cette famille de négociants est étudiée au regard de l'interaction des

11 Silvia MARZAGALLI, *Les boulevards de la fraude: le négoce maritime et le blocus continental, 1806–1813*: Bordeaux, Hambourg, Livourne, Villeneuve d'Ascq 1999; Klaus WEBER, *Deutsche Kaufleute im Atlantikhandel 1680–1830, Unternehmen und Familien in Hamburg, Cádiz und Bordeaux*, Munich 2004.

12 Michel Espagne souligne par exemple les intérêts d'une étude au niveau régional pour l'Allemagne dans le cadre des transferts culturels. Michel ESPAGNE, *Les transferts culturels franco-allemands*, Paris 1999, p. 113–131; Celia APPLGATE, *A Europe of Regions: Reflections on the Historiography of Sub-National Places in Modern Times*, dans: *The American Historical Review* 104/4 (1999), p. 1157–1182, ici p. 1158–1165, 1174–1179. Celia Applegate étudie elle-même l'identité locale allemande en lien avec le terme de *Heimat* dans son ouvrage *A Nation of Provincials: the German Idea of Heimat*, Berkeley 1990.

13 Anne SAINT SAUVEUR-HENN, *Problématique des liens entre identité multiple et intégration*, dans: EAD. (dir.), *Migrations, intégrations et identités multiples: le cas de l'Allemagne au vingtième siècle*, Paris 2011, p. 11–21, ici p. 12–13; Sur le caractère évolutif des identités dans le cadre culturel, voir également Stuart HALL, *Cultural Identity and Diaspora*, dans: Jonathan RUTHERFORD (dir.), *Identity: Community, Culture, Difference*, London 1990, p. 222–237.

14 Jacques REVEL, *Micro-analyse et construction du social*, dans: ID. (dir.), *Jeux d'échelles: la micro-analyse à l'expérience*, Paris 1996, p. 15–36, ici p. 20–25.

15 Aleida ASSMANN, Heidrun FRIESE, *Einleitung*, dans: EAD (dir.), *Identitäten: Erinnerung, Geschichte, Identität* 3, Francfort/M. 1998, p. 23, 73–104.

Meyer avec l'étranger contribuant à sa complexité et sa pluralité. Dans un premier temps, le cas des Meyer durant la période révolutionnaire servira à démontrer combien cette identité politique locale était primordiale à Hambourg à la fin du XVIII^e siècle et tendait à se définir en relation avec la France, voire en fonction du contexte local bordelais. Les actions des Meyer pendant la période napoléonienne permettront dans un second temps de souligner l'évolution de cette identité locale vers un patriotisme guerrier face à l'occupation française à Hambourg, qui ne fut en rien substituée par une identité nationale allemande selon laquelle le Français aurait été un ennemi absolu. Enfin, l'année de rupture que constitua 1842 pour les Meyer servira de cas d'étude pour démontrer combien cette identité hambourgeoise pouvait être débattue et construite à l'étranger, dans le cas présent à Bordeaux.

I. Entre exaltation et rejet: les rapports mouvementés des Meyer avec le modèle politique français à l'époque révolutionnaire

De la prise de la Bastille à l'établissement de l'Empire napoléonien, le modèle politique français fut un objet de comparaison pour les Hambourgeois vis-à-vis de leur propre modèle civique et politique local. Les témoignages des Meyer tout au long de la période laissent apparaître ce modèle français comme un autre face auquel se définir, un véritable Janus, oscillant entre un visage baigné d'espoir pour le triomphe de la vertu civique et une face sombre d'anarchie et d'immoralité, jugé à l'aune d'un modèle hambourgeois perçu comme abouti. Face aux guerres révolutionnaires, le nécessaire rapport commercial à cet «autre» incita également la famille Meyer à s'engager pour la neutralité de leur ville, œuvrant ainsi pour le développement d'un élément crucial de son identité politique.

République française et République hambourgeoise

L'enthousiasme suscité à Hambourg par la Révolution française témoigne des caractéristiques de l'identité politique hambourgeoise telle qu'elle pouvait l'être à la fin du XVIII^e siècle. Cet engouement ne correspondait en effet pas au désir d'importer la Révolution française, mais à une exaltation de l'idéal républicain hambourgeois, comme le démontrent les travaux de Katherine Aaslestad. Le républicanisme représentait en effet le cœur de la culture politique locale, où la liberté était comprise comme la possibilité pour les bourgeois de gérer leur ville de façon autonome dans l'ordre et sans actions arbitraires de la part de l'État¹⁶. Seule l'élite bourgeoise disposant d'un capital économique important, à laquelle appartenaient les Meyer, pouvait participer à la gestion de la cité, grâce à la constitution républicaine de 1712 assurant la parité entre une assemblée de citoyens (*Erbgesessene Bürgerschaft*) et un conseil (*Rat*) plus tard appelé sénat¹⁷. Ce républicanisme était marqué par un esprit civique patriotique qui se manifestait par l'engagement pour la cité, notamment par des actions pour le bien-commun, et qui dans l'idéal permettait l'ascension de citoyens vertueux, notamment de négociants, grâce à la liberté de commerce et la neutralité. La

16 AASLESTAD, *Place and politics* (voir n. 2), p. 16–18, 123.

17 Burghart SCHMIDT, *Hamburg im Zeitalter der Französischen Revolution und Napoleons (1789–1813)*, Hambourg 1998, p. 27–30.

Révolution française fut ainsi saluée par les intellectuels hambourgeois pour ses idées, et par les négociants pour le renversement nécessaire d'un État répressif entravant le commerce¹⁸.

Les membres de la famille Meyer ne firent pas exception, percevant leur modèle politique comme intimement lié aux idées émergentes de la Révolution, puis plus tard à la toute jeune République française. L'homme de lettre francophile et *Dombherr*¹⁹ Friedrich Johann Lorenz Meyer (1760–1844) participa notamment avec son ami et mentor le poète Friedrich Gottlieb Klopstock (1724–1803) à la fête organisée le 14 juillet 1790 par le «négociant des Lumières» Georg Heinrich Sieveking (1751–1799) pour célébrer l'anniversaire de la Révolution²⁰. Baignant dans le milieu négociant par sa famille et ses fréquentations, Friedrich Johann Lorenz Meyer contribua également en tant que secrétaire de la Société patriotique de Hambourg à l'exaltation du patriotisme hambourgeois durant la période révolutionnaire, aux côtés de son frère le négociant de vin Johann Valentin Meyer (1745–1811), qui se forma à Bordeaux et devint membre de cette société en 1765²¹. Les actions principales de la «Hamburgische Gesellschaft zur Beförderung der Künste und nützlichen Gewerbe», créée dans les années 1720, consistaient à débattre sur les valeurs bourgeoises, développer la morale ainsi que le potentiel industriel local²². Il n'est ainsi pas étonnant que Friedrich Johann Lorenz Meyer ait célébré l'avènement de la République française par un discours au sein de la Société prônant combien la Révolution avait renforcé l'amour des bourgeois pour leur ville, dotée depuis longtemps d'une constitution leur apportant la liberté et dont le triomphe des valeurs était manifeste²³.

Un autre membre de la fratrie installé à Bordeaux, Daniel Christoph Meyer (1751–1818), baigna tout autant dans ce climat de rapprochement intellectuel de la République française et de la République hambourgeoise. En effet, des interrogatoires menés par la Commission militaire durant la Terreur envers des négociants établis à Bordeaux et poursuivis pour «négociantisme», à savoir un caractère spéculatif, insouciant et égoïste préjudiciable à la nation²⁴, concordent avec le discours général de comparaison des deux républiques. Si Daniel Christoph Meyer fut lui-même épargné par ces démarches²⁵, d'autres négociants hambourgeois livrèrent un témoignage dans leur interrogatoire de l'importance que put prendre l'identité politique ham-

18 AASLESTAD, *Place and Politics* (voir n. 2), p. 56–58, 116–117.

19 Le terme de *Dombherr* désigne un dignitaire laïque d'une enclave territoriale religieuse.

20 Karl Veit RIEDEL, *Friedrich Johann Lorenz Meyer, 1760–1844. Ein Leben in Hamburg zwischen Aufklärung und Biedermeier*, Hambourg 1963, p. 40, 54, 78.

21 PATRIOTISCHE GESELLSCHAFT VON 1765, *Verhandlungen und Schriften der Hamburgischen Gesellschaft zur Beförderung der Künste und nützlichen Gewerbe*, Hambourg 1792, p. 24, 26.

22 Fred E. SCHRADER, *Kaufmännische Soziabilität im 18. Jahrhundert: Bordeaux und Hamburg*, dans: Hans Erich BÖDECKER, Martin GIERL (dir.), *Jenseits der Diskurse: Aufklärungspraxis und Institutionenwelt in europäisch komparativer Perspektive*, Göttingen 2007, p. 441–463, p. 445–449; RIEDEL, *Friedrich Johann Lorenz Meyer* (voir n. 20), p. 38–39.

23 SCHMIDT, *Hamburg im Zeitalter der Französischen Revolution und Napoleons* (voir n. 17), p. 115–116.

24 Commission militaire de Bordeaux, jugement du 25 Ventôse an II, Archives départementales de la Garonne (dorénavant: ADG) 5LBIS 38, dossier Katter & Lienau et jugement du 14 Pluviôse an II, ADG 5LBIS 35, dossier Bahn.

25 Contrairement à ce qu'écrit Michel Espagne dans *Bordeaux-Baltique* (voir n. 6), p. 112, le consul Daniel Christoph Meyer et le Johann Daniel Meyer né à Magdebourg qui fut inquiété par la

bourgeoise dans le contexte révolutionnaire bordelais, bien que leurs propos soient à considérer avec prudence en raison de leur caractère défensif. Lorsqu'ils furent interrogés sur les preuves de leur patriotisme vis-à-vis de la République française, Henri Katter²⁶ déclara en effet que sa patrie était »inviolablement attachée à la République française²⁷« et Pierre Jacques Bahn (vers 1741–1801) que »né dans une république, j'ai toujours chéri la république, et par conséquent la Liberté²⁸«. Par ce discours prônant un attachement à une identité républicaine héritée de la ville d'origine avant même la Révolution, ces deux négociants s'inséraient de façon subtile dans une valorisation de l'ancienneté de l'esprit républicain hambourgeois, qui ne pouvait que les servir face aux accusations.

Ce rapprochement des deux républiques s'observe également dans l'enthousiasme pour les idées de la Gironde qui se manifesta notamment dans les villes de la Hanse, les Meyer ayant été d'autant plus sensibilisés à ces questions par leur relation intime avec Bordeaux. Le programme girondin d'une république représentative, de libéralisme économique et de cosmopolitisme²⁹ se rapprochait en effet des éléments constituant l'identité politique hambourgeois. Par leur désir de défendre la propriété et la hiérarchie tout en promouvant l'égalité, leurs idées correspondaient aux attentes générales des négociants en dépit de certains désaccords³⁰. Friedrich Johann Lorenz Meyer, évoluant dans un cercle où les idées girondines étaient bienvenues³¹, ne put ainsi lors d'un voyage à Paris que condamner l'»infâme Marat«, dont les cendres reposaient selon lui injustement près de celles, »honorables«, de Rousseau³². Quant à son frère à Bordeaux, où selon Michel Espagne, les négociants constituaient la »base sociale« des Girondins³³, il embaucha quelques années plus tard comme précepteur Friedrich Hölderlin (1770–1843), proche des idées de Klopstock et des Girondins³⁴, choix qui ne peut être considéré comme anodin.

Le modèle hambourgeois, l'aîné d'une jeune République française en difficulté

Ce fut la chute des Girondins et une prise de conscience que la République française ne correspondrait pas au modèle républicain hambourgeois qui affecta l'opinion des Meyer. Les personnes ayant fui la Terreur permirent la circulation des récits critiques

Commission militaire et dont le dossier se trouve aux archives départementales de la Gironde, sont deux personnes différentes.

26 Les dates de vie d'Henri Katter, domicilié à Bordeaux depuis 1791, sont inconnues.

27 Commission militaire de Bordeaux, interrogatoire du 23 nivôse an II d'Henri Katter, ADG 5LBIS 38, dossier Katter & Lienau.

28 Commission militaire de Bordeaux, interrogatoire du 25 frimaire an II de Pierre Jacques Bahn, ADG 5LBIS 35, dossier Bahn.

29 Gerhard KURZ, La Gironde et les intellectuels allemands, dans: MERLIO, PELLETIER (dir.), Bordeaux au temps d'Hölderlin (voir n. 8), p. 37–50, p. 41–45.

30 Pierre BECAMPS, Girondistes et Montagnards bordelais, dans: François-Georges PARISSET (dir.), Bordeaux au XVIII^e siècle, Bordeaux 1968, p. 405.

31 Ses proches Georg Heinrich Sieveking et Friedrich Gottlieb Klopstock furent partisans des girondins. Cf. KURZ, La Gironde et les intellectuels allemands (voir n. 29), p. 45; AASLESTAD, Place and Politics (voir n. 2), p. 128.

32 Friedrich Johann Lorenz MEYER, Fragments sur Paris. Tome premier, traduit par Charles François DUMOURIEZ, Hambourg 1798, p. 156.

33 ESPAGNE, Bordeaux-Baltique (voir n. 6), p. 102.

34 KURZ, La Gironde et les intellectuels allemands (voir n. 29), p. 49.

sur ce régime, qu'ils soient d'origine hambourgeoise, comme les Pöhls, qui fréquentèrent les Meyer³⁵, ou bordelaise, comme «deux honorables Bordelais, volontairement exilés à Hambourg pendant plusieurs années et qui retournaient maintenant dans leur patrie redevenue paisible» que Friedrich Johann Lorenz Meyer rencontra en 1801. Ce fut lors de ce voyage en France qu'il plaignit les victimes de la «fureur révolutionnaire» et de la «plus haineuse des sans-culottes», notamment les négociants de la place accusés de «négociantisme» par la Commission militaire de Bordeaux:

«On vit les négociants les plus honorables arrachés des bras de leur famille, arrêtés dans la rue, à la Bourse même [...]. On était en train d'attendre le père de famille pour se mettre à table, après la Bourse, lorsque tout à coup on apprenait sa mort sur l'échafaud. [...] Le moindre soupçon porté sur un négociant en relation d'affaires avec l'étranger, une lettre confidentielle envoyée du dehors par un parent ou un ami, tout cela était pour le frère, pour le père et pour l'ami un arrêt de mort³⁶.»

Ce témoignage permet de voir en quoi cette expérience de la Terreur à Bordeaux fut particulièrement importante pour renforcer la cohésion dans le milieu négociant *a posteriori*, autour d'un discours condamnant un régime immoral et attiré par le gain ayant poursuivi des hommes honorables et paisibles pour l'exercice de leurs fonctions, l'indignation suprême étant suscitée par les arrestations de négociants vertueux «à la Bourse même». Friedrich Johann Lorenz Meyer ne fut pas le seul à condamner ce régime, ses proches intellectuels firent de même. Face à la crainte d'un radicalisme français qui pourrait s'étendre à Hambourg, Georg Heinrich Sieveking dut réfuter son attachement aux idées jacobines et révolutionnaires tandis que Klopstock condamna durement ce qu'il considérait comme de l'anarchie. Cet échec français permit l'émulation générale du modèle républicain hambourgeois qui, fort de l'esprit civique de ses citoyens, n'avait alors plus rien à voir avec ce qui était considéré comme l'immoralité française³⁷, opposée à l'idée hambourgeoise de liberté basée sur l'ordre et la sécurité.

En revanche, l'avènement du Directoire fut perçu pendant un temps par Friedrich Johann Lorenz Meyer comme l'espoir d'un retour à l'ordre et d'un progrès vers un républicanisme vertueux³⁸. Il jugea le Directoire par «sa vigilance, sa fermeté, [...] la sagesse & de la force avec lesquelles il administre l'emploi le plus important de la République», saluant par ailleurs le comportement privé des Directeurs qu'il qualifiait de «républicain», par leur vertu et simplicité³⁹. Mais déjà en 1798 il critiqua le manque d'éducation et de civisme des Français qui allaient porter préjudice au républica-

35 Cf. LEROUX, La Colonie germanique de Bordeaux (voir n. 5), p. 173; Arthur SCHOPENHAUER, Johanna SCHOPENHAUER, Souvenirs d'un voyage à Bordeaux en 1804, traduit par Alain RUIZ, Lormont 1992, p. 109.

36 Maurice MEAUDRE DE LAPOUYADE, Voyage d'un allemand à Bordeaux en 1801, Bordeaux 1912, p. 13, 18–19.

37 AASLESTAD, Place and Politics (voir n. 2), p. 119–129.

38 MEYER, Fragments sur Paris. Tome premier (voir n. 32), p. 36.

39 Ibid., p. 203, 206.

nisme. Le Panthéon était par exemple pour lui un monument représentant des rêves et de grandes idées encore inaccessibles à la population d'une «république naissante» manquant d'éducation proportionnée à ces idées⁴⁰, contrairement au modèle républicain hambourgeois, dont l'efficacité était comprise entre autres par son ancienneté et l'esprit civique développé de ses citoyens. Dans son esprit, la République française apparaît inexpérimentée, telle une sœur cadette du modèle hambourgeois devant suivre son modèle. En observant le palais du Luxembourg quelques années plus tard, il se souvint de l'espoir qu'il avait eu pour le Directoire, qui finalement »dégénéra dans un exubérant orgueil, et piétina une constitution par des interventions despotiques⁴¹«, notamment par manque d'esprit républicain et de vertu civique.

Ce fut le Consulat qui suscita de nouveau l'engouement des Meyer, par l'image de modèle civique bourgeois que leur renvoyait Napoléon Bonaparte. Plusieurs membres de la famille eurent l'occasion de manifester leur admiration pour Bonaparte dans des écrits portant sur des séjours réalisés en France en 1801 et 1802, durant lesquels ils évoluèrent dans des cercles proches de celui-ci en raison de leur position sociale⁴². Durant son voyage à Paris en 1801, Friedrich Johann Lorenz Meyer se rendit par exemple à la Malmaison pour communiquer une lettre à Hortense de Beauharnais, la belle-fille de Bonaparte, de la part d'une de ses amies de pensionnat⁴³. Quant à son frère le sénateur Johann Valentin, il fut présenté au Premier Consul à la suite d'une parade, dans l'enthousiasme de son jeune fils⁴⁴. Bonaparte était en effet présenté comme se prêtant au modèle bourgeois de Hambourg, sa vie privée ayant été qualifiée par Friedrich Johann Lorenz de »simple d'apparence, mais pleine de peine et d'extrêmes efforts⁴⁵«, correspondant à »sa grandeur⁴⁶«. Bonaparte représentait ainsi un parfait bourgeois selon les critères de la vertu civique de Hambourg par la simplicité des vêtements, de la demeure, du comportement couplé à l'esprit de travail qui permit un retour à l'ordre si important pour le modèle républicain hambourgeois⁴⁷. Ses actions étaient également associées à l'éthique civique hambourgeoise de promotion du bien commun, que les Meyer propageaient dans la Société patriotique. Malgré cette admiration, Friedrich Johann Lorenz mit à nouveau en garde contre le manque d'éducation qui pourrait mener à une »période de barbarie⁴⁸«, la réussite

40 Ibid., p. 165–166.

41 Friedrich Johann Lorenz MEYER, *Briefe aus der Hauptstadt und dem Innern Frankreichs*, Tübingen 1803, p. 275 (traduction par l'auteur).

42 MEAUDRE DE LAPOUYADE, *Voyage d'un allemand à Bordeaux* (voir n. 36), p. 38; Georg Christian Lorenz MEYER, *Journal pour un voyage par l'Allemagne, la France et l'Angleterre*, 1802, notes du 14 et 22 juillet, 3 août et 2 septembre 1802, Staatsarchiv der Hansestadt Hamburg (dorénavant: StAHH) 622–1/65, C. VII. a. 1c.

43 MEYER, *Briefe aus der Hauptstadt und dem Innern Frankreichs* (voir n. 41), p. 166.

44 MEYER, *Journal pour un voyage par l'Allemagne, la France et l'Angleterre* (voir n. 42), notes du 2 août et du 2 septembre 1802.

45 MEYER, *Briefe aus der Hauptstadt und dem Innern Frankreichs* (voir n. 41), p. 171 (traduction par l'auteur).

46 Ibid., p. 79 (traduction par l'auteur).

47 AASLESTAD, *Place and Politics* (voir n. 2), p. 59–60.

48 MEAUDRE DE LAPOUYADE, *Voyage d'un allemand à Bordeaux* (voir n. 36), p. 31–34; MEYER, *Briefe aus der Hauptstadt und dem Innern Frankreichs* (voir n. 41), p. 337.

du modèle hambourgeois par la préservation de la liberté et l'esprit civique ayant été indissociable de l'éducation des citoyens⁴⁹.

La lutte d'une famille de négociants pour la préservation de la neutralité politique

L'interaction de la famille Meyer avec la France et plus particulièrement avec Bordeaux dans le cadre de leur identité politique locale s'étend également au contexte des guerres révolutionnaires. Cette famille fut en effet impliquée pour défendre un des principes forts de l'identité politique hambourgeoise: une neutralité permettant la stabilité nécessaire à son modèle républicain, et au commerce y étant intimement lié⁵⁰. Ce désir de neutralité dans la famille Meyer ne peut être pensé sans les relations intimes qui les reliaient avec la France, qu'elles soient d'ordre intellectuel ou commercial.

Dès le début des hostilités en 1792, Hambourg fut obligée de respecter ses obligations en tant que ville du Saint-Empire. Désirant œuvrer pour la neutralité dont dépendaient les relations commerciales de sa famille avec Bordeaux, le négociant de vin Johann Valentin Meyer intervint dans la préparation d'un memorandum pour l'Empire, en essayant de convaincre le professeur August Ludwig Schlözer (1735–1809). Burghart Schmidt a étudié la correspondance entre les deux hommes, soulignant l'opposition entre un partisan des intérêts locaux de négociant et un partisan de ceux de l'Empire, notamment dans une lettre de Meyer du 27 septembre 1794:

»Pourquoi la guerre ne peut-elle pas rester l'affaire des gouvernements, pourquoi doit-elle être l'affaire des peuples? Pourquoi des frères ne pourraient-ils pas même se combattre et pourtant être des frères, c'est-à-dire tous deux remplir leurs devoirs? L'horrible *bon-mot* de *guerre à extinction*, *guerre à mort* des Allemands doit-il être répété ou être absolument réalisé? [...] Je veux bien admettre que les malheureux habitants de Trèves etc. et les villes de la Hanse sont frères dans la paix. Mais je me soucie d'abord de ma préservation. [...] Pourquoi la faible Hambourg ne peut-elle pas aussi être neutre dans la navigation que le droit international public permet, n'aurait-elle pas la permission, même à l'avantage manifeste de l'Empire allemand, de chercher à se conserver des amis de tous côtés⁵¹?«

Il est vrai que Johann Valentin Meyer mettait en avant ses intérêts locaux, mais son discours reflète davantage. En effet, il s'opposait à la conception d'anéantissement total de l'ennemi français, qui fut progressivement chantée quelques années plus tard par les poètes allemands dans le cadre de la construction nationale et de l'établissement de frontières identitaires dualistes⁵². Ses propos démontrent qu'il n'adhérait pas à ce type de nationalisme culturel guerrier, les États européens lui semblant par ailleurs tout autant frères que les États allemands. Son pragmatisme de négociant et sa

49 AASLESTAD, *Place and Politics* (voir n. 2), p. 66.

50 *Ibid.*, p. 33–35.

51 Cité par SCHMIDT, *Hamburg im Zeitalter der Französischen Revolution und Napoleons* (voir n. 17), p. 138–139 (traduction par l'auteur).

52 Cf. Michael JEISMANN, *La patrie de l'ennemi: la notion d'ennemi national et la représentation de la nation en Allemagne et en France de 1792 à 1918*, Paris 1997, p. 69–85.

francophilie impliquait de maintenir les relations commerciales de Hambourg avec la France, et donc de favoriser sa neutralité politique en rejet de toute »guerre à mort« nationale. Son discours met également en valeur plusieurs cercles d'appartenance et de référence imbriqués les uns dans les autres, Hambourg, les villes de la Hanse, l'Empire et l'Europe. Ces derniers ne sont pas contradictoires et se rejoignent autour des valeurs du modèle républicain hambourgeois, à savoir l'idée cosmopolite du bien commun, permis par le commerce régi par le droit public, quelles que soient les guerres qui déchirent les États.

Cette idée du bien commun généré par le commerce des neutres s'est également matérialisée dans une volonté de se rapprocher des autres villes hanséatiques, elles-aussi neutres, très impliquées dans le commerce et républicaines. La famille Meyer s'est engagée vers une telle évolution permettant la renaissance d'une identité politique hanséatique. Friedrich Johann Lorenz Meyer fut ainsi un contributeur du »Hanseatisches Magazin« créé en 1799⁵³, tandis que son frère Johann Valentin défendit à plusieurs reprises dans sa lettre à Schlözer les intérêts des villes de la Hanse pour exposer son désir de neutralité. Ce renouveau de l'identité hanséatique mena à la création par les villes de Hambourg, Brême et Lübeck d'un programme commun pour la neutralité en 1795, le premier depuis 1689, les »Hanseatische Desiderien«, reflétant selon Katherine Aaslestad un »rationalisme cosmopolite éclairé«⁵⁴. Cette neutralité, bien qu'officiellement reconnue par la France et la Prusse lors de la paix de Bâle de 1795, puis par l'Angleterre, fut en réalité utilisée par ces dernières comme outil de guerre⁵⁵. Quant au Saint-Empire, il fallut attendre 1803 pour qu'il reconnaisse la neutralité des trois villes, les déchargeant de leurs obligations militaires et financières en cas de guerre⁵⁶.

Pour comprendre l'action des Meyer dans cette lutte pour la neutralité, il est nécessaire de se pencher sur la relation complexe de la France et Hambourg à cette période, marquée par des phases de rapprochement et d'éloignement successives. Soumises à ses obligations envers le Saint-Empire, Hambourg fut obligé de renvoyer le représentant français, provoquant un embargo en 1793. De nombreuses pétitions, provenant notamment de la chambre de commerce de Bordeaux, engagèrent la Convention nationale à reconnaître la neutralité des villes hanséatiques pour épargner le commerce, mais les relations diplomatiques restèrent très complexes. En effet, le Sénat avait dû à nouveau renvoyer le représentant français sous la pression de l'Empire. Friedrich Johann Lorenz Meyer, en sa qualité d'écrivain francophile et secrétaire de la Société patriotique ayant des relations en France par son frère à Bordeaux, participa à la normalisation de ces relations avec le Directoire, en faisant partie de la députation de Georg Heinrich Sieveking envoyée à Paris en 1796. Les négociations débouchèrent sur la promesse de la France d'attendre la paix avant d'envoyer un nouveau représentant pour maintenir la neutralité de Hambourg, et un traité de

53 AASLESTAD, *Place and Politics* (voir n. 2), p. 214–216.

54 *Ibid.*, p. 207 (traduction par l'auteur).

55 SCHMIDT, *Hamburg im Zeitalter der Französischen Revolution und Napoleons* (voir n. 21), p. 140–160.

56 AASLESTAD, *Place and Politics* (voir n. 2), p. 222.

commerce fut prévu⁵⁷. Daniel Christoph Meyer fut officiellement nommé consul général de Hambourg à Bordeaux dans ce contexte, tandis qu'il représentait déjà des maisons de commerce hambourgeoises dans cette ville depuis 1783⁵⁸. La normalisation des relations et la quête pour la neutralité à laquelle participèrent les Meyer furent néanmoins un échec. Le Directoire décida un nouvel embargo sur Hambourg dès 1799–1800⁵⁹, la crise atteignant son apogée avec l'entrée des troupes françaises dans la ville en novembre 1806.

II. »La liberté et l'indépendance hambourgeoise est finie⁶⁰« : la naissance d'un patriotisme guerrier chez les Meyer

Avec la fin du Saint-Empire romain germanique en août 1806, Hambourg devint une ville libre de la Hanse (*Freie Hansestadt*), et participa à la création d'une fédération hanséatique pour la concrétisation du programme de neutralité pour lesquels les Meyer s'étaient engagés. Mais peu après l'ouverture de la conférence hanséatique en septembre 1806, les Français envahirent la ville dans le cadre du conflit les opposant à la quatrième coalition, et en prévision de l'instauration du blocus continental. Cinq ans plus tard, les trois villes hanséatiques furent intégrées à l'Empire français par la création des départements des Bouches de l'Elbe (Hambourg, Lübeck) et des Bouches du Weser (Brême). Cette période française à Hambourg vit l'émergence d'un patriotisme guerrier qui s'observe particulièrement dans les années 1813–1814, années où se joua la libération de la ville, fortement militarisée par la présence française⁶¹. Tout comme dans la famille Sieveking⁶², une mutation s'opéra chez les Meyer entre une génération prompte à défendre la ville par la diplomatie, et la suivante par les armes. Si cette confrontation avec l'autorité napoléonienne a profondément changé la façon dont les Meyer vivaient leur identité politique locale, elle ne signifia en rien l'apparition d'un nationalisme politique allemand, dans lequel le Français aurait été un ennemi à détruire. Au contraire, les relations commerciales étroites de la ville et des Meyer avec la France nécessitèrent une flexibilité de cette identité locale empêchant l'apparition de tout dualisme.

S'engager pour la »Vaterstadt«

Après des années sous domination française, la résignation initiale, voire coopération, des Hambourgeois se transforma progressivement en hostilité⁶³, qui se manifesta particulièrement chez les Meyer à partir du printemps 1813 avec l'approche des

57 SCHMIDT, *Hamburg im Zeitalter der Französischen Revolution und Napoleons* (voir n. 21), p. 143–148, 230–231.

58 Députation du commerce de Hambourg, rapport sur le consulat de Hambourg à Bordeaux, 1842, StAHH 111–1, Cl. VI Nr. 5 Vol. 5 Fasc. 4 Inv. 2, pièce 9.

59 MARZAGALLI, *Les boulevards de la fraude* (voir n. 11), p. 63–71.

60 Georg Christian Lorenz MEYER, *introspections*, 31 décembre 1810, StAHH 622–1/65, C. VII. a. 4 (traduction par l'auteur).

61 AASLESTAD, *Place and Politics* (voir n. 2), p. 226–228; SCHMIDT, *Hamburg im Zeitalter der Französischen Revolution und Napoleons* (voir n. 17), p. 12–13, 179–186, 571.

62 AASLESTAD, *Place and Politics* (voir n. 2), p. 288.

63 *Ibid.*, p. 262.

Russes. Le premier à s'impliquer par les armes fut le négociant Georg Christian Lorenz (1787–1866), ayant repris la firme de son père Johann Valentin, dans la garde civique (*Bürgergarde*) nouvellement restaurée, où il fut rapidement nommé caporal⁶⁴ puis second lieutenant⁶⁵. Alors qu'ils l'avaient supprimée, les autorités françaises acceptèrent sa reconstitution suite à une révolte en février 1813 contre les symboles de l'autorité française qui avait également fait frémir les bourgeois de la ville. Si l'objectif officiel de cette garde fut de maintenir l'ordre, elle fut aussi officieusement un outil de défense militaire de la ville en prévision du départ des Français, qui se produisit le 12 mars 1813. Cette garde composée de 6000 hommes conscrits de 18 à 45 ans, fut ainsi militarisée et organisée en huit bataillons⁶⁶. Ce caractère militaire se perçoit dans les propos de la sœur du négociant, Emerentia Luisa (1789–1861) à propos de l'avancement rapide de son frère: »Il a des prédispositions particulières pour l'état militaire et doit faire la sentinelle avec d'admirables convenances et savoir porter son sabre en patrouillant«, ajoutant par ailleurs sur Hambourg: »Sur tous les marchés sont plantés des canons, et des fortes patrouilles vont et chevauchent dans les rues⁶⁷«. Rompant avec la tradition d'un simple maintien de l'ordre, le patriotisme du bourgeois s'exprimait ainsi par un engagement militaire dans une ville militarisée. La garde fut par ailleurs réorganisée en garde militaire (*Bürgermilitär*) en 1814 après le départ définitif des Français, où Georg Christian Lorenz devint capitaine⁶⁸. Par cette fonction, il put conjuguer son identité de négociant nécessitant de rester à Hambourg pour s'occuper de la firme familiale avec son identité patriotique en prenant les armes. Son jeune frère, détaché de telles responsabilités, put quant à lui s'engager dans l'armée active.

Anton Friedrich Meyer (1793–1877) fut le deuxième membre de la famille à s'engager dans un corps militaire pour la libération de Hambourg. Le 20 mars 1813, le commandant des armées russes Friedrich Karl von Tettenborn (1778–1845) avait appelé les peuples de l'Allemagne du Nord à s'allier en tant que communauté régionale, menant à la création de la légion hanséatique pour combattre les troupes napoléoniennes. Anton Friedrich faisait partie des quelques 200 volontaires hambourgeois dans la cavalerie qui se rassemblèrent en quelques jours⁶⁹, ce qui lui permit d'être nommé lieutenant dès le 23 mars 1813⁷⁰. Les lettres qu'il écrivit durant la période de son service montrent son engagement, mais également le bouleversement du combat. Le patriotisme signifiait désormais tout autre chose qu'au XVIII^e siècle: il s'agissait d'un engagement militaire, physiquement et moralement difficile, rompant avec la vie confortable bourgeoise. L'expérience changea la perception d'Anton Friedrich, les cigares et le tabac se faisaient rares, la transmission d'informations difficile et les

64 Alexander HESKEL, Ein Brief aus den ersten Monaten des Jahres 1813, dans: Mitteilungen des Vereins für Hamburgische Geschichte 8/6–7 (1904), p. 449–464, ici p. 457.

65 *Bürgergarde*, nomination provisoire de Georg Christian Lorenz Meyer comme second lieutenant de la sixième compagnie du premier bataillon, 24 mai 1813, StAHH 622–1/65, C. VII. e. 1.

66 AASLESTAD, Place and Politics (voir n. 2), p. 279, 292.

67 HESKEL, Ein Brief aus den ersten Monaten des Jahres 1813 (voir n. 64), p. 454, 457 (traduction par l'auteur).

68 *Bürgermilitär*, patente de Georg Christian Lorenz Meyer comme capitaine de la septième compagnie du deuxième bataillon, 29 octobre 1814, StAHH 622–1/65, C. VII. e. 4.

69 AASLESTAD, Place and Politics (voir n. 2), p. 276.

70 HESKEL, Ein Brief aus den ersten Monaten des Jahres 1813 (voir n. 64), p. 458.

étales devenaient des »palaces«. La mort devint une possibilité pour le jeune Meyer⁷¹ et l'engagement patriotique était désormais lié à une notion de sacrifice que le reste de la famille valorisait⁷². Après le retour des Français à Hambourg fin mai 1813, auxquels les forces hambourgeoises mal équipées ne purent faire face, Anton Friedrich quitta la ville avec le reste de la légion qui continua de se battre jusqu'au départ définitif des Français en mai 1814, tandis que son frère se plia à la rémission du Sénat et cessa le combat, n'ayant pas rejoint la garde civique hanséatique formée des restes des gardes civiques sous les ordres du Directoire hanséatique ayant décidé de poursuivre le combat⁷³.

Ceux qui ne pouvaient s'engager dans les forces armées pour la libération participèrent également au développement du patriotisme militaire hambourgeois. Emerentia Luisa Meyer est un exemple fort de l'engagement des femmes dans cette nouvelle forme de patriotisme, comme de nombreuses autres femmes hambourgeoises qui virent leurs possibilités d'action s'étendre pendant la guerre⁷⁴. Le lendemain du départ des Français, elle déclara: »Le monde entier ici est aujourd'hui militaire, je dis, le monde entier, c'est-à-dire les hommes, car bien que nous aussi représentions une partie très importante du monde, seuls les hommes ont été choisis pour la défense⁷⁵.« Ce désir de participer au combat fut réalisé de façon indirecte par la mobilisation des femmes de la bourgeoisie pour les soldats, par la récolte de dons ou la confection de matériel. Avec sa sœur Juliane (1784–1847), Emerentia Luisa acheta du lin pour 125 chemises qu'elle cousit pour certaines, avant de les donner pour les membres démunis de la légion hanséatique. Elle participa également à la confection d'un drapeau destiné au premier bataillon de la légion, et ainsi à la construction d'une imaginaire hanséatique militaire, autour des uniformes et des drapeaux, qui renouaient le lien avec les vieux symboles de la Hanse, par exemple la croix de Malte rouge sur fond blanc⁷⁶. Ces uniformes tiennent par ailleurs une place conséquente dans ses lettres par leur récurrence qui manifeste leur importance dans ce patriotisme militaire⁷⁷.

Dans le cas de Bordeaux, il est plus difficile de savoir si un tel engagement s'est manifesté parmi les négociants qui ne pouvaient pas participer aux différents corps militaires hambourgeois, contrairement par exemple à ceux qui résidaient à Londres et purent rejoindre Hambourg⁷⁸. Alfred Leroux affirmait qu'aucun Allemand ne s'était »compromis« lorsque les troupes anglaises arrivèrent à Bordeaux⁷⁹. En revanche, Daniel Vincent Pöhls (né en 1755) s'engagea pour les Bourbons durant les

71 Anton Friedrich Meyer, lettre à son frère Georg Christian Lorenz, 21 avril 1813, StAHH 622–1/65, C. VII. b. 16.

72 HESKEL, Ein Brief aus den ersten Monaten des Jahres 1813 (voir n. 64), p. 459.

73 AASLESTAD, Place and Politics (voir n. 2), p. 293–299.

74 Pour une analyse de l'expérience des guerres napoléoniennes à Hambourg en fonction du genre, voir Karen HAGEMANN, Reconstructing »Front« and »Home«: Gendered Experiences and Memories of the German Wars against Napoleon – A Case Study, dans: War in History 16/1 (2009), p. 25–50.

75 HESKEL, Ein Brief aus den ersten Monaten des Jahres 1813 (voir n. 64), p. 456 (traduction par l'auteur).

76 AASLESTAD, Place and Politics (voir n. 2), p. 277–278.

77 HESKEL, Ein Brief aus den ersten Monaten des Jahres 1813 (voir n. 64), p. 460–463.

78 Ibid., p. 462.

79 LEROUX, La Colonie germanique de Bordeaux (voir n. 5), p. 168.

Cent-Jours en leur faisant une avance considérable de fonds et fut décoré le 12 mai 1815 de l'ordre de la Légion d'honneur par la duchesse d'Angoulême⁸⁰. Il avait participé au mouvement d'adhésion à la cause des Bourbons de la ville de Bordeaux, dont le maire Jean-Baptiste Lynch (1749–1835) avait remis les clés aux Anglais dès le 12 mars 1814 avant de se porter au-devant du duc d'Angoulême (1775–1844). Malgré le retour de Napoléon, la ville resta très influencée par les royalistes jusqu'à la Seconde Restauration⁸¹. Le consul Daniel Christoph Meyer ne semble au contraire pas avoir participé à des actions en faveur des Bourbons sous l'Empire. Aucune trace le concernant n'a pu être retrouvée dans les archives de la police impériale, et le fait qu'il n'ait jamais reçu de récompense après le retour des Bourbons ne permet pas de penser qu'il ait pu s'engager de façon affichée contre l'autorité napoléonienne. Son engagement consista plutôt à apaiser la politique commerciale de Napoléon envers les villes hanséatiques pour des raisons commerciales. Son neveu Georg Friedrich Meyer (1788–1878), fervent patriote hambourgeois et légitimiste, affirmait en revanche être passé par une prison parisienne à l'âge de 17 ans pour avoir franchement manifesté ses opinions contre l'Empire⁸².

Définir sa communauté d'appartenance et le visage de l'ennemi

La naissance d'une identité patriote guerrière hambourgeoise dans le cadre du combat armé contre les forces napoléoniennes dans les années 1813–1814 nécessitait de définir sa communauté d'appartenance et le visage de l'ennemi. Loin d'exprimer une logique dualiste, les sources des Meyer laissent pourtant apparaître une multitude de références identitaires imbriquées et l'absence d'un visage unique de celui à combattre⁸³. Dans leur discours, Hambourg constituait la première référence identitaire. La *Vaterstadt* (ou patrie au sens de ville natale), ainsi que le sort des »compatriotes« (*Landsleute*⁸⁴) tenaient le premier rôle dans les écrits d'Emerentia Luisa et Anton Friedrich Meyer⁸⁵. Dans le récit d'Emerentia Luisa l'évènement le plus attendu était la libération de la ville et la fin de la misère par l'arrivée des Russes, permettant à Hambourg de retrouver son statut de ville libre, statut devant ensuite être défendu par l'engagement de jeunes Hambourgeois venant de tous les horizons. Cet engagement provoqua la fierté d'Emerentia Luisa d'appartenir à la communauté hambourgeoise, ses concitoyens lui étant apparus d'une plus grande valeur que ce qu'elle

80 Archives nationales de France (dorénavant: AN) LH/2184/50, dossier Pöhls, lettre du duc d'Angoulême à Pöhls du 20 mars 1816, procès-verbal d'individualité de la grande chancellerie de l'ordre royal de la Légion d'honneur du 27 novembre 1824 et acte de notoriété du 13 mars 1826.

81 Pierre BECAMPS, Despotisme et contre-révolution, dans: PARISSET (dir.), Bordeaux au XVIII^e siècle (voir n. 30), p. 474–481.

82 Georg Friedrich Meyer, lettre à Amédée Larrieu, préfet de la Gironde, 19 septembre 1870, ADG 4M480, dossier Meyer.

83 Ces résultats sur la famille Meyer nuancent ainsi les travaux de Michael Jeismann. Pour un autre exemple relatif à la complexité de la notion d'ennemi et la nécessité de nuancer, cf. Ute PLANERT, *Der Mythos vom Befreiungskrieg. Frankreichs Kriege und der deutsche Süden. Alltag, Wahrnehmung, Deutung, 1792–1841*, Paderborn 2007.

84 HESKEL, Ein Brief aus den ersten Monaten des Jahres 1813 (voir n. 64), p. 452 (traduction par l'auteur).

85 Ibid., p. 458; Anton Friedrich Meyer, lettre à sa soeur Emerentia Luisa, 15 mai 1813, StAHH 622–1/65, C. VII. b. 16.

croyait auparavant. L'expérience d'engagement militaire semble ainsi avoir renforcé le sentiment d'appartenance à la communauté locale dont il fallait défendre l'indépendance: Georg Christian Lorenz recevait dans ce cadre des lettres de jeunes Hambourgeois de Londres désirant s'engager. Au contraire, ceux ayant décidé de rester de côté et ne pas suivre l'exemple d'Anton Friedrich, le »jeune guerrier«, étaient très mal considérés⁸⁶.

Ce sentiment de défense de la *Vaterstadt* liée à l'identité locale s'intégrait néanmoins dans le cercle plus grand de l'identité hanséatique. Emerentia Luisa employait parfois le terme de »compatriotes« (*Landsleute*⁸⁷) pour désigner les membres de la légion hanséatique au combat, pour lesquels elle était inquiète. L'uniforme concourrait à cette intégration dans une identité plus large qui incitait à combattre en tant qu'»Hanséates et patriotes«: la garde civique de Hambourg fut en effet équipée d'un uniforme semblable à celui de la légion, aux couleurs de la Hanse. La défense de la liberté de Hambourg et des autres villes hanséatiques par une légion commune renouait le lien des Hambourgeois avec l'histoire de la Hanse médiévale unie autour du commerce et d'une défense militaire commune en cas de danger⁸⁸.

Un projet politique national ne trouva dans ce cadre pas d'écho à Hambourg, et ne se retrouve pas dans les sources des Meyer. Les Prussiens par exemple, sont considérés au même titre que les Russes, c'est-à-dire comme des »nobles alliés« par Emerentia Luisa⁸⁹, et n'étaient pas particulièrement appréciés par Georg Christian Lorenz⁹⁰. La référence aux Allemands apparaît en revanche dans le cadre d'une expérience commune de l'hégémonie napoléonienne qui nécessitait alors une union des forces pour retrouver la liberté du *Vaterland*: »Quel noble pensant – quel véritable Allemand voudrait maintenant laisser sa capacité, de contribuer au bien-commun, sommeiller et inactive⁹¹!« Si le terme *Vaterland* peut faire référence à une entité d'appartenance large, il reste pourtant très fortement lié au local⁹². Emerentia Luisa avait ainsi une affinité pour les idées du *Kulturnation* de l'époque, c'est-à-dire d'une identité nationale allemande culturelle sans pour autant avoir de projet politique, relativisant l'idée formulée notamment par Thomas Nipperdey⁹³ que l'épisode napoléonien aurait donné naissance au nationalisme allemand. Bien que présent, ce nationalisme culturel dont le discours est étudié par Michael Jeismann et Anne-Marie Thiesse⁹⁴ est

86 HESKEL, Ein Brief aus den ersten Monaten des Jahres 1813 (voir n. 64), p. 457–462.

87 Ibid., p. 460.

88 AASLESTAD, Place and Politics (voir n. 2), p. 282, 290.

89 HESKEL, Ein Brief aus den ersten Monaten des Jahres 1813 (voir n. 64), p. 452–462 (traduction par l'auteur).

90 Jan ALBERS, Aus dem Hamburger Biedermeier: Briefwechsel zwischen Georg Christian Lorenz Meyer und seiner Frau Caroline Antoinette, geb. Gerste. 1815–1829, Hambourg 1946, p. 13.

91 HESKEL, Ein Brief aus den ersten Monaten des Jahres 1813 (voir n. 64), p. 462 (traduction par l'auteur).

92 Anika BETHAN, Napoleons Königreich Westphalen: lokale, deutsche und europäische Erinnerungen, Paderborn, Munich, Vienne 2012, p. 65–68.

93 Thomas NIPPERDEY, Réflexions sur l'histoire allemande, Paris 1992. L'étude d'Anita Bethan sur le royaume de Westphalie relativise également les travaux de Thomas Nipperdey. BETHAN, Napoleons Königreich Westphalen (voir n. 92), p. 361.

94 JEISMANN, La patrie de l'ennemi (voir n. 52); Anne-Marie THIESSE, La création des identités nationales: Europe XVIII^e–XX^e siècle, Paris 1999.

subordonné dans le récit aux deux autres niveaux de référence identitaire: sa réception dans cette famille et à Hambourg n'était ainsi pas aussi importante que ce que les ouvrages antérieurs peuvent laisser penser. Ce nationalisme culturel s'intégrait aux autres identités, les Meyer pouvant se considérer comme citoyens de leur ville, Hanseates et Allemands, sans que cela entraîne des contradictions d'allégeance politique.

Par cette prévalence de l'identité politique locale, la définition de l'ennemi à combattre pouvait ainsi faire preuve d'une flexibilité impossible dans les discours nationaux fortement imprégnés de dualisme. Dans les sources de la famille Meyer faisant apparaître un patriotisme militaire, à savoir les lettres d'Anton Friedrich et d'Emerentia Luisa, l'ennemi en tant que tel n'apparaît que peu souvent. Le terme d'«ennemi» ou de «Français» n'est employé par Anton Friedrich que dans le cadre de la description des batailles auxquelles il a participé, sans jugement particulier qui pourrait renseigner sur l'identité⁹⁵. Or, l'image de l'ennemi tenait dans le cadre de la construction nationale un rôle primordial dans la définition du soi⁹⁶, et nous partons du principe que cela peut être étendu au patriotisme local. Mais dans le contexte napoléonien, si Emerentia Luisa ne supportait pas de voir les siens le «dos voûté» face aux Français se réjouissant hargneusement de leur humiliation et si les douaniers napoléoniens lui semblaient avoir mérité leur mort pendant la révolte de février 1813, aucune opposition n'est véritablement établie. Napoléon n'était pas l'objet de critiques métaphoriques comme cela existait à l'époque, étant simplement perçu comme un indésirable à Hambourg, ainsi que ses acolytes et soldats, les autres Français n'ayant pas eu l'air de gêner⁹⁷. Le fait que la famille Meyer évolua dans des cercles francophiles joua un rôle: s'ils marquèrent une distinction avec les Français dès la Révolution, ils ne rentrèrent jamais dans une logique binaire de certains poètes allemands, ou l'ennemi en tant que nation devait être anéanti.

La définition de l'ennemi était en outre rendue problématique par la présence de partisans de Napoléon dans la famille élargie des Meyer. Les Meyer eux-mêmes étaient invités aux bals des grands administrateurs napoléoniens, même si Emerentia Luisa ne voulait pas s'y rendre pour ne pas assister au spectacle de l'humiliation de ses compatriotes⁹⁸. Une de ses sœurs était mariée au négociant Christian Nicolas Pehmöller (1769–1845), qui participa à la nouvelle politique fiscale et administrative du système napoléonien à Hambourg⁹⁹. Emerentia Luisa écrivit ainsi à la sœur de Pehmöller au propos l'engagement de ce dernier:

»Je vais maintenant voir Pitie [Pauline], [...] la pauvre âme ne peux malheureusement pas se réjouir autant que moi, car Pehmöller est encore très accroché au

95 Meyer, lettre à son frère Georg Christian Lorenz (voir n. 71) et à sa soeur Emerentia Luisa (voir n. 85).

96 JEISMANN, La patrie de l'ennemi (voir n. 52), p. 9; Jörg ECHTERNKAMP, La formation de l'ennemi français dans l'Allemagne des guerres antinapoléoniennes : nationalisme, mobilisation en masse et la représentation de l'«autre» au début du XIX^e siècle, dans: *Francia* 34/3 (2007), p. 1–17, ici p. 2.

97 HESKEL, Ein Brief aus den ersten Monaten des Jahres 1813 (voir n. 64), p. 452, 456 (traduction par l'auteur).

98 Ibid., p. 452.

99 AASLESTAD, Place and Politics (voir n. 2), p. 248, 256–257.

grand empereur – Mais sois sans craintes, cela aussi passera – Laisse d’abord les bateaux remplis venir de Londres et d’Amérique [...] à son adresse – ensuite adieu Napoleon [sic!] et tout ce qui va avec¹⁰⁰.«

L’attachement de Pehmöller à Napoléon gênait sa famille et l’attristait, mais ne choquait pas véritablement et semblait être perçu comme une lubie passagère dont les intérêts négociants viendraient à bout. Les frères Meyer s’étant engagés militairement n’en étaient pas non plus choqués, ayant eux-mêmes poursuivi leur négoce avec la France et ayant même manifesté leur joie lors de sa nomination comme sénateur en 1816¹⁰¹. Comme beaucoup d’autres Hambourgeois s’étant conduits ainsi, Pehmöller ne fut en effet pas puni mais récompensé pour avoir servi sa patrie dans les moments difficiles¹⁰². Cette malléabilité de l’identité locale et leurs engagements négociants empêcha ainsi les Meyer de rentrer dans une logique dualiste vis-à-vis de la France, caractéristique du mouvement national allemand qui se développa par la suite¹⁰³.

III. Débattre de l’identité hambourgeoise dans les années 1840: le cas des Meyer de Bordeaux

Après la libération définitive de la ville en mai 1814, Hambourg devint membre de la Confédération germanique créée en 1815 et continua à participer au développement d’une identité hanséatique¹⁰⁴. L’idée d’un projet politique allemand n’avait pas fait encore son chemin au début des années 1840 chez les Meyer, l’identité locale restant primordiale: même leur sensibilité croissante pour le nationalisme culturel allemand dans le contexte de la crise du Rhin ou de la mémoire de l’occupation napoléonienne ne justifiait pas pour eux un dualisme conflictuel vis-à-vis des Français. Si le cas de cette famille de négociants a permis de démontrer combien cette identité politique hambourgeoise évolua en interaction avec le contexte français durant la période révolutionnaire et napoléonienne, il témoigne également combien elle pouvait être débattue et construite à l’étranger, par exemple à Bordeaux en 1842. Cette année constitua en effet une rupture pour les Meyer, par l’incendie de Hambourg, qui affecta l’identité hambourgeoise par la destruction de la ville et l’émergence d’un désir de réformes, et par le renvoi de Georg Friedrich Meyer, qui marqua la fin de la tenue du consulat de Hambourg à Bordeaux par sa famille.

100 HESKEL, Ein Brief aus den ersten Monaten des Jahres 1813 (voir n. 64), p. 456 (traduction par l’auteur)..

101 Meyer, Lettre à sa soeur Emerentia Luisa (voir n. 85); ALBERS, Aus dem Hamburger Biedermeier (voir n. 90), p. 14.

102 AASLESTAD, Place and Politics (voir n. 2), p. 248.

103 Sur cette évolution, à Hambourg et dans le reste de l’Allemagne, cf. notamment Katherine AASLESTAD, Remembering and Forgetting: The Local and the Nation in Hamburg’s Commemorations of the Wars of Liberation, dans: *Central European History* 38/3 (2005), p. 384–416; Bénédicte SAVOY, Patrimoine annexé. Les biens culturels saisis par la France en Allemagne autour de 1800, Paris 2003.

104 AASLESTAD, Place and Politics (voir n. 2), p. 316–317.

La destruction de la »Vaterstadt«: Hambourg en quête d'identité

Suite à l'incendie qui frappa la ville de Hambourg entre le 5 et 8 mai 1842, un article de »La Guienne« de Bordeaux affirma que »lorsque de pareilles cités sont frappées par de grandes catastrophes, on recherche avec une légitime curiosité ce qui se rattache à leur origine à leur histoire et à leur existence actuelle¹⁰⁵«. Cette phrase n'est pas anodine et ne renseigne pas simplement sur l'intérêt des Bordelais pour l'histoire de Hambourg aux lendemains de l'incendie, elle témoigne de la réflexion identitaire que ce dernier avait pu provoquer, notamment en termes politiques. La disparition matérielle de toute une partie de la *Vaterstadt*, notamment de son cœur historique et de son centre politique, par la démolition volontaire de la mairie pour éviter la propagation de l'incendie¹⁰⁶, provoqua en effet une réaction patriotique de la part de la bourgeoisie, désireuse de reconstruire la ville qui définissait son identité politique. Arnold Otto Meyer (1825–1913) fut marqué par cet évènement, toutefois soulagé que la maison et les caves de son père n'aient pas été touchées. Voulant valoriser l'identité familiale en plaçant le patriotisme comme l'une de ses qualités irréversibles, il écrivit que la souscription de son père, le sénateur Georg Christian Lorenz, à l'emprunt d'État avait été d'autant plus »patriotique« que celui-ci fut une mauvaise affaire¹⁰⁷. Le sénateur s'investit également en aidant son cousin, le consul de Hambourg à Bordeaux Georg Friedrich Meyer, à délivrer des fonds récoltés à Bordeaux par ce dernier en assurant le change à Hambourg, la ville étant en manque de liquidités suite à l'incendie¹⁰⁸. Dans une lettre aux autorités hambourgeoises, le consul écrivit:

»Ce que je ressens comme homme et Hambourgeois face à la catastrophe qui frappa la ville natale [*Vaterstadt*] bien-aimée, je n'ai pas besoin de vous le dire, car vous le ressentez vous aussi. J'ai moi-même un certain espoir que Dieu, qui ouvrit cette blessure profonde, la guérira bientôt. Jusque-là, chaque personne aimant Hambourg doit faire tout ce qui est en son pouvoir pour appliquer du baume¹⁰⁹.«

Manifestant son affliction en tant qu'Hambourgeois d'apprendre la destruction partielle de la *Vaterstadt*, et appelant à s'engager pour refermer la »blessure«, le discours du consul s'insérait comme chez son cousin dans un patriotisme hambourgeois qui matérialisait la permanence d'un attachement local, politique et sentimental très fort dans les années 1840 pour la ville de Hambourg. Son engagement par l'organisation

105 E.D., La ville de Hambourg, dans: La Guienne 3506 (20 mai 1842), StAHH 111–1, Cl.VI Nr. 5 Vol. 5 Fasc. 4 Inv. 6.

106 Gerhard AHRENS, Von der Franzosenzeit bis zur Verabschiedung der neuen Verfassung, 1806–1860, dans: Werner JOCHMANN, Hans-Dieter LOOSE (dir.), Hamburg: Geschichte der Stadt und ihrer Bewohner, vol. 1: Von den Anfängen bis zur Reichsgründung, Hambourg 1982, p. 415–490, ici p. 466.

107 Arnold Otto MEYER, Mein Leben, 1907, p. 27–29; StAHH 622–1/65.

108 Georg Friedrich Meyer, lettre au Syndicus Sieveking, 4 juin 1842, StAHH 111–1, Cl.VI Nr. 5 Vol. 5 Fasc. 4 Inv. 6.

109 Georg Friedrich Meyer, lettre au Syndicus Sieveking, 18 mai 1842, StAHH 111–1, Cl.VI Nr. 5 Vol. 5 Fasc. 4 Inv. 6 (traduction par l'auteur).

d'une levée de fonds à Bordeaux et la participation de nombreuses personnes d'origine hambourgeoise à cette contribution manifestent en outre l'importance de cette identité au-delà des frontières de la ville, à l'étranger.

Le désir de voir Hambourg se relever de ses ruines correspondait parallèlement à cet élan patriotique à un désir de retour à la normale chez les bourgeois. Le projet de la toute nouvelle société d'histoire hambourgeoise de rassembler des objets tirés des ruines ou donnés volontairement correspondait à ce désir de valoriser le souvenir de Hambourg et l'identité civique bourgeoise qui y était liée et de continuer à marquer son autonomie face à l'influence croissante de la Prusse, qui aurait pu constituer un danger en cette heure de fragilité¹¹⁰. Cette position était surtout défendue par les membres de l'élite négociante traditionnelle et dominante, à laquelle appartenaient les Meyer, tandis que d'autres forces, y compris dans la bourgeoisie au travers des classes moyennes éduquées, profitèrent de l'occasion pour appeler à des réformes politiques constituant une remise en cause du vieux modèle politique hambourgeois. Pour les réformistes, la ville devait renaître de ses cendres tel un phœnix, non pas pour retourner à la tradition, mais pour se porter vers la modernité, notamment en termes politiques. Cette idée fut parfaitement exprimée par le poète Wilhelm Hocker (1812–1850), qui avait acquis le titre de bourgeois en 1839:

»Hamburg, seule l'épreuve du feu pouvait,
l'horrible, te décerner un rajeunissement;
Maintenant le peuple appelle, pas le tas de ruines:
Je ne veux rien de plus qu'être citoyen de Hamburg¹¹¹.«

Son désir de n'être rien de plus qu'un citoyen de Hambourg ne se référait pas aux privilèges politiques du bourgeois lié à son état, mais correspondait, comme le souligne Dirk Brietzke, à un changement de sémantique donnant au terme de citoyen un sens moderne de participation politique pour la majorité du peuple¹¹². Le poète, en ce sens, appelait à des réformes politiques. L'année 1842 constitua ainsi une césure politique dans l'histoire de la ville à reconstruire, en encourageant la poussée de mouvements réformistes, notamment contre la position de la bourgeoisie négociante traditionnelle à laquelle appartenaient les Meyer, et qui fut capitale dans l'affaire qui mena au renvoi du consul Georg Friedrich Meyer à Bordeaux.

Le renvoi du consul Meyer: la cristallisation des identités politiques locales

L'affaire du renvoi de Georg Friedrich Meyer trouva ses débuts dans l'accusation portée contre le consul de ne pas avoir mis le drapeau de Hambourg le jour de deuil officiel pour le duc d'Orléans (1810–1842), fils aîné du roi Louis-Philippe, le 18 juillet 1842. De jeunes Allemands manifestèrent leur mécontentement le soir même en protestant devant sa maison et déclenchèrent un débat médiatique à Bordeaux. Six

110 Birgit-Katharine SEEMANN, *Stadt, Bürgertum und Kultur: kulturelle Entwicklung und Kulturpolitik in Hamburg von 1839 bis 1933 am Beispiel des Museumswesens*, Husum 1998, p. 30–37.

111 Dirk BRIETZKE, *Stadtbürgerliche Identität im Wandel: zum Selbstverständnis des Bürgers in Hamburg (1800–1860)*, dans: *Zeitschrift des Vereins für Hamburgische Geschichte* 98 (2012), p. 8.

112 *Ibid.*, p. 7–8.

des dix-huit d'entre eux qui signèrent une pétition contre le consul étaient hambourgeois, les deux leaders étant les frères Sohège de Hambourg, la très grande majorité des autres provenant de villes germaniques¹¹³. Le Sénat de Hambourg, à la demande du ministre des Affaires étrangères François Guizot (1787–1874)¹¹⁴, finit par communiquer au consul sa suspension définitive le 12 août, décision qui prit effet en octobre¹¹⁵. L'affaire est complexe, les témoignages étant discordants sur la responsabilité du consul et la violence exercée par les jeunes Allemands. Elle constitue néanmoins un cas de cristallisation des questions politiques bordelaises et hambourgeoises du début des années 1840, permettant notamment d'observer le débat sur l'identité politique hambourgeoise à Bordeaux¹¹⁶.

Cette affaire renvoyait en premier lieu au conflit persistant entre orléanistes et légitimistes en France dans lequel le consul, fervent légitimiste, intervenait depuis de longue date. Le gouvernement français avait déjà menacé de lui retirer l'exequatur à plusieurs reprises dès 1832 pour avoir manifesté sa sympathie pour la duchesse de Berry (1798–1870), mère du prétendant au trône des Bourbons, et avoir soutenu le mouvement espagnol carliste. Meyer s'en sortit à chaque fois en sa qualité de consul du royaume des Deux-Siciles¹¹⁷. L'affaire de 1842 s'inscrivait de fait dans la permanence du mouvement légitimiste et carliste à Bordeaux, notamment dans le milieu du négoce. Georg Friedrich Meyer ne fut ainsi pas le seul impliqué dans des affaires autour du deuil du duc d'Orléans à Bordeaux¹¹⁸. Le débat médiatique provoqué par l'affaire du renvoi du consul entre «Le Mémorial Bordelais» (conservateur libéral) et «La Guienne» (légitimiste) s'intègre dans ce contexte et renseigne sur deux visions bordelaises de l'identité hambourgeoise. Pour «La Guienne» défendant le consul, ceux ayant participé à la manifestation ne pouvaient être que des Allemands dédaigneux des valeurs françaises¹¹⁹. Un article se moqua par exemple de l'emploi du terme «pacifique» pour qualifier leur «charivari»: «Nous engageons toutefois ces *pacifiques* étrangers à penser et à dire comme tout le monde, et à ne pas qualifier de manifestation décente une insulte faite à d'honorables citoyens¹²⁰.» Les personnes visées étaient

113 Hildegard MARCHTALER, Die Absetzung des hamburgischen Generalkonsuls zu Bordeaux Georg Friedrich Meyer 1842, dans: Hamburgische Geschichts- und Heimatblätter 9/5 (1976), p. 116–121, ici p. 119.

114 François GUIZOT, lettre au Baron de Schachten, 2 août 1842, StAHH 111–1 Cl.VI Nr. 5 Vol. 5 Fasc. 4 Inv. 7, pièce 14.

115 Sénateur LAPPENBERG, lettre à Georg Friedrich Meyer, 12 août 1842, StAHH 111–1 Cl.VI Nr. 5 Vol. 5 Fasc. 4 Inv. 7, pièce 21; Georg Friedrich MEYER, lettre à l'archiviste Lappenberg, 18 octobre 1842, StAHH 111–1 Cl.VI Nr. 5 Vol. 5 Fasc. 4 Inv. 7, pièce 36b.

116 Mathieu Grenet démontre l'existence d'une telle construction politique et sociale des appartenances locales dans le cas de la diaspora grecque: Mathieu GRENET, Appartenances régionales, expérience diasporique et fabrique communautaire: le cas grec, fin XVI^e–début XIX^e siècle, dans: Tracés 23 (2012), p. 21–40, ici p. 23.

117 Otto BENEKE, rapport des archives sur le consul Meyer, 6 août 1842, StAHH 111–1 Cl.VI Nr. 5 Vol. 5 Fasc. 4 Inv. 7, pièce 15.

118 André TUDESQ, Le libéralisme conservateur, dans: Louis DESGRAVES, Georges DUPEUX (dir.), Bordeaux au XIX^e siècle, Bordeaux 1969, p. 88–92.

119 Anonyme, dans: La Guienne 3560 (21 juillet 1842), StAHH 111–1 Cl.VI Nr. 5 Vol. 5 Fasc. 4 Inv. 7.

120 Anonyme, dans: La Guienne n° 3564 (25–26 juillet 1842), StAHH 111–1 Cl.VI Nr. 5 Vol. 5 Fasc. 4 Inv. 7.

dans ce cadre considérées comme étrangères plus par leurs valeurs que par leur origine allemande, puisqu'elles ne pouvaient être, du fait de la méconnaissance de ces valeurs, ni hambourgeoises ni bordelaises¹²¹. De façon opposée, »Le Mémorial Bordelais« considérait qu'il s'agissait bien de compatriotes du consul Meyer, de bons Hambourgeois de surcroît, qui avaient protesté contre lui. Si les moyens employés étaient désapprouvés, leur »sentiment national« était loué et les rapprochait des valeurs françaises¹²².

Ce débat médiatique et la confrontation entre le consul et ses détracteurs s'inscrivaient en outre dans le débat sur l'identité politique hambourgeoise de 1842. Pour le consul, les frères Sohège étaient des indignes »hambourgeois« à l'origine d'un »lâche et infâme attentat« que le consul n'aurait jamais pu attribuer à des Bordelais¹²³. Ses lettres sont emplies d'une qualification révolutionnaire de ces jeunes considérés comme la »populace« allemande »enflammée par le climat du Sud¹²⁴« :

«C'est ainsi que cette tourbe révolutionnaire, rebut de l'Allemagne, par les moyens les plus odieux cherche à exciter contre moi les passions populaires. [...] cette abjecte lie de notre patrie, qui aujourd'hui a fait une démonstration en faveur du gouvernement français & qui le lendemain prendrait part avec la même ardeur à une émeute qui tendrait à le renverser [...] Je vois dans la légitimité un principe d'ordre, dont on ne saurait s'écarter sans tomber dans d'affreux malheurs, dans le désordre & l'anarchie¹²⁵.«

S'il ne fait pas directement référence au républicanisme hambourgeois, c'est pourtant dans ces mots que se cache la clé de la conjugaison du légitimisme avec le républicanisme chez le consul. Il y affirme en effet une identité politique proche des valeurs d'ordre, d'obéissance et de crainte de l'anarchie ainsi que des révolutions qu'avaient ses cousins de Hambourg. Il est probable que le consul cherchait ainsi à provoquer une réaction de la bourgeoisie traditionaliste à Hambourg en faveur de sa cause. Bien que son cousin le sénateur Georg Christian Lorenz Meyer désapprouvât la conduite générale du consul, il intervint en effet sa faveur¹²⁶.

Au contraire, pour les détracteurs du consul, ce dernier était celui qui allait à l'encontre des valeurs de sa ville natale, que le Sénat hambourgeois avait officiellement reconnues dans la monarchie de Juillet. Dans une lettre issue d'une précédente affaire reproduite par »Le Courrier de la Gironde« sur la demande d'une »députation de Hambourgeois« se qualifiant de »fidèles citoyens« de la république hambourgeoise,

121 Anonyme, dans: La Guienne n° 3560 (voir n. 119).

122 Anonyme, copie du Mémorial Bordelais, 19 juillet 1842, StAHH 111-1 Cl.VI Nr. 5 Vol. 5 Fasc. 4 Inv. 7, pièce 7.

123 Georg Friedrich Meyer, lettres à Rumpff, 19 et 21 juillet 1842 et lettre au préfet de la Gironde, 19 juillet 1842, StAHH 111-1 Cl.VI Nr. 5 Vol. 5 Fasc. 4 Inv. 7, pièces 2 et 3.

124 Georg Friedrich Meyer, lettre au Syndicus Sieveking, 22 juillet 1842, StAHH 111-1, Cl.VI Nr. 5 Vol. 5 Fasc. 4 Inv. 7, pièce n° 10 (traduction par l'auteur).

125 Georg Friedrich Meyer, lettre à Rumpff, 4 août 1842, StAHH 111-1 Cl.VI Nr. 5 Vol. 5 Fasc. 4 Inv. 7, pièce 22c.

126 Georg Christian Lorenz Meyer, lettre à Lappenberg, 9 octobre 1842, Cl.VI Nr. 5 Vol. 5 Fasc. 4 Inv. 7, pièce 36c.

le consul était ainsi considéré comme compromettant la »nation« hambourgeoise par ses opinions politiques¹²⁷. Selon Hildegard von Marchtaler, qui étudia l'affaire du renvoi du consul, un tel discours prouvait que des jeunes négociants issus de bonne famille pouvaient manifester leur point de vue politique durant le *Vormärz*¹²⁸. Il faut néanmoins prendre garde à ne pas unifier tous les apprentis négociants: le clivage entre bourgeoisie traditionaliste et réformiste se manifestait également chez la jeune génération. Valentin Lorenz Meyer (1817–1901), le fils du sénateur à Hambourg, avait qualifié lors de son séjour à Bordeaux plus de trois ans avant l'affaire les garçons de comptoir hambourgeois de Bordeaux, et notamment les frères Sohège, de mauvais sujets, étant, comme son père et le consul, attaché au principe de l'obéissance envers les autorités et de l'ordre¹²⁹. Cet exemple montre que l'identité politique hambourgeoise se débattait également à Bordeaux, entre la vision de chacun de ce qu'était un »digne« ou un »indigne« Hambourgeois.

Conclusion

Trois générations de Meyer se sentirent irrémédiablement attachées à leur patrie hambourgeoise, considérée comme une extension de la communauté familiale envers laquelle le bourgeois était responsable. Si le Français représenta durant cette période un autre face auquel l'identité politique de ces patriotes hambourgeois se construisait en association ou en opposition, le lien des Meyer avec la France par le biais de Bordeaux empêcha l'émergence d'un discours nationaliste et dualiste dans lequel le Français aurait été un contraire absolu. Ces liens que les Meyer entretenaient avec Bordeaux ne se limitaient pas au domaine des idées politiques et influençaient l'ensemble des facettes de leur identité, qu'elle soit commerciale, sociale ou encore familiale. Si l'étude de cette famille est issue du courant de l'histoire transnationale, il est cependant difficile de qualifier la nature de ses connexions de »transnationale« sous peine d'anachronisme pour les époques, les localités et la famille en présence, dans lesquelles le national ne constituait pas le cadre de référence majeur. Au vu de l'intensité et de la durée de ces connexions, aussi bien au sein de la famille Meyer qu'entre les villes de Bordeaux et Hambourg elles-mêmes, le concept de »translocalité« pourrait en revanche se révéler particulièrement adapté. Issu de la démarche réflexive ayant fait émerger les limites du terme »transnational«, il qualifie un espace constitué par une tension entre mobilité et localité et permettant d'observer la modification des structures qui en sont issues, notamment dans le cadre familial¹³⁰. De plus amples re-

127 Anonyme, copie du Courrier de la Gironde, 29 juillet 1829, StAHH 111–1 Cl.VI Nr. 5 Vol. 5 Fasc. 4 Inv. 7, pièce 18.

128 MARCHTALER, Die Absetzung des hamburgischen Generalkonsuls zu Bordeaux (voir n. 113), p. 121. Le terme de *Vormärz* désignait la période précédant les mouvements révolutionnaires de mars 1848 en Allemagne, mais dont la date de départ reste encore sujet de débats. Sur cette question, voir: Lucien CALVIÉ, Biedermeier/Vormärz, dans: Elisabeth DÉCULTOT, Michel ESPAGNE, Jacques LE RIDER (dir.), Dictionnaire du monde germanique, Paris 2007, p. 130–131.

129 Valentin Lorenz Meyer, lettres à son frère Friedrich Max, 2 juin 1839 et 14 mai 1841, StAHH 622–1/65, C.VIII.a.14b.

130 Cf. notamment Arjun APPADURAI, Modernity at Large: Cultural Dimensions of Globalization, Minneapolis, 1996, p. 178–199; Ulrike FREITAG, Achim VON OPPEN, Translokaltät als ein Zugang zur Geschichte globaler Verflechtungen, dans: ZMO Programmatic Texts 2 (2005), p. 1–8;

cherches actuellement en cours sur la famille Meyer et son extension à l'espace global dans la seconde moitié du XIX^e siècle permettront de tester ce concept prometteur qui n'a encore guère été utilisé dans la recherche historique.

JURI AUDERSET

FÖDERALE KOSMOLOGIEN

Zur historischen Semantik astronomischer Metaphern
im transatlantischen Föderalismusdiskurs, 1776–1848¹

Einleitung

1771 erwarb der schottisch-amerikanische Aufklärer John Witherspoon für das College of New Jersey, der späteren Princeton University, ein Orrery, also eine mechanische Nachbildung des bis dahin bekannten Planetensystems². Gebaut hatte dieses Modell der aus Philadelphia stammende Mathematiker und Astronom David Rittenhouse und er erregte damit in der amerikanischen Wissenschaftslandschaft beträchtliches Aufsehen³. Als Thomas Jefferson in seinen »Notes on the State of Virginia« den Versuch unternahm, die These des Abbé de Raynal zu widerlegen, dass in Nordamerika bisher weder ein guter Schriftsteller noch ein guter Wissenschaftler hervorgetreten sei, nannte er als Gegenbeweise neben Benjamin Franklin den Astronomen David Rittenhouse. *He has not indeed made a world*, schrieb Jefferson mit Blick auf das von Rittenhouse gebaute Planetenmodell, *but he has by imitation approached nearer its Maker than any man who has lived from the creation to this day*⁴.

Was auf den ersten Blick wie eine Anekdote aus der amerikanischen Bildungs- oder Wissenschaftsgeschichte erscheint, hat bei genauerer Betrachtung mehr mit der Frage nach der politischen Sprache des Föderalismus zu tun, als dies zuerst den Eindruck erweckt. Denn im gleichen Jahr als John Witherspoon das von Rittenhouse gebaute Planetenmodell in der Nassau Hall am Princeton College aufstellen ließ, be-

1 Dieser Aufsatz geht auf einen Vortrag zurück, den ich im Februar 2013 anlässlich der Schweizerischen Geschichtstage gehalten habe. Mein Dank für kritische Kommentare und anregende Diskussionen geht an die Teilnehmenden des Panels »Föderale Raummetaphern. Zur (Bild-)Semantik intermediärer Räume des Politischen«, insbesondere an Philipp Müller, Siegfried Weichlein und Benjamin Schenk.

2 Vgl. Daniel Walker HOWE, John Witherspoon and the Transatlantic Enlightenment, in: Susan MANNING, Francis D. COGLIANO (Hg.), *The Atlantic Enlightenment*, Aldershot, Burlington 2008, S. 65. Zum Einfluss der europäischen Aufklärung auf die politischen Diskurse im Amerika des späten 18. und frühen 19. Jahrhunderts vgl. Daniel Walker HOWE, *Why the Scottish Enlightenment Was Useful to the Framers of the American Constitution*, in: *Comparative Studies in Society and History* 31 (1989), S. 572–587; Daniel Walker HOWE, *European Sources of Political Ideas in Jeffersonian America*, in: *Reviews in American History* 10 (1982), S. 28–44.

3 Vgl. Samuel Alfred MITCHELL, *Astronomy during the Early Years of the American Philosophical Society*, in: *Proceedings of the American Philosophical Society* 86 (1942), S. 13–21.

4 Thomas JEFFERSON, *Notes on the State of Virginia*, London 1787, S. 109. Zu Jeffersons Begeisterung für Rittenhouse vgl. Garry WILLS, *Inventing America. Jefferson's Declaration of Independence*, New York 1978, S. 100–110. Zum Kontext vgl. Gordon WOOD, *Empire of Liberty. A History of the Early Republic, 1789–1815*, Oxford et al. 2009, S. 543–575.

endete dort ein Student seine Ausbildung bei Witherspoon, der später als intellektueller Vater der amerikanischen Bundesverfassung gelten sollte: James Madison⁵. Und Madison war nicht der einzige unter den Vertretern der nordamerikanischen Staaten, welche sich im Frühjahr 1787 in Philadelphia trafen, um eine neue Verfassung auszuarbeiten, und welche zuvor bei Witherspoon studiert hatten. »There are times,« kommentierte der Historiker Garry Wills, »when the Constitutional Convention must have looked like a reunion of Princetonians«⁶. Doch diese Princetonians haben vermutlich am New Jersey College bei Witherspoon nicht nur die Umlaufbahnen der Planeten studiert. Zwischen 1770 und 1772 entstanden dort auch Witherspoons »Lectures on Moral Philosophy«, in welchen er jene politischen Prinzipien der *checks and balances*, der Gemeinwohlorientierung und Selbstregierung und der Neutralisierung unterschiedlicher politischer Kräfte skizzierte, welche sein Schüler und späterer Freund Madison einige Jahre später in den »Federalist Papers« weiter entwickeln sollte⁷.

Doch diese föderale Republik, welche Madison zusammen mit Alexander Hamilton und John Jay in den »Federalist Papers« während der Ratifikationsdebatten 1787/88 zu erörtern und zu propagieren versuchte, war kaum auf den Begriff zu bringen. Diese teils nationale, teils föderative Konstruktion eines politischen Systems sei, so schrieb Madison im Rückblick auf Jahrzehnte des begrifflichen Ringens um den amerikanischen Föderalismus, *so unexampled in its origin, so complex in its structure, and so peculiar in some of its features, that in describing it the political vocabulary does not furnish terms sufficiently distinctive and appropriate, without a detailed resort to the facts of the case*⁸. Als Alexis de Tocqueville zu Beginn der 1830er Jahre die Vereinigten Staaten besuchte und über diese Verfassungskonstruktion nachdachte, machte er eine ähnliche Beobachtung. Man habe, heisst es in »De la Démocratie en Amérique«, in Amerika ein politisches System erfunden, *qui n'était précisément ni nationale ni fédérale; mais on s'est arrêté là, et le mot nouveau qui doit exprimer la chose nouvelle n'existe point encore*⁹. Mit ähnlichen Schwierigkeiten der sprachlichen Erfassung dieses politischen Systems sah sich auch der hessische politische Schriftsteller Friedrich Murhard konfrontiert, als er für das von Karl von Rotteck und Karl Theodor von Welcker herausgegebene »Staats-Lexikon« einen Artikel über die amerikanische Bundesverfassung schreiben sollte. In Amerika sei eine politische Ordnung erfunden worden, so Murhard, *die vorher auf der ganzen Erde noch nicht dagewesen ist und für die es noch keinen Namen gibt, um sie ihrer Eigen-*

5 Vgl. zu Madison die Studie von Lance BANNING, *The Sacred Fire of Liberty. James Madison and the Founding of the Federal Republic*, Ithaca, London 1995.

6 Garry WILLS, *Explaining America. The Federalist*, New York u. a. 1981, S. 19. Wills notiert, dass unter Witherspoons Schülern ein späterer Präsident und ein späterer Vizepräsident der Vereinigten Staaten, 21 Senatoren, 29 Abgeordnete des Repräsentantenhauses, 12 Gouverneure, 56 Abgeordnete in diversen Legislativen der Einzelstaaten und 33 Richter, von denen drei ins Supreme Court der Vereinigten Staaten berufen wurden, zu finden sind.

7 Vgl. John WITHERSPOON, *Lectures on Moral Philosophy* [1772], hg. von Varum Lansing COLLINS, Princeton 1912, S. 90–99. Zum Verhältnis zwischen Witherspoon und Madison vgl. HOWE, *John Witherspoon and the Transatlantic Enlightenment* (wie Anm. 2), S. 74–76.

8 James Madison an Daniel Webster, 27.5.1830, in: JAMES MADISON, *Letters and other Writings of James Madison*, Bd. 4, Philadelphia 1865, S. 85.

9 Alexis de TOCQUEVILLE, *De la Démocratie en Amérique* Paris 1951 (Œuvres I/1), S. 160f.

*thümllichkeit gemäß richtig zu bezeichnen*¹⁰. Diese hybride Republik schien sich dem existierenden politischen Vokabular zu entziehen, wie Madison, Tocqueville und Murhard beobachteten, und der registrierte Bruch zwischen Begriff und Sache galt es irgendwie zu überwinden.

Eine Möglichkeit dies zu tun, lag in einer metaphorischen Beschreibung – und damit möchte ich wieder an den Ausgangspunkt meiner Ausführungen zurückweisen. Denn die Astronomie, welche Madison und seine Kommilitonen in Princeton am Planetenmodell von Rittenhouse studierten, wurde zu einem beliebten semantischen Feld, um die komplexen Kräfteverhältnisse und Machtbalancen dieser föderalen Republik zu beschreiben und intelligibel zu machen. Wenn die These von Rüdiger Zill zutrifft, dass sich Metaphern als sprachliche Mittel verstehen lassen, »das Begriffsresistente begreifbar zu machen«, erscheint es als eine lohnende Aufgabe, den semantischen Zusammenhängen zwischen einer astronomischen Metaphorik und der politischen Sprache des Föderalismus nachzugehen¹¹. Denn offenbar erblickten viele politische Beobachter und Kommentatoren im späten 18. und frühen 19. Jahrhundert in astronomischen Metaphern eine Möglichkeit, das »Begriffsresistente« der hybriden national-föderalen Ordnung der Vereinigten Staaten »begreifbar« zu machen. Es gehört indessen zur rhetorischen Figur der Metapher dazu, dass sie sich zu ihrem Referenzgegenstand zu einem gewissen Grad kontingent verhält. Wenn demzufolge astronomische Metaphern im Diskurs über föderale Ordnungen verwendet wurden, produzierte dieser pragmatische Sprachgebrauch einen potenziellen Bedeutungsüberschuss der allemal über die Intention, föderale Institutionsarrangements begreifbar zu machen, hinausging. Gerade weil Metaphern Wörter aus einem angestammten semantischen Feld herauslösen und in einen anderen Aussagezusammenhang stellen, generieren sie in diesem Übertragungsprozess einen semantischen Mehrwert; sie schaffen in bestimmten, historisch variablen Kontexten Assoziationspielräume, die das Sprechen über Föderalismus strukturierten und mit anderen symbolischen Bedeutungsfeldern in Verbindung brachten¹².

10 Friedrich MURHARD, Nordamerikanische Verfassung, ihre Grundideen, in: Karl VON ROTTECK, Karl Theodor VON WELCKER, Staats-Lexikon, oder Encyclopädie der Staatswissenschaften, Bd. 11, Altona 1841, S. 381.

11 Rüdiger ZILL, »Substrukturen des Denkens«. Grenzen und Perspektiven einer Metapherngeschichte nach Hans Blumenberg, in: Hans Erich BÖDEKER (Hg.), Begriffsgeschichte, Diskursgeschichte, Metapherngeschichte, Göttingen 2002, S. 231.

12 Vgl. hierzu Paul RICOEUR, Die Metapher und das Hauptproblem der Hermeneutik, in: Anselm HAVERKAMP (Hg.), Theorie der Metapher, Darmstadt 1983, S. 361; Max BLACK, Die Metapher, in: *ibid.*, S. 70 f.; Antoine de BAECQUE, Le corps de l'histoire. Métaphores et politique (1770–1800), Paris 1993; Elías José PALTÍ, From Ideas to Concepts to Metaphors. The German Tradition of Intellectual History and the Complex Fabric of Language, in: *History and Theory* 49 (2010), S. 194–211; Rieke SCHÄFER, Historizing Strong Metaphors. A Challenge for Conceptual History, in: *Contributions to the History of Concepts* 7 (2012), S. 28–51. Die historische Untersuchung von Metaphern und ihren Funktionen hat insbesondere auch in der Wissenschafts- und Wissensgeschichte wichtige Erkenntnisse zutage gefördert, vgl. Anson RABINBACH, *The Human Motor. Energy, Fatigue, and the Origins of Modernity*, Los Angeles 1991; Joseph ROUSE, What Are Cultural Studies of Scientific Knowledge?, in: *Configurations* 1 (1992), S. 57–94; Sabine MAASEN, Peter WEINGART, *Metaphors – Messengers of Meaning. A Contribution to an Evolutionary Sociology of Science*, in: *Science Communication* 17 (1995), S. 9–31; Philipp SARASIN, *In-fizierte Körper, kontaminierte Sprachen. Metaphern als Gegenstand der Wissenschaftsgeschichte*.

In der astronomischen Metaphorik überlagerten sich denn auch unterschiedliche Bedeutungsschichten. Mit ihr konnten Kräftefelder erfasst werden, welche Entitäten in einem bestimmten Verhältnis hielten: genauso wie die Planeten in einer kosmischen Ordnung standen, welche durch unsichtbare Kräfte in ihren Sphären gehalten wurden, sollte auch die politische Ordnung der Föderativrepublik die Einzelstaaten und den Bundesstaat in einer stabilen Ordnung halten, in welcher sowohl Gliedstaaten als auch Bund in ihren jeweiligen Sphären souverän waren. Gleichzeitig verbarg sich hinter diesem metaphorischen Sprachgebrauch eben auch mehr. Er rief auch Assoziationen nach wissenschaftlicher Rationalität ab, war also aufs Engste verbunden mit einem aufklärerischen Vernunftdiskurs: genauso wie Newton das Sonnensystem rational durchdacht, seine Gesetzmäßigkeiten entdeckt, seine Harmonie beschrieben und seine Bewegungen modelliert hat, war die Suche nach einer *new political science* der amerikanischen Gründungsväter von der Vorstellung durchtränkt, dass Verfassungen und Institutionen Politik zu rationalisieren imstande waren¹³. Parallel dazu blieb auch eine religiöse Bedeutungsebene virulent, denn die Metaphorik von Himmelskörpern entfaltete sich nicht nur in einem säkular-wissenschaftlichen Diskurs, sondern fügte sich auch in einen sprachlichen Ordnungsraum ein, welcher Transzendenz und göttliche Ordnung versprach. Das Sprechen über politische Problemhorizonte in der Sprache der Astronomie war letztlich immer ein Versuch, der radikalen Kontingenz des Politischen zu entfliehen, sei dies über den Weg wissenschaftlicher Rationalität oder religiöser Verheißung.

Von der Heliozentrik zur Konstellation: Die Krise der Repräsentation und die Transformationen der astronomischen Sprache im revolutionären Amerika

Zugegeben: astronomische Bildsprachen zur Beschreibung politischer Ordnungen waren nicht neu als sich die amerikanischen Revolutionäre über die föderale Ausgestaltung ihrer von Kolonien zu Staaten mutierten politischen Gesellschaften zu streiten begannen. Dass sich beispielsweise Louis XIV. als Sonnenkönig bezeichnete und sich damit ins Zentrum einer monarchischen Kosmologie stellte, die so lange politische Harmonie garantierte, als dass die Hierarchien dieser Ordnung unangetastet blieben, ist wohl bekannt¹⁴. Ebenso wurde in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts die astronomische Bildsprache von britischen Kommentatoren genutzt, um das Verhältnis zwischen dem britischen Zentrum und der kolonialen Peripherie in Nordamerika zu beschreiben¹⁵. Benjamin Rush, einer der Unterzeichner der ameri-

te, in: DERS., *Geschichtswissenschaft und Diskursanalyse*, Frankfurt a. M. 2003, S. 191–230. Ein Einblick in die Vielfalt historischer Untersuchungen zu Metaphern bietet Matthias KROSS, Rüdiger ZILL (Hg.), *Metapherngeschichten. Perspektiven einer Theorie der Unbegrifflichkeit*, Berlin 2011.

13 Vgl. WOOD, *Empire of Liberty* (wie Anm. 4), S. 12.

14 Vgl. hierzu Peter BURKE, *Ludwig XIV. Die Inszenierung des Sonnenkönigs*, Frankfurt a. M. 1996. Und für den britischen Fall: James DALY, *Cosmic Harmony and Political Thinking in Early Stuart England*, in: *Transactions of the American Philosophical Society* 69 (1979), S. 1–41.

15 Vgl. beispielsweise Thomas POWNALL, *The Administration of the British Colonies*, London 1764, S. 32f.

kanischen Unabhängigkeitserklärung, erinnerte sich in seiner Autobiografie, dass er am Vorabend der Amerikanischen Revolution noch gelehrt wurde, *to consider [kings] nearly as essential to political order as the Sun is to the order of our Solar system*¹⁶. Die Metapher des Sonnensystems übersetzte nicht nur die politischen Machtverhältnisse in eine radiale räumliche Ordnung, in welcher alles vom monarchischen Zentrum ausstrahlte oder auf dieses zurückwies, sondern begründete auch eine politisch-soziale Kosmologie, wie der amerikanische Historiker William H. Sewell bemerkte: »The cosmology of the monarchy was profoundly hierarchical, with order originating in God and cascading downward through the various orders of heavenly beings, to kings, priests, and nobles, thence to commoners, and finally to animals, plants, and inanimate matter. In the language of the old regime, order was indistinguishable from hierarchy«¹⁷.

Auch die Revolutionäre kannten ihre implizite Kosmologie. Diese wurde allerdings nicht göttlich-spirituell hergeleitet, sondern fand ihren Ursprung in der kulturellen Konstruktion einer natürlichen Ordnung, die alle Menschen mit gleichen Rechten ausstattete und die es nun im Akt der Revolution in positives Recht zu übersetzen galt¹⁸. Die aufständischen Patrioten in Nordamerika und später ihre französischen Pendanten lösten den Begriff der Revolution gleichsam aus seiner astronomischen Bedeutungssphäre heraus und machten ihn zum politischen Handlungsbegriff. Meinte er bei Kopernikus noch eine zyklische Bewegung zur Beschreibung des Umlaufs der Himmelskörper, erhielt er in der »Sattelzeit« zunehmend einen »neuen Erwartungshorizont«, wie Reinhart Koselleck argumentiert hat: er wurde von seiner zyklischen Struktur befreit und verband sich nun zusehends mit der Vorstellung einer Veränderung der Dinge in eine offene Zukunft hinein¹⁹.

Die Verflechtung von astronomischen und politischen Diskursen, wie sie sich an diesen wenigen Beispielen verdeutlicht, war also am Vorabend der Amerikanischen Revolution grundsätzlich nicht neu; die ambivalenten Bedeutungsschichten astronomischer Begriffe konnten von Monarchen ebenso reklamiert werden wie von republikanischen Rebellen. »Politischer Newtonismus«, wie dies der amerikanische Historiker Richard Striner genannt hat, also die Übertragung von Metaphern aus dem Bereich der aufgeklärten Wissenschaften in den Bereich des Politischen, hatte eine längere Tradition²⁰. Neu aber war nach der Amerikanischen Revolution, dass

16 Benjamin RUSH, *The Autobiography of Benjamin Rush*, hg. von George W. CORNER, Princeton 1948, S. 46.

17 William H. SEWELL JR., *Historical Events as Transformations of Structures. Inventing Revolution at the Bastille*, in: DERS., *Logics of History. Social Theory and Social Transformation*, Chicago, London 2005, S. 231. Vgl. hierzu auch Roland MOUSNIER, *Les concepts d'»ordres«, d'»états«, et de »fidélité« et de »monarchie absolue« en France de la fin du XV^e siècle à la fin du XIII^e*, in: *Revue Historique* 247 (1972), S. 289–312.

18 Vgl. Jürgen HABERMAS, *Naturrecht und Revolution*, in: DERS., *Theorie und Praxis. Sozialphilosophische Studien*, Frankfurt a. M. 1971, S. 89–129.

19 Vgl. Reinhart KOSELLECK, *Historische Kriterien des neuzeitlichen Revolutionsbegriffs*, in: DERS., *Vergangene Zukunft. Zur Semantik geschichtlicher Zeiten*, Frankfurt a. M. 1979, S. 67–86; DERS., *Revolution als Begriff und Metapher*, in: DERS., *Begriffsgeschichte. Studien zur Semantik und Pragmatik der politischen und sozialen Sprache*, Frankfurt a. M. 2010, S. 240–251.

20 Vgl. Richard STRINER, *Political Newtonianism: The Cosmic Model of Politics in Europe and America*, in: *The William and Mary Quarterly, Third Series*, 52 (1995), S. 583–608.

die politische Sprache der Astronomie sich nun tendenziell von einer monarchischen und zwischenstaatlichen Semantik abzulösen begann und eine republikanische und eine bundesstaatliche Semantik annahm²¹.

Mit dieser semantischen Transformation einher gingen aber auch Verschiebungen in der Metaphorik der Astronomie. War in den monarchischen Diskursen insbesondere die Sonne das zentrale Element, welche die Ordnung des politischen Kosmos garantierte, entdeckten die amerikanischen Revolutionäre zusehends in den Sternen und Planeten Symbolbilder, welche gleichzeitig die Pluralität der assoziierten Staaten als auch deren Einheit untereinander, die *American constellation*, wie dies David Rittenhouse nannte, zu repräsentieren vermochten²². Die Bildsprache der Sternen- und Planetenkonstellation erlaubte es, gleichzeitig die souveränen, sich selbst regierenden, und untereinander gleichberechtigten Einzelstaaten, als auch deren Zusammenhang in Form der Konföderation zu akzentuieren. Damit war eine metaphorische Deutungsfigur entwickelt worden, welche in der Sprache der Astronomie ausdrückte, was ab 1782 auf dem Siegel der Vereinigten Staaten stand: *E Pluribus Unum*²³. Die Bildsprache der Sternenkonstellation fand schließlich auch ihren Weg in die Konzeption der amerikanischen Flagge²⁴. Anders als die Metapher der Sonne, welcher Zentrum-Peripherie-Verhältnisse und damit hierarchische Beziehungen unausweichlich eingeschrieben waren, konnte die Metapher der Konstellation eine egalitäre und paritätische Verhältnisbestimmung zwischen den Himmelskörpern, also den Einzelstaaten, zum Ausdruck bringen und entsprach so jenem republikanisch-föderativen Selbstverständnis, welches nach der Revolution in der amerikanischen politischen Kultur zusehends hegemonial wurde²⁵. Damit einher ging eine Analogiebildung zwischen einer kosmischen Harmonie, welche die verschiedenen Bestandteile des Universums in einem Kräftegleichgewicht hielt, und einer politischen Harmonie, welche die Freiheit der Vereinigten Staaten und deren friedliche Beziehungen untereinander zum Ausdruck brachte²⁶.

Kometen oder Planeten? Astronomische Metaphern im amerikanischen Verfassungsdiskurs

Dieses harmonische, von Newtons Beschreibungen des Weltalls inspirierte Bild erhielt nach dem Abebben des revolutionären Enthusiasmus Mitte der 1780er Jahre erste Kratzer. Denn die konfliktreichen Beziehungen zwischen den Einzelstaaten untereinander und die fehlenden Regelungskompetenzen des Kongresses unter den

21 Vgl. *ibid.*, S. 601.

22 David RITTENHOUSE, An Oration delivered February 24, 1775, before the American Philosophical Society held at Philadelphia for Promoting Useful Knowledge, in: *Memoirs of the Life of David Rittenhouse*, hg. von William BARTON, Philadelphia 1813, S. 543–577.

23 Vgl. WOOD, *Empire of Liberty* (wie Anm. 4), S. 554–555.

24 Vgl. Eran SHALEV, »A Republic Amidst the Stars«: Political Astronomy and the Intellectual Origins of the Stars and Stripes, in: *Journal of the Early Republic* 31 (2011), S. 39–73.

25 Vgl. Gordon S. WOOD, *The Creation of the American Republic 1776–1787*, Chapel Hill; London [1969] 1998, S. 519–564; Alison L. LACROIX, *The Ideological Origins of American Federalism*, Cambridge; London 2010, S. 68–131.

26 Vgl. SHALEV, »A Republic Amidst the Stars« (wie Anm. 24), S. 52.

Articles of Confederation entsprachen keineswegs dem Bild einer harmonischen und friedlichen Konstellation²⁷. Um diese wieder herzustellen, so die Überzeugung mancher politischer Beobachter ab Mitte der 1780er Jahre, war eine grundlegende Reform des politischen Systems der Republik unvermeidlich. Vor allen Dingen wurde die ungenügende Balancierung und gegenseitige Kontrolle der politischen Kräfte im Institutionsarrangement der Vereinigten Staaten für die krisenhafte Entwicklung der Union verantwortlich gemacht; es müsse eine konstitutionelle Veränderung herbeigeführt werden, schrieb James Madison an den in Paris weilenden Thomas Jefferson Mitte März 1787, *to restrain the States from thwarting and molesting each other*²⁸. Und im April des gleichen Jahres, am Vorabend der *Federal Convention*, die angesichts der krisenhaften Entwicklung der Union zur Ausarbeitung einer neuen Verfassung zusammen gerufen wurde, bemühte Madison in seinen »Vices of the Political System of the United States« die astronomische Metapher eines *enlargement of the sphere*, um eine potenzielle Lösung dieser Konflikte in Aussicht zu stellen:

*The Society becomes broken into a greater variety of interests, of pursuits of passions, which check each other, whilst those who may feel a common sentiment have less opportunity of communication and concert. It may be inferred that the inconveniences of popular States contrary to the prevailing Theory, are in proportion not to the extent, but to the narrowness of their limits*²⁹.

Anders als es die zeitgenössischen staatswissenschaftlichen Lehren über die Republik glauben machen wollten, war es nicht die territoriale Enge und damit die soziokulturelle Homogenität, welche als Bedingungen der Möglichkeit einer funktionierenden Republik akzentuiert wurden, sondern ein *enlargement of the sphere* und damit eine Pluralität der Interessen und deren gegenseitige Kontrolle³⁰. Die Ausdehnung der Sphäre diversifiziert die Parteien, welche in einer freiheitlichen Ordnung immer existieren, will man nicht jene Freiheiten selbst beschränken, welche Republiken gerade auszeichnen. Die Aufgabe bestand also darin, die Effekte dieser unvermeidbaren Vielfalt der Interessen und Parteien zu kontrollieren, wie Madison in seinem berühmten Essay No. 10 in den »Federalist Papers« erläuterte, und die föderal-repräsentative Republik war hierzu der Schlüssel. Denn nur eine Machtverteilung und Machttrennung entlang der Institutionen des Bundes und jener der Einzelstaaten ermögliche, dass *[the] several constituent parts may, by their mutual relations,*

27 Vgl. Peter S. ONUF, *The Origins of the Federal Republic. Jurisdictional Controversies in the United States, 1775–1787*, Philadelphia [1983] 2001, S. 173–185.

28 James Madison an Thomas Jefferson, 19. [18.]3.1787, in: James MADISON, *The Writings of James Madison*, hg. von Gaillard HUNT, Bd. 2, New York, London 1901, S. 327.

29 James MADISON, *Vices of the Political System of the United States*, in: DERS., *The Writings of James Madison*, (wie Anm. 28), S. 368. Dieses Argument wiederholte Madison im *Federalist* in etwas anderer Wortwahl, vgl. DERS., *Federalist No. 10*, in: *The Federalist Papers*, hg. von Clinton ROSSITER, New York u. a. 2003, S. 78.

30 Lance BANNING, *The Practical Sphere of a Republic. James Madison, the Constitutional Convention, and the Emergence of Revolutionary Federalism*, in: Richard BEEMAN, Stephen BOETEIN, Edward C. CARTER II (Hg.), *Beyond Confederation. Origins of the Constitution and American National Identity*, Chapel Hill, London 1987, S. 162–187.

*be the means of keeping each other in their proper places*³¹. Ähnlich wie die Planeten und Himmelskörper in Newtons Universum durch ein Kräftesystem am ihnen zukommenden Platz gehalten wurden, sollten die Institutionen des föderal-republikanischen Systems die Kräfte zwischen den politischen Handlungseinheiten der Einzelstaaten und des Bundes in eine Balance rücken und deren Zuständigkeitsphären definieren.

Diese Überlegungen Madisons waren indessen keineswegs Konsens. Sehr umstritten waren insbesondere die Fragen, wie potenzielle Kollisionen zwischen Machtansprüchen des Bundes und jenen der Einzelstaaten gehandhabt werden sollten, wer also im Konfliktfall über die Zuständigkeiten entschied, wer eigentlich in diesem Gebilde souverän war und ob es überhaupt so etwas wie eine geteilte Souveränität zwischen Bund und Einzelstaaten gab, wie dann beispielsweise der aus Philadelphia stammende *Federalist* James Wilson behauptete. Das politische Vokabular der Astronomie wurde in diesen Debatten sowohl von Skeptikern wie Befürwortern der neuen Verfassung bemüht³². John Dickinson, ein Delegierter aus Delaware, der zu Beginn der *Federal Convention* noch befürchtete, dass die angestrebte Verfassung zu viel Macht an den Bund delegiere, sich aber im Verlauf der Debatte auf die Seite der Befürworter schlug, verglich in der *Federal Convention* das vorgeschlagene föderative System mit einem Sonnensystem. *The preservation of the States in a certain degree of agency is indispensable*, argumentierte Dickinson, und verglich *the proposed National System to the Solar System, in which the States were the planets, and ought to be left to move freely in their proper orbits*³³. Diese Bildsprache nahm Madison einen Tag später in der Debatte wieder auf, allerdings mit einer anderen Gewichtung. Madison, zu diesem Zeitpunkt noch überzeugt, dass nur ein Veto des Kongresses über die Gesetzgebung der Einzelstaaten das Auseinanderdriften der Union verhindern könne, sah sich genötigt, *to recur to the illustrations borrowed from the planetary System. This prerogative of the General Govt. [the veto] is the great pervading principle that must controul the centrifugal tendency of the States; which, without it, will continually fly out of their proper orbits and destroy the order & harmony of the political system*³⁴. Diese Forderung nach einem Veto ging indessen dem aus Philadelphia stammenden Delegierten James Wilson wieder zu weit, der, als früher Anhänger des Konzepts einer geteilten Souveränität, die Einzelstaaten in ihren *proper orbits* lassen wollte, sie gleichzeitig aber auch abhalten wollte, *from devouring the national Govt*³⁵. Eine Teilung der Souveränität, argumentierte Wilson, würde verhindern, dass die Einzelstaaten wie Kometen mit ihren *conflicting orbits* aufeinanderprallen würden, und garantiere stattdessen die harmonische Bewegung des Bundes und der Einzel-

31 James MADISON, *Federalist* No. 51, in: *The Federalist Papers* (wie Anm. 29), S. 318.

32 Vgl. ONUF, *The Origins of the Federal Republic* (wie Anm. 27), S. 202 f.

33 Speech of John DICKINSON, 7.6.1787, in: Max FARRAND (Hg.), *The Records of the Federal Convention of 1787*, Bd. 1, New Haven 1911, S. 153. Zu Dickinson vgl. Jane E. CALVERT, *Liberty Without Tumult. Understanding the Politics of John Dickinson*, in: *Pennsylvania Magazine of History and Biography* 131 (2007), S. 233–262.

34 Speech of James Madison, 8.6.1787, in: FARRAND (Hg.), *The Records of the Federal Convention of 1787*, S. 165.

35 Speech of James Wilson, 7.6.1787, in: *ibid.*, S. 153.

staaten in ihrer jeweiligen *proper sphere*³⁶. Während Dickinson die astronomische Bildsprache bemühte, um auf die autonome Bewegung der einzelnen Staaten zu fokussieren, rekurrierte Madison auf die Kräfte *zwischen* den Staaten und verlieh der astronomischen Metaphorik dadurch eine systemische und dynamische Pointe. In einer teilweisen Rückkehr zur heliozentrischen Bildsprache der Monarchie erschien nun die sorgfältig konzipierte Bundesregierung als ordnende Kraft, welche die Einzelstaaten in ihren Umlaufbahnen hielt. James Wilson wiederum differenzierte zwischen dem harmonischen Lauf der Planeten und den unkalkulierbaren und chaotischen Bewegungen von Kometen, um seinen Anspruch auf eine Teilung der Souveränitätsrechte zwischen Bund und Einzelstaaten zu unterstreichen.

Für die gegenüber dem Verfassungsvorschlag skeptisch eingestellten *Antifederalists* waren Madisons Argumente für ein Veto des Kongresses ebenso eine Einladung für Machturpationen der Bundesregierung, wie James Wilsons Idee einer geteilten Souveränität eine politische Häresie war. *Antifederalists* waren in der Regel skeptisch gegenüber Machtkonfigurationen, denen eine gewisse Dynamik eingeschrieben war. Sie dachten weniger in dynamischen Kräftekonstellationen als in klar definierten und begrenzten Bereichen, deren Linien nicht überschritten werden durften³⁷: ein unter dem Pseudonym *Federal Farmer* schreibender *Antifederalist* argumentierte, *all wise and prudent people, in forming constitutions, have drawn the line, and carefully described the powers parted with and the powers reserved*³⁸. Wenn die *Antifederalists* auf astronomische Metaphern zurückgriffen, dann in der Regel weniger, um dynamische Kräfteverhältnisse zu akzentuieren, wie dies bei den *Federalists* der Fall war, sondern um Stabilität und Autonomie der Einzelstaaten zu unterstreichen. Die vorgeschlagene Bundesverfassung würde diese Stabilität gerade gefährden, befürchteten die *Antifederalists*, und würde die bestehende ausbalancierte Konstellation in einen zerstörerischen Meteoritenhagel verwandeln. Würde die Bundesverfassung angenommen, warnte etwa ein *Farmer* aus Maryland, werden die Vereinigten Staaten nicht als *a constellation to give light to revolving ages* auf Dauer gestellt, sondern: *they have blazed for a moment like meteors in a troubled sky*³⁹.

Die Zentripetalkraft kontrollieren: »States' Rights« und »Nullification«

Die Verknüpfung von astronomischen und politischen Diskursen zur Illustrierung der komplexen Verfahren der Machtteilung in der amerikanischen Föderativrepublik prägte nach der Ratifikation der Verfassung auch im postrevolutionären Amerika

36 Speech of James Wilson, 4.12.1787, in: Merrill JENSEN (Hg.), *The Documentary History of the Ratification of the Constitution*, Bd. 2, Madison 1997, S. 496. Zu Wilsons Souveränitätskonzeption vgl. Garry WILLS, *James Wilson's New Meaning for Sovereignty*, in: Terence BALL, John G. A. POCKOCK (Hg.), *Conceptual Change and the Constitution*, Lawrence 1988, S. 99–106.

37 Vgl. hierzu auch Bernard MANIN, *Checks, Balances and Boundaries. The Separation of Powers in the Constitutional Debate of 1787*, in: Biancamaria FONTANA, *The Invention of the Modern Republic*, Cambridge 1994, S. 62.

38 Letters from the »Federal Farmer«, 12.10.1787, in: Michael KAMMEN (Hg.), *The Origins of the American Constitution. A Documentary History*, New York 1986, S. 291.

39 Essays by a Farmer, *Maryland Gazette*, 22.4.1788, in: Herbert STORING (Hg.), *The Complete Anti-Federalist*, Bd. 5, Chicago 1981, S. 66.

zahlreiche Debatten, in denen über das Verhältnis von Bund und Einzelstaaten gestritten wurde. Während die aus den ersten Bundeswahlen siegreich hervorgegangenen *Federalists* in den 1790er Jahren unter der intellektuellen Führung Alexander Hamiltons die Kompetenzen der Bundesregierung auszuweiten versuchten, mobilisierten die oppositionellen Republikaner zusehends die Einzelstaaten, um sich gegen den wachsenden inneren Staatsausbau der Bundesregierung zu wehren. *It is a singular phenomenon*, schrieb Thomas Jefferson Ende November 1798, *that while our State governments are the very best in the world, without exception or comparison, our general government has, in the rapid course of 9. or 10. years, become more arbitrary, and has swallowed more of the public liberty than even that of England*⁴⁰. Was lag also näher, als die Einzelstaaten als Garanten jener Freiheit in Anschlag zu bringen, welche der angebliche Machthunger der Bundesregierung aufzufressen drohte? Nur wenn sich die Einzelstaaten gegen die Machtansprüche des Bundes zur Wehr setzten und als Schranken gegenüber den bundesstaatlichen Machtzugriffen auf die Bürger fungierten, meinte Jefferson im Februar 1798, könne die föderative Republik *a degree of perfection, unexampled but in the planetary system itself* erreichen. Die amerikanischen Staatsmänner täten deshalb gut daran, so Jefferson, *to preserve the weight and influence of every part, as too much given to any member of it would destroy the general equilibrium*⁴¹. Nur die Widerstandskraft der Einzelstaaten konnte gemäß Jeffersons Deutungsmuster in der föderativen Konstellation der Vereinigten Staaten jenes newton'sche Gleichgewicht wiederherstellen, das durch den Machthunger der Bundesregierung aus den Fugen geraten war.

Diese Vorstellungen der *States' Rights* waren in den ersten Dekaden des 19. Jahrhunderts ein zentraler Bestandteil dessen, was Saul Cornell den »dissenting constitutional discourse« in der politischen Kultur Nordamerikas genannt hat⁴². Ein Verfassungsdiskurs also, der mit einem radikalen Föderalismus und mit dem Pochen auf *States' Rights* die Intervention des Bundes in volkswirtschaftliche Angelegenheiten und – insbesondere in den Südstaaten – in die Sklavereifrage verhindern wollte und der in den späten 1820er und frühen 1830er Jahren in der *Nullification*-Krise seinen vorläufigen Höhepunkt fand⁴³. Auch während dieser Krise wurde die politische Sprache der Astronomie zu einem umkämpften semantischen Feld in den Disputen über die Struktur der föderalen Union und über die »original intentions« der Verfas-

40 Thomas Jefferson an John Taylor of Caroline, 26.11.1798, in: THOMAS JEFFERSON, *The Works of Thomas Jefferson*, Federal Edition, hg. von Paul Leicester FORD, Bd. 8, New York, London 1905, S. 481.

41 Thomas Jefferson an Peregrine Fitzhugh, 23.2.1798, in: *ibid.*, S. 377. Zu Jeffersons Verfassungstheorie vgl. David N. MAYER, *The Constitutional Thought of Thomas Jefferson*, Charlottesville, London 1994, S. 185–221.

42 Saul CORNELL, *The Other Founders. Anti-Federalism and the Dissenting Tradition in America, 1788–1828*, Chapel Hill, London 1999.

43 Vgl. Richard E. ELLIS, *The Union at Risk. Jacksonian Democracy, States' Rights and the Nullification Crisis*, New York 1987; Keith E. WHITTINGTON, *The Political Constitution of Federalism in Antebellum America: The Nullification Debate as an Illustration of Informal Mechanisms of Constitutional Change*, in: *Publius* 26 (1996), S. 1–24; Michael Les BENEDICT, *States' Rights, State Sovereignty, and Nullification*, in: Paul FINKELMAN, Donald R. KENNON (Hg.), *Congress and the Emergence of Sectionalism. From the Missouri Compromise to the Age of Jackson*, Athens 2008, S. 152–187.

sungsväter⁴⁴. Im Süden der USA und insbesondere in South Carolina wuchs damals der Unmut über die vom Kongress verabschiedeten Zollgesetze, die in der Optik des Südens die Industrialisierung des Nordostens zuungunsten der auf Freihandel ausgerichteten Baumwollwirtschaft des Südens bevorzugten. Was mit einem Streit über die Zölle begann, weitete sich um 1830 zu einer veritablen Verfassungskrise aus, als John C. Calhoun, der intellektuelle Kopf der *Nullification*-Theorie, in seinem Pamphlet »The South Carolina Exposition and Protest« die vom Kongress verabschiedeten Zölle für verfassungswidrig erklärte, die Bundesverfassung als schlichten Vertrag zwischen den Einzelstaaten darstellte, der Souveränität der Einzelstaaten Vorrang gegenüber den Mehrheitsentscheidungen des Kongresses einräumte und für die Einzelstaaten das Recht beanspruchte, auf ihrem Territorium solche Mehrheitsentscheide des Kongresses für *null and void* zu erklären⁴⁵. In seiner »Fort Hill Address« von 1831 meinte Calhoun in astronomischer Bildsprache, dass die größte Herausforderung seiner Gegenwart darin bestehe, die originale, in den letzten Jahren aber zugunsten des Bundes verschobene Machtteilung zwischen Einzelstaaten und Bund wiederherzustellen, *by coercing each to move in its prescribed orbit*. Die Bundesregierung sei nur *within the orbit of its power* eine richtige Regierung, aber *beyond its proper sphere* sei sie so machtlos, als würde sie überhaupt nicht bestehen⁴⁶. Da der Kongress nun aber mit den verabschiedeten Zollgesetzen aus der ihm angemessenen Sphäre herausgetreten sei, habe der Staat South Carolina das Recht, diesen Entscheid auf seinem Territorium für nichtig zu erklären.

Als die *Nullification*-Doktrin auch im Senat der Vereinigten Staaten zum Thema wurde, warnte Daniel Webster, ein *National Republican* aus Massachusetts, dass diese Theorie den Tag herbeiführen würde, *when that happy constellation under which we have risen to so much renown, shall be broken up, and be seen sinking, star after star, into obscurity and night*⁴⁷. Robert Hayne aus South Carolina, Websters Gegner im Senat und Anhänger der *Nullification*-Doktrin, hielt in der gleichen Bildsprache entgegen. Webster sei *for marching under a banner studded all over with stars, and bearing the inscription Liberty and Union*, meinte Hayne Bezug nehmend auf Websters Formulierung, um dann dessen astronomische Bildsprache in sarkastischem Ton gegen ihn selbst zu wenden: *I had thought, Sir, the gentleman would have borne a standard, displaying in its ample folds a brilliant sun, extending its golden rays from the centre to the extremities, in the brightness of whose beams, the little stars hide*

44 Vgl. Jack N. RAKOVE, *Original Meanings. Politics and Ideas in the Making of the Constitution*, New York 1996.

45 Vgl. John C. CALHOUN, *Exposition and Protest* (December 19, 1828), in: DERS., *Union and Liberty. The Political Philosophy of John C. Calhoun*, hg. von Ross M. LENCE, Indianapolis 1992, S. 311–365. Zu Calhouns Verfassungstheorie vgl. Murray FORSYTH, *John C. Calhoun. Federalism, constitutionalism, and democracy*, in: Michael BURGESS, Alain-G. GAGNON (Hg.), *Federal Democracies*, London; New York 2010, S. 64–85; Lacy K. FORD JR., *Recovering the Republic: Calhoun, South Carolina, and the Concurrent Majority*, in: *The South Carolina Historical Magazine* 89 (1988), S. 146–159.

46 John C. CALHOUN, *The Fort Hill Address: On the Relations of the States and the Federal Government* (July 26, 1831), in: DERS., *Union and Liberty*, S. 375, 382.

47 *Speech of Mr. Webster*, in: Herman BELZ (Hg.), *The Webster-Hayne-Debate on the Nature of the Constitution. Selected Documents*, Indianapolis 2000, S. 24. Zu Webster vgl. Maurice BAXTER, *One and Inseparable. Daniel Webster and the Union*, Cambridge 1984.

*their diminished heads*⁴⁸. Damit rief Hayne die alte hierarchisierende Herrschaftssemantik der Sonnenmetapher ab und verband diese mit den Befürchtungen, dass sich die föderative Republik unter dem Einfluss von *Nationalists* wie Daniel Webster zu einem konsolidierten Nationalstaat transformieren würde, in welchem die Einzelstaaten zu bloßen Administrationseinheiten degradiert würden. Ganz in der Bildsemantik, welche die *Antifederalists* bereits während den Ratifikationsdebatten gegen die Konsolidierungspläne der *Federalists* geltend gemacht hatten, bevorzugte Hayne die Vorstellung, dass die Union eine Sternenkongstellatation repräsentiere, die aus *twenty-four stars* bestehe, *in all their undiminished lustre*⁴⁹. Für die *Nullifiers*, ähnlich wie zuvor für die *Antifederalists*, entsprach die Metaphorik der Sternenkongstellatation eher ihrer Vorstellung des paritätischen Verhältnisses zwischen Bund und Einzelstaaten, während die hierarchische Sonnenmetapher bei Hayne nur noch negativ besetzt als Machtusurpation von Seiten des Bundes auftaucht.

Als sich die sektionalen Konflikte zwischen den freien Nordstaaten und den sklavenhaltenden Südstaaten Ende der 1840er Jahre mit dem Krieg gegen Mexiko und dem Antrag Kaliforniens, als freier Staat in die Union aufgenommen zu werden, verschärften, stand die Machtbalance zwischen Bund und Einzelstaaten erneut auf dem Spiel. Ungeachtet des beißenden Sarkasmus, mit welchem Hayne ihm während den *Nullification*-Debatten seine astronomischen Begriffe im Munde verdreht hatte, sah sich Daniel Webster erneut dazu genötigt, an die Ordnungskräfte der Bundesregierung für den Erhalt der amerikanischen Föderativrepublik zu erinnern. Falls die südlichen Einzelstaaten an ihren Ansprüchen auf eine friedliche Sezession festhielten, so Webster, würden sie damit einen Bürgerkrieg provozieren, der nur noch mit einem zerstörerischen Kometenhagel verglichen werden könne:

*He who sees these States, now revolving in harmony around a common centre, and expects to see them quit their places and fly off without convulsion, may look the next hour to see the heavenly bodies rush from their spheres, and jostle against each other in the realms of space, without causing the wreck of the universe. There can be no such thing as a peaceable secession*⁵⁰.

Auch hier waren es wieder der Bund und seine Institutionen, welche in Websters Abwandlung einer heliozentrischen Vorstellung die Harmonie des politischen Universums der Vereinigten Staaten garantierten. Die Auflösung der Union würde damit einhergehen, dass die konfliktmoderierende Rolle der Bundesinstitutionen in Zwistigkeiten zwischen den Staaten verloren ginge und damit die ordnende Kraft verschwinde, die bisher den Frieden zwischen den Staaten garantiert hatte. Der Metapher der Kometen, welche bei Webster aktualisiert wurde, um die katastrophalen

48 Speech of Mr. Hayne, in: BELZ (Hg.), *The Webster-Hayne-Debate on the Nature of the Constitution*, S. 183.

49 Ibid. Zur Kontinuität der politischen Theorien der Antifederalists vgl. Richard ELLIS, *The Persistence of Antifederalism after 1789*, in: BEEMAN, BOTEIN, CARTER (Hg.), *Beyond Confederation* (wie Anm. 30), S. 295–314.

50 Daniel WEBSTER, *The Constitution and the Union. A Speech delivered in the Senate of the United States on the 7th of March 1850*, in: *The Works of Daniel Webster*, Bd. 5 Boston 1858, S. 361.

Verwerfungen eines drohenden Bürgerkrieges zu visualisieren, steht die heliozentrische Metaphorik einer durch die Bundesregierung balancierten Ordnung gegenüber.

Die Macht der Allegorie und die Ohnmacht astronomischer Metaphern im französischen Revolutionsdiskurs

Der astronomischen Metaphorik war in Nordamerika ganz offensichtlich ein semantisches Bildprogramm eingeschrieben, welches für die historische Erfahrungsdeutung des föderal-nationalen Konflikts seit der Amerikanischen Revolution resonant war und dadurch einen beträchtlichen »strategischen Gebrauchswert« entfaltete⁵¹. Doch wie gestaltete sich dies in Europa? War der Rekurs auf die astronomische Begriffswelt hier ebenfalls mit einer Sinnstiftung verbunden, welche historische Erfahrung einzufangen und zu repräsentieren vermochte? Um diese Fragen etwas detaillierter auszuleuchten, sei zuerst wieder an das Ende des 18. Jahrhunderts zurückgeblendet, denn ähnlich wie die nordamerikanische Revolution lösten die gesellschaftlichen, kulturellen und politischen Gärungsprozesse seit der Mitte des 18. Jahrhunderts auch in Europa eine »Krise der politischen Repräsentation« aus⁵². Wie Antoine de Baecque argumentiert hat, waren die Revolutionäre in Frankreich fast zwanghaft damit beschäftigt, »to channel the excess power of metaphorical signs«. Die Ambiguitäten, welche dem metaphorischen Sprachgebrauch unausweichlich eingeschrieben waren, stellten die Revolutionäre in Frankreich vor die Problematik, die alten eingeschliffenen Symbolwelten des Ancien Régimes zu zerstören und gleichzeitig eine neue eingängige und lesbare revolutionär-republikanische Symbolwelt zu schaffen. Die republikanische Bildsprache der Französischen Revolution tendierte deshalb zu Allegorien, in welchen sich die semantischen Fluiditäten disziplinieren ließen: »Republicans were obsessed with the over-readability of representation, with the ideal of a univocal allegorical image«⁵³. Während in Nordamerika gerade die Ambivalenz der astronomischen Begriffswelt dazu beigetragen hat, den föderal-nationalen Konflikt zu repräsentieren und in seinen vielfältigen Spannungslagen intelligibel zu machen, war der Versuch einer Republikanisierung der Metaphern im Zuge der Französischen Revolution gerade von einem Bestreben nach Eindeutigkeit geprägt, welches mit den nationalen Homogenisierungsbestrebungen im Zuge der Revolution korrespondierte⁵⁴. Bezeichnenderweise war die revolutionäre

51 Vgl. Willibald STEINMETZ, Vierzig Jahre Begriffsgeschichte – The State of the Art, in: Heidrun KÄMPER, Ludwig M. EICHINGER (Hg.), Sprache – Kognition – Kultur. Sprache zwischen mentaler Struktur und kultureller Prägung, Berlin, New York 2008, S. 189.

52 Vgl. Antoine DE BAECQUE, The Allegorical Image of France, 1750–1800. A Political Crisis of Representation, in: Representations 47 (1994), S. 111–143. Vgl. hierzu auch Rolf REICHARDT, Das Blut der Freiheit. Französische Revolution und demokratische Kultur, Frankfurt a.M. 1998, S. 216–256.

53 BAECQUE, The Allegorical Image of France, S. 134.

54 Vgl. zu den unterschiedlichen Pfaden politischer Repräsentation in Frankreich und Nordamerika auch Maurice AGULHON, Marianne, objet de »culture«, in: Jean-Pierre RIOUX, Jean-François SIRINELLI (Hg.), Pour une histoire culturelle, Paris 1997, S. 125–127; William H. SEWELL JR., The French Revolution and the Emergence of the Nation Form, in: Michael A. MORRISON, Melinda ZOOK (Hg.), Revolutionary Currents. Nation Building in the Transatlantic World, Lanham u.a. 2004, S. 91–126.

Symbolwelt in Frankreich ungleich ärmer an astronomischer Metaphorik als dies in Nordamerika der Fall war.

Dessen ungeachtet gab es im Zuge der Revolution Bestrebungen aus den Kreisen der sogenannten *américanistes*, die amerikanischen Erfahrungen mit Verfassungsstaatlichkeit, *checks and balances* und Machtteilung in die französische Verfassungsdebatte einzuschleusen und die damit eng verbundenen astronomischen Metaphern in den Sprachhaushalt der Revolution zu integrieren. Vor dem Kollaps der Monarchie und der wachsenden Hegemonie der Jakobiner im Sommer 1792 kam es zu einer Verfassungsdebatte, in welcher insbesondere das Zweikammersystem als eine Möglichkeit zur institutionellen Stabilisierung der revolutionären Dynamik diskutiert wurde⁵⁵. Im Umfeld Lafayettes, den *américanistes* und den *Feuillants* entstanden in diesem Zusammenhang zwei Übersetzungsprojekte, welche für eine stärkere Miteinbeziehung der amerikanischen Erfahrungen in die konstitutionellen Debatten Frankreichs warben: die Übersetzung der »Federalist Papers« und diejenige von John Adams' »Defence of the Constitutions of the United States of America«⁵⁶. Der Bikameralismus wurde in beiden Texten mit dem Verweis auf Analogien zwischen politischen Systemen und astronomischen Systemen legitimiert. So argumentierte John Adams in seiner »Defence« gegen die Gegner eines Zweikammersystems, dass sie die großen Lehren Newtons missachteten, nämlich die Balancierung und den Ausgleich der politischen Kräfte. Genauso wie zentrifugale und zentripetale Kräfte garantierten, so heißt es in der Übersetzung von Adams »Defence«, [*que*] *les corps célestes sont fixés dans leurs orbites, et qui empêchent tout-à-la-fois de se précipiter vers le soleil ou de s'enfuir par des tangentes dans la région des comètes et des étoiles fixes*, so verhindere die Machtteilung in zwei Kammern das Auseinanderdriften politischer Handlungseinheiten oder die allzu volatilen Mehrheitsentscheide in unikameralen Systemen⁵⁷. Man müsse Newtons Grundsatz ins Politische übersetzen, nämlich: *que la réaction doit toujours être égale et contraire à l'action*⁵⁸. James Madison fügte diesen Grundsatz im »Federalist No. 51« dann in die bekannte Formulierung, welche in der französischen Übersetzung von 1792 lautete: *Il faut opposer l'ambition à l'ambition*⁵⁹.

55 Vgl. Horst DIPPEL, The Ambiguities of Modern Bicameralism. Input- vs. Output-Oriented Concepts in the American and French Revolutions, in: Tijdschrift voor Rechtsgeschiedenis 71 (2003), S. 409–424.

56 Vgl. Antonino DE FRANCESCO, Federalist Obsession and Jacobin Conspiracy: France and the United States in a Time of Revolution, 1798–1794, in: Manuela ALBERTONE, Antonino DE FRANCESCO (Hg.), Rethinking the Atlantic World. Europe and America in the Age of Democratic Revolution, Palgrave 2009, S. 239–256; Joyce APPLEBY, The Jefferson-Adams Rupture and the First French Translation of John Adams' Defence, in: The American Historical Review 73 (1968), S. 1084–1091; Juri AUDERSET, Lafayette und die »école américaine«. Transatlantische Intellektuellennetzwerke und die umstrittene Bedeutung der amerikanischen Föderativrepublik, in: Traverse. Zeitschrift für Geschichte (2012), S. 130–144.

57 John ADAMS, Défense des constitutions américaines, ou De la nécessité d'une balance dans les pouvoirs d'un gouvernement libre, Bd. 1, Paris 1792, S. 198.

58 Ibid., S. 197.

59 Le Fédéraliste, ou Collection de quelques Ecrits en faveur de la Constitution proposée aux États-Unis de l'Amérique, par la Convention convoquée en 1787; Publiés dans les États-Unis de l'Amérique par MM. Hamilton, Madison [sic] et Jay [sic], Citoyens de l'État de New-York, Bd. 2, Paris 1792, S. 161.

Freilich entwickelten weder die Übersetzung von Adams' »Defence«, noch diejenige der »Federalist Papers« eine nennenswerte Wirkmacht im politischen Diskurs der Französischen Revolution, denn dieser verband das Zweikammersystem und eine föderative Ordnung spätestens seit dem Herbst 1792 zunehmend mit einer Rückkehr zu aristokratischen Ordnungsmodellen, mit der Ständegesellschaft des Ancien Régime, mit aristokratischer Nostalgie und einem Angriff auf die eine und unteilbare Republik⁶⁰. Anders als in den Vereinigten Staaten, wo die Einzelstaaten vor der Bundesstaatsgründung selbstregierende Republiken gewesen waren, die über ein föderales Arrangement in paritätische institutionelle Konfigurationen eingelassen waren und das Zweikammersystem die föderale Machtteilung repräsentierte, assoziierten die Revolutionäre den Bikameralismus vor dem Erfahrungshintergrund des Ancien Régimes und mit Blick auf das englische Modell mit der privilegierten Repräsentation sozialer Eliten⁶¹. Der Föderalismus stand deshalb im semantischen Dunstkreis aristokratischer Herrschaft und nationaler Desintegration. Föderale Machtteilungen, argumentierte etwa Sieyès, *ne vont à rien moins qu'à couper, qu'à morceler, qu'à déchirer la France*⁶². Der Föderalismus verriet in diesem Deutungsmuster »the Revolution's social vision of unanimity, predicated on the notion of an indivisible people«, wie Sarah Maza zu bedenken gegeben hat⁶³. Die Streuung, Dispersion und gegenseitige Balancierung politischer Macht, welche im amerikanischen Diskurs die Dispositionen für eine metaphorische Verknüpfung zwischen republikanischem Föderalismus und Astronomie schuf, ließ sich nur schwer mit der Imagination einer *adunation*, einer restlos homogenisierten Nation und einer *république, une et indivisible* verknüpfen, welche die Revolutionäre zu schaffen angetreten waren⁶⁴. Der revolutionäre Sprachgebrauch und die semantische Amalgamierung

60 Vgl. Antonino DE FRANCESCO, *Interpreting the French Republican Political Model. The Paradigmatic History of the First French Translation of The Federalist (Paris 1792)*, unveröffentl. Manuskript. Ich danke Antonino de Francesco für die freundliche Zusendung dieses Manuskripts. Vgl. zudem Hedwig HINTZE, *Staatseinheit und Föderalismus im alten Frankreich und in der Revolution*, Berlin, Leipzig 1928; Mona OZOUF, *Föderalismus*, in: François FURET, Mona OZOUF (Hg.), *Kritisches Wörterbuch der Französischen Revolution*, Bd. 1: Ereignisse, Akteure, Frankfurt a. M. 1996, S. 49–65; Ralph NELSON, *The Federal Idea in French Political Thought*, in: *Publius* 5 (1975), S. 7–62; Alan FORREST, *Federalism*, in: Colin LUCAS (Hg.), *The French Revolution and the Creation of Modern Political Culture*, 2: *The Political Culture of the French Revolution*, Oxford u. a. 1988, S. 309–327; Olivier BEAUD, *Fédéralisme et Fédération en France. Histoire d'un concept impensable?*, in: *Annales de la Faculté de Droit de Strasbourg, Nouvelle Série*, 3 (1999), S. 8–82; Juri AUDERSET, *Transatlantischer Föderalismus. Zur politischen Sprache des Föderalismus im Zeitalter der Revolutionen, 1789–1848*, Berlin, Boston 2016, S. 81–105.

61 Vgl. DIPPEL, *The Ambiguities of Modern Bicameralism* (wie Anm. 55).

62 Emanuel Joseph DE SIEYÈS, *Dire de l'Abbé Sieyès sur la question du veto royal &c. A la séance du 7 Septembre 1789*, S. 10. Zu Sieyès vgl. William H. SEWELL Jr., *A Rhetoric of Bourgeois Revolution. The Abbé de Sieyès and What is the Third Estate?*, Durham, London 1994; Keith Michael BAKER, *Sieyès and the Creation of French Revolutionary Discourse*, in: Loretta VALTZ MANNUCCI (Hg.), *The Languages of Revolution*, Milan 1989, S. 195–205.

63 Sarah MAZA, *The Social Imaginary of the French Revolution: The Third Estate, the National Guard and the Absent Bourgeoisie*, in: Colin JONES, Dror WAHRMAN (Hg.), *The Age of Cultural Revolutions. Britain and France, 1750–1820*, Berkeley, Los Angeles, London 2002, S. 122.

64 Emanuel Joseph DE SIEYÈS, *Observations sur le rapport du comité de Constitution concernant la nouvelle organisation de la France, Versailles 1789*, S. 2. Hervorhebungen im Original. Der Begriff der »adunation«, eine neue Wortprägung der Französischen Revolution wird von Pierre

von *fédéralisme* und *féodalisme* schufen stattdessen einen negativen Resonanzboden gegenüber einer Aneignung astronomischer Metaphorik.

Die enge semantische Verknüpfung zwischen Föderalismus und Astronomie im amerikanischen politischen Diskurs lag damit mehrheitlich jenseits der konzeptionellen und symbolischen Begriffswelt der Französischen Revolution. Der Föderalismus wurde stattdessen – ähnlich wie viele andere abstrakte Begriffe der revolutionären Sprache – in einer allegorischen Figur repräsentiert, die zutiefst negativ konnotiert war. Es war die mythologische Figur der Hydra, welche im vorrevolutionären politischen Sprachgebrauch bezeichnenderweise mit der Aristokratie in Verbindung gebracht wurde und die nun auf das semantische Feld des Föderalismus übertragen wurde. *Écrasons la dernière tête de l'hydre fédéraliste*, rief etwa der Marseiller Jakobiner Isoard im September 1793 und nahm damit eine allegorische Zuschreibung auf, welche Jacques-Louis David anlässlich der Fête de l'Unité et de l'Indivisibilité de la République im August 1793 bereits eingeführt hatte⁶⁵. An diesem Revolutionsfest führte ein Umzug durch die Pariser Innenstadt unter anderem auch an einer Station am Place des Invalides vorbei, an welcher eine Statue des mit einer Jakobinermütze versehenen Herkules mit einem Knüppel die Figur einer aus dem Sumpf emporsteigende Hydra erschlägt.



Abb. 1: Vue des six différentes stations de la fête de l'unité et de l'indivisibilité de la République, 1793, Detail (<http://gallica.bnf.fr/ark:/12148/btv1b6950423m>).

»Le Peuple Français Terrassant Le Fédéralisme« lautete der martialische Titel dieser Station und ein Redner erklärte dem Publikum die Symbolsprache: *Le géant dont la main puissante réunit et rattache, en un seul faisceau les départements qui font sa grandeur et sa force, c'est toi! Ce monstre dont la main criminelle veut briser le faisceau, et*

Rosanvallon folgendermaßen beschrieben: »It means the process (etymologically, one through which the nation is built) that forges social unity, men making the nation together, sublimating their differences in order to stop viewing one another except as co-equal citizens.« Vgl. Pierre ROSANVALLON, *Revolutionary Democracy*, in: DERS., *Democracy. Past and Future*, hg. von Samuel MOYN, New York 2006, S. 87. Vgl. hierzu auch SEWELL, *A Rhetoric of Bourgeois Revolution* (wie Anm. 62), S. 131.

65 Zitiert nach Bernard COUSIN, *Avant-propos*, in: *Les Fédéralismes. Réalités et Représentations 1789–1874. Actes du Colloque de Marseille, septembre 1993*, Aix-en-Provence 1995, S. 5. Zu den Revolutionsfesten vgl. Mona OZOUF, *La Fête Révolutionnaire, 1789–1790*, Paris 1976.

*séparer ce que la nature a uni, c'est le fédéralisme*⁶⁶. Der aus der griechischen Mythologie überlieferte Kampf zwischen Herkules und der vielköpfigen Hydra wurde in dieser Inszenierung übertragen auf den Kampf des einen und unteilbaren Volkes (=Herkules) gegen den Spaltung, Aristokratie und nationale Desintegration repräsentierenden Föderalismus (=Hydra). In der *logomachie*, dem Wörterkrieg der Französischen Revolution⁶⁷, triumphierte die Eindeutigkeit versprechende Allegorie der Hydra über die Ambivalenz der astronomischen Metaphorik.

Harmonie, Kräfteparallelogramm und Föderalismus: Astronomische Metaphern im postrevolutionären Europa

Die Prägekraft des revolutionären Diskurses und die damit einhergehende »stigmatisation jacobine du fédéralisme« war in den postrevolutionären politischen Debatten Frankreichs beträchtlich⁶⁸. Noch 1863 konstatierte Pierre-Joseph Proudhon, dass der Begriff *fédéralisme* im öffentlichen politischen Diskurs Frankreichs unreflektierte Verdächtigungen provoziere, dass er als *synonyme de contre-révolution, j'ai presque dit de trahison* behandelt werde⁶⁹. Trotz dieser eigentümlichen historisch-semantischen Konstellation nahm das Interesse am nordamerikanischen Föderalismus im postrevolutionären Europa spätestens in den 1820er und 1830er Jahren wieder zu, insbesondere in Gesellschaften wie der schweizerischen oder der deutschen, die zwar föderative Traditionen kannten, diese aber zusehends als ungenügend empfanden und nach neuen Wegen suchten, ihre föderativen Traditionslinien mit nationalstaatlichen Ordnungsansprüchen zu vermitteln⁷⁰. In diesem Zusammenhang tauchten nun auch wieder astronomische Metaphern auf, welche über den Amerikadiskurs in den gesellschaftlichen Reflexionsraum europäischer Gesellschaften Einlass fanden.

1821 publizierte die aus Schottland stammende Schriftstellerin und politische Aktivistin Frances [Fanny] Wright nach einer zweijährigen Amerikareise ihr Buch »Views of Society and Manners in America«, in welchem sie sich intensiv mit dem

66 [ANON.], Recueil des six discours prononcés par le président de la Convention Nationale, le 10 Août l'an 2me. de la République, aux six stations de la Fête de l'unité & de l'indivisibilité de la République, Paris [1793], S. 4. Zur Symbolsprache des Herkules in der Französischen Revolution vgl. Lynn HUNT, Hercules and the Radical Image in the French Revolution, in: Representations 2 (1983), S. 95–117. Zur Symbolsprache der Hydra vgl. Rolf REICHARDT, WortBilder in der politischen Kultur der Französischen Revolution, in: Saeculum 65/1(2015), S. 23–51; Juri AUDERSET, Die Hydra des Föderalismus. Zur Föderalismussemantik in Frankreich im Zeitalter der Revolutionen, in: Eva Marlene HAUSTEINER (Hg.), Föderalisten. Modelle jenseits des Staates, Baden-Baden 2016, S. 133–152.

67 Vgl. REICHARDT, Das Blut der Freiheit (wie Anm. 52), S. 220.

68 BEAUD, Fédéralisme et Fédération en France (wie Anm. 60), S. 21.

69 Pierre-Joseph PROUDHON, Du principe fédératif, et de la nécessité de reconstituer le parti de la Révolution, Paris 1863, S. 121.

70 Vgl. Aurelian CRAIUTU, Jeffrey C. ISAAC (Hg.), America through European Eyes. British and French Reflections on the New World from the Eighteenth Century to the Present, Pennsylvania 2009. Zu föderativen Traditionen vgl. Dieter LANGEWIESCHE, Föderativer Nationalismus als Erbe der deutschen Reichsnation: Über Föderalismus und Zentralismus in der deutschen Nationalgeschichte, in: DERS., GEORG SCHMIDT (Hg.), Föderative Nation. Deutschlandkonzepte von der Reformation bis zum Ersten Weltkrieg, München 2000, S. 215–242.

amerikanischen Föderalismus auseinandersetzte⁷¹. Wright wurde in den 1820er Jahren zu einer wichtigen Vermittlerin in den postrevolutionären liberalen und radikalen Intellektuellennetzwerken, die Jeremy Bentham in London mit Lafayette in Paris und Etienne Dumont und Simonde de Sismondi in Genf verbanden⁷². Über diese Beziehungen wurde Wrights Buch ziemlich rasch ins Französische und Deutsche übersetzt und bereits 1822, zwei Jahre vor dem Erscheinen der offiziellen deutschen Übersetzung, wurden Auszüge aus dem Buch in der schweizerischen Zeitschrift »Ueberlieferungen zur Geschichte unserer Zeit« abgedruckt⁷³. Herausgeber dieser Zeitschrift war der schweizerisch-deutsche Schriftsteller Heinrich Zschokke, der ebenfalls nicht müde wurde, in seiner Zeitung »Der Schweizerbote« die Reform des schweizerischen Staatenbundes nach amerikanischem Vorbild zu propagieren⁷⁴.

In ihrer Diskussion der amerikanischen Bundesverfassung nahm nun Fanny Wright jene astronomische Bildsprache wieder auf, welche die amerikanischen Diskurse um den Föderalismus prägten. Die amerikanische Bundesverfassung teile die Zuständigkeiten der Einzelstaaten und der Bundesregierung in unterschiedliche Sphären und verhindere so einen Zusammenprall unterschiedlicher Machtansprüche, so Wright in einer eher harmonisierenden Lesart des amerikanischen Föderalismus: *Gleich wie die verschiedenen Körper unseres Sonnen-Systems, dreht jede der Republiken, sich um die eigene Achse, und obgleich innig unter einander verbunden, sie im einzelnen die, von dem Mittelpunkt abweichende Kraft üben, so überlassen sie sich dennoch, der magischen Anziehung dieser Conföderation*⁷⁵. Es war kein Zufall, dass Wright die astronomische Metaphorik in jener heliozentrischen Semantik aufnahm, mit welcher sie in Nordamerika durch die *Federalists* versehen wurde. Die europäische Rezeption des amerikanischen Föderalismus neigte insgesamt dazu, die Macht der Bundesregierung und die unitarischen Elemente dieser föderalen Ordnung zu überschätzen, während sie die soziale und politische Wirkmacht des »dissenting constitutional discourse« und die tatsächliche Persistenz einer »neocom-

71 Vgl. Frances WRIGHT, *Views of Society and Manners in America. A Series of Letters from that Country to a Friend in England, During the Years 1818, 1819, and 1820*, London 1821; DIES., *Gesellschaftsleben und Sitten in den vereinigten Staaten von Amerika*. Geschildert in einer Sammlung von Briefen an einen Freund in England während der Jahre 1818, 1819 und 1820, Berlin 1824. Zu Frances/Fanny Wright vgl. Celia Morris ECKHARDT, *Fanny Wright. Rebel in America*, Cambridge, London 1984.

72 Vgl. hierzu die Briefe Fanny Wrights an Etienne Dumont in: *Bibliothèque de Genève, Ms Dumont, 77, 168–181*. Allgemein zu diesen Netzwerken vgl. Lloyd S. KRAMER, *Lafayette in Two Worlds. Public Cultures and Personal Identities in an Age of Revolutions*, Chapel Hill, London 1996, S. 78–81, 154–171.

73 Vgl. Frances WRIGHT, *Ueber die vereinigten Staaten von Nordamerika im Jahr 1818 bis 1820*, in: *Ueberlieferungen zur Geschichte unserer Zeit*, gesammelt von Heinrich ZSCHOKKE, Jahrgang 1822, Aarau 1822, S. 487–528.

74 Vgl. bspw. die Artikel »Ueber eine Bundesverfassung der Schweiz«, in: *Der aufrichtige und wohl-erfahrene Schweizer-Bote*, 10.2.1831, S. 47–48, und »Der eidgenössische und amerikanische Bundesvertrag«, in: *Der aufrichtige und wohl-erfahrene Schweizer-Bote*, 23.2.1832 und 1.3.1832, S. 57–58, 65–67. Zu Zschokke vgl. Werner ORT, *Heinrich Zschokke 1771–1848. Eine Biografie*, Baden 2013.

75 WRIGHT, *Gesellschaftsleben und Sitten in den vereinigten Staaten von Amerika* (wie Anm. 71), S. 91.

posite confederacy« im postrevolutionären Amerika unterschätzte⁷⁶. Wollte man indessen die föderale Republik Nordamerikas als Hebel zur Reform der europäischen Verhältnisse bemühen, wie dies Fanny Wright zweifellos vorschwebte, tat man gut daran, die tatsächliche Umstrittenheit des amerikanischen Föderalismus hinter dem Bedeutungsschleier astronomischer Harmonie und Regelhaftigkeit zu verbergen.

Vom Vorbildcharakter der amerikanischen Föderativrepublik für die Regeneration des alten Kontinents war auch der deutsch-amerikanische Intellektuelle Francis Lieber überzeugt. Als Professor für Geschichte und Politikwissenschaften in South Carolina, der Hochburg der *States' Rights*- und der *Nullification*-Bewegung, war er sich der Schärfe der politischen Auseinandersetzungen über die föderale Natur der Union indessen zu sehr bewusst, als dass er sie durch eine harmonisierende Lesart hätte übertünchen können. Während Fanny Wright die astronomische Metaphorik bemühte, um das harmonische Verhältnis zwischen Bund und Einzelstaaten zu akzentuieren, integrierte Lieber sie in sein Projekt einer politischen Hermeneutik⁷⁷. Lieber beobachtete, dass die zahlreichen Verfassungsdebatten in Nordamerika vor allem mit der ambivalenten Sprache des Verfassungstextes verbunden waren und dass es an Interpretationsverfahren fehlte, wie solche Texte adäquat auszulegen seien. Die Verfassungskrisen der 1820er und 1830er Jahre, erklärte Henry Clay seinem Bekannten Lieber, *proceed from a disregard of an established interpretation of the Constitution, concurred in by all the departments of Government, & acquiesced in by the people of the U.[nited] States themselves*⁷⁸. Dass der hybride Charakter der föderal-nationalen Ordnung der amerikanischen Union in den öffentlichen Debatten nicht hinreichend erfasst wurde, hatte in Liebers Perspektive damit zu tun, dass man diese politische Ordnung durch die tradierten Deutungskategorien eines einheitlichen Nationalstaates oder einer Konföderation betrachtete und dadurch gerade die innovativen Mischverhältnisse dieser *compound republic* außer Acht ließ. Die amerikanische Föderativrepublik sei *neither a pure unitary government nor a pure confederacy*, sondern eine Mischung aus beidem, meinte Lieber entlang der Argumentationslinie, die bereits James Madison im »Federalist No. 39« vorgespurt und Liebers Freund Tocqueville wieder aufgenommen hatte⁷⁹. Diese Hybridität des amerikanischen Föderalismus versuchte Lieber nun durch die astronomische Metapher des

76 Vgl. John L. BROOKE, *Cultures of Nationalism, Movements of Reform, and the Composite-Federal Polity. From Revolutionary Settlement to Antebellum Crisis*, in: *Journal of the Early American Republic* 29 (2009), S. 3; CORNELL, *The Other Founders* (wie Anm. 42).

77 Francis LIEBER, *Legal and Political Hermeneutics, or Principles of Interpretation and Construction in Law and Politics*, Boston 1839. Vgl. hierzu auch James FARR, *The Americanization of Hermeneutics. Francis Lieber's Legal and Political Hermeneutics*, in: Gregory LEYH (Hg.), *Legal Hermeneutics. History, Theory and Practice*, Berkeley 1992, S. 83–102.

78 Henry Clay an Francis Lieber, 12.2.1838, in: *Huntington Library, Francis Lieber Papers*, LI 1111.

79 Francis LIEBER, *What is our Constitution – League, Pact, or Government? Two Lectures on the Constitution of the United States concluding a Course on the Modern State*, New York 1861, S. 33 f. Zu Lieber und Tocqueville vgl. Juri AUDERSET, *Strangers in America. Francis Lieber, Alexis de Tocqueville und die historisch-komparative Hermeneutik der Demokratie im Zeitalter der Revolutionen*, in: Harald BLUHM, Skadi KRAUSE (Hg.), *Alexis de Tocqueville. Analytiker der Demokratie*, Paderborn 2016, S. 205–224.

Kräfteausgleichs zwischen zentripetalen und zentrifugalen Dynamiken intelligibel zu machen. *Confederacies are exposed to the danger of sejunction as unitary governments are exposed to absorbing central power – centrifugal power in the one case, centripetal power in the other*⁸⁰. Die astronomische Metaphorik diente Lieber also nicht dazu, ein harmonisches Miteinander von Bund und Einzelstaaten in den Vordergrund zu stellen, sondern das unvermeidbare und dynamische Ringen unterschiedlicher Kräfte in einer Föderativrepublik anschaulich zu machen. Gerade weil einer solchen *compound republic* unausweichlich Spannungen und Konflikte eingeschrieben waren, wurde nicht nur die institutionelle Machtteilung und -dispersion zur Notwendigkeit, sondern auch die theoretische Reflexion über den politischen Begriff der geteilten Souveränität. Wenn *States' Rights*-Theoretiker wie John C. Calhoun und Robert Hayne die Souveränität der Einzelstaaten über die Mehrheitsentscheidungen des Kongresses stellten, betrachteten sie die Union fälschlicherweise nur aus der Perspektive einer Konföderation, ebenso wie Nationalisten wie Daniel Webster sich irrten, wenn sie die Union aus der Perspektive eines einheitlichen Nationalstaates interpretierten und die Souveränität alleine in der Bundesregierung verorten. *What a trouble it would have given the framers of our constitution and how much more in after-times, had they attempted to define the seat of sovereignty in our confederacy*, gab Lieber zu bedenken⁸¹. Gerade weil die Souveränität in der *compound republic* geteilt sei, müsse sie auch in der dadurch konstituierten Spannung und Dynamik begriffen werden und könne ebenso wenig wie das Planetensystem *by centrifugal power alone* verstanden werden⁸².

Diese Reflexionen über den Ausgleich zentrifugaler und zentripetaler Kräfte in einer Föderativrepublik entfalteten eine Anschauungskraft, die auch in den schweizerischen Föderalismusdebatten im Anschluss an die Juli-Revolution von 1830 aufgenommen wurden. Schweizerische Intellektuelle begannen in den 1830er Jahren damit, ihr Ungenügen mit dem bestehenden Staatenbund und ihr Drängen auf einen in naher Zukunft zu schaffenden Bundesstaat in einen komparativen Deutungshorizont mit der nordamerikanischen Geschichte einzurücken⁸³. Die intensive Beschäftigung mit dem amerikanischen Föderalismus manövrierte damit auch die omnipräsente astronomische Metaphorik in das Blickfeld schweizerischer Beobachter. So schrieb etwa der Berner Staatsrechtler Friedrich Stettler 1836 in seinen »Gedanken über die Revision des eidgenössischen Bundesvertrages«:

So wie in dem physischen Weltsystem zwei einander widerstreitende Hauptkräfte vorwalten, durch deren richtiges Verhältnis das Weltall in den ihm

80 Francis LIEBER, *History and Political Science Necessary Studies in Free Countries*. An Inaugural Address delivered on the 17th of February, 1858, on assuming the Chair of History and Political Science, in Columbia College, New York, in: DERS., *Miscellaneous Writings. Reminiscences, Addresses, and Essays*, Bd. 1, London 1881, S. 333.

81 Francis LIEBER, *Annotations to the US Constitution*, in: Huntington Library, Francis Lieber Papers, LI 167.

82 LIEBER, *What is our Constitution* (wie Anm. 79), S. 33 f.

83 Vgl. Simon NETZLE, *Die USA als Vorbild für einen schweizerischen Bundesstaat*, in: Andreas ERNST, Albert TANNER, Matthias WEISHAUP (Hg.), *Revolution und Innovation. Die konfliktreiche Entstehung des schweizerischen Bundesstaates von 1848*, Zürich 1998, S. 49–60.

angewiesenen Bahnen sich erhält, nämlich die Centripetal- und die Centrifugalkraft, so sehen wir auch in den politischen Staatssystemen auf unserer Erde zwei ähnliche Kräfte, diejenige des Strebens nach größtmöglicher Unabhängigkeit und nach freier Verwaltung der einzelnen Theile eines Staats, und diejenige des Strebens nach immer engerer Vereinigung jener Theile zu einem gemeinschaftlichen Ganzen, und ihrer Unterordnung unter das gemeinsame Gesetz; es sind die Tendenzen des Föderalismus und der Centralisierung, deren richtiges Verhältnis zur größten Kraft oder Schwäche eines Staates den wesentlichsten Einfluss ausübt⁸⁴.

Die richtige Verhältnisbestimmung zwischen Föderalismus und Zentralisierung hatten in Stettlers Argumentation nun die Amerikaner mit ihrer Bundesverfassung von 1787 gefunden, denn die *Verfassung der nordamerikanischen Freistaaten* sei zum *Vorbild republikanischer Bundesverfassungen* schlechthin geworden, ein Vorbild, dem auch die Schweiz in ihren Bemühungen zur Bundesreform nacheifern müsse⁸⁵. Indem Stettler das Verhältnis zwischen Föderalismus und Zentralisierung als ein durch politisches Handeln produziertes und hergestelltes Verhältnis darstellte, schrieb er dem Gebrauch astronomischer Metaphern zugleich einen »Bewegungskoeffizienten« ein⁸⁶. Während der Kräfteausgleich zwischen zentripetalen und zentrifugalen Dynamiken im astronomischen *Weltsystem* jenseits menschlicher Verfügungsgewalt lag, war er im *politischen Staatensystem* dem politischen Handeln der Menschen überantwortet. Damit war die Semantik föderaler Metaphorik im Zuge der Bundesreformdebatten der 1830er Jahre zugleich erkenntnisleitend und handlungsanweisend: sie diene der politischen Reflexion über die tradierten schweizerischen Erfahrungen mit föderativen Herrschaftsstrukturen und regte zugleich dazu an, diese insoweit zu transformieren, als dass tradierte föderative Erfahrungsbestände mit nun immer deutlicher artikulierten nationalstaatlichen Erwartungen vermittelt werden konnten.

Schlussbetrachtung

Die *science of politics*, meinte Alexander Hamilton 1787 im »Federalist No. 9«, habe große Fortschritte gemacht, zu welchen er die Gewaltenteilung, die Machtteilung in Form von *checks and balances*, das Prinzip der Repräsentation und gewählten Volksvertretern sowie die Einsetzung von unabhängigen Gerichten zählte. Diesen Fortschritten sollte nun eine weitere *new discovery* hinzugefügt werden, nämlich: *the Enlargement of the Orbit within which such systems are to revolve, either in respect to the dimensions of a single State, or to the consolidation of several smaller States into one great Confederacy*⁸⁷. Die Erörterung dieser neuen Entdeckung überließ Hamilton dann bekanntlich seinem Kollegen James Madison. Es ist indessen kein Zufall,

84 Friedrich STETTLER, Gedanken über eine Revision des eidgenössischen Bundesvertrags, Bern 1836, S. 18f.

85 Ibid., S. 50.

86 Vgl. hierzu Reinhart KOSELLECK, Die Verzeitlichung der Begriffe, in: DERS., Begriffsgeschichte (wie Anm. 19), S. 77–85.

87 Alexander HAMILTON, Federalist No. 9, in: The Federalist Papers (wie Anm. 29), S. 67.

dass Hamilton in seiner Ankündigung nicht nur die Politik als eine mit anderen (Natur-)Wissenschaften vergleichbare Wissenschaft benannte, sondern diesen Anspruch mit einer der Astronomie entlehnten Begrifflichkeit unterstrich. Die Übertragung astronomischer Metaphern in den politischen Sprachgebrauch veränderte sowohl die Deutung bisheriger föderativer Erfahrungen als auch die Bedingungen für eine zukunftsgerichtete Theoriebildung des föderalen Republikanismus.

Die *compound republic* der Vereinigten Staaten war, wie James Madison einmal schrieb, ein *nondescript*⁸⁸. Diese komplexe national-föderale Mischform für eine großflächige Republik unterschied sich sowohl von integrierten Nationalstaaten als auch von allen bisher bekannten Konföderationen und schien sich gerade deshalb der tradierten politischen Sprache zu entziehen. Diese Sperrigkeit und Ambivalenz erschloss aber auch neue sprachliche Handlungsräume und schuf den Nährboden für metaphorische Übertragungen. Die Sprache der Astronomie verlieh Madison und anderen Intellektuellen, die sich mit den Komplexitäten des Föderalismus herumschlugen, ein vertrautes und anschauliches Vokabular für eine unvertraute und komplexe politische Ordnung.

Trotz der Anschauungskraft, welche die astronomische Metaphorik für die Beschreibung föderaler Ordnungssysteme aufwies, wurde sie im pragmatischen Sprachgebrauch unterschiedlich eingesetzt und funktionalisiert, denn in ihr lagerten sich unterschiedliche Bedeutungsschichten ab, die je nach politischem Kontext und Sprechsituation unterschiedlich gewichtet und abgerufen werden konnten. Mit anderen Worten: der astronomischen Metaphorik war ebenso eine »komplexe Temporalität« eingeschrieben wie eine kontextuell gebrochene Bedeutungsvariabilität⁸⁹. Die radiale Metaphorik des Sonnensystems, welche in der Selbstbeschreibung europäischer Monarchien eine zentrale Stellung einnahm, wurde im Zuge der Amerikanischen Revolution durch die pluralistischen, paritätischen und egalitären Metaphern des Planetensystems oder der Sternkonstellation überlagert, aber nicht abgelöst. Die Gewichtung einer radialen Ordnung taugte ganz besonders dazu, die Idee einer monistisch begründeten politischen Souveränität zum Ausdruck zu bringen, wohingegen die horizontalen und paritätischen Metaphern einer Sternkonstellation oder eines Planetensystems mit (kon-)föderalen Konzepten harmonierten, weil mit ihnen eine »Theorie des Prekären, des Schwebenden, der Zwischenlage« in den politischen Reflexionsraum eingeholt werden konnte⁹⁰. Gerade weil dem Föderalismus in seiner gleichzeitigen Behauptung von Einheit und Vielheit und in seiner Anerkennung einer »Gleichheit Ungleicher« unausweichlich Ambivalenzen und Spannungen eingeschrieben sind⁹¹, bot sich die Rede von astronomischen Kräften und Balancen an, um sich einen *metaphorischen* Begriff von dieser föderalen Ordnung zu machen für die

88 James MADISON, On Nullification, in: DERS., Letters and other Writings of James Madison (wie Anm. 8), S. 421.

89 Vgl. SCHÄFER, Historizing Strong Metaphors (wie Anm. 12), S. 35.

90 Christoph SCHÖNBERGER, Die Europäische Union als Bund. Zugleich ein Beitrag zur Verabschiedung des Staatenbund-Bundesstaat-Schemas, in: Archiv des öffentlichen Rechts 129 (2004), S. 87.

91 Reinhart KOSELLECK, Hinter der tödlichen Linie. Das Zeitalter des Totalen, in: DERS., Vom Sinn und Unsinn der Geschichte. Aufsätze und Vorträge aus vier Jahrzehnten, hg. von Carsten DUTT, Frankfurt a. M. 2014, S. 239.

es, wie Tocqueville bemerkte, noch keinen treffenden *politischen* Begriff gab⁹². Die astronomische Bildsprache entfaltete damit eine Affinität zu föderalen Ordnungssystemen und verwies gleichzeitig auch immer darüber hinaus. Dass astronomische Metaphern in der Regel dann in den politischen Diskurs eingeschleust wurden, wenn politisch-soziale Umbruchsituationen die Verhältnisse zwischen Worten und Dingen erschütterten, verweist vielleicht auch darauf, dass diese Krisenerfahrungen auch die Suche nach Gewissheiten und stabilen Ordnungen provozierten, die man in der Harmonie und in den Gesetzmäßigkeiten des Himmels eher zu finden glaubte als in den Verwerfungen auf der Erde.

92 TOCQUEVILLE, De la Démocratie en Amérique (wie Anm. 9), S. 160f.

1916 – ANNÉE CHARNIÈRE DE LA GRANDE GUERRE¹

1. Introduction: regards rétrospectifs sur l'année charnière
de la Grande Guerre

En juillet 1916, Ernst Jünger participe à la bataille de la Somme comme jeune officier et commandant de compagnie: il vit la monstrueuse mobilisation de l'artillerie, les problèmes de communication, les modifications du paysage et la perte de repères sur le champ de bataille. Le 24 août, il note dans ses Carnets de guerre: «On nous a donné des casques d'acier. Le casque d'acier confère au soldat un aspect sauvage².» Mais c'est a posteriori que la charnière de la guerre est devenue une icône identitaire. C'est seulement dans son roman «Orages d'acier», écrit à l'issue des combats, qu'émerge, dans son idéalisation typique, une toute nouvelle image du soldat sur le front, symbole de la guerre moderne: «Un coureur d'un régiment wurtembergeois. [...] Ce fut le premier soldat allemand que j'aie vu sous le casque d'acier et il m'apparut aussitôt comme l'habitant d'un monde nouveau et plus dur. [...] Le visage figé, encadré par le bord d'acier du casque, et la voix blanche, qu'accompagnait le vacarme du front, nous firent une impression macabre. Quelques jours avaient suffi pour mettre sur ce coureur qui devait nous mener au royaume des flammes une empreinte qui semblait nous le rendre indiciblement étranger³.»

Cette stylisation, dont les notes des carnets, prises sur le vif, ne portent guère de trace, détermine dès lors le portrait des soldats que dresse Jünger. Il en résulte un mélange éclectique de traits historiques et progressistes: les soldats apparaissent d'abord dans la tradition des lansquenets de l'époque moderne. Élément que Jünger lie à l'éthos chevaleresque du combat et au nouveau concept de l'objectivité – l'expression d'un professionnalisme particulier, conséquence des conditions de vie et de survie extrêmes du front: «On trouvait bien vivant chez ces hommes un élément qui soulignait la sauvagerie de la guerre et en même temps la transfigurait, le plaisir simple pris au danger, le besoin chevaleresque d'affronter le combat. Au cours de ces quatre années, le feu forgea un type guerrier toujours plus pur, toujours plus audacieux⁴.» Jünger se souvient de la guerre comme d'un «métier», l'uniforme devient «tenue de travail⁵». Il se concentre sur le commandant des unités de choc – le rôle de Jünger pendant le conflit. Il reconnaît en lui le véritable héros moderne de la guerre.

1 Conférence annuelle de l'Institut historique allemand, le 16 octobre 2015.

2 Ernst JÜNGER, *Kriegstagebuch 1914–1918*, sous la dir. de Helmuth KIESEL, Stuttgart 2010, 24 juillet 1916, p. 167.

3 Ernst JÜNGER, *In Stahlgewittern. Historisch-kritische Ausgabe*, 2 vol., sous la dir. de Helmuth KIESEL, Stuttgart 2013, vol. 1, p. 99, cf. *ibid.*, p. 206–209.

4 *Ibid.*, p. 149.

5 *Ibid.*, p. 195.

En quoi l'année 1916 constitue-t-elle la charnière de la Grande Guerre, d'une transformation élémentaire qui redistribue les cartes de certaines évolutions, en accélérant quelques-unes et en interrompant d'autres? Qu'est-ce qui en fait un seuil intérieur de la guerre, marquant un avant et un après, une ligne que la guerre ne repasserait plus jamais? Comment et pourquoi peut-on analyser 1916 comme une charnière – et non 1917, avec ses célèbres dates sur la scène internationale, l'entrée en guerre des États-Unis et les deux révolutions de février et d'octobre en Russie⁶? Je m'attacherai à répondre à ces questions en les appréhendant à trois niveaux et sous un angle non pas systématique mais symptomatique: nous examinerons la transformation des réalités de la guerre et leurs implications politiques, puis les espaces globaux de la violence et enfin les sociétés en guerre et les fronts de l'arrière de trois belligérants, la Grande-Bretagne, l'Allemagne et la Russie.

2. De la machine de guerre à la crise de légitimation politique

»L'image de ce paysage est inoubliable pour celui qui l'a vu. Il y a peu, cette contrée possédait des prairies, des forêts et des champs de blé. Désormais, plus rien à voir, mais strictement plus rien. Littéralement pas un brin d'herbe, pas l'ombre d'un petit brin. Chaque millimètre du sol a été retourné encore et encore, les arbres sont arrachés, déchiquetés et pulvérisés comme sciure. Les maisons rasées par les obus, les pierres broyées en poussière. Les rails du chemin de fer tordus en spirales, les collines déplacées, bref, tout a été transformé en désert⁷.« Ernst Jünger consigne ces impressions le 28 août dans son carnet, alors que la bataille de la Somme, qui a débuté le 1^{er} juillet, fait encore rage⁸.

Les soldats ont conscience que la guerre prend une nouvelle qualité dans les batailles de Verdun et de la Somme au début de l'année et à l'été 1916. Le Danois Kersten Andresen, soldat de l'armée prussienne, écrit, début août, que presque tous ses camarades danois enrôlés à l'été 1914 en même temps que lui sont morts. Le pilonnage inédit et l'impact d'un obus de 38 cm lui font l'effet »de rencontrer un monstre tout droit issu d'une légende«. Andresen tombe après le 8 août, plus précisément il disparaît sans laisser de trace. Comme pour de nombreux autres soldats qui périssent pendant ces combats, on n'a pas retrouvé de dépouille qu'on aurait pu formellement identifier. Les corps des soldats morts, qu'il est souvent impossible d'inhumer immédiatement, sont mutilés, démembrés et littéralement dissous sous le feu roulant de l'artillerie. Dans une des dernières lettres qu'il envoie à sa famille, Andresen, membre de la minorité danoise chez qui le déclenchement des hostilités à l'été 1914 n'a soulevé aucun enthousiasme patriotique, résume de façon tout à fait saisissante les changements de son expérience guerrière: »Malgré tout le sinistre de la chose, il y avait au début de la guerre une certaine poésie. Elle a aujourd'hui disparu⁹.«

6 Jörn LEONHARD, *Die Büchse der Pandora. Geschichte des Ersten Weltkriegs*, 5^e édition, Munich 2014, p. 430–434.

7 JÜNGER, *Kriegstagebuch* (voir n. 2), 28 août 1916, p. 176–177.

8 Helmuth KIESEL, *Ernst Jünger im Ersten Weltkrieg: Übersicht und Dokumentation*, in: JÜNGER, *Kriegstagebuch* (voir n. 2), p. 596–647, ici p. 621–647.

9 Cité par: Peter ENGLUND, *Schönheit und Schrecken. Eine Geschichte des Ersten Weltkriegs, erzählt in neunzehn Schicksalen*, Berlin 2011, p. 326.

Sur quoi se fonde cette nouvelle expérience de la guerre¹⁰? Début 1916, la question principale des dirigeants politiques et militaires sur le front occidental est de trouver comment convertir à nouveau la guerre de position, marquée par la paralysie et la stagnation, en guerre de mouvement. L'année 1915 n'a pas permis, sur le front ouest, de faire basculer la guerre dans un sens ou dans l'autre, mais les Empires centraux ont ouvert de nouvelles perspectives à l'est: pendant que les offensives alliées en Artois et en Champagne ont échoué au prix de pertes énormes, les troupes allemandes et austro-hongroises ont réussi une percée sur le front oriental à l'été.

Malgré les pertes déjà immenses, les commandants en chef alliés ont maintenu le principe de l'offensive sur le front de l'Ouest et reculé les structures défensives des lignes de front pour ne pas affaiblir la combativité de leurs troupes. À l'inverse, les Allemands ont massivement développé leurs positions, situées en règle générale sur des points plus élevés. Les dix-sept premiers mois de guerre ont définitivement démontré la domination de la guerre mécanique et de la guerre de matériel avec une artillerie lourde et des quantités monstrueuses de munitions – une constellation qui lie les événements sur le front et les économies de guerre des sociétés de l'arrière. L'année 1916 marque l'acmé de l'intensification de la guerre mécanique et des batailles de matériel – au prix de nombreuses victimes –, montrant les limites de toutes les tentatives de trancher la guerre par de grandes opérations offensives. Les batailles de Verdun et de la Somme laissent leur empreinte sur l'image du front occidental et sur l'imaginaire collectif qui entoure la guerre mondiale, celui de ses contemporains déjà, mais tout autant celui d'aujourd'hui. Le bilan des deux batailles est lourd: 1,5 million de morts, blessés et disparus. Chacune de ces pertes transporte la réalité de la guerre dans les sociétés allemande, française, britannique, mais aussi canadienne, australienne, néo-zélandaise et indienne. Pratiquement aucune famille de la plupart de ces sociétés ne termine l'année sans pleurer un mari, un frère, un fils ou un petit-fils¹¹.

La guerre d'usure sur le front ouest et l'offensive simultanée des armées russes en Europe de l'Est introduisent un véritable changement, mais Verdun possède un statut particulier de «bataille totale». À quoi doit-elle d'être considérée à elle toute seule comme une charnière militaire et symbolique de la guerre? D'abord, à l'extrême densification de la violence sur un espace relativement restreint: environ dix millions de projectiles, correspondant à un poids de 1,35 million de tonnes d'acier, sont tirés sur une surface de 26 kilomètres carrés, conjonction qui sous-tend une superposition, unique dans cette guerre, de deux expériences de la violence: celle de la guerre mécanique, avec les armes à distance de l'artillerie lourde, et celle du combat corps à corps, particulièrement acharné pour gagner une infime parcelle de terrain¹².

10 Jörn LEONHARD, Die Büchse der Pandora des 20. Jahrhunderts. Der Erste Weltkrieg als Umbruch von Erwartungen und Erfahrungen, in: Notger SLENCZKA (dir.), Faszination und Schrecken des Krieges, Leipzig 2015 (XXIII. Reihlen-Vorlesung, Beiheft 2015 zur Berliner Theologischen Zeitschrift), p. 120–136.

11 ID., Die Büchse der Pandora (voir n. 6), p. 433.

12 Lawrence SONDHAUS, World War One. The Global Revolution, Cambridge 2011, p. 210; Gerd KRUMEICH, Der Mensch als »Material«. Verdun, 21. Februar bis 9. September 1916, in: Stig FÖRSTER, Markus PÖHLMANN, Dierk WALTER (dir.), Schlachten der Weltgeschichte. Von Salamis bis Sinai, Munich 2001, p. 295–305, ici p. 300.

Mais ces chiffres ne suffisent pas à expliquer la signification de cette « bataille totale ». La charge symbolique des événements entourant Verdun fait en effet déjà partie intégrante de la bataille et a un impact de bien plus grande portée. Ses répercussions militaires et politiques marquent également un seuil de transformation particulier de la guerre. La défense de Verdun, côté français, est stylisée comme l'instant de crise, la pierre de touche de la nation entière. La prise, insignifiante sur le plan tactique, du fort de Douaumont par les Allemands, en février, a l'effet d'un signal. Pour le commandement de l'armée de terre française, Verdun devient à partir de là le point de défense principal de l'ensemble des efforts de guerre français¹³.

La bataille n'amoindrit pas l'ardeur défensive des responsables politiques français, au contraire, elle la renforce. Les Britanniques donnent la preuve, au prix de pertes épouvantables, qu'ils n'envisagent pas de quitter l'alliance, de tourner le dos au champ de bataille de l'Europe continentale. Mais, comme pour la bataille de la Marne, en septembre 1914, le contraste entre mystification positive et négative est important. Dans le camp allemand, les espoirs déçus s'accompagnent, comme sur la Marne déjà, de schémas explicatifs qui joueront également un rôle dans la légende du coup de poignard dans le dos en 1918–1919¹⁴. On cherche des responsables de la saignée à blanc, qui a forgé l'image du « combattant de Verdun » dans d'innombrables souvenirs. Et on les cherche parmi les chefs militaires, mais aussi au sein de la patrie. L'image de la mort héroïque pendant la bataille et d'un sacrifice patriotique dans une guerre légitime pour défendre la patrie perd continûment de sa force de persuasion et de sa crédibilité. Verdun, dans le paroxysme de la violence guerrière sur un espace circonscrit, dans la mobilisation extrême des forces et la concentration symbolique de la guerre en un seul lieu, prend une importance similaire à la bataille de Stalingrad pour la Seconde Guerre mondiale¹⁵.

Les expériences de Verdun et de la Somme font réfléchir toutes les armées sur les nouvelles technologies et les tactiques de combat. La guerre change de visage: au bout d'un peu plus de deux années, l'offensive à tout prix peine désormais à convaincre, parce qu'aucun des camps ne peut à long terme se permettre des pertes si élevées. On commence, dans ce contexte, à décentraliser les structures de commandement, la communication et le déploiement des troupes. On attache une attention accrue aux conditions concrètes du champ de bataille, à l'impact des armes et aux possibilités de défense efficace. La guerre se démarque alors définitivement des représentations et des concepts de guerre du XIX^e siècle: c'est en cela que l'année 1916 constitue la charnière de la transformation militaire de la guerre. Constat qui vaut pour la guerre maritime puisque, dans le camp allemand, on déplace cette année-là la focale de la bataille navale à la guerre sous-marine¹⁶.

L'année 1916 révèle encore plus clairement et de façon plus existentielle que jamais combien les différents espaces de conflit au sein et hors du continent européen sont interdépendants. Plus que jamais, l'enjeu est de redistribuer les ressources, de retirer

13 Gerd KRUMEICH, Antoine PROST, Verdun 1916, Paris 1915; German WERTH, Verdun: Die Schlacht und der Mythos, 2^e édition, Bergisch Gladbach 1982, p. 155–156.

14 Gerd KRUMEICH, Verdun, in: Gerhard HIRSCHFELD, Gerd KRUMEICH, Irina RENZ (dir.), Enzyklopädie Erster Weltkrieg, 2^e édition, Paderborn 2004, p. 942–945, ici p. 944.

15 Matti MÜNCH, Verdun – Mythos und Alltag einer Schlacht, Munich 2006, p. 453–460 et 482–486.

16 LEONHARD, Die Büchse der Pandora (voir n. 6), p. 434–470.

les troupes là où c'est nécessaire pour les déployer sur les positions particulièrement menacées. Cette année-là, la guerre se globalise de façon inédite: connexion entre Verdun et la Somme, aide britannique aux troupes françaises, offensive russe en Galicie pour décharger les Alliés sur le front occidental, transfert des troupes allemandes de Verdun sur la Somme, aides allemandes aux forces armées d'Autriche-Hongrie, exposées à la grande offensive russe menée par le général Broussilov, mais aussi refus de l'Oberste Heeresleitung (OHL ou commandement suprême de l'armée) d'appuyer l'offensive autrichienne contre l'Italie dans le Tyrol en mai et en juin. Les fronts et zones de combats, anciens et nouveaux, obligent à constamment redéfinir les priorités stratégiques. L'entrée en guerre de la Roumanie contre les Empires centraux à l'été, le coup d'État en Grèce et l'émergence d'un nouveau front en Macédoine étendent la guerre à l'Europe du Sud-Est.

Toute nouvelle offensive suscite de grandes attentes: remporter la guerre durant la deuxième année du conflit. La pression s'accroît sur les acteurs politiques et militaires chargés de prendre des décisions difficiles en connaissant pertinemment leurs conséquences, et les attentes déçues font plonger 1916 dans une crise de crédibilité et de légitimation des dirigeants politiques et militaires – d'une ampleur encore inconnue. À la quête de responsables et coupables fait écho la carrière fulgurante de nouveaux sauveurs, un phénomène typique de cette année de conflit. Après l'échec de Verdun et l'entrée en guerre de la Roumanie aux côtés de l'Entente, Erich von Falkenhayn, chef d'état-major, est remplacé par le troisième OHL placé sous le double commandement de Hindenburg et de Ludendorff¹⁷. En France, Joseph Joffre, auréolé de son rôle dans la bataille de la Marne en 1914, est remplacé à la fin de l'année par le populaire Robert Nivelle, considéré comme le vainqueur de Verdun, tandis qu'en Grande-Bretagne, David Lloyd George succède au Premier ministre Herbert Henry Asquith.

Les vieux monarques finissent également par être affectés par ces bouleversements politiques et militaires: en Allemagne, le culte de Hindenburg, dont la figure paternelle est omniprésente via d'innombrables monuments et représentations dans la société civile allemande, relègue progressivement le Kaiser à l'arrière-plan. L'assassinat, en octobre 1916, du ministre-président d'Autriche, Karl Stürgkh, par Friedrich Adler, fils du chef du parti social-démocrate, Viktor Adler, montre de façon exemplaire, même s'il s'agit d'un acte isolé, à quel point la crise de confiance est profonde. Le meurtre reflète le potentiel des contestations qui enflent contre la politique de guerre, le régime antidémocratique et la situation d'approvisionnement. En Autriche-Hongrie, la mort de François-Joseph, en novembre, pose de façon encore plus pressante la question de l'avenir de l'empire. En Russie, enfin, l'abîme se creuse entre le pouvoir du tsar, la population et des pans toujours plus importants de l'élite. L'assassinat de Grigori Raspoutine, prétendu guérisseur et confident de la tsarine d'origine allemande, par des membres de l'élite russe proche de la cour, fin décembre, illustre parfaitement l'érosion du pouvoir impérial. Ainsi, chacune à leur façon, les

17 Wolfram PYTA, *Hindenburg: Herrschaft zwischen Hohenzollern und Hitler*, Munich 2007, p. 205–226; Manfred NEBELIN, *Ludendorff. Diktator im Ersten Weltkrieg*, Munich 2010, p. 211–216.

institutions et représentations de la loyauté dynastique et monarchique perdent de leur prestige et crédibilité en cette année 1916.

3. Espaces globaux de la violence

La visite des champs de bataille de la Meuse et de la Somme est aujourd'hui jalonnée par un paysage mémoriel composé d'innombrables cimetières militaires, monuments commémoratifs et musées. Sur l'ancien front de l'Ouest, comme dans leurs sociétés, les victimes sont présentes: sur les croix blanches, sur les épitaphes des monuments aux morts ou dans les registres de décès. La situation est tout autre en Europe de l'Est: il n'existe visiblement pas de lieu de mémoire pour les soldats tombés en 1916 sur le front oriental, du lac de Naratch à la Galicie, et, hormis les experts, presque personne ne connaît les lieux des batailles. Les »batailles totales« de Verdun et de la Somme en Europe de l'Ouest, leur élévation ultérieure au rang de symboles de l'absurdité des batailles de matériel, leur présence dans les cultures mémorielles nationales des sociétés ouest-européennes, masquent leur simultanéité avec une augmentation de la violence au moins aussi sanglante et traumatisante à l'est du continent¹⁸.

La différence si éclatante aujourd'hui encore entre l'intensité des liens avec les victimes et la perception des espaces de conflit, mais aussi le contraste dans l'intérêt porté au front occidental et au front oriental s'expliquent notamment par la divergence de traitement des événements guerriers après 1918, par la présence fort différente de la guerre, par son statut dans les différentes cultures mémorielles nationales et par sa fonction dans les sociétés d'après-guerre. Ici, précisément, se lit la réorganisation étatique en Europe orientale, médiane et du Sud-Est. Les victimes qui ont combattu sous les drapeaux de l'empire multiethnique sont peu honorées là où, après le conflit, la guerre est envisagée comme un préalable, comme le prélude à des combats d'indépendance nationale. Le service de ces hommes est incompatible avec les nouvelles frontières et les loyautés des États-nations nés de la Grande Guerre¹⁹.

Un autre élément intervient au cours de 1916: à l'ouest, les sociétés en guerre associent les hécatombes aux espaces relativement restreints du front occidental²⁰. À l'est, les tueries énormes se perdent dans un espace de combat incommensurable, avec une longue ligne de front s'étirant de la mer Baltique à la mer Noire, en passant par l'est de la Méditerranée, faite de grands segments et marquée autrement qu'à l'ouest par des offensives, des percées et des conquêtes de territoire. En 1916, le théâtre de la guerre à l'est n'offre pas de lieux de mémoire comparables à Verdun ou à la Somme qui permettraient de subsumer en un mot la densification de la violence et les vic-

18 Jay WINTER, *The Experience of World War I*, New York 1989, p. 207; Michael GEYER, *Gewalt und Gewalterfahrung im 20. Jahrhundert*, in: Rolf SPILKER, Bernd ULRICH (dir.), *Der Erste Weltkrieg, Der Tod als Maschinist. Der industrialisierte Krieg 1914–1918*, Bramsche 1998, p. 241–257, ici p. 243–244.

19 LEONHARD, *Die Büchse der Pandora* (voir n. 6), p. 470–471.

20 Jörn LEONHARD, *Legacies of Violence: Eastern Europe's First World War – A Commentary from a Comparative Perspective*, in: Jochen BÖHLER, Włodzimierz BORODZIEJ, Joachim von PUTTKAMER (dir.), *Legacies of Violence. Eastern Europe's First World War*, Munich 2014, p. 319–326

times de la guerre. Les expériences guerrières restent présentes dans les sociétés d'Europe de l'Ouest via les associations de vétérans, les mémoriaux et les journées commémoratives. L'image symboliquement condensée du combattant de Verdun et de la bataille de la Somme peut ainsi faire l'objet d'une instrumentalisation politique.

L'Europe de l'Est se distingue foncièrement de cette constellation: la majeure partie de cette région et de l'Europe du Sud-Est reste une zone de crise après 1918, l'effondrement de l'empire multiethnique austro-hongrois s'ensuivant fréquemment de guerres civiles et de naissances difficiles d'États. Considérer la Première Guerre mondiale jusqu'en 1917–1918 comme le simple prélude à des guerres civiles et des guerres de constitutions nationales dévalorise le service de nombreux soldats dans les rangs des armées austro-hongroise, russe et ottomane. Les chiffres concrets concernant la grande offensive russe à l'été 1916 varient pour tous les camps; néanmoins, on estime que les troupes russes ont à déplorer un million de soldats tués, blessés, disparus ou prisonniers, dont pas moins de 58 000 pour désertion. Sur la base de tous les chiffres, la totalité des pertes de Verdun et de la Somme s'élève, alors même que les combats durent plus longtemps, à 1,6 million, quand les combats sur le front oriental entre mars et septembre 1916, y compris la bataille du lac Naratch, font bien plus de deux millions de victimes. Mais ces dernières sont effacées du souvenir de la Première Guerre mondiale et de la mémoire collective des sociétés est-européennes, occultée par les victimes des régimes violents qui lui ont succédé de 1917 au début des années 1950 – la révolution d'Octobre, la guerre civile en Russie jusqu'au début des années 1920, la terreur stalinienne des années 1930 et la Seconde Guerre mondiale²¹.

Cette comparaison souligne que pour la première fois dans cette guerre s'esquisse, à l'est et non à l'ouest de l'Europe, le mécanisme qui pèsera aussi sur la phase finale du conflit. Ce n'est pas la percée sur les champs de bataille qui est décisive, car toutes les conquêtes de terrain sont temporaires ou liées à des pertes si élevées qu'elles ne peuvent être défendues ou poursuivies bien longtemps. Le paramètre véritablement déterminant pour la suite des événements est l'usure des forces en présence. À la fin de ce processus, l'épuisement est tel que les structures militaires et la légitimation des systèmes politiques commencent à s'éroder. C'est précisément ce qui explique que les événements à l'est entre mars et septembre 1916 constituent une charnière pour l'histoire de la monarchie habsbourgeoise et l'empire tsariste. Les hécatombes creusent également des failles dans le consensus guerrier en France, en Grande-Bretagne et en Allemagne, et font émerger des doutes sur la conduite de la guerre. Mais on en reste dans un premier temps à des propos isolés. Il s'agit plutôt d'un mécontentement général qui ne remet pas fondamentalement en cause la cohérence de l'armée; tandis qu'en Russie et en Autriche-Hongrie la cohésion de régiments entiers commence à se désagréger.

En Russie, ce début d'érosion de la cohésion militaire s'exprime fin 1916 aussi dans le fait que le fossé entre la masse des paysans soldats et les officiers, issus pour la plu-

21 SONDHAUS, *World War One* (voir n. 12), p. 223; John KEEGAN, *Der Erste Weltkrieg – Eine europäische Tragödie*, 3^e édition, Reinbek 2004, p. 425; David STEVENSON, *1914–1918: Der Erste Weltkrieg* (édition originale: 2004), Mannheim 2010, p. 207; Norman STONE, *Brussilow-Offensive*, in: HIRSCHFELD, KRUMEICH, RENZ (dir.), *Enzyklopädie Erster Weltkrieg* (voir n. 14), p. 394–396, ici p. 396.

part de l'aristocratie ou des couches supérieures urbaines, se creuse encore sous l'effet des pertes énormes, de l'absence de succès et de l'épuisement démoralisant. En de nombreux endroits, les officiers font l'objet de menaces qui les paralysent. En Autriche-Hongrie, l'effritement du pouvoir du grand état-major de l'armée autrichienne (AOK) s'accélère après la crise de l'été 1916. Ici, la subordination de la direction politique de la double monarchie à l'OHL allemand joue un rôle tout aussi important que la destitution du chef de l'état-major, Conrad von Hötzendorf²².

L'année 1916 est aussi une charnière pour la globalité de la guerre, qui ne s'arrête pas aux événements sur les fronts européens²³; 1916 représente en effet aussi un seuil de transformation crucial pour le Moyen-Orient et le Proche-Orient, englobant des répercussions de grande portée. Dans cette région, la politique britannique pose les jalons des futures évolutions du XX^e siècle, dont les effets perdurent à ce jour²⁴. Les contradictions de la stratégie britannique, résultant de la disproportion des buts stratégiques et des ressources militaires, posent très tôt un problème fondamental et contraignent à faire des compromis sur place. Avec le canal de Suez et l'Égypte, la région est si cruciale pour l'infrastructure des transports de l'Empire que Londres ne peut renoncer à cette zone d'influence et de contrôle²⁵. De plus, la Grande-Bretagne cherche ici aussi, à l'instar de la course aux alliances en Europe de l'Est et du Sud-Est, des partenaires pour combattre les Empires centraux. C'est pourquoi les diplomates britanniques font les yeux doux aux chefs des tribus arabes et leur promettent de les impliquer dans le partage de l'Empire ottoman s'ils fournissent un appui militaire à la Grande-Bretagne contre les Turcs²⁶. Les Arabes concourent également à cette stratégie de promesses réciproques, porteuses de part et d'autre de grands espoirs, qui n'ont jamais été suivies de réalité politique. Des chefs arabes annoncent ainsi au service de renseignement britannique en Égypte que les soldats arabes de l'armée ottomane désertent en masse pour rejoindre la lutte d'indépendance arabe. Une annonce qui ne se fonde sur aucune réalité.

Un problème fondamental de crédibilité surgit parce que les Arabes ont pris les déclarations britanniques comme un assentiment de leur projet d'indépendance étatique alors même que la Grande-Bretagne et la France signent en mai 1916 les accords Sykes-Picot, qui prévoient le partage de la région en zones d'influence contrôlées par les deux pays et qu'à Londres le gouvernement se déclare prêt à soutenir les revendications sionistes, à savoir la création d'un État juif. Dans l'ensemble, ces constellations autour du Moyen-Orient rappellent les discussions intenses sur les buts de guerre et les nombreuses promesses concurrentes faites aux éventuels alliés

22 SONDDHAUS, *World War One* (voir n. 12), p. 230.

23 LEONHARD, *Die Büchse der Pandora* (voir n. 6), p. 485–490; ID., *Der Erste Weltkrieg: Europäische Krise und globaler Konflikt*, in: Jörn LEONHARD, Kurt HOCHSTUHL, Christof STRAUSS (dir.), *Menschen im Krieg 1914–1918 am Oberrhein. Vivre en temps de guerre des deux côtés du Rhin 1914–1918. Kolloquium zur gleichnamigen Ausstellung*, Stuttgart 2014, p. 19–32.

24 Eliezer TAUBER, *The Formation of Modern Syria and Iraq*, Londres 1995, p. 1–10; Christopher CATHERWOOD, *Churchill's Folly. How Winston Churchill Created Modern Iraq*, New York 2004, p. 41–62.

25 Elizabeth MONROE, *Britain's Moment in the Middle East 1914–1971*, Baltimore 1981, p. 23–49.

26 John FISHER, *Curzon and British Imperialism in the Middle East 1916–19*, Londres 1999, p. 66–110; Isaiah FRIEDMAN, *British Pan-Arab Policy 1915–1922. A Critical Appraisal*, New Brunswick 2010, p. 43–92.

en Europe. Là, comme au Proche-Orient, les pertes élevées crédibilisent le scénario de transformations territoriales après la victoire afin de légitimer les victimes. Les buts de guerre antagoniques et les engagements politiques réduisent par ailleurs la marge de manœuvre concrète d'alternatives et d'initiatives en faveur de la paix qui repose sur des compromis. Au Proche-Orient, les positions contradictoires de la Grande-Bretagne et de la France – panarabisme, État juif, zones d'influence sur le modèle colonial – ne peuvent que nuire tôt ou tard à la crédibilité des Alliés.

Les accords Sykes-Picot en sont un bon exemple. Ils visent en substance à neutraliser les intérêts franco-britanniques – dans la tradition d'autres compromis coloniaux du XIX^e siècle²⁷. Conclues entre Mark Sykes de l'*Arab Bureau* au Caire et François Georges-Picot, représentant de la France depuis janvier 1916, les accords prévoient de découper le Proche-Orient et le Moyen-Orient en zones d'influence des belligérants après la victoire. En dépit de changements considérables pendant la guerre, notamment de la défection de la Russie en 1917–1918, les accords anticipent largement la structure politique de la région après le conflit. Le butin convoité d'une victoire sur l'Empire ottoman est déjà distribué: la France s'attribue une zone économiquement importante grâce aux champs pétrolifères comprenant le littoral syrien, le Liban actuel et la province de Mossoul, la Grande-Bretagne s'octroyant les provinces de Bagdad et Basra, dans l'Irak actuel, et des bases militaires sur la Méditerranée avec Acre et Jaffa. En ce qui concerne la Palestine, les accords prévoient une administration internationale dont l'organisation concrète reste vague, ce qui laisse place à de nombreuses interprétations²⁸.

En substance, 1916 incarne avant tout pour cette région la juxtaposition de trois modèles systémiques (un État arabe, un État juif et deux zones d'influence française et britannique) qui se contredisent foncièrement. Les promesses faites par de nombreux acteurs provoquent une révolution d'attentes, qui tourneront plus tard à la déception et à l'amertume.

4. Les sociétés en guerre: trois constellations en comparaison

La guerre mécanique et d'usure représente un défi majeur pour les sociétés belligérantes. Elle se traduit en 1916 par des réorientations profondes à l'arrière. Les fissures dans le consensus national sur la guerre, encore largement intact fin 1915, éclatent au grand jour²⁹.

L'introduction de la conscription à partir de janvier 1916 implique un changement considérable pour les libéraux britanniques, mais pas seulement; cette initiative illustre de manière exemplaire comment l'obligation d'agir transforme l'État et l'héritage libéral du XIX^e siècle³⁰. La conscription a de grandes répercussions pour la tota-

27 James BARR, *A Line in the Sand. Britain, France and the Struggle for the Mastery of the Middle East*, Londres 2011, p. 7–36.

28 David FROMKIN, *A Peace to End All Peace. Creating the Modern Middle East 1914–1922*, Londres 1989, p. 342–345; Erik-Jan ZÜRCHER, *Sykes-Picot-Abkommen*, in: HIRSCHFELD, KRUMEICH, RENZ (dir.), *Enzyklopädie Erster Weltkrieg* (voir n. 14), p. 916.

29 LEONHARD, *Die Büchse der Pandora* (voir n. 6), p. 490–524.

30 Ralph James Q. ADAMS, Philip P. POIRIER, *The Conscription Controversy in Great Britain, 1900–18*, Basingstoke 1987, p. 119–170; Peter SIMKINS, *Kitchener's Army. The Raising of the New Armies, 1914–16*, Manchester 1988, p. 138–161.

lité de l'Empire britannique, avant tout au Canada et en Australie. Pour beaucoup de contemporains, le service général obligatoire est l'incarnation d'un État belligérant en expansion, qui intervient directement dans la vie de millions d'individus. Une donnée d'autant plus conséquente que cette forme d'étatisme n'a jamais existé en Grande-Bretagne. Au contraire. Elle a longtemps servi de repoussoir pour démarquer le système parlementaire et libéral britannique de la masse militaire à disposition des armées des monarques absolus de l'Europe continentale³¹. En Irlande, l'introduction de la circonscription devient la bannière du combat des forces radicales pour dénoncer le consensus de l'été 1914. Elle débouche sur l'insurrection de Pâques 1916, dont la répression sanglante engendre des martyrs.

Dans l'ensemble, émerge en 1916 une constellation qui met les forces politiques modérées de Grande-Bretagne et de France sous pression³². Les députés libéraux et du Labour lâchent le gouvernement à la Chambre des communes parce qu'ils redoutent que l'État belligérant, sous le signe de la *compulsion* et de la *conscriptio*, n'empiète toujours plus dans différents domaines de la sphère privée³³. De nombreux conservateurs britanniques, à l'instar de la droite républicaine en France, reprochent pour leur part à leur gouvernement de ne pas déployer assez d'efforts pour la guerre. *Defeatism* et *pacifism* deviennent le cri de ralliement, utilisable à l'envi, contre l'adversaire politique³⁴. Une veine qu'exploite Lloyd George lorsqu'il est nommé à la tête du nouveau gouvernement en décembre. La structure de son gouvernement indique elle-même une réorientation: les décisions importantes sont désormais arrêtées par un conseil de guerre restreint à six personnes, qui prend presque des traits dictatoriaux. La conception établie depuis fort longtemps en Grande-Bretagne, selon laquelle le gouvernement est le comité exécutif de la Chambre des communes, est progressivement reléguée au second plan, et la culture politique, traditionnellement orientée vers le Parlement, est suspendue dans les faits³⁵. S'y substitue l'État belligérant, régulateur et intervenant activement dans l'économie. Comme en Allemagne, en France ou en Italie, on discute intensément en Grande-Bretagne de la possibilité de nationaliser les entreprises industrielles importantes pour la guerre.

L'année 1916 représente aussi une charnière importante pour la situation économique et financière de la Grande-Bretagne. En dépit de la mobilisation des sociétés de l'Empire, le financement de la guerre pour les Alliés et la constitution d'une armée de conscrits excèdent les capacités économiques du pays. Son indépendance économique et monétaire s'amenuise à compter de cette année-là. Les crédits et le matériel de guerre américains ont augmenté dès 1914, mais l'étendue de la dépendance n'éclate au grand jour qu'en novembre 1916, lorsque les États-Unis menacent de couper leur ligne de crédit.

31 Jörn LEONHARD, *Bellizismus und Nation. Kriegsdeutung und Nationsbestimmung in Europa und den Vereinigten Staaten 1750–1914*, Munich 2008, p. 83–85, 282–285 et 464–472.

32 ID., *Die Büchse der Pandora* (voir n. 6), p. 490–512.

33 Roy JENKINS, Asquith, Londres 1986, p. 387–404.

34 Jörn LEONHARD, *Krieg und Krise – Der Liberalismus 1914–1918 im internationalen Vergleich*, in: Anselm DOERING-MANTEUFFEL, Jörn LEONHARD (dir.), *Liberalismus im 20. Jahrhundert*, Stuttgart 2015, p. 69–94.

35 Hagen SCHULZE, *Staat und Nation in der europäischen Geschichte*, Munich 1994, p. 281.

Le 28 novembre 1916, un groupe d'influents banquiers américains conseille à ses investisseurs de ne plus accorder de crédits aux belligérants, à la Grande-Bretagne avant tout. Lorsque le Federal Reserve Board formule à son tour des réserves similaires, Andrew Bonar Law, chef des conservateurs et ministre des Finances du gouvernement Lloyd George, est contraint d'avouer que la Grande-Bretagne sera obligée de se déclarer en faillite si les Américains ferment le robinet du crédit. La panique s'empare de Whitehall. Le ministre des Affaires étrangères, Edward Grey, déclarait dès le 21 novembre 1916: »Dans les guerres précédentes, nous avons offert le soutien total de notre flotte et de nos finances à nos alliés. Dans cette guerre, nous avons pour la première fois apporté le plus grand soutien imaginable, non seulement au moyen de notre flotte et de nos finances, mais aussi de notre marine marchande et de produits destinés à la guerre, et nous avons mis pour la première fois sur pied une grande armée [...] Nos ressources étaient considérables, mais pas inépuisables³⁶.« Lorsqu'à la fin de l'année le Premier ministre, Asquith, est contraint à la démission, la Grande-Bretagne n'a plus, en quelque sorte, les moyens financiers de gagner ou de perdre, et ne peut poursuivre la guerre qu'avec la mansuétude des États-Unis. Bien avant l'entrée en guerre de ces derniers, début 1917, la dépendance monétaire et économique de la Grande-Bretagne a donc atteint une ampleur qui cadre de moins en moins avec l'image que les dirigeants britanniques ont de leur pays, celle d'une grande puissance européenne et d'une puissance maritime mondiale, d'un centre économique et financier des efforts de guerre alliés. Ici s'esquisse une *translatio imperii* du début du XX^e siècle.

L'année 1916 marque aussi une phase de crise pour la société allemande en guerre, pour la politique parlementaire et les partis³⁷. La nomination du troisième OHL sous la férule de Paul von Hindenburg et de Erich Ludendorff – une conséquence des crises militaires sur le front ouest au premier semestre 1916 – signe le début d'une militarisation de la politique; le programme de Hindenburg subordonne radicalement la totalité de l'économie au primat de la guerre. La loi sur le service auxiliaire de décembre 1916 renferme une dimension politique importante pour le chancelier: en reconnaissant implicitement les syndicats comme les représentants des ouvriers de l'industrie, il cherche aussi à régénérer l'union sacrée (*Burgfrieden*). Adoptée à une large majorité au Reichstag (235 voix pour, 19 contre), la loi présage une redistribution des forces politiques en présence: les libéraux de gauche, le Zentrum catholique et le SPD dirigent désormais collégialement la majorité; les 143 abstentions sont le fait des députés ayant apporté jusque-là leur soutien au chancelier, c'est-à-dire des partis conservateurs et des nationaux-libéraux opposés aux concessions, trop vastes à leurs yeux, accordées aux ouvriers et aux syndicats. Les 19 voix contre viennent des anti-guerres au sein du SPD³⁸.

Malgré les tentatives de prolonger l'union sacrée à l'aide de concessions prudentes et de déclarations gouvernementales favorables aux ouvriers, les fissures au sein de la société et de la classe politique allemandes se creusent pourtant visiblement au fil de 1916. Pour une grande partie de la population, la répartition des charges de la guerre

36 Cité par: David FRENCH, *British Strategy and War Aims, 1914–1916*, Londres 1986, p. 248.

37 LEONHARD, *Die Büchse der Pandora* (voir n. 6), p. 513–524.

38 SONDHHAUS, *World War One* (voir n. 12), p. 340.

est de plus en plus injuste: le peuple rappelle la forte hausse des gains de l'industrie de guerre et constate que les capitaux sont redistribués au profit de la classe supérieure, dont les membres, de plus, possèdent également des biens réels – entreprises, biens immobiliers ou fonciers – et peuvent ainsi se protéger relativement mieux de l'inflation que la majorité de la société.

Le monarque incarne de moins en moins la nation en guerre. Guillaume II prend progressivement l'apparence d'un empereur fantôme qui donne mécaniquement des ordres sur le front et signe des milliers d'affiches commémoratives pour les soldats tombés au champ d'honneur³⁹. Hindenburg et l'OHL occupent le devant de la scène. D'autres symboles paraissent presque grossiers. Le Reichstag, par exemple, est orné de l'épigraphe »Au peuple allemand/Dem deutschen Volke« fin 1916. Cette inscription avait été prévue en 1893, mais diverses réticences, en premier lieu celle de l'empereur, avaient enterré le projet. Il refait jour en 1915 dans la presse. En 1916, le sous-secrétaire d'État de la chancellerie, Arnold Wahnschaffe, demande finalement au cabinet civil, et donc également à Guillaume II, son approbation et renvoie à la »situation« actuelle. Sa proposition est alors approuvée sans tergiversation et l'épigraphe apposée peu avant Noël⁴⁰.

Un autre phénomène montre qu'on ne peut plus parler de cohésion de la nation guerrière idéalisée comme c'était le cas en août 1914. Depuis le début de la guerre, les antisémites *völkisch* évoquent des prétendus avantages que la guerre offre aux juifs. Dès août 1914, le Reichshammerbund compile des supposées »enquêtes de guerre« sur les activités civiles et militaires des juifs allemands. Ces derniers ayant été promus à des postes de hauts fonctionnaires et d'officiers au cours de la guerre, les antisémites redoutent que les changements de statut puissent perdurer après le conflit. Ils cherchent par conséquent à discréditer globalement le rôle des juifs pendant la guerre. Ils profitent d'un revirement de climat politique, lorsqu'un député du Zentrum catholique, Matthias Erzberger, réclame en octobre 1916 que la commission budgétaire du Reichstag présente des données sur les actifs allemands selon l'âge, le sexe, les revenus et la religion. Tandis que le gouvernement rejette cette motion, l'armée procède à ce qu'on a appelé le recensement des juifs (*Judenzählung*): le ministère de la Guerre prussien ordonne une enquête sur les juifs au sein de l'armée allemande; il la légitime par une recrudescence de plaintes selon lesquelles ils cherchent très souvent à échapper à leurs obligations militaires. Le choc est profond parmi les soldats israéliques: »C'est comme si je venais de recevoir une gifle terrible«, écrit Georg Meyer, deux mois avant de tomber sur le front. Le préfet de police de Francfort-sur-le-Main note que les juifs de la ville sont »courroucés et se montrent très réservés à l'égard de mes efforts de collecte pour le don national⁴¹«. Aucun résultat n'est publié pendant la guerre, mais le recensement des juifs est un tournant: ce n'est pas la première fois que, au vu des pertes élevées, on reproche aux juifs d'être des planqués, mais c'est la pre-

39 John C. G. RÖHL, Wilhelm II. Der Weg in den Abgrund 1900–1914, 2^e édition, Munich 2009, p. 1200–1208; Christopher CLARK, Wilhelm II. Die Herrschaft des letzten deutschen Kaisers (édition originale: 2000), Munich 2008, p. 289–298.

40 Michael S. CULLEN, Der Reichstag. Parlament, Denkmal, Symbol, Berlin 1995, p. 186–191.

41 Cité par: Peter PULZER, Der Erste Weltkrieg, in: Michael A. MEYER (dir.), Deutsch-Jüdische Geschichte in der Neuzeit, vol. 3: Umstrittene Integration 1871–1918, Munich 2000, p. 356–380, ici p. 367–368.

mière fois que l'État s'approprie l'argument des antisémites *völkisch* et s'en sert de base pour mener son recensement. Pour les juifs aussi il s'agit d'une nouvelle qualité de classification et d'exclusion, qui entraîne beaucoup d'entre eux à réfléchir pour la première fois à leur judéité. De plus, les choses ne s'arrêtent pas à cet impact principalement psychologique. En avril 1916, on peut ainsi lire l'injonction suivante à propos des soldats israélites dans les statistiques sur les juifs d'une unité motorisée: »Les sous-officiers nommés en vertu d'ordres supérieurs et les hommes aptes au service doivent, quand ils sont formés, être envoyés immédiatement sur le champ de bataille, et ce à des postes où ils sont exposés fatalement au feu ennemi⁴².« L'armée austro-hongroise refuse quant à elle d'organiser un recensement des juifs – la pratique traditionnelle de l'inclusion dans l'armée multiethnique reste d'actualité, même dans les conditions militaires paroxystiques de 1916.

Dans les sociétés en guerre des Empires centraux, 1916 est une année au cours de laquelle l'approvisionnement alimentaire se complique graduellement⁴³. Le pain devient en quelque sorte politique, ainsi que le montrent notamment les grandes villes de la monarchie habsbourgeoise: le ravitaillement renferme la question de la juste répartition des charges de la guerre et les réponses montrent combien les tensions ethniques s'accroissent. À Vienne, par exemple, on accuse de plus en plus souvent les Tchèques, prétendument déloyaux, ou les égoïstes Hongrois d'être responsables des problèmes d'approvisionnement alimentaire⁴⁴.

Mais c'est en Russie que, dès l'été 1916, le mécontentement s'exacerbe en crise de légitimité de l'État tsariste, lorsque les dernières offensives militaires s'embourbent, sans victoire en vue et sans mettre un terme à la guerre⁴⁵. Là débute la préhistoire des révolutions de 1917. Les problèmes d'approvisionnement, l'inflation galopante et les répercussions sociales continuelles – sur le logement et l'hygiène par exemple – augmentent avec la hausse de l'immigration dans les grands bassins industriels provoquée par la production de guerre et entraînent une perte de confiance rapide dans les autorités traditionnelles. La guerre amplifie considérablement les revendications de résolution efficace des problèmes, notamment dans les villes. Or les pouvoirs publics sont de moins en moins en mesure de garantir le ravitaillement alimentaire de la population civile⁴⁶. La précarité sociale et économique déclenche des contestations politiques quand il devient évident que les autorités sont dépassées par la situation.

42 Cité par: Sarah PANTER, *Jüdische Erfahrungen und Loyalitätskonflikte im Ersten Weltkrieg*, Göttingen 2014, p. 184; Werner T. ANGRESS, *Das deutsche Militär und die Juden im Ersten Weltkrieg*, in: *Militär-geschichtliche Mitteilungen* 19 (1976), p. 77–146; Ulrich SIEG, *Jüdische Intellektuelle im Ersten Weltkrieg. Kriegserfahrungen, weltanschauliche Debatten und kulturelle Neuentwürfe*, Berlin 2002, p. 90–95.

43 LEONHARD, *Die Büchse der Pandora* (voir n. 6), p. 525–548.

44 Mark CORNWALL, *The Wartime Bohemia of Franz Kafka. The Social and National Crisis*, in: Manfred ENGEL, Ritchie ROBERTSON (dir.), *Kafka, Prag und der Erste Weltkrieg*, Würzburg 2012, p. 37–48, ici p. 40; Maureen HEALY, *Vienna and the Fall of the Habsburg Empire. Total War and Everyday Life in World War I*, Cambridge 2004, p. 185–193; Mark CORNWALL, *Austria-Hungary and »Yugoslavia«*, in: John HORNE (dir.), *A Companion to World War I*, Malden/Mass. 2010, p. 371–385, ici p. 376–377.

45 LEONHARD, *Die Büchse der Pandora* (voir n. 6), p. 539–548.

46 Peter GATRELL, *Russia's First World War. A Social and Economic History*, Harlow 2005, p. 171.

Les grèves et manifestations, qui sont apparues à l'été 1915, augmentent nettement à partir de l'automne 1916, parallèlement à la montée des mutineries dans l'armée⁴⁷.

Le prestige des élites de l'empire tsariste en pâtit. Le tsar, qui avait pris personnellement le commandement suprême à l'apogée des percées des Empires centraux à l'été 1915, est, avec les officiers de haut rang, la cible des protestations politiques. Même le succès provisoire de l'offensive Broussilov ne parvient pas à endiguer l'érosion de la légitimité monarchique à partir de l'automne 1916. S'exprime ici ce que les autres sociétés en guerre vont bientôt connaître à leur tour: les grands sacrifices font grandir l'espoir de conclure la guerre avec la prochaine offensive, chèrement menée au prix de nouvelles victimes. Cet espoir est souvent le seul argument susceptible de motiver les soldats russes à continuer à se battre. Mais parce que cette tactique aussi échoue à l'été 1916 sur le front sud-est de l'Europe – comme échoueront l'offensive Nivelles des Français début 1917 et celle des Allemands sur la Somme à l'été 1918 –, les attentes qui ont augmenté proportionnellement au nombre de victimes au fil des ans se transforment en désillusion durable, en déception profonde qui cherche une soupape politique. On commence à douter du sens de la guerre, et ce aussi fortement que l'absence de succès militaire dévalorise les victimes des années passées. Le mécanisme a fonctionné jusqu'en 1916, mais, à compter de l'été de cette année-là, la superposition du nombre de victimes, de l'épuisement grandissant de la société civile, de l'absence de victoire et d'une perte de confiance massive à l'arrière, se transforme en une spirale négative qui fera sombrer le régime tsariste début 1917.

La perte de crédibilité politique et l'érosion de légitimité politique se produisent à un rythme extrêmement rapide. En effet, les institutions politiques et constitutionnelles telles que la Douma ne possèdent ni l'expérience ni l'assurance suffisantes pour enrayer ce processus. De surcroît, cette évolution éloigne les responsables politiques et militaires non seulement des masses urbaines et de leurs situations précaires, mais également des élites, qui redoutent par ailleurs une révolution sociale d'en bas⁴⁸.

5. Synthèse: attentes et expériences au mitan de la guerre

En 1916, la guerre est devenue un phénomène global – une dimension qui est ancrée dans la conscience des individus et relayée quotidiennement par les médias⁴⁹. C'est ainsi presque naturellement que Karl Hampe, professeur d'histoire de l'université de Heidelberg, consigne dans son journal, entre le 6 et le 9 juin 1916, une kyrielle d'événements du monde entier, dont la guerre est le dénominateur commun: il évoque le *Hampshire*, navire de guerre britannique envoyé par le fond et sur lequel le ministre de la Guerre britannique, Herbert Kitchener, trouve la mort alors qu'il se rend en

47 Eric LOHR, War and Revolution, in: Dominic LIEVEN (dir.), The Cambridge History of Russia, vol. 2, Cambridge 2006, p. 659–661; Dietmar NEUTATZ, Träume und Alpträume. Eine Geschichte Russlands im 20. Jahrhundert, Munich 2013, p. 140–142; Dietrich BEYRAU, Pavel P. SCHERBININ, Alles für die Front: Russland im Krieg 1914–1922, in: Arnd BAUERKÄMPER, Élise JULIEN (dir.), Durchhalten! Krieg und Gesellschaft im Vergleich 1914–1918, Göttingen 2010, p. 151–177, ici p. 155–158.

48 Michael F. HAMM, Liberal Politics in Wartime Russia. An Analysis of the Progressive Bloc, in: Slavic Review 33 (1974), p. 453–468; NEUTATZ, Träume und Alpträume (voir n. 47), p. 142–153.

49 LEONHARD, Die Büchse der Pandora (voir n. 6), p. 608–613.

Russie; les combats autour du fort de Vaux devant Verdun; l'offensive contre l'Italie dans le Tyrol du Sud; le »front bessarabique de l'Autriche« pour parer l'offensive russe; le blocus maritime de la Grèce par les Alliés et l'aggravation de la crise intérieure en Grèce; le décès du général chinois et président de la République de Chine, Yuan Shikai, qui fait craindre une déstabilisation supplémentaire en Asie orientale dont le premier bénéficiaire serait le Japon; enfin, la »campagne présidentielle« sur fond de germanophobie croissante aux États-Unis⁵⁰.

En quelques entrées dans son journal, il mentionne ainsi pratiquement tous les théâtres de guerre importants d'Europe et d'ailleurs, ainsi que les événements en Asie orientale et aux États-Unis. Tous sont interconnectés et leurs interpénétrations ont des répercussions variées. Malgré les informations restreintes et la censure, un contemporain attentif comme Hampe est capable de déduire des corrélations mondiales. En 1916, il semble presque naturel que, dans cette guerre, tout soit relié. Les diverses nouvelles de la guerre semblent réduire les distances géographiques, ouvrant un nouvel horizon des possibles: ce qui se déroule aux États-Unis ou en Asie orientale peut également être pertinent pour la suite du conflit.

(1) L'année 1916 marque le début d'une mutation morphologique de la guerre, une charnière intérieure, par laquelle les années 1917 et 1918 se distingueront de la phase précoce du conflit. Elle se caractérise d'abord par le dernier sursaut du culte de l'offensive dans les batailles de Verdun et de la Somme. Le feu de l'artillerie s'accroît, le nombre de soldats également. Verdun et la Somme symbolisent les batailles de matériel sur le front de l'Ouest, l'économie des ressources, dans lesquelles l'homme n'est même plus une donnée quantifiable. Elles deviennent l'icône de la densification de la tuerie. Ces batailles ne seront pas non plus décisives. Là où les percées attendues ne se produisent pas, la légitimation du sacrifice se modifie. L'enjeu n'est plus de mener des batailles pour la victoire mais de saigner à blanc, d'user et d'épuiser l'ennemi. La notion de grignotage se substitue à celle de la percée.

(2) L'issue des batailles, toutefois, aiguise la question du rapport approprié entre dépenses et rendements, ce qui se répercute directement sur la légitimité des élites politiques et militaires. L'année 1916 est ainsi celle des révocations et des nominations. Falkenhayn et Joffre perdent leur poste, Asquith est remplacé par Lloyd George. Un nouveau type de commandants militaires prend le pouvoir. Ils doivent leurs positions à la crise de 1916 et se soumettent avec intransigeance aux conditions dictées par la guerre pour forcer le succès. En dépit de toutes leurs différences, ces paramètres tissent un lien entre le troisième OHL de Hindenburg et Ludendorff en Allemagne, de Nivelle en France et de Lloyd George, charismatique Premier ministre belligérant. L'autre conséquence de 1916 réside dans l'expérience de projets dont la durée de validité est toujours plus brève en raison de la dynamique des pertes – matérielles et humaines. En d'autres termes, les sociétés belligérantes ne peuvent pas se permettre de poursuivre indéfiniment une guerre si coûteuse en hommes et en ressources. En résulte l'attente de la voir s'achever avec le prochain gros effort. Un mécanisme paradoxal s'enclenche: le prix de la guerre garantit sa poursuite; seule une victoire peut légitimer le nombre de victimes, leur donner un

50 Karl HAMPE, *Kriegstagebuch 1914–1919*, sous la dir. de Folker REICHERT et Eike WOLGAST, 2^e édition, Munich 2007, 7 juin 1916, p. 401–402.

sens. Tout compromis, toute concession signifierait trahir les soldats morts au champ d'honneur. Les buts de guerre augmentent proportionnellement au nombre de victimes. La paix conclue à l'issue d'une victoire, les annexions et les contributions empêcheront à jamais la réapparition d'une nouvelle guerre. Des représentations qui restreignent dès le départ les démarches de paix du président Wilson fin 1916.

(3) L'attention quasi exclusive portée au front occidental, axiome toujours actuel, fait de l'ombre à l'espace d'expérience guerrière à l'est, qui coûte, pourtant, la vie à un nombre plus élevé d'hommes que sur le front occidental en 1916 et dans lequel deux grands empires multiethniques donnent des premiers signes de délabrement. L'offensive Broussilov semble d'abord être plus fructueuse que toutes les opérations antérieures de l'Entente, la guerre se mettre de nouveau en mouvement. De profondes brèches mènent l'Autriche-Hongrie au bord de la catastrophe militaire. La dépendance économique et militaire de la double monarchie à l'égard de l'Empire allemand est désormais indéniable. Lorsque l'offensive russe s'achève, laissant derrière elle une quantité monstrueuse de victimes, l'épuisement extrême de la Russie est à son tour prévisible. Les premiers signes de la crise de l'autorité militaire se lisent aux mutineries et agressions des officiers du tsar. À la même époque, le conflit s'étend en Europe du Sud-Est avec l'entrée en guerre de la Roumanie et l'intervention de l'Entente en Grèce. Dans les deux cas, les projets d'États-nations agrandis et de constitutions nationales font office de catalyseur. La course aux alliés entre les deux camps belligérants, leur stratégie de neutralité attentiste et les logiques de »bargaining« confluent. Le poids militaire des nouveaux alliés reste limité, mais la politique des belligérants de 1914 suscite de grands espoirs et attise des nationalismes concurrents dans ces sociétés. La Grèce tombe dans la guerre civile, tandis que la création formelle d'un royaume de Pologne par les Empires centraux en novembre 1916 soulève des attentes énormes dans ce pays qui ne seront jamais comblées. Il en résulte partout d'énormes problèmes, des paradoxes et une perte de crédibilité des nations en guerre.

(4) En témoignent particulièrement le Moyen-Orient et le Proche-Orient. Les Alliés se détournent ici d'une politique qui misait jusque-là sur le maintien de l'Empire ottoman. La perspective de son futur partage laisse libre cours à une rivalité d'intérêts concurrents, de promesses et de compensations. Outre les prétentions russes sur les détroits et sur Istanbul, les Italiens et les Grecs espèrent obtenir des possessions dans la mer Égée et en Asie Mineure. La politique britannique s'avère particulièrement contradictoire: le royaume cherche à se rallier les Arabes et à affaiblir la structure de pouvoir de l'Empire ottoman par des révoltes internes. Mais la contrepartie promise, à savoir la fondation d'un État arabe indépendant, entre en contradiction avec les accords Sykes-Picot, dans lesquels la France et la Grande-Bretagne s'octroient des zones d'influence au Proche-Orient. De surcroît, le gouvernement britannique se rapproche des revendications des sionistes britanniques dirigés par Chaim Weizmann, qui déboucheront, en 1917, sur la déclaration Balfour.

(5) L'année 1916 est une année de crise de la structure interne des empires multiethniques. L'énorme fardeau de la guerre fait remonter à la surface de vieilles lignes de rupture et de nouveaux conflits. Il en va ainsi dans l'Empire britannique, avec l'insurrection de Pâques, en Irlande, et la réorientation progressive du mouvement nationaliste indien, ou en Russie, avec le grand soulèvement contre l'introduction du service obligatoire en Asie centrale. La monarchie habsbourgeoise n'est pas non plus épar-

gnée. Le dualisme étatique est obsolète, de plus en plus incapable de relever les défis de la guerre. Les symptômes de ce processus se dévoilent dans la politisation progressive de la crise du ravitaillement du front de l'arrière, dans l'ethnisation des conflits socio-économiques sur la répartition équitable des charges de la guerre et dans une nationalisation grandissante de la politique en Cisleithanie et en Hongrie. Il est impossible de comprendre pourquoi les contemporains ont vu un symbole dans la mort de l'empereur, dernière figure de l'intégration, si l'on occulte tous ces paramètres. Entre 1914 et 1916, le monarque s'efface déjà progressivement, laissant le champ libre à la rivalité des commandants militaires et responsables politiques – Conrad von Hötzen d'un côté, Tisza et Burrián de l'autre. Mais, en novembre 1916, la monarchie perd la figure qui a incarné le plus concrètement et avec le plus de crédibilité la monarchie supranationale. La perte de cette référence émotionnelle avive les critiques sur les fonctions et les contributions de la monarchie.

(6) Dans le camp allemand, les espoirs de voir naître des mouvements anticolonialistes au sein de l'Empire britannique restent vains. Abstraction faite de ces fantasmes d'instrumentalisation, la guerre change les rapports de force mondiaux. La mobilisation permanente des ressources contraint les belligérants européens à se retirer de certains marchés extraeuropéens, ce qui agit comme une étincelle pour l'industrialisation et le développement commercial en Inde, mais aussi en Chine et dans de nombreux pays d'Amérique latine. L'année 1916 représente un seuil de transformation décisif, tout particulièrement pour la Grande-Bretagne: l'hécatombe monstrueuse sur le front occidental et les développements au Moyen-Orient font que ce n'est plus la Grande-Bretagne mais la totalité de l'Empire britannique qui est mise à l'épreuve à partir de la fin de l'année. Pour Londres toutefois, la guerre ne se résume pas à un effort de l'Empire. Elle produit ses effets sur les soldats et les sociétés d'Inde, d'Afrique du Sud, d'Australie, de Nouvelle-Zélande, du Canada et de multiples colonies d'Afrique et du Pacifique. Dans toutes ces sociétés, l'envoi des hommes sur le front modifie le regard sur la hiérarchie de l'Empire, favorise l'émergence d'une conscience de soi – que ce soit en termes de constitution de nation distincte dans la guerre ou d'impulsion anticolonialiste. Ces processus ne sont plus compatibles avec la vision d'un empire homogène.

(7) L'année 1916 signifie une totalisation de la guerre – au plan extérieur comme intérieur – qui se lit dans les tentatives d'attirer de nouveaux alliés, dans les offensives militaires et dans la mobilisation accrue des économies de guerre et des sociétés de l'arrière. Tandis qu'un vainqueur continue de se faire attendre, émergent des sociétés dans lesquelles le mot d'ordre est de tenir bon, façonnées par les expériences quotidiennes de la pénurie et de la contrainte, des contrôles et de la suspicion. C'est en Russie que l'ampleur de l'érosion est la plus visible à la fin de cette année-là, mais on en discerne également les contours en Autriche-Hongrie. L'épuisement militaire et économique dégénère en crise de légitimation politique.

(8) Le seuil intérieur de la guerre se repère encore à un autre égard. Invoquées comme vecteur d'identité par l'espace public mobilisé à l'été 1914, les nations sont écornées par l'expérience des batailles de matériel, la réalité de l'usure et par la fatigue sur le front et à l'arrière. Elles perdent progressivement leur qualité de vecteur de ralliement identitaire pour la guerre. On se bat dans un conflit avec des moyens techniques toujours plus radicaux, qui réclament des sacrifices toujours plus grands et un

nombre de victimes plus élevé, dont les objectifs concrets se radicalisent et font l'objet de controverses sur le plan intérieur, et dont les justifications traditionnelles perdent de leur force de persuasion. L'invocation de la nation ne suffit graduellement plus à justifier les efforts. À partir de 1916 se dessinent donc d'autres bases de légitimation, qui puisent dans la communauté de survie des soldats sur le front, l'ethnisation des conflits dans les sociétés à l'arrière, une nouvelle tendance à l'exclusion et à la fermeture de communautés ou encore dans l'atténuation des frontières entre ennemis extérieurs et intérieurs. Autant de phénomènes qui tissent un lien entre le recensement des juifs de 1916 et la brutalisation des régimes d'occupation – en Belgique, où naît un symbole de la violence du XX^e siècle avec l'installation des premières barrières électriques en fil de fer barbelé à la frontière avec la Hollande, ou en Serbie, avec les exactions de l'armée austro-hongroises contre des civils. Les principales alternatives de longue durée à la nation et à l'État-nation, un héritage du XIX^e siècle européen, partiront de Petrograd et de Washington en 1917: précisément sous deux formes d'internationalisation résolue, une révolution mondiale violente et une moralisation démocratique de la politique placée sous le signe de l'autodétermination nationale. La fascination, mêlée de peur, pour l'influence que peut exercer la révolution d'Octobre des bolchevistes et l'enthousiasme, on peut même parler d'attente messianique, avec lequel l'Europe, mais aussi l'Inde et la Chine, la Corée ou l'Amérique du Sud réagissent à Woodrow Wilson, démontrent avant tout que les justifications de la guerre utilisées à l'été 1914 – à savoir le sacrifice pour la nation – commencent à perdre de leur légitimité. Dans cette perspective, 1916 est un seuil décisif au sein de la guerre. Constat qui relativise aussi l'idée d'une longue période ininterrompue de violence, d'une deuxième guerre de Trente Ans qui se serait étendue entre 1914 et 1945. Si l'on veut saisir pourquoi la guerre dont sont sortis les soldats en 1918 se distingue si foncièrement de celle de l'été et de l'automne 1914, il faut comprendre cette charnière complexe de 1916⁵¹.

51 Michael JEISMANN, Angstschweiß auf der Stirn Europas, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 31 juillet 2004.

CORINNA VON LIST

DIE FLUCHTHILFENETZWERKE MARIE-CLAIRE UND MARIE-ODILE

Zwei Gründerinnen, eine überlebte Geschichte

Fluchthilfe für verfolgte Menschen, französische Kriegsgefangene und alliierte Flugzeugbesatzungen, deren Maschinen über Frankreich abgeschossen wurden, war nicht nur eine der ersten Aktivitäten der Résistance, sondern auch jene, in der Frauen in besonders großer Zahl aktiv waren. In keinem anderen Bereich waren Frauen so häufig Gründerinnen von Widerstandsgruppen und gingen so hohe Risiken ein wie im Bereich der Fluchthilfe. In fast einem Drittel der Fälle, in denen es zu einer Anklage vor einem deutschen Feldgericht kam, wurde auf ein Todesurteil erkannt¹. Bereits wenige Monate nach Beginn der deutschen Besatzung wurde Fluchthilfe für »Angehörige einer feindlichen Wehrmacht« mit der Todesstrafe geahndet².

Dessen ungeachtet verteilt sich die Rezeption der in der Fluchthilfe aktiven Widerstandskämpferinnen bisweilen sehr ungleich. So ist Mary Lindell – vielfach auch bekannt als Comtesse de Milleville – in ihrer Rolle als Gründerin des Fluchthilfenetzwerkes Marie-Claire durch eine 1961 erschienene Biografie und verschiedene Fernsehdokumentationen einem breiten Publikum in Frankreich und Großbritannien bekannt³. Hingegen ist Gabrielle Barré de Saint-Venant als Gründerin des Fluchthilfenetzwerkes Marie-Odile bisher weitgehend unbekannt geblieben. Anhand erst seit Kurzem zugänglicher Akten des Service historique de la Défense sowie der Archives de la Préfecture de Police de Paris erfolgt in diesem Beitrag eine Neubewertung der Geschichte der Fluchthilfenetzwerke Marie-Claire und Marie-Odile.

Bereits im Spätsommer 1940 engagierten sich Mary Lindell und Gabrielle Barré de Saint-Venant unabhängig voneinander in der Fluchthilfe. Ihr Weg im Widerstand, die Dauer ihres Engagements und ihr Schicksal sollten sich jedoch sehr unterschiedlich entwickeln. Während Mary Lindell ihr Engagement überlebte und selbst Zeugnis ablegen konnte, blieb die in Ravensbrück zu Tode gekommene Gabrielle Barré de Saint-Venant selbst für ein interessiertes Publikum bisher weitgehend eine Unbekannte, obwohl ihr Fluchthilfenetzwerk Marie-Odile sehr viel länger bestand und sie einer weit größeren Anzahl alliierter Soldaten zur Flucht aus Frankreich verholfen hatte als Mary Lindell.

1 Siehe Diagramm am Ende des Beitrags.

2 Verordnung zum Schutze gegen Sabotageakte vom 10.11.1940, Verordnungsblatt des Militärbefehlshabers in Frankreich (VOBIF), Nr. 11 (1940), S. 108.

3 It happened to me, BBC, 1960; Les dossiers de l'écran: Deux survivants racontent..., Antenne 2, 1971; Women of Courage. Mary Lindell – My number wasn't up, Yorkshire Television, 1980. Ich danke an dieser Stelle ganz besonders Marie-Laure Le Foulon, die mir diese Dokumentationen für Ansichtszwecke freundlicherweise zur Verfügung gestellt hat.

Das Réseau Marie-Odile

Gabrielle Barré de Saint-Venant wurde 1895 in Lothringen geboren. Sie war damit der gleiche Jahrgang wie Mary Lindell und hatte ebenso wie diese im Ersten Weltkrieg als Rot-Kreuz-Schwester Dienst getan⁴. Während der Massenflucht der französischen Zivilbevölkerung vor den anrückenden deutschen Truppen im Mai 1940 floh sie mit ihrer Tochter nach Foix und erlebte dort die Niederlage Frankreichs. Nach Abschluss des Waffenstillstandes kehrte sie nach Nancy zurück und verhalf anfänglich französischen Kriegsgefangenen zur Flucht. Auf diesen Erfahrungen aufbauend, etablierte sie eine Fluchthilfestruktur für Elsässer und Lothringer, die aus den vom Deutschen Reich annektierten Departements Haut-Rhin, Bas-Rhin und Moselle flüchten wollten. Da sie in Nancy von Verhaftung bedroht war, floh sie in die unbesetzte Zone nach Lyon, von wo aus sie ihre Aktivitäten erweitern konnte. Ab Anfang 1942 organisierte sie Verstecke und Fluchtrouten für britische Soldaten, die aus deutscher Kriegsgefangenschaft entflohen waren. Im weiteren Verlauf des Jahres kamen in Frankreich durch Abschuss oder Notlandung gestrandete alliierte Flieger hinzu⁵. Es gelang ihr schließlich für diese Personengruppe ein strukturiertes Fluchthilfenetzwerk mit klandestinen Unterkünften, Begleitern und Relaisstationen in ganz Frankreich aufzubauen: das Réseau Marie-Odile. Dessen wichtigste Drehscheiben lagen in Lyon, Paris, Ruffec, Toulouse und Pau. Spätestens ab Sommer 1943 benutzte sie den falschen Namen Madame Laroche⁶.

Die Kleinstadt Ruffec im Departement Charente lag im besetzten Teil Frankreichs, in der Nähe der Demarkationslinie und war deshalb ein wichtiges Relais zu deren heimlicher Überquerung. Als Unterkunft und Treffpunkt diente das dortige Hôtel de France. Es war laut Guide Michelin das erste Haus am Platz und lag strategisch günstig direkt an der Route Nationale 10, die Paris mit der spanischen Grenze verband⁷. Die Besitzer waren Germaine und Roger Rouillon, die ihr Hotel bereits unmittelbar nach dem Zusammenbruch Frankreichs im Sommer 1940 für Fluchthilfeaktivitäten zur Verfügung gestellt hatten und dies bis zur ihrer Verhaftung im Mai 1944 durchgehend taten⁸. Wie wichtig verschwiegene Hotelbesitzer für Aktivitäten des Widerstandes waren, zeigt eine in der Untergrundzeitung *Bir Hakeim* veröffentlichte schwarze Liste, die namentlich Hotelbesitzer aufführt, die Anhänger de Gaulles an die Deutschen verrieten⁹.

4 Vgl. <http://www.estrepublicain.fr/loisirs/2011/05/05/marie-odile-laroche-grande-resistante-devillers-les-nancy>, (1.2.2016). Eine Anfrage beim Archiv des Französischen Roten Kreuzes war negativ, da dort nur sehr lückenhafte Bestände überliefert sind.

5 National Archives and Records Administration (NARA), Washington, Record Group (RG), Box 1212, File Marie-Odile; Service historique de la Défense (SHD), Vincennes, 17 P 165, Dossier Marie-Odile.

6 NARA, RG 498, Box 919, Files 817 à 868. Ich danke ganz besonders Frau Prof. Claire Andrieu, die mir Kopien dieser Unterlagen freundlicherweise zur Verfügung gestellt hat.

7 Guide Michelin 1939 (35^e année).

8 Service historique de la Défense, Division des archives des victimes des conflits contemporains (SHD-DAVCC), Caen, 21 P 533404, Dossier Germaine Rouillon.

9 *Bir Hakeim* n° 7 vom 1.11.1943, Bundesarchiv-Militärarchiv (BA-MA), Freiburg/Breisgau, RW 49/82a.

Mit dem Aufbau eines Fluchthilfenetzwerkes für alliierte Soldaten und Flieger gingen für Gabrielle Barré de Saint-Venant Kontakte zum britischen Geheimdienst einher, die über die Schweiz abliefen. Ihr Ansprechpartner war Victor Farrell im britischen Generalkonsulat in Genf¹⁰. Er war ein als normaler Konsulatsmitarbeiter getarnter Repräsentant des MI 9 und damit jener Abteilung des britischen Geheimdienstes, der es oblag, britischen Kriegsgefangenen oder in Feindesland gestrandeten Fliegern zur Flucht nach Großbritannien zu verhelfen. Die Verbindung zum britischen Generalkonsulat in Genf wurde von Lyon aus durch Kurierfahrten aufrecht erhalten.

In Lyon entstand auch die Verbindung zum Réseau Marie-Claire von Mary Lindell¹¹. Wie und zu welchem Zeitpunkt genau dieser Kontakt zustande kam, ließ sich mit den bisher überlieferten Unterlagen nicht mehr rekonstruieren. Zweifelhaft erscheint allerdings die Darstellung des ältesten Sohnes Mary Lindells, Maurice de Milleville, wonach er die entscheidende Verbindungsperson war. Denn er galt bei Zeitgenossen als eitler Aufschneider ohne Durchhaltevermögen und in Berichten sowohl des britischen als auch des französischen Geheimdienstes aus den Jahren 1945 und 1946 werden seine Aussagen zumeist als unglaubwürdig abgetan¹².

Vielmehr ist denkbar, dass das amerikanische Generalkonsulat in Lyon als Informationsbörse und Vermittler zwischen verschiedenen Fluchthilfenetzwerken fungiert hat. Dort arbeitete man – wenn auch im Halbschatten der diplomatischen Immunität – unter Federführung von Constance Ray-Harvey schon seit Jahresbeginn 1941 aktiv in der Fluchthilfe insbesondere für Briten und Belgier. Ferner bestand zwischen dem amerikanischen Konsulat in Lyon und Victor Farrell in Genf ein regelmäßiger Informationsaustausch¹³. Mit der Besetzung der Südzone durch die Deutschen im November 1942 sollte diese Aktivität jedoch ein jähes Ende nehmen, weil das Konsulat geschlossen und das Personal interniert wurde¹⁴.

Paris als Drehscheibe des Réseau Marie-Odile

Ab August 1943 verfügte das Réseau Gabrielle Barré de Saint-Venants über eine gut ausgebaute Zentrale in Paris. Das Hauptquartier befand sich im Hôtel Richelieu, Rue Molière 20 im I. Arrondissement¹⁵. Auf der gegenüberliegenden Straßenseite befand sich das Hôtel Molière, das ab Mai 1941 von deutschen Luftwaffeneinheiten als Unterkunft genutzt wurde¹⁶. Die Inhaberin des Hôtel Richelieu war Marthe

10 SHD, 13 P 147, Dossier Marie-Odile; NARA, RG 498, Box 1098, File Mary Lindell. Das britische Generalkonsulat befand sich am Quai Wilson Nr. 41 direkt am Ufer des Genfer Sees. Vgl. The National Archives (TNA), Kew, FO 788/12.

11 NARA, RG 498, Box 1212, File Marie-Odile.

12 TNA, ADM 1/16841, Report Ian McGeoch; SHD, Ln 40 3477. Mein ausdrücklicher Dank gilt Herrn Frédéric Quéguineur, Chefdokumentar beim SHD, der mir diesen bisher nur intern verzeichneten Bestand vorab zugänglich gemacht hat.

13 NARA, RG 498, Box 1212, File Pat O'Leary.

14 William D. MORGAN, Charles Stuart KENNEDY, *American Diplomats. The Foreign Service at Work*, New York 2004 (Memoirs and Occasional Papers/Association for Diplomatic Studies and Training), S. 18–22.

15 NARA, RG 498, Box 1212, File Marie-Odile.

16 <http://www.adresses-france-occupee.fr> (1.2.2016).

Boy¹⁷, die offensichtlich durch die Präsenz einer deutschen Unterkunft in unmittelbarer Nähe kein erhöhtes Risiko für ihr widerständiges Handeln sah. Dort traf Gabrielle Barré de Saint-Venant andere Mitglieder ihres Réseau und holte alliierte Soldaten ab, um sie auf der Flucht aus Frankreich zu begleiten. Ferner wurde im Hôtel Richelieu auch die Herstellung falscher Personalausweise koordiniert. Solche falschen Papiere ermöglichten es, alliierte Soldaten mit einer direkten Zugverbindung bis nach Toulouse zu evakuieren und somit die Demarkationslinie »legal« zu überqueren. Konnten keine gefälschten Papiere beschafft werden, musste die Demarkationslinie heimlich mit hohem personellem Aufwand an Begleitern und Quartieren überschritten werden, was ein erhöhtes Risiko der Entdeckung mit sich brachte.

In Paris bestanden Kontakte zum Réseau Comète, das im Juni 1941 von Andrée de Jongh gegründet worden war. Es sollte sich zu einem der erfolgreichsten Fluchthilfenetzwerke in Belgien und Frankreich entwickeln und bestand bis zur Befreiung Frankreichs fort. Die Verbindung war über Simone Verdain entstanden, die seit dessen Gründung für Comète aktiv war. Ihre Hauptaufgabe bestand darin, die Unterbringung und Versorgung der zu evakuierenden alliierten Soldaten zu gewährleisten. Zu diesem Zweck hatte sich Simone Verdain als Rot-Kreuz-Schwester ausgegeben, die damit beauftragt war, Päckchen für französische Kriegsgefangene in Deutschland zusammenzustellen. Dies diente als Tarnung, um die notwendigen Lebensmittel und die Zivilkleidung zu beschaffen. Da die im Untergrund lebenden alliierten Soldaten nicht über Lebensmittelkarten verfügten, musste für deren Versorgung auf den Schwarzmarkt oder die schützende Hand einer Wohltätigkeitsorganisation zurückgegriffen werden – in diesem Fall das Rote Kreuz. Jedoch war durch die Ermittlungen der französischen Polizei die Tarnung Simone Verdains als Rot-Kreuz-Schwester aufgefliegen. Auslöser der Ermittlungen war eine anonyme Anzeige, in der ihr vorgeworfen wurde »[d’]avoir fait passer des juifs et des prisonniers évadés en zone libre, comme ayant effectué de nombreux voyages en Belgique [...]«¹⁸. An dieser Stelle wird deutlich, wie riskant Fluchthilfeaktivitäten und vor allem die Beherbergung waren, weil sie das Umfeld schnell zu anonymen Anzeigen verleiten konnten, zumal wenn damit Zweifel an einem geordneten Lebenswandel von Frauen einhergingen. Denn Simone Verdain war geschieden und lebte mit zwei ihrer vier Kinder alleine in ihrer Pariser Wohnung in der Rue Pasteur 9 im XI. Arrondissement, die auch als Versteck für alliierte Soldaten diente. Es gab also häufigen Männerbesuch, der vermeintlich auf einen unsittlichen Lebenswandel schließen ließ. Infolge dieser anonymen Anzeige bezahlte sie ihr Engagement im Widerstand am 24. Februar 1943 mit ihrer Verhaftung. Aus der Haft im August 1943 entlassen, nahm sie ihre Aktivität im Widerstand wieder auf, diesmal für das Fluchthilfenetzwerk Marie-Odile¹⁹. Simone Verdain stand außerdem in enger Verbindung zum Abbé Henri Péan, bei dem sie Geneviève Favre traf, die als Sekretärin und Begleiterin für das Réseau Marie-Claire im Einsatz war. Eine Zusammenarbeit mit Mary Lindell hatte Simone Ver-

17 SHD, 16 P 86229, Dossier Marthe Boy.

18 Archives de la Préfecture de Police de Paris (APP), 77 W 736, Dossier Simone Verdain, Ermittlungsbericht der *Renseignements généraux*, 20.7.1943.

19 SHD, 16 P 588939, Dossier Simone Verdain.

dain jedoch abgelehnt, weil sie deren Handlungsweise als zu leichtfertig und bedrohlich für ihr Umfeld ansah²⁰.

Die Pfarrei des Abbé Péan in Draché im Departement Vienne war ein wichtiges Relais in der Region Châtelleraut und diente bereits seit 1941 für mehrere Fluchhilfenetzwerke als Hauptquartier bei Planung und Durchführung des illegalen Querens der Demarkationslinie. Als dieser am 13. Februar 1944 verhaftet wurde, trat Verdain Simon an seine Stelle, um die noch in der Region versteckten britischen und kanadischen Flieger aus Frankreich zu evakuieren. Ihre Arbeit an einer so exponierten Stelle konnte dem Repressionsapparat nicht verborgen bleiben. Am 13. März 1944 wurde sie schließlich erneut verhaftet und nach Ravensbrück deportiert. Sie kehrte im April 1945 nach Frankreich zurück²¹.

Ungeachtet ihrer Leistungen für die Résistance und der erlittenen Deportation geriet sie im Juni 1945 in den Strudel der französischen Säuberungen. Der *État-Major du Gouvernement militaire de Paris* beschuldigte Simone Verdain, britische Flieger an die Deutschen ausgeliefert zu haben. In ihrem Abschlussbericht vom 14. November 1950 kommen die Ermittlungen der Pariser Polizeipräfektur schließlich zu dem Ergebnis, dass sie im Widerstand aktiv war und für diese Leistung in der Zwischenzeit mit der Ehrenlegion und der *Croix de la Libération* ausgezeichnet worden war²².

Fluchtrouten des Réseau Marie-Odile

Von Paris aus konnten zwei wichtige Fluchtrouten durch den Südwesten Frankreichs bis an den Fuß der Pyrenäen etabliert werden. Die Strecken verliefen entweder über Poitiers, Ruffec, Toulouse, Foix und Tarascon-sur-Ariège oder über Poitiers, Ruffec, Pau und Oloron Sainte-Marie. Ferner bestand eine Fluchtroute über Lyon und Marseille, die vornehmlich als Ausweichroute diente²³. Anfang 1944 hatte das Fluchhilfenetzwerk Marie-Odile einen so hohen Organisationsgrad erreicht, dass man zeitweise im Wochenrhythmus alliierten Soldaten zur Flucht verhelfen konnte. Diese wurden in Paris zu Gruppen von fünf bis zehn Personen zusammengefasst, wobei es sich sowohl um einzelne Personen als auch um komplette Bomberbesatzungen handeln konnte²⁴.

Anhand des Berichtes von Major Blythe soll beispielhaft eine Flucht aus Frankreich nach Spanien nachgezeichnet werden²⁵. Er war Copilot eines Bombers der amerikanischen Luftwaffe, der beim Rückflug von einem Angriff auf Ludwigshafen am 7. Januar 1944 in Nordfrankreich unter Flak-Beschuss geriet, so dass er per Fallschirm abspringen musste.

Die entscheidende Voraussetzung für eine solche Flucht bestand in der Unterstützung durch die Zivilbevölkerung am Ort des Absprungs. Dieser Schritt war für die

20 NARA, RG 498, Box 1212, File Marie-Odile.

21 SHD, 16 P 588939, Dossier Simone Verdain; <http://www.bddm.org/liv/details.php?id=I.212.#VERDAIN> (1.2.2016).

22 APP, 77 W 736, Dossier Simone Verdain.

23 NARA, RG 498, Serie »Escape and Evasion Reports«, <https://catalog.archives.gov/id/305270> (1.2.2016), Reports n° 373, 2689.

24 Ibid, Reports n° 543, 544, 549, 551.

25 Ibid, Report n° 547.

beteiligten Landeseinwohner mit einem deutlich höheren Risiko behaftet als für die alliierten Soldaten selbst, die im Falle einer Verhaftung durch den Status der Kriegsgefangenschaft geschützt waren. Landeseinwohner sahen sich hingegen mit dem deutschen Militärstrafrecht konfrontiert, das in solchen Fällen zu diesem Zeitpunkt selbst Beihilfe zur Feindbegünstigung mit der Todesstrafe ahndete²⁶. Dennoch gab es vor allem in Nordfrankreich, wo man traditionell anglophil war, eine hohe Bereitschaft seitens der Bevölkerung, alliierte Flieger und Soldaten vor den Deutschen zu verstecken. Diese Unterstützung durch die zumeist ländliche Bevölkerung war die *conditio sine qua non* für eine spätere Flucht aus Frankreich.

In der Regel wurden die Flieger zunächst von Bauern in ihren Gehöften oder Scheunen versteckt, mit Lebensmitteln und Zivilkleidung versorgt, bis es auf lokaler Ebene gelang, Kontakte zu einem Fluchthilfenetzwerk herzustellen. Verschiedentlich konnte man auch bereits auf lokaler Ebene falsche Papiere beschaffen, was jedoch im Falle von Major Blythe nicht gelang. Er wurde bis zu seiner Zugfahrt nach Paris in mehreren Dörfern im Großraum Béthune versteckt. In einem Fall sogar in einem Haus im Dorf Renty, in dem deutsche Wehrmachtsangehörige einquartiert waren. Die Töchter des Hauses Monique und Geneviève Fabry hatten diese gefährliche Beherbergung übernommen. Am 8. Februar 1944 und damit erst einen Monat nach seinem Fallschirmabsprung über Frankreich konnte Blythe von Nordfrankreich nach Paris gebracht werden. Dort übernahm es dann das Réseau Marie-Odile, die Flucht nach Spanien vorzubereiten und durchzuführen.

Major Blythe traf Gabrielle Barré de Saint-Venant persönlich in Paris und beschreibt sie als eine »middle-aged woman of powerful personality, afraid of nobody²⁷.« Ebenfalls vermerkt er, dass sie keine Vorkehrungen zur Abschottung ihres Réseau traf und über ihre Tätigkeit in aller Öffentlichkeit unverhohlen sprach. Deutlich umsichtiger war die erst 23-jährige Studentin Nicole Lebon. Sie war in Paris Gabrielle Barré de Saint-Venants rechte Hand und zugleich die Dolmetscherin des Réseau. Lebon hatte an der Sorbonne eine *Licence* in Englisch erworben und studierte ab November 1943 an der École nationale des langues orientales vivantes in der Rue de Lille²⁸. Das Leben als Studentin bot ihr die Möglichkeit, ihre häufigen Abwesenheiten aus Paris zu erklären und sie hatte keine regelmäßigen Arbeitszeiten, wodurch sie ihre Arbeit im Widerstand gut tarnen konnte. Sie war es auch, die am 3. März 1944 die Begleitung von Major Blythe und sechs weiteren Fliegern von Paris über Toulouse bis nach Foix übernahm. Von dort gelang dann über Andorra mit Hilfe ortskundiger Führer die Flucht nach Spanien, wo die Gruppe am 21. März 1944 schließlich eintraf. Auf derselben Route wie für Major Blythe gelang es dem Fluchthilfenetzwerk Marie-Odile wenig später, eine komplette amerikanische Bomberbesatzung von zehn Mann, die Anfang Februar 1944 bei Abbéville per Fallschirm abspringen mussten, innerhalb von nur acht Wochen aus Frankreich zu evakuieren²⁹.

26 Corinna VON LIST, *Frauen in der Résistance 1940–1944*. »Der Kampf gegen die ›Boches‹ hat begonnen!«, Paderborn/München 2010 (Krieg in der Geschichte, 59), S. 77–79.

27 NARA, RG 498 (wie Anm. 23), Report n° 547.

28 SHD-DAVCC, 21 P 588239, Dossier Nicole Lebon.

29 NARA, RG 498 (wie Anm. 23), Report n° 543.

Einem solchen Erfolg standen jedoch immer wieder Rückschläge gegenüber, vor denen auch vom britischen Geheimdienst unterstützte Fluchthilfenetzwerke nicht gefeit waren. Hierzu gehört die Flucht von Sergeant William Hendrickson, dessen Maschine in Nordfrankreich Anfang Februar 1944 notlanden musste. Die Gruppe, mit der er die Pyrenäen heimlich überqueren sollte und die mit über zwanzig Personen ungewöhnlich groß war, wurde von einer deutschen Patrouille entdeckt. Die Gruppe wurde gefangengenommen und nur Hendrickson konnte sich retten. Am 23. April 1944 gelang ihm schließlich gemeinsam mit einem ortskundigen Führer, dem er zufällig in Bagnères-de-Luchon begegnet war, auf eigene Faust die Flucht nach Spanien³⁰.

Darüber hinaus verfügte das Réseau Marie-Odile auch über eine Fluchtroute für alliierte Soldaten, die aus deutscher Kriegsgefangenschaft geflohen waren. Captain George Tsoucas war es gemeinsam mit seinem Kameraden Captain Ralph Palm am 20. Oktober 1943 gelungen, aus einem Kriegsgefangenenlager bei München zu entkommen³¹. Versteckt in einem Güterzug gelangten beide zunächst bis nach Karlsruhe. Von dort setzten sie ihre Flucht über Straßburg und Lunéville bis nach Nancy fort, wo der Kontakt zum Réseau Marie-Odile hergestellt werden konnte. Am 30. Oktober 1943 holte Gabrielle Barré de Saint-Venant selbst Tsoucas und einen Kameraden in Nancy ab und begleitete sie auf der Bahnfahrt nach Paris. Nach einigen Übernachtungen in einem Pariser Hotel ging es dann weiter nach Ruffec, um dort Mary Lindell zu treffen. Dabei hatte Gabrielle Barré de Saint-Venant erneut die gefährliche Aufgabe der Begleitung bis nach Ruffec selbst übernommen. Dort kam es im Hôtel de France zum Treffen zwischen ihr und Mary Lindell. Eine solche persönliche Begegnung zwischen Gründerinnen oder Gründern von Widerstandsgruppen war unüblich, weil man aus Sicherheitsgründen in der Regel für den Informationsaustausch auf der Führungsebene auf Kuriere und stille Briefkästen zurückgriff. Noch unüblicher war der erbitterte Streit der beiden Frauen in aller Öffentlichkeit. Ein Streit, der lauthals nicht nur im Hôtel de France ausgetragen wurde, sondern auch für den ganzen Ort Ruffec sicht- und hörbar auf der Nationalstraße, so dass sich Captain Tsoucas gezwungen sah zu intervenieren, um die Frauen wieder zu beruhigen. Als Offizier des britischen Intelligence Corps dürfte ihm in besonderem Maße bewusst gewesen sein, wie gefährlich diese Situation für die Résistance vor Ort war. Der Grund für diese Auseinandersetzung war nach seiner Einschätzung folgender: »MARIE-CLAIRE and Mme LAROCHE had a terrific row [...], as Mme LAROCHE resented the insulting way in which MARIE-CLAIRE spoke to the French people³².« Damit waren sämtliche Regeln der Sicherheit für die Arbeit im Untergrund um Längen überschritten, woran der Kommentar von Captain Tsoucas zum Verhalten von Mary Lindell keinen Zweifel lässt: »I got a very bad impression of MARIE CLAIRE's organisation. The whole village know all about her an her private car and the trucks she hired, and she was very indiscrete in talking English to escapers and evaders in the hotel³³.« Aber dieser Streit war nicht der einzige Zwischen-

30 Ibid, Report n° 714.

31 TNA, WO 208/3317, Report of Captain Palm.

32 TNA, WO 208/5583, Report of Captain Tsoucas.

33 Ibid.

fall, der die Fluchthilfenetzwerke Marie-Claire und Marie-Odile belasten sollte. Hinzu kam die im ersten Anlauf gescheiterte Flucht von George Tsoucas. Ursprünglich sollte er am 7. November 1943 aus Frankreich evakuiert werden. Zwar war es Mary Lindell gelungen, eine Gruppe von vier britischen und zwei kanadischen Fliegern von Ruffec sicher nach Pau zu bringen, von wo dann die Flucht über die Pyrenäen nach Spanien gelang. Tsoucas gehörte jedoch nicht zu dieser Gruppe. Da in absehbarer Zeit von Ruffec aus seine Flucht aus Frankreich nicht durchführbar war, musste er notgedrungen alleine und ohne französische Begleitung nach Paris zurückfahren, wo ihn André Chiroux und seine Frau in der Rue d'Amsterdam 104 beherbergten. Dort blieb er bis zum 19. Januar 1944 als es Gabrielle Barré de Saint-Venant endlich gelang, ihm über Tours, Châtellerault, Toulouse und Foix zur Flucht nach Spanien zu verhelfen, wobei sie ihn auf der gesamten Route begleitete. Von dort gelang auf Umwegen die Flucht nach Barcelona, wo er am 14. März 1944 eintraf. Diese Flucht hatte insgesamt fünf Monate und damit sehr lange gedauert.

Die nur bedingt geglückte Zusammenarbeit mit Mary Lindell in Ruffec hatte jedoch für das Réseau Marie-Odile und ihre Gründerin beträchtliche Konsequenzen, weil Lindell kurz nach ihrem Treffen mit Gabrielle Barré de Saint-Venant am 25. November 1943 in Pau am Bahnhof verhaftet wurde³⁴. Zu diesem Zeitpunkt hielt das Réseau Marie-Claire nach Erkenntnissen des britischen Geheimdienstes noch 97 Mann in Frankreich versteckt³⁵. Es ist anzunehmen, dass es sich bei dieser großen Zahl zu einem erheblichen Teil auch um Personen handelte, die vom Réseau Marie-Odile versteckt und zu Unrecht Mary Lindell zugerechnet wurden, weil die beiden Fluchthilfenetzwerke infolge ihrer engen personellen und geografischen Überlappung mehrfach sowohl vom amerikanischen Geheimdienst als auch vom Ministère des Anciens Combattants verwechselt wurden³⁶.

Einer dieser 97 in Frankreich Versteckten war Flight Officer John Brace, der am 12. August 1943 in der Nähe von Le Mans per Fallschirm abspringen musste. Fast drei Monate lang wurde er in der Region von verschiedenen Personen versteckt und versorgt. Mit Hilfe des Réseau Marie-Claire konnte schließlich am 4. November 1943 die Flucht gemeinsam mit drei amerikanischen Fliegern über Paris nach Ruffec begonnen werden, wobei erneut das Hôtel de France als Relais diente. Dort traf die Gruppe Mary Lindell und blieb eine Nacht im Hotel. Am folgenden Tag wurde die Gruppe mit einem Auto in ein ca. acht Kilometer entferntes Dorf gebracht und dort bis zum 15. Dezember erneut versteckt. Auf der Zugfahrt von Limoges nach Pau fiel die schlecht gekleidete Gruppe in einem Abteil der 1. Klasse bei einer Kontrolle durch den SD auf und wurde verhaftet. John Brace und die drei Amerikaner wurden als Kriegsgefangene in deutsche Gefangenenlager im Reich überstellt. Der Bericht enthält keine Informationen zum Namen oder zum Schicksal der französischen Begleiterin³⁷.

34 NARA, RG 498, Box 919, Files 817 à 868.

35 NARA, RG 498, Box 1093, File Mary Lindell.

36 NARA, RG 498, Box 919, Files 817 à 868; SHD-DAVCC, 21 P 533404; SHD 16 P 218878, 16 P 232361, 17 P 12 165, Réseau Marie-Odile.

37 TNA, WO 208/3339, Report Flight Officer John Broice.

Gabrielle Barré de Saint-Venant übernahm daraufhin die Führung des Réseau Marie-Claire, weil ihr eigenes Fluchhilfenetzwerk trotz der Verhaftung Mary Lindells bisher nicht in die Fänge des Repressionsapparates geraten war. Anfang Dezember 1943 unternahm sie eine Kurierfahrt nach Genf und erhielt dort im britischen Generalkonsulat 500 000 Francs in bar³⁸. Diese Summe war erforderlich und für die Arbeit der Résistance auch nicht unüblich, weil sich die Kosten für die Beherbergung alliierter Flieger auf bis zu 150 Francs pro Tag und Person belaufen konnten. Da deren Versorgung nur über den Schwarzmarkt möglich war, wäre eine Fortführung des Réseau Marie-Claire ohne diese Gelder unmöglich gewesen. Wer sie bei diesen Kurierfahrten und als Schleuser beim illegalen Grenzübertritt an der französisch-schweizerischen Grenze unterstützt hat, liegt weitgehend im Verborgenen. Ungewöhnlich ist jedoch, dass in der Liste der Mitglieder des Réseau Marie-Odile weder Kurierere noch Kurierinnen erscheinen, obwohl üblicherweise Fluchhilfenetzwerke des MI 9 über solche Personen verfügten, die den Transport des Bargeldes durchführten. So übernahm etwa beim Fluchhilfenetzwerk Pat O'Leary Madame Dufayel den Transport des Bargeldes in einer Höhe von bis zu zwei Millionen Francs zwischen Victor Farrell in Genf und Toulouse.³⁹

Letztmalig war Gabrielle Barré de Saint-Venant am 15. März 1944 nach Genf gefahren, um weitere finanzielle Mittel zu beschaffen. Nur knapp zwei Monate nach ihrer letzten Kurierfahrt in die Schweiz wurde sie am 4. Mai 1944 in Paris an der Metrostation Opéra verhaftet⁴⁰. Am gleichen Tag wurde auch Nicole Lebon verhaftet. Bis zu diesem Zeitpunkt ahnte in ihrem Umfeld offensichtlich niemand etwas von ihrer gefährlichen Arbeit im Untergrund. Nach den Ermittlungen der französischen Polizei erfolgte ihre Verhaftung durch das SD-Kommando Paris, Abteilung IV und ein erstes Verhör fand am 23. Mai 1944 in der Rue des Saussaies statt. Sie wurde in das Konzentrationslager Ravensbrück deportiert und konnte von dort im April 1945 nach Frankreich zurückkehren⁴¹.

Indem Gabrielle Barré de Saint-Venant die Führung eines weiteren Fluchhilfenetzwerkes übernahm, das zudem bereits mehrere Verhaftungen innerhalb der Führungsriege erlitten hatte, ging sie ein hohes Risiko ein, weil die deutsche Seite über zahlreiche V-Leute innerhalb der im Südwesten Frankreichs aktiven Fluchhilfenetzwerke verfügte⁴². Ihrer Verhaftung folgte die Deportation nach Ravensbrück, wo Gabrielle Barré de Saint-Venant am 23. März 1945 zu Tode kam⁴³. Die USA würdigten ihr herausragendes Engagement mit einer *Medal of Freedom with silver palm*. In der Würdigung heißt es: »In her constant desire to fight for the liberation of her country and to support the Allied Forces in their operations against the common enemy she formed and directed the ›Marie Claire‹ [sic!] evasion line [...]. At the risk of her life she performed her self-chosen mission with outstanding success, and through her self-sacrifice and exemplary devotion to the Allied cause contributed

38 TNA, WO 208/5583, Report Captain Tsoucas; NARA, RG 498, Box 919, Files 817à 868.

39 NARA, RG 498, Box 1212, File Pat O'Leary; SHD, 17 P 165, Réseau Marie-Odile.

40 NARA, RG 498, Box 919, Files 817 à 868.

41 SHD-DAVCC, 21 P 588239, Dossier Nicole Lebon.

42 BA-MA, RW 49/104.

43 Mahn- und Gedenkstätte Ravensbrück (Hg.), Gedenkbuch für die Opfer des Konzentrationslagers Ravensbrück 1939–1945, Berlin 2005, S. 108.

immaterially to the success of the war effort, thereby meriting the highest praise and gratitude to the United Nations«⁴⁴.

Mary Lindell und das Réseau Marie-Claire

Eine *Medal of Freedom* erhielt auch Mary Lindell in ihrer Funktion als Gründerin des Réseau Marie-Claire⁴⁵. Über ihre Person und die Art ihres Handelns in der Résistance scheiden sich jedoch bis heute entschieden die Geister. Während sie in Großbritannien als herausragendes Mitglied der Résistance gefeiert wird, ist ihre Rolle in Kreisen ehemaliger Widerstandskämpferinnen in Frankreich umstritten⁴⁶. Im Spiegel neuer Aktenfunde soll die Entstehung des Réseau Marie-Claire genauer nachgezeichnet und dessen Rezeption nach 1945 untersucht werden.

Mary Lindell war eine aus Sussex stammende Engländerin, die während des Ersten Weltkrieges als *infirmière-anesthésiste* in verschiedenen französischen Feldlazaretten Dienst getan hatte und für ihren Einsatz bei der Betreuung Verwundeter 1917 unter anderem mit der *Croix de Guerre* ausgezeichnet wurde.⁴⁷ Nach Ende des Krieges liierte sie sich mit dem Comte Joseph de Milleville. Beide lebten in wilder Ehe, weil de Milleville bereits verheiratet war. Aus dieser Beziehung gingen drei Kinder hervor, die offiziell vom Vater anerkannt wurden: Die Söhne Maurice und Octave sowie die Tochter Ghita. Die Familie lebte in einer Wohnung im großbürgerlichen Pariser Stadtteil Auteuil⁴⁸. Octave de Milleville verkehrte in Kollaborationskreisen aber die Tatsache, dass er im Konzentrationslager Mauthausen zu Tode kam, ist noch kein Beleg für sein Engagement in der Résistance⁴⁹. Die Tochter Ghita war von Dezember 1942 bis Juli 1943 als französische Zivilarbeiterin in Frankfurt am Main beschäftigt und unterhielt danach eine intime Beziehung zu einem Offizier des SD-Kommandos Paris in der Rue des Saussaies, von dem sie gelegentlich als Dolmetscherin eingesetzt wurde⁵⁰. Was den Lebensgefährten Mary Lindells betrifft, zeigen erst kürzlich freigegebene Akten der Pariser Polizeipräfektur bzw. des Service

44 NARA, RG 498, Box 919, Files 817 à 868, Citation for the Medal of Freedom with silver palm (posthumous), 23.1.1947. Richtig hätte es »Marie-Odile« lauten müssen. Außer der engen personellen und geografischen Überschneidung dürfte vor allem die Tatsache eine Rolle gespielt haben, dass das Réseau Marie-Claire aufgrund seiner Protektion durch den MI 9 und das Prestige des erfolgreich abgeschlossenen Kommandounternehmens *Operation Frankton* bei den alliierten Militärdienststellen besser bekannt war.

45 NARA, RG 498, Box 1093, File Mary Lindell.

46 Auf diesen Umstand hat mich dankenswerterweise Frau Anise Postel-Vinay in mehreren Briefen ausführlich hingewiesen.

47 TNA, WO 372/23; Margaret L. ROSSITER, *Women in the Resistance*, New York 1986, S. 35.

48 APP, 77 W 4351, Dossier Mary Gertrude Lindell.

49 Den beim International Tracing Service (ITS) überlieferten Akten ist nicht zu entnehmen, warum Octave de Milleville am 16.3.1945 im KZ Mauthausen inhaftiert wurde, wo er einen Monat später verstarb. Zuvor hatte er in der Wiener Radiofabrik Eumig gearbeitet und gemeinsam mit einem Freund im II. Wiener Bezirk gewohnt. ITS, Archives, Bad Arolsen, Copy of 1.1.26.1/1321793, 1290349, Listenmaterial Mauthausen, Zugangslisten u. Totenbuch, Copy of 6.3.3.2/92147150, Korrespondenzakte T/D 50942. Auch die Akte der Pariser Polizeipräfektur zu Octave de Milleville enthält keine Informationen zum Grund seiner Inhaftierung in Mauthausen (APP, 77 W 1068).

50 SHD, Ln 40 3477.

historique de la Défense, dass der Comte Joseph de Milleville eine zwielichtige Figur und ein Betrüger war, der sich an den Angehörigen von Deportationsopfern und von französischen Kriegsgefangenen bereichert hat⁵¹. Wegen Untreue und Betrugs war er im Februar 1942 zu einer zweijährigen Haftstrafe durch das Pariser Schwurgericht verurteilt worden, die er im Gefängnis Clairvaux in der Champagne zu verbüßen hatte⁵². Um seine kriminelle Karriere, die bis in die 1920er Jahre zurückreichte, und seine engen Kontakte zur deutschen Besatzungsmacht zu verschleiern, schreckte er nicht davor zurück, am 19. September 1944 eine hagiographische Todesanzeige drucken zu lassen, in der Mary Lindell unter dem Namen Comtesse de Milleville als ermordete Widerstandskämpferin dargestellt wird. Der amerikanische Geheimdienst hat diese Anzeige sehr schnell als Fälschung entlarvt⁵³.

Die schmähhliche Rolle der de Millevilles ist jedoch nicht unbesehen auf Mary Lindell zu übertragen, selbst wenn ihr Engagement in der Résistance nicht so untadelig und über jeden Zweifel erhaben war wie bisher kolportiert. Dies beginnt mit der 1961 erschienenen Biografie, wonach Mary Lindell beim deutschen Angriff auf Frankreich im Mai 1940 in offizieller Mission als Rot-Kreuz-Schwester und Ambulanzfahrerin für die französische Armee im Einsatz war⁵⁴. Angesichts der neuen Quellenlage erscheint dieser Sachverhalt zweifelhaft, denn aus den Akten der Pariser Polizeipräfektur geht hervor, dass Mary Lindell wie auch Hunderttausende anderer Franzosen vor den Deutschen aus Paris floh. Sie erlebte den Zusammenbruch Frankreichs in Châteauroux und kehrte nach Abschluss des Waffenstillstandsvertrages in ihre Pariser Wohnung in Auteuil zurück⁵⁵.

Als britische Staatsbürgerin und damit aus Sicht der deutschen Besatzungsbehörden feindliche Ausländerin war sie seit August 1940 von Internierung bedroht. Ab September bestand für britische Staatsangehörige außerdem eine tägliche Meldepflicht bei der zuständigen Kommandantur, in diesem Fall bei der Platzkommandantur in der Avenue de l'Opéra⁵⁶. Diesen Maßnahmen entging Mary Lindell, weil sie in ihrem Pariser Umfeld als Comtesse de Milleville bekannt war und man davon ausging, dass sie durch Eheschließung – die de facto nicht erfolgt war – die französische Staatsangehörigkeit erlangt hätte. Diesem Irrtum sollten anfänglich sogar die *Renseignements généraux* der Pariser Polizeipräfektur erliegen, die im Januar 1941 gegen Mary Lindell aufgrund einer anonymen Anzeige wegen »propagande en faveur de l'ex général de Gaulle« ermittelten⁵⁷. Diese polizeilichen Nachforschungen

51 APP, 1 W 529, Dossier Gertrude de Milleville.

52 SHD, Ln 40 3477, Gnadengesuch der Tochter Ghita de Milleville zugunsten ihres Vaters. Es geht aus der Akte nicht hervor, ob die französischen Behörden diesem Gesuch stattgaben.

53 NARA, RG 498, Box 1093, File Mary Lindell; SHD, Ln 40 3477.

54 Barry WYNNE, *No Drums ... No Trumpets. The Story of Mary Lindell*, London 1961, S. 38. Es liegt eine französische Übersetzung vor, die jedoch stark und in Teilen verfälschend vom Original abweicht (*La Peau du tambour, Adaptation française de Rémy*, Paris 1962).

55 APP, 1 W 529, Dossier Gertrude de Milleville. Nach Auskunft des Archivs des Französischen Roten Kreuzes liegen dort keine Akten zu Mary Lindell vor.

56 Lageberichte der Militärverwaltung für August und September 1940, <http://www.ihtp.cnrs.fr/prefets> (Zugriff am 1.2.2016). Wie diese tägliche Meldepflicht in der Praxis aussah, beschreibt Rosemary Say in ihren Memoiren (*Rosie's War. An Englishwoman's Escape from Occupied France*, London 2011).

57 APP, 1 W 529, Dossier Gertrude de Milleville.

ergaben zwar gewisse Hinweise auf eine »propagande pro-anglaise«, jedoch nichts zu einer vorhandenen Fluchthilfestruktur mit regelmäßigen Aktivitäten, wie von ihrem Biografen Barry Wynne geschildert⁵⁸. Damit dürfte dessen Darstellung, die noch weitgehend als Standardwerk gilt, in diesem Punkt zu verwerfen sein, was auch dadurch gestützt wird, dass das Ministère des Anciens Combattants nur die Aktivität Mary Lindells für das Fluchthilfenetzwerk Marie-Claire für den Zeitraum 28.10.1942–20.6.1945 anerkennt⁵⁹.

Dessen ungeachtet hat sich Mary Lindell in einzelnen Fällen als Fluchthelferin für Angehörige des britischen Expeditionskorps in Frankreich im Sommer 1940 betätigt. Einer von ihnen war Major J. C. Windsor-Lewis von den Welsh Guards, der am 25. Mai 1940 bei Dünkirchen in deutsche Kriegsgefangenschaft geraten war. Nachdem er als Folge seiner Verwundung in ein Feldlazarett bei Lüttich verlegt worden war, gelang ihm von dort am 13. Juli 1940 mit Unterstützung belgischer Ordensschwwestern die Flucht. Über Brüssel, Valenciennes und Cambrai traf er schließlich fünf Tage später in Paris ein. Bei seiner Flucht und der Suche nach einer Unterkunft kamen ihm nicht nur seine sehr guten französischen Sprachkenntnisse zugute, sondern er kannte Paris auch aus der Zwischenkriegszeit und verfügte dort über Bekannte. Seine erste Anlaufstelle war ein Hotel in der Rue d'Alger, das jedoch von den Deutschen beschlagnahmt worden war. Es gelang ihm für eine Nacht in einem anderen Hotel unterzukommen. Am folgenden Tag vermittelten ihm im Bericht nicht namentlich genannte Freunde die Adresse Mary Lindells, die ihn in ihrer Wohnung in Auteuil unterbrachte⁶⁰. Mit ihrer Hilfe erhielt er falsche Papiere und am 8. August 1940 begann die Flucht aus Paris im Privatwagen von Mary Lindell, den sie selber fuhr⁶¹. Sie bediente sich bei dieser Aktion ihrer Tracht als Rot-Kreuz-Schwester, um von sich und ihrem Begleiter bei Kontrollen abzulenken. Denn wie die *Renseignements généraux* infolge der anonymen Anzeige gegen Mary Lindell außerdem herausfanden, »sort elle journellement revêtue de l'uniforme de la Croix Rouge⁶².«

Die Demarkationslinie wurde zwischen Ruffec und Confolens im Département Charente überquert, was dank der falschen Papiere »legal« möglich war. Von dort ging es weiter nach Limoges, von wo aus Major Windsor-Lewis seine Flucht ohne Begleitung bis nach Marseille fortsetzte. Mit Hilfe des dortigen amerikanischen Konsulats erhielt er – vermutlich gefälschte – Ausreisevisa, um seine Flucht fortzusetzen. Am 23. November 1940 traf er in Barcelona ein und gelangte dann über Madrid nach Lissabon. Mit Unterstützung des MI 9 erreichte er schließlich Anfang Dezember wieder Großbritannien.

58 WYNNE, *No Drums* (wie Anm. 54), S. 47–61.

59 SHD-DAVCC, 21 P 564831, Dossier Mary Lindell.

60 TNA, WO 208/3300, Report Windsor-Lewis, 13.12.1940. Es handelt sich hier um einen der wenigen Berichte gegenüber dem MI 9, in dem überhaupt Namen von Fluchthelfern genannt werden.

61 Es ließ sich nicht klären, woher diese falschen Papiere stammten. Mit Sicherheit kamen sie nicht wie bei Barry Wynne (wie Anm. 53, S. 57) beschrieben aus dem Büro Otto von Stülpnagels. Denn dieser trat sein Amt als Militärbefehlshaber in Frankreich erst am 25.10.1940 an, vgl. Hans UMBREIT, *Der Militärbefehlshaber in Frankreich 1940–1944*, Boppard am Rhein 1968, S. 12.

62 APP, 1 W 529, Dossier Gertrude de Milleville.

Am 13. Februar 1941 wurde Mary Lindell verhaftet und wahrscheinlich durch das Gericht des Kommandanten von Gross-Paris zu neun Monaten Gefängnis verurteilt. Ihre Haftstrafe verbüßte sie in Fresnes südlich von Paris⁶³. Angesichts des geringen Strafmaßes und der Strafverbüßung in Frankreich ist davon auszugehen, dass ihre Verurteilung nicht mit widerständigem Handeln in Verbindung stand. Hätte die deutsche Seite um ihre – wenn auch bescheidenen – Fluchthilfeaktivitäten gewusst, wäre wegen Feindbegünstigung ein deutlich härteres Urteil ergangen, was dann die Überstellung in ein Frauenzuchthaus in Deutschland zur Folge gehabt hätte⁶⁴.

Am 3. November 1941 wurde Mary Lindell aus der Haft entlassen. Um einer drohenden Internierung zu entgehen, der sie als britische Staatsbürgerin und Person, die gegen die deutschen Sicherheitsinteressen gehandelt hatte, ausgesetzt war, floh sie in den unbesetzten Teil Frankreichs. Ihr neues Domizil war die Rue Louis Braille 6 in der Lyoneser Arbeitervorstadt Villeurbanne. Dabei dürfte es sich nicht um eine klandestine Unterkunft gehandelt haben, denn in den Akten der französischen Polizei findet sich ein Antrag auf ein Ausreisevisum vom 20. April 1942 mit dieser Adresse. Gleichzeitig ist dort auch noch ihre Adresse in Auteuil Rue Erlanger 2 genannt⁶⁵. Augenscheinlich war Mary Lindell bestrebt, Frankreich auf legalem Weg zu verlassen. Ob ihr dies gelang oder ob sie schließlich doch illegal ausreisen musste, lässt sich weder bestätigen noch verneinen. Festzuhalten ist nur, dass außer den beiden Adressen in Villeurbanne und Paris keine weiteren Informationen zu den Stationen ihres Aufenthaltes in Frankreich zwischen ihrer Haftentlassung und der Ankunft in Großbritannien im August 1942 vorliegen⁶⁶.

Kaum in London angekommen, nahm sie Kontakt zum MI 9 auf, der bereits am 27. Juli 1942 durch ein Telegramm des britischen Generalkonsulats in Barcelona von der geglückten Flucht Mary Lindells erfahren hatte⁶⁷. Unter seiner Ägide wurde ein neues Fluchthilfenetzwerk aufgebaut, an dessen Spitze Mary Lindell stand und das seine Arbeit unter der Bezeichnung Marie-Claire Ende Oktober 1942 aufnahm – nur 2 Monate nach ihrer Ankunft in Großbritannien. Aufgrund der Kürze der Zeit erhielt Lindell nur eine sehr rudimentäre Ausbildung als Agentin. Dennoch war sie

63 APP, 77 W 4351, Dossier Mary Gertrude Lindell. Für das Jahr 1941 liegen bisher keine Unterlagen des Gerichts des Kommandanten von Gross-Paris vor, die Auskunft über den Grund der Verurteilung geben können. Desgleichen fehlen die Gefangenenbücher der deutschen Abteilung des Gefängnisses Fresnes, wie eine Recherche in den Archives Départementales du Val-de-Marne in Créteil im September 2014 ergeben hat.

64 Die Bestätigungs- und Ablehnungsliste des Chefrichters beim Militärbefehlshaber in Frankreich führt für den Zeitraum 1.1.–31.3.1942 (für 1941 ist diese Liste nicht überliefert) 10 Verurteilungen von Frauen wegen Feindbegünstigung auf, BA-MA, RW 60/928. Das geringste Strafmaß betrug in diesen Fällen 3 Jahre Zuchthaus. Gleicht man diese Angaben mit der online-Datenbank »Livre mémorial« ab, wurden 9 der verurteilten Frauen in deutsche Zuchthäuser überstellt, vgl. http://www.bddm.org/liv/index_liv.php (20.11.2015). Ergänzend hierzu auch eine Aufstellung verschiedener Urteile des Gerichtes des Kommandanten von Gross-Paris in den Akten der Pariser Polizeipräfektur, APP, BA 2116.

65 APP, 77 W 4351, Dossier Mary Gertrude Lindell.

66 NARA, RG 498, Box 1093, File Mary Lindell, Lettre du Major Darling, 24.5.1945; SHD, 16 P 295523, Dossier Mary Lindell. Auch in den Fernsehdokumentationen (wie Anm. 3) wird diese Episode ausgespart.

67 Airey NEAVE, Saturday at M.I. 9. A history of underground escape lines in North-West Europe in 1940–5 by a leading organiser at M.I. 9, Barnsley 2004, Kindle Edition, Position 3027.

eine geeignete Kandidatin, weil sie mit den Lebensverhältnissen im besetzten Frankreich vertraut war und die Landessprache beherrschte – und an solchen Personen herrschte beim britischen Geheimdienst stets Mangel⁶⁸. Da sie den deutschen und französischen Behörden durch ihre Verurteilung aus dem Jahre 1941 und die anschließende Haftstrafe bekannt war, benutzte sie für diese Mission den falschen Namen einer Comtesse de Moncy.

Im Verlauf der Vorbereitung dieser Mission kam es zwischen Mary Lindell und den Verantwortlichen des MI 9 zum Streit über die Person des Funkers Tom Groome. Lindell lehnte diesen ab und da kurzfristig kein Ersatz zu beschaffen war, verfügte das Réseau Marie-Claire über keine eigene Funkverbindung nach London. Um den notwendigen Informationsaustausch mit dem britischen Geheimdienst und die Versorgung mit Bargeld sicherzustellen, musste deshalb auf das britische Generalkonsulat in Genf zurückgegriffen werden⁶⁹. Die geplante Zusammenarbeit mit dem amerikanischen Konsulat in Lyon, das wie bereits am Beispiel des Fluchthilfenetzwerkes Marie-Odile gesehen ein Aktivposten bei der Fluchthilfe war, sollte sich durch die politischen Entwicklung in Frankreich mit der Besetzung der Südzone durch die Deutschen am 11. November 1942 jedoch zerschlagen.

Der Einsatz Mary Lindells als Agentin des MI 9 begann am 25. Oktober 1942. Da sie keine Ausbildung als Fallschirmspringerin absolviert hatte, wurde sie mittels eines kleinen einmotorigen Flugzeugs (*Lysander*) in der Nähe von Ussel im Département Corrèze abgesetzt. Von dort begab sie sich in das ca. 200 Kilometer östlich gelegene Ruffec, wo sie auf bestehende Fluchthilfestrukturen zurückgriff und ihr Hauptquartier im Hôtel de France einrichtete⁷⁰. Die andere Drehscheibe des Réseau Marie-Claire war Lyon, wo sich zu diesem Zeitpunkt der älteste Sohn Mary Lindells, Maurice de Milleville, aufhielt und offiziell als Jurastudent an der Universität eingeschrieben war⁷¹. Von dort aus unternahm Lindell ihre Fahrten in die Schweiz, um die Verbindung zum britischen Geheimdienst aufrechtzuerhalten und sich die notwendigen Finanzmittel zu beschaffen. Ihr Ansprechpartner war wie schon für Gabrielle Barré de Saint-Venant Victor Farrell in Genf.

Die Stadt Ruffec sollte nicht nur für das von Mary Lindell geführte Réseau Marie-Claire zu einer wichtigen Drehscheibe werden. Sie war auch ein Relais des von Lise de Baissac geführten *Artist Circuit* der *Special Operations Executive* (SOE), einer geheimen, britischen Spezialeinheit, die auf allen Schauplätzen des Zweiten Weltkrieges Sabotage, Spionage und militärische Aufklärung mit irregulären Mitteln betrieb⁷². Lise de Baissac war eine vom SOE ausgebildete Agentin, die am 24. September 1942 über Frankreich als eine von nur wenigen Agentinnen mit dem Fallschirm abgesprungen war. Ihr Auftrag war eine ebenso klassische wie gefährliche Aktivität

68 Noreen RTOLES, *The Secret Ministry of Ag. & Fish. My Life in Churchill's School for Spies*, London u. a. 2013, Kindle Edition, Position 315–316.

69 NEAVE, *Saturday at M.I. 9* (wie Anm. 67), Position 3186, 3249. Tom Groome kam als erfolgreicher Funker beim Fluchthilfenetzwerk Pat O'Leary zum Einsatz.

70 Ibid, Position 3193; ROSSITER, *Women in the Resistance* (wie Anm. 47), S. 41.

71 SHD-DAVCC, 21 P 598580, Dossier Maurice de Milleville.

72 Zur Geschichte des SOE in Frankreich vgl. Michel Richard Daniel FOOT, *SOE in France. An Account of the Work of the British Special Operations Executive in France, 1940–1944*, London 1966.

von Frauen in der Résistance und bestand darin, die logistische Basis für Sabotageanschläge und das Absetzen weiterer Agenten bereit zu stellen. In den Worten des SOE lautet dies wie folgt: »To form a new centre to which members of the Organisation can go for material help and information on local conditions. To form a new circuit, mainly for the reception of material and not otherwise operational⁷³.« Anfang November 1942 begab sich Lise de Baissac selbst nach Ruffec, um dort wahrscheinlich mit Hilfe von Henry Degua geeignete Gelände für Fallschirmabwürfe oder die Landung von kleineren Flugzeugen ausfindig zu machen⁷⁴. Spätestens seit März 1943 waren auch Roger und Germaine Rouillon für *Artist* tätig und stellten ihr Hotel Lise de Baissac als Treffpunkt und Unterkunft zur Verfügung. Es diente ihr als Relais, um heimlich die Demarkationslinie zu überschreiten bzw. Unterlagen, Pläne oder andere nachrichtendienstliche Informationen zu schmuggeln⁷⁵.

Das Kommandounternehmen *Operation Frankton*

Anders als bei Fluchhilfeaktivitäten von Frauen in der Résistance üblich, waren Mary Lindell und ihr Réseau Marie-Claire eng mit einer militärischen Operation verquickt, die für dessen Rezeptionsgeschichte entscheidend werden sollte. Es handelt sich um die *Operation Frankton*, ein britisches Kommandounternehmen, das nach umfangreichen Vorbereitungen am 3. November 1942 auf höchster militärischer Ebene beschlossen worden war. Die operative Durchführung oblag den *Combined Operations*, an deren Spitze zu diesem Zeitpunkt Admiral Louis Mountbatten stand⁷⁶. Das Ziel dieser militärischen Operation bestand darin, durch Haftminen eine möglichst große Anzahl der als Blockadebrecher dienenden Frachter der Deutschen Kriegsmarine im Hafen von Bordeaux zu versenken. Hierfür wurden am 7. Dezember 1942 zehn Angehörige der *Royal Marines* vor der Mündung der Gironde mittels eines U-Bootes abgesetzt. Im Schutze der Dunkelheit erreichten sie mit Kajaks nach mehreren Tagen in der Nacht vom 11. zum 12. Dezember den Hafen Bordeaux und konnten mehrere deutsche Schiffe beschädigen. Diesen militärisch gelungenen Coup bezahlten jedoch acht Mitglieder des Kommandos mit ihrem Leben, weil sie von den Deutschen aufgespürt und hingerichtet wurden. Nur der Kommandant Major Herbert Hasler und sein Begleiter Corporal William Sparks gelang es, sich mit Unterstützung des Fluchhilfenetzwerkes Marie-Claire vor den deutschen Verfolgern in Sicherheit zu bringen und schließlich aus Frankreich zu entkommen⁷⁷.

73 TNA, HS 9/77, Personnel File Lise de Baissac.

74 SHD-DAVCC, 16 P 165727, Dossier Henry Degua; TNA, HS 7/121, F Section History, S. 154–156.

75 SHD, 17 P 12, Réseau Artist (Buckmaster).

76 TNA, CAB 79/24, fol. 35–36.

77 Details zur militärischen Vorbereitung und Durchführung dieses Kommandounternehmens finden sich in folgenden Monografien: Lucas PHILLIPS, Ernest CECIL, *Cockleshell Heroes, with the cooperation of Lieutenant-Colonel H. G. Hasler and with a foreword by Admiral Earl Mountbatten of Burma*, Melbourne u. a. 1956; Ken FORD, *The Cockleshell Raid. Bordeaux 1942*, Oxford 2010, Kindle Edition; Paddy ASHDOWN, *A Brilliant Little Operation. The Cockleshell Heroes and the Most Courageous Raid of WW2*, London 2012, Kindle Edition.

Da es sich um das erste britische Kommandounternehmen handelte, das nicht an der Küste, sondern im Hinterland stattfand, war die Flucht aus Frankreich durch den MI 9 im Vorfeld geplant worden⁷⁸. An die Mitglieder des Kommandos war als Treffpunkt nach Ende der Operation das 150 km nordöstlich von Bordeaux gelegene Ruffec ausgegeben worden⁷⁹. Da Major Hasler im Bericht über seine Flucht als Kontakt explizit Marie-Claire nennt, d. h. den Decknamen Mary Lindells als Agentin des MI 9, ist anzunehmen, dass ihre Mission in Verbindung zur *Operation Frankton* stand. Denn wie eine Auswertung von ca. 40 Berichten anderer Soldaten zu ihrer Flucht aus Frankreich gegenüber dem britischen und amerikanischen Geheimdienst ergeben hat, finden sich dort – sofern Personen überhaupt namentlich genannt werden – nur die bürgerlichen Namen, nicht jedoch Decknamen, die durch die Geheimdienste vergeben wurden⁸⁰.

Während sich Hasler und Sparks alleine und ohne Verbindung zu einem Fluchthilfenetzwerk von Bordeaux nach Ruffec durchschlugen, vermeldete Lord Mountbatten am 16. Dezember 1942 bei einer Sitzung des britischen Generalstabes (*Chiefs of Staffs Committee*) im Beisein Winston Churchills die erfolgreiche Durchführung des Kommandounternehmens⁸¹. Über das Schicksal der beteiligten Marines war man zu diesem Zeitpunkt in London jedoch noch völlig im Unklaren.

Hasler und Sparks erreichten am 18. Dezember 1942 Ruffec und konnten den erhofften Kontakt zum Fluchthilfenetzwerk Marie-Claire herstellen. Damit hatten sie mehr Glück als die Besatzung des zweiten Kajaks mit Corporal Albert Laver und Marine William Mills, die bei ihrem ersten Kontakt mit der Bevölkerung keine Unterstützung erhalten konnten. Sie wurden von den Deutschen aufgespürt und haben ihren Einsatz nicht überlebt⁸².

Die ersten Helfer in Ruffec waren Marthe Rullier, Yvonne Madinaud und Henry Degua⁸³. Versteckt wurden die beiden Marines schließlich auf dem weit entlegenen Bauernhof von Amélie und Arnaud Dubreuille in Marvaud, der 800 Meter östlich der Demarkationslinie und damit bereits in der unbesetzten Zone lag. Als Hasler und Sparks in Ruffec eintrafen, war Mary Lindell nicht zugegen, weil sie Opfer eines Verkehrsunfalls geworden war und schwer verletzt im Krankenhaus von Loches lag, 70 km nördlich von Ruffec.⁸⁴ Infolgedessen konnte sie nicht wie geplant die Begleitung von Hasler und Sparks auf ihrer Flucht aus Frankreich übernehmen. Es war ihr Sohn Maurice de Milleville, der schließlich am 6. Januar 1943 und damit deutlich

78 FORD, *The Cockleshell Raid* (wie Anm. 77), Position 103.

79 TNA, WO 208/5582, Report n° 1140, Major Hasler.

80 TNA, WO 208/5582, 5583; NARA, RG 498 »Escape and Evasion Reports« (wie Anm. 23).

81 TNA, CAB 79/58, fol. 248.

82 FORD, *The Cockleshell Raid* (wie Anm. 77), Position 1236–1345.

83 SHD, 17 P 12, Dossier Artist (Buckmaster).

84 SHD-DAVCC, 21 P 564831, Dossier Mary Lindell. Es ließen sich in keiner der hier ausgewerteten Aktenüberlieferungen Hinweise finden, dass es sich bei diesem Unfall um einen gezielten Anschlag französischer Kollaborateure auf Mary Lindell gehandelt habe, wie von Wynne beschrieben (*No Drums*, wie Anm. 53, S. 126). Nicht enthalten ist die Darstellung des Anschlags im Buch von PHILLIPS, CECIL, *Cockleshell Heroes* (wie Anm. 76). Kolportiert wird sie hingegen in neueren Monografien: Graham PITCHFORK, *Shot Down and on the Run. The RAF and Commonwealth Aircrews who Got Home from Behind Enemy Lines, 1940–1945*, Kew, Richmond 2003, S. 67; ASHDOWN, *A Brilliant Little Operation* (wie Anm. 77), Position 4565.

später als geplant in Ruffec erschien, um die beiden Marines auf der Zugfahrt nach Lyon zu begleiten. Da Mary Lindell dort über keine ausreichenden Kapazitäten verfügte, um Hasler und Sparks zu verstecken und ihre weitere Flucht aus Frankreich zu organisieren, griff sie auf das seit Anfang 1941 frankreichweit operierende und ebenfalls vom MI 9 unterstützte Fluchthilfenetzwerk Pat O'Leary zurück. Dank dessen gut ausgebauter Logistik, vor allem in Lyon und Marseille, erreichten Hasler und Sparks via Perpignan die Pyrenäen und schließlich Anfang März 1943 Spanien⁸⁵.

Im Hauptquartier der *Combined Operations* in London hatte man bereits am 23. Februar 1943 vom Schicksal der Beteiligten erfahren⁸⁶. Es war eine von Major Hasler verschlüsselte Nachricht, die Mary Lindell als Kurierin in die Schweiz gebracht hatte und die dann mit Hilfe der britischen Botschaft in Bern nach London übermittelt werden konnte⁸⁷. Zu diesem Zweck reiste sie am 11. Februar 1943 illegal über Genf in die Schweiz ein. So bestätigt es Major Fryer, Ordonnanz-Offizier des britischen Militärattachés an der englischen Botschaft, Anfang März gegenüber dem zuständigen Schweizer Armeekommando⁸⁸. Mit dem expliziten Hinweis, dass es sich bei Mary Lindell um eine Dame handele, blieb ihr eine Internierung in einem Lager erspart. Stattdessen stimmten die Schweizer Behörden zu, dass sie als *résidence forcée* zu Madame Morin nach Colombier bei Neuchâtel ziehen konnte⁸⁹. Diese privilegierte Form der Internierung nutzte Mary Lindell Mitte September 1943, um sich aus der Schweiz nach Frankreich abzusetzen. Die Ermittlungen der Schweizer Polizei in dieser Sache ergaben folgendes: »Madame Vve Pierre Morin, déclare être d'accord d'avoir chez elle la réfugiée Lindell, et ajoute que cela lui rend service du fait que Melle Lindell, qui est fortunée, partage les frais d'entretien de sa propriété. Mme Morin connaît Melle Lindell seulement depuis qu'elle est en séjour chez elle. C'est ensuite de relations amicales avec un membre de la Légation d'Angleterre à Berne que Mme Morin a connu la réfugiée en question; elle n'a jamais eu de relations avec la famille⁹⁰.« Vermutlich ist die Darstellung Mme Morins eine Schutzbehauptung gegenüber der Schweizer Polizei, um ihre Rolle als *safe house* des britischen Geheimdienstes in der Schweiz zu tarnen. Denn sie hatte bereits seit Herbst 1941 in die Schweiz geflüchtete britische Kriegsgefangene bei sich beherbergt, die unter der Protektion der britischen Botschaft standen⁹¹.

Keine Klarheit geben die im Schweizer Bundesarchiv überlieferten Akten zur Behauptung Mary Lindells, zwischen Februar und September 1943 mehrfach illegal die Grenze zwischen der Schweiz und Frankreich überquert zu haben, um Missionen für ihr Fluchthilfenetzwerk durchzuführen und es mit dem notwendigen Bargeld zu

85 Eine detaillierte Beschreibung der Flucht aus Lyon mit Hilfe des Réseau Pat O'Leary findet sich im Bericht von Major Hasler (TNA, WO 208/5582, Report n° 1140).

86 TNA, CAB 79/25, fol. 367.

87 PHILLIPS, CECIL, *Cockleshell Heroes* (wie Anm. 77), S. 212 f.

88 Schweizerisches Bundesarchiv (BAR), Bern, E 4264 1985/196–13326.

89 Ibid.

90 Ibid., Rapport J. Glass, Colombier, 14.9.1943 (Interpunktion wie im Original). Wie ein Vergleich mit anderen Akten der Schweizer Polizei zur Flucht britischer Soldaten aus der Eidgenossenschaft zeigt, ist in diesen Fällen den Behörden die offizielle Ausreise mit Angabe des Datums bekannt.

91 TNA, WO 208/5582, Report Rowan-Hamilton; BAR, E 4264 1985/196–2323, 2334, 2865.

versorgen⁹². Gegen diese Darstellung sprechen die Personalakten britischer Kriegsgefangener, die in die Schweiz geflohen waren und sich dort mit offizieller Duldung der Schweizer Militärbehörden aufhielten. Für diesen Personenkreis, zu dem Mary Lindell im weitesten Sinne auch gehört haben dürfte, bestand wöchentlich eine polizeiliche Meldepflicht.⁹³ Selbst wenn an der französisch-schweizerischen Grenze kein Mangel an Schleusern bestand und die Schweizer Behörden deren Tätigkeit bis zu einem gewissen Grad tolerierten⁹⁴, hätte es eines großen organisatorischen Aufwandes bedurft, um den illegalen Grenzübertritt mit den Terminen der Meldepflicht zu koordinieren, wozu die Personaldecke des Réseau Marie-Claire zu dünn war. Außerdem dürfte Mary Lindell nicht über die entsprechenden finanziellen Mittel verfügt haben, denn weder in den Akten des britischen noch des amerikanischen Geheimdienstes finden sich Hinweise auf entsprechende Geldzahlungen. Ferner bestanden an der französisch-schweizerischen Grenze engmaschige Kontrollen durch italienische *Carabinieri* und die *Guardia di finanza*, weil die Departements Savoyen und Hochsavoyen von November 1942 bis September 1943 zur italienischen Besatzungszone gehörten⁹⁵. Erst als diese strenge Kontrolle entfiel und die italienische Besatzungszone von der deutschen Militärverwaltung anfänglich mehr schlecht als recht übernommen wurde, gelang Mary Lindell die Flucht.

Nach Frankreich zurückgekehrt nahm sie die Führung ihres Fluchthilfenetzwerkes in Ruffec wieder auf und es gelang ihr Ende September 1943, einer Gruppe von sechs britischen Soldaten zur Flucht nach Spanien zu verhelfen. Daraufhin veranlasste der britische Geheimdienst am 24. September 1943 über das britische Generalkonsulat in Genf an sie eine Zahlung in Höhe von 50 000 Francs, um den Fortbestand des Réseau Marie-Claire zu gewährleisten⁹⁶. Mary Lindell übernahm es zumeist selbst, die alliierten Soldaten und Flieger zu begleiten oder an den verschiedenen Bahnhöfen abzuholen, wobei sie sehr unvorsichtig und mit großer Selbstüberschätzung zu Werke ging. Sie hatte die Angewohnheit, am Bahnhof in Pau auf die aus Paris ankommenden Züge zu warten, »dressed in a conspicuous dark blue Red Cross uniform of very English cut and wearing her war medals⁹⁷.« Anders als noch bei ihren ersten Fluchthilfeaktivitäten im Spätsommer 1940 bot zu diesem Zeitpunkt die Tracht einer Rot-Kreuz Schwester nur noch bedingt Schutz. Der deutschen Abwehr war nicht entgangen, dass das Französische Rote Kreuz bei seiner Arbeit nicht nur humanitäre Ziele verfolgte. Französische Rot-Kreuz-Schwester kamen auch als Kasiber für den britischen Geheimdienst oder die Résistance zum Einsatz⁹⁸. Angesichts dieser Gemengelage war es einer Aktivität im Widerstand nicht dienlich, wenn die Chefin eines Fluchthilfenetzwerkes in ihrer Umgebung so stark auffiel.

Nur zwei Monate nach ihrer Rückkehr aus der Schweiz wurde Mary Lindell am 25. November 1943 auf dem Bahnhof in Pau verhaftet. Diese Verhaftung erfolgte un-

92 Fernsehdokumentation *Women of Courage* 1980 (wie Anm. 3).

93 BAR, E 4264/1985–196/17644.

94 Pierre FLÜCKIGER, *Les réfugiés civils et la frontière genevoise durant la Deuxième Guerre mondiale*. Fichiers et archives, Genf 2000, S. 64.

95 *Ibid.*, S. 17–18.

96 NARA, RG 498, Box 1093, File Mary Lindell.

97 NARA, RG 498, Box 1212, File Marie-Odile.

98 Bericht Abwehrstelle Frankreich, 3.6.1942, BA-MA, RW 49/144.

ter ihrem falschen Namen Comtesse de Moncy, unter dem sie sowohl in Unterlagen der Abwehr als auch auf Transportlisten des Konzentrationslagers Ravensbrück firmiert und in der Résistance bekannt war⁹⁹. Die Stationen ihrer Verhöre und Inhaftierungen waren die Sipo/SD-Außenstelle in Biarritz und ab Mitte Januar 1944 das Gefängnis Dijon. Bei der Überstellung von Biarritz nach Dijon unternahm Mary Lindell im Bahnhof von Châteauroux einen Fluchtversuch. Sie wurde angeschossen und schwer verletzt in das deutsche Feldlazarett in Tours gebracht, wo sie vier Wochen lang behandelt wurde¹⁰⁰. Mit diesem Fluchtversuch hatte sich Mary Lindell jedwede Möglichkeit genommen, ihre Aktivität im Widerstand auch nur im Ansatz durch ein humanitäres Engagement beim Roten-Kreuz zu kaschieren. Von Dijon aus wurde sie mit anderen britischen Agentinnen, die sich im Sommer 1944 noch in der Hand der Deutschen befanden, nach Ravensbrück deportiert¹⁰¹. Sie gehörte zu den ca. 7500 weiblichen Häftlingen, die mittels der sog. »Aktion Bernadotte« im April 1945 durch das Internationale Rote Kreuz aus Ravensbrück befreit wurden¹⁰².

Die Person Mary Lindell ist in Kreisen ehemaliger *Résistant(e)s* umstritten. Ihr ungestümer Charakter und ihr sehr egozentrisches, britisches Auftreten, mit dem sie Dritte übermäßig in Gefahr brachte sind nur ein Grund. Ihre unbotmäßige Selbstdarstellung nach 1945, bei der die Wahrheit hinter der Dichtung weit zurückbleibt, dürfte die Hauptursache sein. Dazu zählen außer ihrer Biografie¹⁰³ auch drei Fernsehdokumentationen aus den Jahren 1960, 1971 und 1980, in denen sich Mary Lindell selbst inszeniert und die Leistungen anderer Frauen in der Résistance an den Rand drängt, sofern sie sie nicht unumwunden der Unfähigkeit und Denunziation bezichtigt¹⁰⁴. Zu diesen Frauen gehört Geneviève Favre, die als Sekretärin und wichtige Begleiterin für das Réseau Marie-Claire im Einsatz war. Sie war einige Tage vor Mary Lindell am 21. November 1943 im Zug von Pau nach Toulouse verhaftet worden. Sie wurde zunächst an die Sipo/SD-Außenstelle in Biarritz und dann am 17. Dezember 1943 in das Gefängnis Dijon überstellt. Von dort wurde sie mit einem der letzten Transporte aus Frankreich am 15. August 1944 über das Lager Romainville bei Paris nach Ravensbrück deportiert. Sie kehrte nach Frankreich zurück, jedoch verliert sich ihre Spur 1946¹⁰⁵. Mit keinem Wort erwähnt Mary Lindell in ihren Fernsehinterviews Gabrielle Barré de Saint-Venant, obwohl sich die beiden Frauen im Widerstand persönlich gekannt haben und sich vermutlich auch in Ravensbrück begegnet sind.

Zur Selbstvermarktung Mary Lindells gehört auch ihre Behauptung, ihren Sohn Maurice de Milleville mittels einer Summe von 50 000 Francs aus den Fängen Klaus

99 ITS, Copy of 1.1.35.1/3766241, Zugangsliste des KZ Ravensbrück, BA-MA, RW 49/104; NARA, RG 498, Box 1093, File Mary Lindell.

100 APP, 1 W 529, Dossier Gertrude de Milleville.

101 Heinz SCHRÖTER, Geheime Reichssache, Klagenfurt 1971, S. 159.

102 SHD-DAVCC, 21 P 564831, Dossier Mary Lindell. Zur »Aktion Bernadotte« in Ravensbrück vgl. Bernhard STREBEL, Das KZ Ravensbrück. Geschichte eines Lagerkomplexes, Paderborn 2003, S. 498–500.

103 WYNNE, No Drums, (wie Anm. 54).

104 Women of Courage, 1980 (wie Anm. 3).

105 SHD, 16 P 218878, Dossier Geneviève (Ginette) Favre.

Barbies in Lyon freigekauft zu haben¹⁰⁶. Dies findet sich nicht nur als Aussage Mary Lindells in den Akten der *Direction Générale de la Sûreté Nationale*¹⁰⁷, sondern auch in einem Interview, das sie am 10. Februar 1983 und damit nur wenige Tage nach der offiziellen Auslieferung Barbies an Frankreich dem Daily Telegraph gegeben hat¹⁰⁸. Dessen ungeachtet erscheint diese Darstellung mehr als fragwürdig. Die genannte Summe von 50 000 Francs hat Mary Lindell zwar vom britischen Geheimdienst erhalten, jedoch war das Geld wie oben beschrieben für die Auslagen des Réseau und den Kauf eines LKW bestimmt¹⁰⁹. Vor diesem Hintergrund und insbesondere angesichts des Datums der Auszahlung am 24. September 1943 ist es zweifelhaft, ob der Freikauf ihres Sohnes aus den Händen von Klaus Barbie je stattgefunden hat. Denn Maurice de Milleville war vom 24.5.–3.8.1943 im Fort Montluc in Lyon inhaftiert und somit deutlich vor der Auszahlung wieder entlassen worden¹¹⁰. Außerdem muss eine Inhaftierung im Fort Montluc nicht zwingend mit einer Aktivität im Widerstand in Verbindung stehen. Denkbare Haftgründe sind ebenso Schwarzmarkthandel oder die Verweigerung des *Service du Travail obligatoire*. Hinzu kommt, dass diese Inhaftierung im Fort Montluc aus Sicht der französischen Behörden nicht mit einer Aktivität im Widerstand verbunden war¹¹¹.

Zum schlechten Leumund Mary Lindells vor allem in den Kreisen der *Résistantes déportées* hat auch die Tatsache beigetragen, dass sie im Hamburger Ravensbrück-Prozess als Zeugin der Verteidigung des Lagerarztes Percy Treite aufgetreten ist. Diese in sich inkohärente Aussage, die bereits vom Gerichtspräsidenten ganz ohne die Intervention der Anklage zerpfückt wurde, dürfte der Verteidigung kaum dienlich gewesen sein und hat das Todesurteil des Gerichts nicht beeinflusst¹¹².

Mary Lindell kann nicht länger als die britische Heldin par excellence im französischen Widerstand angesehen werden. Aber so anmaßend und egozentrisch ihr Habitus in der Nachkriegszeit und bis zu ihrem Tode im Jahre 1986 war, kann man ihr eine feindliche Einstellung gegenüber den deutschen Besatzern, eine hohe persönliche Risikobereitschaft und ihr Engagement in der Fluchthilfe nicht absprechen. Daran ändert auch der Umstand nichts, dass sie sich nach der Befreiung Frankreichs im Rahmen der Säuberungen mit einem Ermittlungsverfahren durch das *Tribunal militaire permanent de Paris* konfrontiert sah. Der Vorwurf lautete auf Feindbegünstigung (*intelligence avec l'ennemi*), weil sie zwei Justizwachtmeister des Gefängnisses Fresnes wegen kommunistischer Aktivitäten bei den Deutschen denunziert haben soll. Das Verfahren wurde im August 1949 eingestellt (*non-lieu*)¹¹³.

106 SHD-DAVCC, 21 P 598580, Dossier Maurice de Milleville.

107 Ibid, Audition de Mme Lindell, 13.12.1954.

108 Daily Telegraph vom 10.2.1983, S. 3. Die Times, die Daily Mail und der Guardian greifen diese Geschichte nicht auf.

109 NARA, RG 498, Box 1212, File Marie-Odile; *ibid.*, Box 1093, File Mary Lindell.

110 Archives départementales du Rhône, 3335 W 26/3335 W 3, Dossier n° 000446, Fiche n° 000446, http://archives.rhone.fr/?id=personne_biographie (1.2.2016).

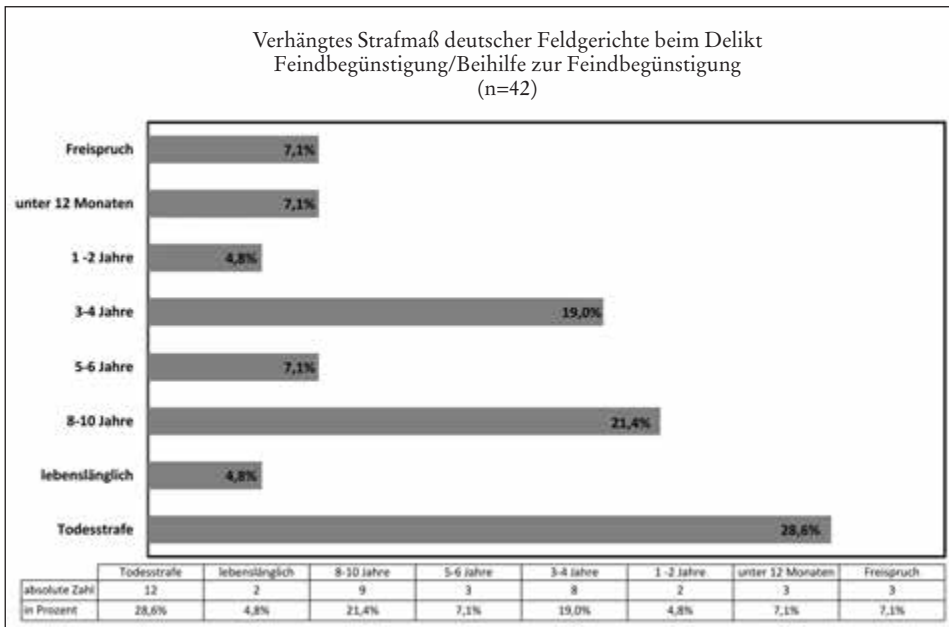
111 Wie Anm. 106.

112 TNA, WO 235/307, fol. 207–211.

113 Dépôt central d'archives de la justice militaire, Tribunal militaire permanent de Paris, ordonnance de non-lieu, 23.8.1949 (o. Sign.). Eine Kopie wurde mir am 17.11.2014 vom Leiter des Dépôt central d'archives de la justice militaire freundlicherweise übermittelt.

Festzuhalten ist aber, dass die um Mary Lindell nach 1945 entsponnene Legende viele Frauen mit ihren Leistungen für die Résistance vollkommen ins Abseits gedrängt hat, weil ihnen der Ruhm der bis heute als erfolgreiches Kommandounternehmen gefeierten *Operation Frankton* nicht zuteil wurde. Deshalb gehören Gabrielle Barré de Saint-Venant, Nicole Lebon, Simone Verdain, Geneviève Favre und Germaine Rouillon trotz des erlittenen Deportationsschicksals zu den vergessenen Widerstandskämpferinnen, die es zu rehabilitieren gilt.

Diagramm 1¹¹⁴



114 Die Daten stammen aus der statistischen Erhebung zu meiner Dissertation: VON LIST, Frauen in der Résistance (wie Anm. 26), S. 44.

DOMINIQUE TRIMBUR

LE PROCÈS EICHMANN ET LES RELATIONS RFA – ISRAËL : UNE INFLUENCE, NÉFASTE OU BÉNÉFIQUE ?

Au moment de l'enlèvement et du procès d'Adolf Eichmann, la RFA et l'État juif n'entretiennent pas de relations diplomatiques. Les rapports entre les deux pays sont toutefois déjà très étroits, sur la base de l'accord de réparations de 1952¹. La nouvelle de l'appréhension de l'ancien SS, le 23 mai 1960, puis son procès en 1961–1962, interviennent dans un contexte particulier. Quelques mois auparavant s'est produit une série d'incidents antisémites sur tout le territoire ouest-allemand, et peu de temps plus tard a eu lieu une première rencontre, très prometteuse, entre Konrad Adenauer et David Ben Gourion. En soi, le procès, avec ses révélations sur un passé dramatique très récent dont les acteurs sont pour certains encore vivants et actifs, notamment à Bonn, présente toutes les potentialités pour déstabiliser, voire mettre à mal une relation pragmatique, mais délicate. De quelle manière l'événement interfère-t-il dans les relations germano-israéliennes, aux niveaux officiel et sociétal ? Quels effets, le cas échéant, a-t-il sur ces relations, au moment de sa tenue et dans les années qui suivent ? Marque-t-il un coup d'arrêt, un recul, ou une avancée dans un rapprochement réciproque jusque-là presque sans embûches ?

I. Avant le procès

Au début de l'année 1960, le contexte des relations germano-israéliennes est constitué à la fois d'éléments de tensions et de détente. Ce sont d'une part les récents incidents antisémites de Cologne, par ailleurs en Allemagne de l'Ouest et au-delà de ses frontières, au tournant 1959–1960². C'est d'autre part la première rencontre entre Adenauer et Ben Gourion, à New York, le 12 mars 1960³, qui constitue une étape importante dans un rapprochement initié au début des années 1950, avec la conclusion

1 L'histoire des relations germano-israéliennes a désormais ses manuels : Niels HANSEN, *Aus dem Schatten der Katastrophe: die deutsch-israelischen Beziehungen in der Ära Adenauer und David Ben Gurion*. Ein dokumentierter Bericht, Düsseldorf 2002 ; Yeshayahu A. JELINEK, *Deutschland und Israel 1945–1965: ein neurotisches Verhältnis*, Munich 2004 ; voir aussi le recueil de documents édité par Yeshayahu A. JELINEK, *Zwischen Moral und Realpolitik: deutsch-israelische Beziehungen 1945–1965. Eine Dokumentensammlung*, Gerlingen 1997.

2 Ces incidents sont d'autant plus choquants qu'ils commencent par l'apposition de graffitis sur la synagogue de Cologne : emplacement de l'une des plus anciennes communautés juives d'Allemagne, Cologne dispose à nouveau d'une synagogue après sa destruction lors de la Nuit de Cristal, 21 ans plus tôt, reconstruite et inaugurée en présence de Konrad Adenauer, chancelier fédéral et ancien maire de la métropole rhénane, au mois de septembre 1959.

3 Yeshayahu A. JELINEK, Rainer BLASIUS, Ben Gurion und Adenauer im Waldorf Astoria – Gesprächsaufzeichnungen vom israelisch-deutschen Gipfeltreffen in New York am 14. März 1960, dans : *Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte* 45 (1997), p. 309–344.

et l'entrée en vigueur de l'accord de réparations signé entre les deux pays le 10 septembre 1952⁴. L'annonce par Ben Gourion de l'enlèvement et de l'emprisonnement d'Eichmann, le 23 mai 1960, représente d'une part une surprise pour la RFA, à laquelle les événements semblent s'imposer. C'est en apparence le cas pour Theodor Heuss, ex-Président de la RFA depuis quelques mois, qui se trouve à ce moment en visite privée en Israël⁵.

Dans le même temps, il semble que la surprise n'en soit pas complètement une, et que le terrain ait été préparé, comme l'attestent certains éléments. Le 50^{ème} anniversaire du procès a donné lieu à plusieurs révélations, sinon des rappels relatifs à la connaissance plus ou moins précise que les services secrets ouest-allemands avaient de la destinée et de la localisation d'Adolf Eichmann⁶. Et l'on sait que les renseignements comme les autorités de Bonn n'avaient pour le moins fourni aucun effort pour le faire appréhender, conduisant le procureur de Hesse Fritz Bauer à confier les informations dont ils disposaient aux services secrets israéliens, redoutant qu'une information judiciaire ouest-allemande ne soit communiquée à l'ancien SS, et conduite à sa fuite. On peut ainsi constater la réactivité du ministère ouest-allemand des Affaires étrangères, l'*Auswärtiges Amt* (AA), qui reflète l'embarras de ses services et de ses représentations de par le monde. De fait, la question de la possibilité d'une extradition est explorée dès le lendemain de cette annonce par les services compétents ouest-allemands, en particulier dans les services juridiques du ministère des Affaires étrangères, qui produisent une note conséquente, mettant notamment en avant les obstacles à une telle procédure: il n'existe pas de relations diplomatiques entre la RFA et Israël, il n'existe donc peu voire pas d'espoir de succès de la demande; ce qui est conforté par l'absence de convention d'extradition entre les deux pays, en plus du fait que la RFA n'est pas désireuse de la demander⁷.

L'extradition d'Eichmann à partir du territoire israélien où il est désormais emprisonné n'est guère souhaitée par la RFA. Cela concerne à la fois un transfert vers son propre territoire; mais plus particulièrement en direction d'un pays de l'Est, lorsqu'un peu plus tard le gouvernement polonais semble s'orienter dans le sens d'une telle demande d'extradition. Comme le souligne l'AA, un procès à Varsovie serait inéluctablement utilisé contre la RFA et certaines personnalités ouest-allemandes, dans le contexte général de guerre très froide qui domine alors les relations internationales⁸. Il s'agit alors pour l'AA de parer à tout risque de la sorte: si une extradition

4 À propos de l'accord de réparations, outre les références précédentes, on pourra consulter la dernière publication en date: Yaakov SHARETT (dir.), *The Reparations Controversy. The Jewish State and German Money in the Shadow of the Holocaust 1951–1952*, Berlin, Boston 2011.

5 JELINEK, *Deutschland und Israel* (voir n. 1), p. 340.

6 *Deutscher Geheimdienst kannte Eichmann-Versteck schon 1952*, dans: Spiegel Online, 8.1.2011, <http://www.spiegel.de/panorama/nazi-verbrecher-deutscher-geheimdienst-kannte-eichmann-versteck-schon-1952-a-738465.html> (12.11.2015), Klaus WIEGREFFE, *Triumph der Gerechtigkeit*, dans: *Der Spiegel* 13 (2011); ID, *Der Fluch der bösen Tat*, dans: *Der Spiegel* 15 (2011).

7 Archives du ministère ouest-allemand des Affaires étrangères (Politisches Archiv des Auswärtigen Amtes), Berlin (par la suite: PA AA), dossiers de la Direction des affaires juridiques (Abteilung V, L4), note écrite (503.88.80.86), 24.5.1960, Marmann; dossiers de la Direction d'Orient (Ostabteilung, Abteilung VII), lettre circulaire de l'AA (503.88.80.86) à de nombreuses représentations, 14.7.1960, Janz.

8 PA AA, Abt. VII, vol. 1038, Eichmann, note écrite confidentielle (503.88.80.86), 27.4.1961, Raab.

est permise par Israël – par exemple en direction de l'Argentine, la RFA doit être prioritaire, et il faut donc pousser à l'établissement d'un accord d'extradition entre les deux pays⁹.

Dans le même ordre d'idée, les réflexions de l'AA portent rapidement sur la question de la défense d'Eichmann. Doit-on appliquer à son profit la procédure de la *Zentrale Rechtsschutzstelle* (ZRS), cette officine de l'AA qui a pour vocation de venir en aide aux ressortissants ouest-allemands traînés en justice à l'étranger, ce qui jusque-là profite notamment à des criminels de guerre¹⁰? Doit-on désigner à son profit un avocat ouest-allemand ou pas? Et si l'avocat d'Eichmann est officiellement désigné par la RFA, n'y a-t-il pas risque de voir la RFA taxée de positionnement pro-nazi? Les réflexions, et les préoccupations de l'AA, se poursuivent une fois que l'avocat de Cologne Robert Servatius se porte candidat à la défense d'Eichmann et en informe les autorités israéliennes, avec pour Bonn attente inquiète de la réponse de Tel Aviv. En cas d'acceptation de leur part, tout ira bien pour la RFA. En revanche, en cas de refus, il s'agit selon l'AA d'éviter que la RDA ne propose spontanément un avocat, puisque cela risquerait fort de mettre à mal la RFA¹¹. Dans les semaines qui suivent, les choses s'arrangent en partie puisque l'avocat choisi par la famille d'Eichmann est accepté par l'État hébreu; la RFA refuse alors de payer les frais de cette défense¹². Au début de 1961, Bonn est toutefois obligé d'imposer ses vues en matière d'extradition. Celle-ci est à nouveau à l'ordre du jour lorsque Servatius l'exige, invoquant les pratiques de la ZRS et l'absence de relations diplomatiques. Selon lui, comme on doit l'attendre d'un pays dont est originaire un prévenu à qui il est fait procès à l'étranger, la RFA ne peut collaborer avec la justice israélienne. De plus, à ses yeux, cette dernière n'a aucune compétence pour juger Eichmann¹³. Ce positionnement, qui devrait conduire à un procès – équitable – d'Eichmann devant la justice ouest-allemande, est réfuté par les services compétents de l'AA: ceux-ci invoquent notamment un accord d'assistance juridique signé entre les deux pays le 13 juillet 1957, qui doit au besoin garantir un appui au profit d'un ressortissant ouest-allemand placé devant la justice israélienne¹⁴. On le sait: au grand dam de Servatius, l'extradition n'aura jamais lieu, elle qui aurait sauvé la vie d'Eichmann selon Eugen Gerstenmaier, président chrétien-démocrate du Bundestag, protestant engagé et proche des cercles du 20 juillet 1944¹⁵.

En parallèle aux services des Affaires étrangères, les cercles de pouvoir en RFA réagissent et réfléchissent également. L'ambiance générale à Bonn relativement à la

9 Ibid.

10 PA AA, L4, vol. 1, Eichmann-Prozess, note écrite (Abt. V ZRS E 553/60), 29.6.1960, Raab. Voir Christina GROSSE, *Der Eichmann-Prozess zwischen Recht und Politik*, Francfort/M. 1995, p. 50–118. Au total la ZRS n'est pas mobilisée au bénéfice d'Eichmann. À son propos, voir Bernhard BRUNNER, *Der Frankreich-Komplex. Die nationalsozialistischen Verbrechen in Frankreich und die Justiz der Bundesrepublik Deutschland*, Göttingen 2004, p. 115–144.

11 PA AA, L4, vol. 1, Eichmann-Prozess, note écrite (Abt. V ZRS E 553/60), 25.11.1960.

12 À propos des multiples allers-retours entre Servatius et les autorités fédérales relativement à la question de sa rémunération, voir GROSSE, *Eichmann-Prozess* (voir n. 10).

13 PA AA, Abt. VII, vol. 1037, Eichmann, lettre de Servatius à l'AA, 5.2.1961.

14 Ibid., note écrite (503.88.80.86), 3.3.1961, Janz; lettre de l'AA à Servatius, 6.6.1961, von Brentano.

15 Markus A. WEINGARDT, *Deutsche Israel- und Nahost-Politik. Die Geschichte einer Gratwanderung seit 1949*, Francfort/M. 2002, p. 135, n. 236.

perspective du procès d'Eichmann est à l'absence d'inquiétude particulière, en apparence. Cette sérénité de façade peut être mise sur le compte d'une certaine résignation. De fait, une accoutumance semble s'imposer, concernant notamment les attaques dirigées contre Hans Globke, secrétaire d'État à la Chancellerie, et à ce titre le plus proche collaborateur du Chancelier Adenauer. Depuis quelques années, Globke est régulièrement visé par des polémiques pour avoir exercé de hautes responsabilités au ministère de l'Intérieur du Troisième Reich, en lien notamment avec la législation antijuive¹⁶. Dans l'ensemble, les comptes rendus des conseils des ministres démontrent que dans cette enceinte on ne parle que peu d'Eichmann et du procès qui doit lui être fait¹⁷.

Cette impression de quiétude ne signifie toutefois pas que l'on ne fait rien¹⁸. Les mois qui suivent l'annonce de l'arrestation d'Eichmann, avec la préparation du procès, sont marqués à Bonn par la mise en place d'un dispositif que l'on peut qualifier de véritable campagne de relations publiques. On utilise alors tous les moyens à disposition. Il s'agit là d'un travail de la RFA visant à préserver, voire améliorer, son image dans le monde. Ce qui est un grand classique dans le contexte général des relations germano-israéliennes¹⁹ est rendu plus nécessaire que jamais: le climat peut rapidement dégénérer du fait des récents incidents antisémites, comme des potentialités de révélations fâcheuses intrinsèques à la procédure, mettant en évidence des silences, certaines continuités²⁰, voire une certaine complaisance au nom de la persistance de la « morale nazie »²¹. Il y a ainsi nécessité de déminer le terrain, ce qui concerne en particulier le rapport de la RFA aux États-Unis, mais bien évidemment envers Israël.

À l'égard des États-Unis on note d'emblée un investissement personnel d'Adenauer. Celui-ci effectue une visite officielle là au moment même du début du procès. L'image d'une Allemagne fédérale impeccable quant à son passé lui est alors indispensable, à la manière de ce qui s'est fait au printemps 1953, lorsqu'il avait poussé à la

16 Kabinettsprotokolle der Bundesregierung, vol. 14: 1961, éd. Hartmut WEBER et al., Munich 2004, séance du 18.1.1961, p. 65–66. À propos de Globke, voir la récente biographie de Erik Lommatzsch, qui tente avec une certaine réussite de brosser un portrait dépassionné du personnage: Hans Globke (1898–1973). Beamter im Dritten Reich und Staatssekretär Adenauers, Francfort/M. 2009.

17 Les comptes rendus publiés ne comprennent que la seule information relative à l'envoi d'un observateur: voir Kabinettsprotokolle der Bundesregierung, vol. 14, 1961, séance du 22.3.1961, p. 134 (à propos de l'observateur, voir plus loin).

18 Pour l'avocat berlinois Reiner Geulen (Die Geheimhaltung der Eichmann-Akten durch den Bundesnachrichtendienst, dans: Recht und Politik. Vierteljahreshefte für Rechts- und Verwaltungspolitik 3 (2011), p. 171–176), cette impression est trompeuse, et il faut bien plutôt parler de panique, cf. Eichmann-Prozess löste Panik in Adenauers Regierung aus, dans: Spiegel Online, 27.3.2011, <http://www.spiegel.de/politik/deutschland/geheimdienst-akten-eichmann-prozess-loeste-panik-in-adenauers-regierung-aus-a-753387.html> (12.11.2015). Cet article n'indique toutefois pas de sources précises qui appuient cette caractérisation de l'ambiance régnant à Bonn.

19 Du temps des négociations et de l'accord de réparations la RFA a beaucoup œuvré pour améliorer son image, en mettant en avant ses accomplissements démocratiques devant trancher d'avec le Troisième Reich.

20 Norbert FREI (dir.), Hitlers Eliten nach 1945, Munich 2003.

21 Cf. Raphael GROSS, »Zum Fortwirken der NS-Moral. Adolf Eichmann und die deutsche Gesellschaft«, dans: ID, Yfaat WEISS (dir.), Jüdische Geschichte als allgemeine Geschichte. Festschrift für Dan Diner zum 60. Geburtstag, Göttingen 2006, p. 212–234; et du même auteur: Anständig geblieben. Nationalsozialistische Moral, Francfort/M. 2010.

ratification de l'accord de réparations juste avant une telle visite²². En cela Adenauer est aidé par Willy Brandt, maire de Berlin, certes social-démocrate mais qui s'implique dans la démonstration d'une Allemagne au clair avec son passé, lors d'un séjour qu'il effectue aux États-Unis durant la même période²³. Effort accompagné par Hendrik van Dam, secrétaire général du *Zentralrat der Juden in Deutschland* (Conseil central des Juifs en Allemagne), organe représentatif de la petite mais très symbolique communauté juive de RFA: un séjour de sa part aux États-Unis est également envisagé.

En ce qui concerne ses relations avec Israël, dans l'atmosphère générale de ces années de consolidation et dans ce contexte particulier, pour la République fédérale il s'agit a priori de redouter le pire. Si le climat global est serein, le souvenir est en effet proche de plusieurs moments difficiles dans ces relations germano-israéliennes²⁴. Pour cela, le principe de précaution s'impose. On établit alors des dispositions générales devant valoir au cours des mois qui suivent. Ainsi, les visites de personnalités ouest-allemandes en Israël alors en augmentation, qui risqueraient de subir le ressentiment d'une population échauffée, sont à éviter le temps du procès²⁵. De fait, le peuple israélien semble poser problème aux Allemands de l'Ouest, avec la connaissance que l'on a de son extrême sensibilité à la question des relations avec l'Allemagne, même celle, fédérale et démocratique, d'après 1945²⁶. Mais à Bonn on sait par ailleurs que les gouvernants de l'État hébreu sont bien disposés: Ben Gourion a depuis longtemps et régulièrement exprimé sa foi en la «nouvelle Allemagne», incarnée par Adenauer²⁷. De son côté, le chef de la mission israélienne de Cologne²⁸, Felix

22 L'accord de septembre 1952 a en effet mis du temps à être ratifié par le Bundestag, du fait notamment des objections émanant des propres rangs de la majorité gouvernementale d'Adenauer (CDU et surtout CSU): de la même manière qu'il a dû s'impliquer personnellement pour relancer des pourparlers bloqués, en avril-mai 1952, c'est Adenauer qui permet à l'accord d'être ratifié en mars 1953; ce qui lui permet de partir immédiatement après aux États-Unis avec en poche ce «certificat de bonne conduite» très utile pour l'image de la RFA là. À ce propos, cf. notre article: L'influence américaine sur la politique israélienne de la RFA, 1951-1956, dans: *Relations Internationales* 110 (2002), p. 197-218.

23 Un voyage prévu pour le printemps 1960 n'a pas lieu, mais occasionne des échanges en vue de coordonner les efforts de Brandt et d'Adenauer visant à travailler à la bonne image de l'Allemagne fédérale; cette coopération est reprise dans la perspective d'un séjour du leader social-démocrate aux États-Unis en mars 1961, qui précède de quelques semaines celui d'Adenauer (cf. Judith MICHEL, *Willy Brandts Amerikabild und -politik 1933-1992*, Göttingen 2010, p. 141-148).

24 Elles ont été marquées de moments de crises en 1952 (autour de la négociation en vue de l'accord de réparations), en 1957 et 1959 (au sujet de livraisons militaires), et en 1959-1960 (à partir des incidents antisémites de Cologne).

25 PA AA, L4, vol. 1 Eichmann-Prozess, lettre de l'ambassade de RFA à Nicosie (433/60) à l'AA, 7.12.1960, Koenig.

26 Les diverses crises citées plus tôt se traduisent soit par de violentes manifestations de rues, soit par des crises gouvernementales.

27 C'est Ben Gourion, avec Moshe Sharett, qui développe la thématique pour justifier sa propre politique de rapprochement en direction de la RFA, cf. notre ouvrage: *De la Shoah à la réconciliation? La question des relations RFA/Israël (1949-1956)*, Paris 2000; Roni STAUBER, *Realpolitik and the Burden of the Past: Israeli Diplomacy and the »Other Germany«*, dans: *Israel Studies* 8/3 (2003), p. 100-122; Yechiam WEITZ, *Ben Gurions Weg zum »Anderen Deutschland« 1952-1963*, dans: *Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte* 48 (2000), p. 255-279.

28 Il s'agit d'une mission d'achat israélienne, installée à Cologne afin de négocier avec les autorités ouest-allemandes, dans le cadre de l'application de l'accord de réparations. Cette délégation re-

Shinnar, ne manque pas de réitérer l'assurance que rien de fâcheux pour la RFA ne peut se produire: le procès Eichmann sera le procès du Troisième Reich, et rien d'autre²⁹.

Dans sa campagne de relations publiques, Bonn met à disposition des journalistes et du public des matériaux destinés à défaire le soupçon selon lequel les criminels de guerre n'auraient jusque-là guère été inquiétés en RFA³⁰. L'Office fédéral de presse pour sa part élabore et diffuse une documentation à destination des représentations diplomatiques, et au-delà, répertoriant l'engagement de Bonn dans une clarification, politique et judiciaire, du passé nazi de l'Allemagne³¹. À travers un large inventaire, on voit qu'il ne s'agit pas tant de contrer le procès et ses effets potentiels, que l'usage qui en serait fait par les pays de l'Est: on insiste alors sur le fait que la RFA fait beaucoup envers les Juifs et Israël – on est alors proche des dix ans de l'accord de réparations, à la différence de la RDA qui n'a, elle, rien entrepris dans ce sens. Comme l'affirme le député SPD Fritz Erler, en janvier 1961, on doit et peut alors démontrer la réalité de la »nouvelle«, de l'»autre« Allemagne, qui n'est pas qu'une façade³². Celle-ci est une réalité, puisque, comme le constate pour sa part en avril 1961 Gerstenmaier, il est notable qu'il n'y ait pas eu de campagne antisémite en RFA à la suite de la décision d'engager une procédure contre Eichmann³³.

Dans cette phase préalable au procès, l'entente entre autorités israéliennes et ouest-allemandes est pour le moins harmonieuse, avec disposition de la République fédérale à fournir de la documentation qui puisse contribuer au dossier établi à l'encontre d'Eichmann³⁴. Shinnar en RFA est la cheville ouvrière de ce dispositif; tandis que le procureur général Gideon Hausner, qui doit mener le réquisitoire contre Eichmann, est mis au diapason par Ben Gourion pour éviter que le sujet de l'implication d'anciens nazis éventuellement encore en fonction dans l'appareil d'État ouest-allemand n'apparaisse au cours du procès³⁵: on parlera d'Allemagne nazie au cours du

vêt rapidement le caractère d'une représentation officieuse israélienne, avec des compétences consulaires. Elle est prévue pour cesser ses activités à l'arrivée à échéance de l'accord de 1952.

29 PA AA, L4, vol. 1 Eichmann-Prozess, note écrite (503.88.80.86), 5.1.1961, Janz.

30 Ibid., note du service presse de l'AA, 20.1.1961, Hille. À propos de l'histoire de la poursuite en justice – pour le moins hésitante au départ – par la RFA des criminels de guerre nazis, voir Annette WEINKE, *Eine Gesellschaft ermittelt gegen sich selbst. Die Geschichte der Zentralen Stelle Ludwigsburg 1958–2008*, Darmstadt 2008. L'imprégnation de la justice d'après-guerre par des juges ayant fait carrière sous le nazisme est bien connue, comme l'est celle – notamment – de la police criminelle, appelée en principe à justement mener en justice des personnes impliquées dans de tels crimes, cf. Bundeskriminalamt (dir.), *Das Bundeskriminalamt stellt sich seiner Geschichte. Dokumentation einer Kolloquienreihe*, Cologne 2008.

31 PA AA, L4, vol. 1 Eichmann-Prozess, lettre circulaire (200.80.03 508/61), 3.3.1961, von Brentano; Informationsmappe zum Eichmann-Prozeß.

32 Archiv der sozialen Demokratie der Friedrich-Ebert-Stiftung (Archives de la social-démocratie), Bonn, papiers privés de Fritz Erler, vol. 17, RIAS, 24.1.1961, MdB F. Erler: Über seine Eindrücke in Israel.

33 Archiv für Christlich-Demokratische Politik (par la suite: ACDP), Konrad Adenauer Stiftung (Archives de la politique démocrate chrétienne), Bonn, papiers privés d'E. Gerstenmaier, vol. 085/3, Bulletin, n° 66, 8.4.1961, p. 635: Zum Eichmann-Prozeß – Ein Interview mit dem Präsidenten des Deutschen Bundestags, ABC.

34 PA AA, L4, vol. 1 Eichmann-Prozess, note du service presse de l'AA, 20.1.1961, Hille.

35 Yechiam WERTZ, *The Founding Father and the War Criminal's Trial: Ben Gurion and the Eichmann Trial*, dans: *Yad Vashem Studies* 36/1 (2008), p. 211–252.

procès, pas d'Allemagne en général, ce qui doit permettre d'éviter que le sujet Globke ne soit abordé³⁶. Ce *modus vivendi* est dénoncé par le parti *Hérout* de Menahem Begin, dans la continuité de son hostilité à tout rapprochement entre Bonn et Tel Aviv³⁷.

Le dispositif est peaufiné par une ultime mise au point d'Adenauer. Celui-ci prend la parole dans une déclaration télévisée, le 10 avril 1961, la veille du début du procès. Ce discours est à la fois une mise en garde et un constat serein, puisqu'en substance le Chancelier fédéral en appelle d'une part à ne pas assimiler Eichmann aux Allemands, et exprime d'autre part sa confiance face à un procès qui doit servir la justice. Tout paraît donc bien calé.

II. Au moment du procès

Concrètement, que fait-on à partir du moment où l'on sait qu'il va y avoir procès? En l'absence de relations diplomatiques, la RFA qui n'a pas tenu à faire le procès d'Eichmann sur son propre territoire, ne dispose pas de représentants officiels en Israël qui puissent assister aux débats et en rendre compte. Il s'agit donc de pallier ce manque le temps du procès: une solution consiste en la mise en place d'une mission ouest-allemande envoyée à Jérusalem. Cette idée a plusieurs origines. Elle est par exemple appuyée par Julius Klein, un lobbyiste juif de Chicago, général en retraite de lointaine ascendance allemande, bruyant, actif et rémunéré partisan depuis quelques années du rapprochement germano-israélien³⁸. Dans un mémorandum envoyé à Adenauer, Heinrich von Brentano, ministre des Affaires étrangères, et à Globke au début 1961, il propose notamment que Franz Böhm en soit responsable. Député chrétien-démocrate, cet universitaire avait dirigé la délégation ouest-allemande aux

36 Willi WINKLER, Adolf Eichmann und seine Verteidiger – Ein kleiner Nachtrag zur Rechtsgeschichte, dans: *Einsicht 05 – Bulletin des Fritz Bauer Instituts*, printemps 2011, dossier spécial: *Adolf Eichmann vor Gericht – Der Prozess in Jerusalem*, p. 33–41, en particulier p. 38–40. Selon Hausner (*Justice in Jerusalem – The Trial of Adolf Eichmann*, Londres 1967, p. 466), si le passé de Globke est connu, aucun document n'est assez grave pour établir un lien avec Eichmann ou pour porter accusation contre lui en général. Pour sa part, lors de l'interrogatoire préalable au procès mené par Avner Less, Eichmann lui-même affirme ne jamais avoir entendu parler de Globke (Avner Werner LESS, Bettina STANGNETH, *Lüge! Alles Lüge – Aufzeichnungen des Eichmann-Verhörers*, Zurich 2012, p. 169–170). Selon certains (GEULEN, *Die Geheimhaltung der Eichmann-Akten* [voir n. 18]), l'entente germano-israélienne porte également sur le refus par Israël de laisser l'avocat est-allemand Friedrich-Karl Kaul plaider contre Eichmann au nom de parties civiles, en particulier en provenance de RDA: cette décision, que certains considèrent comme le résultat d'une pression ouest-allemande et comme infraction à la procédure, illustre à la fois un point de droit (exclusion de parties civiles dans une procédure dont l'issue peut être la peine capitale: HAUSNER), et surtout le souci de Jérusalem de conserver le monopole de l'accusation à l'encontre de l'ancien SS.

37 Le peuple va-t-il en venir à des réflexions sur un revirement?, dans: *Hérout*, 15.3.1961.

38 Julius Klein est à la tête d'une agence de communication, rémunéré par la RFA (entreprises et État) pour travailler à l'amélioration de l'image de l'Allemagne fédérale aux États-Unis. Voir Shlomo SHAFIR, *Ambiguous Relations. The American Jewish Community and Germany Since 1945*, Détroit 1999, p. 186–188; LOMMATZSCH, Hans Globke (voir n. 16), p. 184–185; S. Jonathan WIESEN, *Germany's PR Man. Julius Klein and the Making of Transatlantic Memory*, dans: Philipp GASSERT, Alan E. STEINWEIS (dir.), *Coping with the Nazi past. West German debates on Nazism and generational conflict, 1955–1975*, New York 2006, p. 294–308.

négociations ayant conduit à l'accord de réparations en 1952³⁹. Personnalité au-dessus de tout soupçon, particulièrement bienveillante envers Israël, il pourra exploiter au mieux le procès et ses éventuelles répercussions, en étant prêt à contrer l'action des pays de l'Est⁴⁰.

En parallèle, une telle idée fait l'objet de réflexions internes à l'AA. Dans un contexte d'extrême compétition entre les deux Allemagnes – en préalable immédiat à l'érection du mur de Berlin, les services de la *Koblenzer Strasse*⁴¹ relèvent tout d'abord un obstacle juridique éventuel. Expression d'une prudence et d'une méfiance définitivement installées à l'égard de l'autre Allemagne, on souligne d'emblée qu'une telle mission aurait pour conséquence fâcheuse que la RDA voudrait en envoyer aussi, ce qui poserait une nouvelle fois la question de l'application de la doctrine Hallstein: la RFA déniait toute existence à la RDA, comment celle-ci pourrait-elle envoyer une telle mission, qui devrait obtenir un agrément, donc une reconnaissance israélienne⁴²? L'obstacle est également politique : envoyer une telle mission, c'est encourir le risque de voir poser des questions quant aux motivations de Bonn en l'occurrence, puisque l'empressement ouest-allemand pourrait être interprété pour le moins comme l'expression d'une mauvaise conscience, voire comme la volonté d'interférer dans le cours de la justice.

En tout état de cause, la décision est bel et bien prise d'envoyer cette mission, à condition qu'elle soit strictement encadrée par la Direction des affaires politiques de l'AA. Devant s'abstenir de toute prise de position politique, il est bien précisé que cette délégation n'est pas une représentation diplomatique. Elle est placée sous la direction de Gerhard von Preuschen, un avocat de Wiesbaden, capitale du *Land* de Hesse où travaille le procureur Fritz Bauer, dont les investigations sont en grande partie à l'origine de l'arrestation d'Eichmann⁴³. Ayant participé au 20 juillet et ayant été emprisonné pour cela, c'est un ami personnel du ministre des Affaires étrangères von Brentano qui est chargé de cette mission d'observation⁴⁴. Il est accompagné dans sa tâche par des personnes dont le profil reflète les fonctions de la mission⁴⁵. On

39 À propos de Franz Böhm, voir Niels HANSEN, *Franz Böhm mit Ricarda Huch. Zwei wahre Patrioten*, Düsseldorf 2009.

40 PA AA, archives du cabinet du ministre, vol. 147 Julius Klein, *Public Relations Sammlung*, «mémoire confidentiel» de Klein pour Adenauer, von Brentano et Globke, sans date (début 1961).

41 »Koblenzer Strasse«, aujourd'hui »Adenauer Allee« était à l'époque le synonyme de l'AA installé dans cette artère de Bonn, en référence à »Wilhelmstrasse«, désignation courante de l'ancien AA, sis dans cette rue de Berlin jusque 1945.

42 PA AA, Abt. VII, vol. 1037 Eichmann, Document (503.88.80.86), 12.1.1961, Marmann. La »doctrine Hallstein« de 1955 est un code édicté au sein des Affaires étrangères ouest-allemandes, du nom de leur secrétaire d'État de l'époque, Walter Hallstein: la RFA doit rompre ses liens avec tout pays qui établirait des relations diplomatiques avec la RDA, geste devant signifier la reconnaissance officielle de l'autre entité allemande, dont l'existence juridique comme État est alors déniée par Bonn au nom de son monopole de représentation de l'Allemagne et de son refus de la division de l'Allemagne (cf. par exemple William Glenn GRAY, *Germany's Cold War. The Global Campaign to Isolate East Germany*, Chapel Hill 2003).

43 Irmtrud WOJAK, *Fritz Bauer 1903–1968. Eine Biographie*, Munich 2009.

44 Cf. GROSSE, *Eichmann-Prozess* (voir n. 10) revient sur la désignation de Preuschen, avec interrogations préalables quant à sa personnalité et à son profil.

45 Ainsi que celles d'une structure de coordination des efforts ouest-allemands, établie peu auparavant à Bonn (GROSSE, *Eichmann-Prozess* (voir n. 10)).

compte notamment un représentant de l'Office fédéral de presse, Hans Stercken et un historien, Wolfgang Scheffler, auteur d'une étude scientifique sur la politique antisémite nazie, venant alors de paraître en RFA⁴⁶. La mission compte enfin un journaliste, Rolf Vogel, au nom de la *Deutsche Zeitung*: depuis longtemps engagé dans la promotion de meilleures relations germano-israéliennes, ce «demi-Juif» est un proche d'Adenauer⁴⁷. De son côté le procureur Dietrich Zeug est envoyé à Jérusalem pour représenter l'officine qui centralise les informations nécessaires à la poursuite en justice des criminels nazis, la *Zentrale Stelle der Landesjustizverwaltungen zur Aufklärung nationalsozialistischer Verbrechen*.

Le rôle essentiel de la délégation, qui est sur place, dans son intégralité ou non, le temps du procès, est de faire état de ce qui se dit dans l'enceinte du *Beit haam*, la salle de conférences récemment inaugurée où ont lieu les débats. En termes d'image elle s'intéresse notamment à la mise en avant de l'«autre Allemagne» au temps du Troisième Reich. Il en va par exemple de la mise en valeur de l'action du diplomate Georg-Ferdinand Duckwitz à Copenhague, qui contribue en 1943 au sauvetage des Juifs du Danemark peu avant une rafle à leur rencontre⁴⁸. Il en va également, et surtout, du pasteur Heinrich Grüber, dont l'action de sauvetage au bénéfice notamment de Juifs convertis permet de mentionner l'engagement en faveur de Juifs en Allemagne dans les pires moments⁴⁹. La mission est également pensée pour prendre des renseignements sur les procédures judiciaires menées ou à mener contre des criminels nazis, avec éventuellement la possibilité de s'en inspirer ultérieurement lors de procès qui pourraient avoir lieu en RFA⁵⁰.

46 Wolfgang SCHEFFLER, *Die nationalsozialistische Judenpolitik. Unterlagen für den Unterricht in Politik und Zeitgeschichte*, éd. Otto-Suhr-Institut an der Freien Universität/Landeszentrale für politische Bildungsarbeit Berlin, 1960.

47 En lien avec le cinquantenaire du procès Eichmann, l'hebdomadaire *Der Spiegel* a révélé que sous couvert d'activité journalistique, Vogel est alors missionné par les services secrets ouest-allemands, le BND: à ce titre il aurait cambriolé la chambre d'hôtel de Kaul pour s'emparer de documents éventuellement compromettants pour des personnalités ouest-allemandes – dont Globke – détenus par l'avocat est-allemand (cf. Klaus WIEGREFE, *Kalter Krieg beim Eichmann-Prozess. Aktenklau für die Adenauer-Republik*, dans: *Spiegel Online*, 2.9.2010, <http://www.spiegel.de/politik/deutschland/kalter-krieg-beim-eichmann-prozess-aktenklau-fuer-die-adenauer-republik-a-715292.html> (12.11.2015). L'information a été reprise par l'avocat berlinois Reiner Geulen, lors d'une intervention dans le cadre du centre de documentation «Topographie des Terrors», le 5 mai 2011. Vogel est surtout jusque-là connu pour son activisme pro-israélien mené en RFA, avec à la clé des recueils de documents relatifs au rapprochement entre la RFA et Israël (cf. Rolf VOGEL, *Deutschlands Weg nach Israel. Eine Dokumentation*, Stuttgart 1967; Id., *Der deutsch-israelische Dialog. Dokumentation eines erregenden Kapitels deutscher Aussenpolitik*, 8 vol., Munich 1987–1990).

48 PA AA, Abt. VII, vol. 1038 Eichmann, télégramme de la délégation ouest-allemande à Jérusalem (137) à l'AA, 10.5.1961, Preuschen. À propos de Duckwitz, cf. Johannes DOSE, *Georg Ferdinand Duckwitz in Dänemark, 1943–1945*, Bonn 1992; Ulrich HERBERT, *Best. Biographische Studien über Radikalismus, Weltanschauung und Vernunft, 1903–1989*, Bonn 1996; Leni YAHIL, *The rescue of Danish Jewry. Test of a democracy*, Philadelphie/PA 1969. Pour ses actes, Duckwitz a été déclaré Juste par Yad Vashem en 1971 (cf. Arno LUSTIGER, *Rettungswiderstand. Über die Judenretter in Europa während der NS-Zeit*, Göttingen 2011, p. 250, 254).

49 Grüber est l'un des premiers Allemands à être nommé «Juste parmi les nations» par Yad Vashem, en 1964 (cf. LUSTIGER, p. 41).

50 Même si en l'occurrence le représentant de la Zentrale Stelle relativise les choses, lorsqu'il se rend compte que les Israéliens sont parfois moins dotés que la RFA, qu'ils n'ont pas toute la connais-

Au-delà de cette vocation directement liée au procès Eichmann, la délégation a également une tâche de collecte d'informations plus générales sur la situation d'Israël: disposant de moyens de communication autonomes pour expédier vers Bonn des télégrammes chiffrés⁵¹, elle fait par exemple écho au climat israélien qui est, en dépit des craintes initiales, peu anti-allemand; au plus fort du procès on va même évoquer la possibilité prochaine d'une visite en Israël du président Lübke, alors que de tels passages de personnalités ouest-allemandes viennent d'être déconseillés, le temps de la procédure⁵². Certes, le tableau n'est pas que favorable, puisque transparaît toujours une certaine »Hassliebe« des Juifs originaires d'Allemagne installés en Israël à l'égard de leur patrie d'origine⁵³. La mission souhaite encore contribuer à l'amélioration du climat, en incarnant la bonne volonté ouest-allemande, et ainsi marquer une vraie différence d'avec l'Allemagne nazie. Pour ce faire, elle entretient d'une part des contacts directs avec des hauts responsables israéliens, notamment diplomatiques⁵⁴. D'autre part elle établit des relations avec la presse locale dont elle apprend la sensibilité aux divers sujets recouverts par la procédure menée contre Eichmann. Son objectif est de maintenir coûte que coûte un climat serein envers la RFA, lors des différentes phases du procès: cela passe par un travail de relations publiques auprès des Israéliens, en contrant l'action de la RDA. En l'absence de relations diplomatiques, et donc d'une représentation permanente sur place, la mission incarne enfin la possibilité de recueillir pour la première fois des informations de première main sur le pays. Au-delà des informations relatives au procès, les télégrammes expédiés par elle depuis Jérusalem comprennent de nombreuses informations sur diverses facettes de la vie israélienne; dans l'autre sens, elle a la possibilité d'y diffuser des informations sur la RFA.

sance nécessaire de l'appareil nazi, et que de ce fait ils ont mal préparé leur procès (voir Ruth Bettina BIRN, *Staatsanwalt Zeug in Jerusalem – Zum Kenntnisstand der Anklagebehörde im Eichmann-Prozess und der Strafverfolgungsbehörden der Bundesrepublik*, dans: *Einsicht 05* (voir n. 36) p. 26–32; une version développée de cet article a été publiée dans Werner RENZ (dir.), *Interessen um Eichmann – Israelische Justiz, deutsche Strafverfolgung und alte Kameradschaften*, Francfort/M. 2012, p. 93–117).

51 GROSSE, *Eichmann-Prozess* (voir n. 10).

52 PA AA, Abt. VII, vol. 1038 *Eichmann*, télégramme de la délégation ouest-allemande à Jérusalem (308) à l'AA, 5.7.1961, Preuschen, avec extrait de Ma'ariv, 5.7.1961.

53 *Ibid.*, vol. 1039 *Eichmann*, note [ZRS Isr b 689/61], 22.9.1961, Gawlik. À propos de l'attitude des Juifs de Palestine puis des Israéliens, en particulier d'origine allemande, relativement à l'Allemagne et à la culture allemande, voir Na'ama SHEFFI, *Rejecting the Other's Culture. Hebrew and German in Israel 1933–1965*, dans: *Tel Aviver Jahrbuch für deutsche Geschichte* 27 (1998), p. 301–319.

54 Il s'agit en particulier de Haïm Yahil, directeur général du ministère israélien des Affaires étrangères (PA AA, Abt. VII, vol. 1039 *Eichmann*, note [ZRS Isr b 689/61], 22.9.1961, Gawlik). Haïm Hoffmann (plus tard Yahil) officie auparavant dans les représentations israéliennes sur le sol ouest-allemand – au consulat de Munich auprès des autorités d'occupation, puis à la mission israélienne de Cologne. Pragmatique, proche de Ben Gourion, il reste attaché à son monde culturel d'origine, germanophone. Sa femme, Leni Yahil est une historienne israélienne connue – peu en France – pour ses travaux sur la Shoah: sa présence à Copenhague aux côtés de son mari l'amène à s'intéresser au sauvetage des Juifs du Danemark occupé par les Allemands (cf. n. 48).

III. Le procès: ses effets sur les relations germano-israéliennes

Quels sont à présent les effets du procès sur les relations germano-israéliennes? Ceux-ci sont doubles. Pour confirmer certaines craintes initiales, ils sont d'une part négatifs. De façon constante, et cela est ressenti aussi bien par les autorités fédérales que par leurs homologues israéliennes, il y a de fortes inquiétudes quant à l'activisme des pays de l'Est contre la RFA. Cela concerne en particulier la RDA, avec de sa part une action visant encore et toujours Hans Globke⁵⁵. De fait l'activisme du bloc communiste, en premier lieu de Berlin-Est, a des suites: il démultiplie les révélations et les rappels historiques intrinsèques à la procédure, avec la mise en avant d'aspects délicats liés à la description de la complexité de l'appareil de persécution nazi; alors que beaucoup, dont Adenauer, auraient bien voulu se passer de cela, en dépit de la quiétude affichée plus tôt. Comme le dit le Chancelier entre les deux sessions du procès, le 14 décembre 1961: »Ce procès Eichmann nous a fait énormément de mal, même si les gens ne le proclament pas haut et fort⁵⁶.« Selon les dirigeants ouest-allemands, certes le procès doit avoir lieu; mais cette acceptation quelque peu résignée s'accompagne du secret espoir d'éviter d'autres procédures de cette sorte par la suite⁵⁷. Et au total, il constitue un moment douloureux pour la RFA, ne représentant en aucun cas un point final, mais bien plutôt un point de départ quant au traitement du passé nazi, avec ce que cela suppose de remise en cause pour une société, et ses gouvernants, qui avaient pu jusqu'alors ne pas être trop gênés⁵⁸.

Le procès affecte quelque peu les relations germano-juives, avec une diaspora, notamment américaine, qui demeure suspicieuse, même si elle est canalisée par Nahum

55 PA AA, L4, vol. 2 Eichmann-Prozess, télégramme de la délégation ouest-allemande à Jérusalem (288) à l'AA, 28.6.1961, Preuschen. L'affaire rocambolesque du vol de documents détenus par l'avocat est-allemand Friedrich Karl Kaul, qui séjourne alors à Jérusalem (voir plus haut) rappelle que le procès de Jérusalem est aussi un moment d'affrontement entre la RFA et la RDA. La vivacité des attaques est-allemandes est contrée par la RFA, d'autant plus facilement que la RDA n'a, rappelons-le, rien fait dans le sens d'une quelconque réparation aux Juifs; et elle demeure dans une position très agressive à l'encontre de l'État d'Israël. À propos des attaques contre Globke, voir le rapport établi par Kaul à son retour à Berlin-Est (Der Fall Eichmann, Berlin [RDA] 1963) et les attaques notamment dirigées contre Globke (Ausschuss für deutsche Einheit [éd.], Globke und die Ausrottung der Juden. Über die verbrecherische Vergangenheit des Staatssekretärs im Amt des Bundeskanzlers Adenauer, Berlin [RDA] 1960). À propos des campagnes est-allemandes contre Bonn menées à ce moment: Michael LEMKE, Kampagnen gegen Bonn. Die Systemkrise der DDR und die West-Propaganda der SED. 1960–1963, dans: Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte 41 (1993), p. 153–174; Annette LEO, Eichmann, Globke und die DDR, dans: »Das hat's bei uns nicht gegeben!« Antisemitismus in der DDR – Das Buch zur Ausstellung der Amadeu Antonio Stiftung, Berlin 2010, p. 20–30; Henry LEIDE, NS-Verbrecher und Staatssicherheit. Die geheime Vergangenheitspolitik der DDR, Göttingen 2005 (en particulier p. 80).

56 Hans-Peter MENSING (dir.), Teegespräche 1961–1963, Berlin 1992, entrée du 14.12.1961, p. 48; termes proches le 20.2.1962, p. 117.

57 Akten zur Außenpolitik der Bundesrepublik Deutschland 1963, Munich 1994, vol. 1, doc. n 182, entretien du Chancelier fédéral Adenauer avec le responsable de la mission israélienne, Shinnar (StS 1267/63 secret), 28.5.1963, p. 593–596.

58 Voir Norbert FREI, Vergangenheitspolitik. Die Anfänge der Bundesrepublik und die NS-Vergangenheit, Munich 1996; WEINKE, Eine Gesellschaft ermittelt gegen sich selbst (voir n. 30), entre autres.

Goldmann, l'un de ses principaux responsables dont la bienveillance envers l'Allemagne est bien connue⁵⁹. Le procès a également des répercussions défavorables sur les relations germano-israéliennes. On en veut pour preuve le débat autour d'une directive de la Knesset de janvier 1962 portant sur les relations culturelles entre les deux pays. Cette discussion parlementaire, qui fait ressortir bien des ressentiments, est perçue comme une remise en cause de la logique de rapprochement confortée jusque-là: elle aboutit ainsi à l'empêchement au séjour en RFA de délégations de jeunes Israéliens pouvant revêtir un caractère officiel⁶⁰.

En ce qui concerne ensuite les relations germano-arabes, corollaire des relations germano-israéliennes, on note une déception, sinon de la colère, des États arabes face à l'attitude de la RFA. Comme les diplomates ouest-allemands en poste dans les capitales de ces pays en font l'écho, à leurs yeux Bonn est trop conciliante vis-à-vis du procès fait à Eichmann⁶¹. Ils remarquent de plus que la procédure est en partie utilisée contre eux: Israël ne profiterait-il pas du procès pour faire pression sur la RFA dans le sens de concessions matérielles? Ces États arabes se font également fort de mettre en garde: ils ne laisseront pas faire, eux qui sont déjà remontés par la rencontre de New York⁶². Avec Gilbert Achcar⁶³, on note toutefois que la réception arabe du procès Eichmann, et donc de la position de la RFA dans cet ensemble, est plus complexe qu'on ne peut/veut bien l'imaginer. Certaines voix mettent en avant le fait que l'activisme de certains pays communistes contre Eichmann/la RFA constitue en soi une reconnaissance d'Israël⁶⁴; et que de toute façon la RFA ne peut dans les circonstances du moment agir autrement, étant placée sous la pression américaine, en continuant toutefois de ne pas reconnaître Israël, ce qui est à porter à son crédit⁶⁵.

Outre ces facettes défavorables, le procès a d'autre part des effets positifs sur les relations germano-israéliennes. Certes, l'on demeure dans la spécificité qui leur est propre depuis quelques années, avec d'excellentes relations *de facto* mais toujours pas de relations *de jure*. Pour ce qui concerne ces relations *de facto*, le procès Eichmann est l'occasion d'échanges très intenses entre l'AA et la mission israélienne de Cologne, portant notamment sur le procès, mais surtout, aspect nouveau, entre la délégation ouest-allemande envoyée à Jérusalem et les autorités israéliennes sur place⁶⁶. La procédure permet également la mise en place et le développement de relations de

59 SHAFIR, *Ambiguous Relations* (voir n. 38), en particulier p. 219–237; Shlomo SHAFIR, *Nahum Goldmann and Germany after World War II*, dans: Mark A. RAIDER (dir.), *Nahum Goldmann. Statesman without a State*, Albany 2009, p. 207–231; Ronald W. ZWEIG, «Reparations made me». *Nahum Goldmann, German Reparations and the Jewish World*, dans: *ibid.*, p. 233–253.

60 JELINEK, *Zwischen Moral und Realpolitik* (voir n. 1), note de la mission israélienne de Cologne à l'AA, 5.2.1962, SHINNAR, p. 586–593.

61 Voir par exemple PA AA, Abt. VII, vol. 1038 Eichmann, lettre de l'ambassade de RFA à Beyrouth (B 708.82 92.19 393/61) à l'AA, 17.4.1961, Scharzmann.

62 *Ibid.*, vol. 1026, note (708.82.07 92.19 562/60), 16.3.1960, Northe.

63 Gilbert ACHCAR, *Les Arabes et la Shoah*, Arles 2009.

64 PA AA, Abt. VII, vol. 171 Eichmann, télégramme de l'ambassade de RFA à Bagdad (126) à l'AA, 2.5.1961, Bargaen.

65 *Ibid.*, télégramme de l'ambassade de RFA à Bagdad (90) à l'AA, 12.4.1961, Bargaen.

66 C'est ce qui apparaît dans les dossiers des Affaires étrangères, avec les télégrammes envoyés de Jérusalem par ladite délégation.

travail entre la *Zentrale Stelle* de Ludwigsbourg et *Yad Vashem*⁶⁷. Dans ce contexte, l'été 1961 peut être perçu comme un tournant favorable pour les relations entre les deux pays, en particulier du fait de l'attitude ouest-allemande. C'est interprété de la sorte par les acteurs eux-mêmes, qu'il s'agisse de la perception par les autorités ou par les populations. Preuschen écrit le 22 septembre 1961: »Le procès a entraîné une sorte de purification de l'atmosphère dans les relations avec la République fédérale⁶⁸«. Les analystes contemporains – par exemple les journalistes⁶⁹ – comme les historiens reprennent cette interprétation⁷⁰. Dans les faits, conformément aux engagements préalables de la part de Ben Gourion, rien n'a été dit au cours du procès qui serait à même de mettre à mal l'image de la »nouvelle Allemagne« à laquelle il est lui-même personnellement très attaché. Concrètement, les relations économiques entre les deux pays sont renforcées dès après la fin de la première partie du procès Eichmann: ce geste s'inscrit dans la logique de l'engagement d'Adenauer envers Ben Gourion datant de leur rencontre de mars 1960 à New York, et il est entrepris sans attendre l'arrivée à échéance de l'accord de réparations⁷¹. Par ailleurs, c'est de juin 1962 que date un accord secret entre les deux pays portant sur de considérables livraisons de matériel militaire pris sur les stocks ouest-allemands au profit d'Israël⁷². Enfin, dès la fin du procès et l'exécution d'Eichmann, également en juin 1962, de hautes personnalités ouest-allemandes peuvent à nouveau se rendre en Israël dans le cadre de visites officielles: le chrétien-démocrate Eugen Gerstenmaier, président chrétien-dé-

67 PA AA, Abt. VII, vol. 1717, télégramme de la délégation ouest-allemande à Jérusalem (202) à l'AA, 30.5.1961, Vogel.

68 PA AA, Abt. VII, vol. 1039 Eichmann, document ZRS Isr b 689/61, 22.9.1961, Gawlik. Même teneur in *ibid.*, vol. 1038 Eichmann, document ZRS E 553/60 A, 2.7.1962, *Der Prozeßverlauf im Eichmann Prozeß – Urteilsverkündung in der Revisionsinstanz (Schlußbericht)*, Preuschen.

69 Peter KRAUSE, *Der Eichmann-Prozess in der deutschen Presse*, Francfort/M. 2002. L'observateur israélien Haïm Gouri constate pour sa part que les journalistes allemands font partie des rares correspondants étrangers à demeurer longtemps sur place (Haïm GOURI, *La cage de verre* [journal du procès Eichmann], Paris 1964, p. 87).

70 Par exemple JELINEK, *Deutschland und Israel* (voir n. 1), ch. X, *Die Vergeltung*, p. 335–356.

71 Avec dès juin 1961 la finalisation de l'aide économique ouest-allemande promise par Adenauer à Ben Gourion lors de leur rencontre de New York, en mars 1960, qui entre en vigueur à la fin de la même année (Akten zur Außenpolitik der Bundesrepublik Deutschland, 1965, vol. 1, Munich 1996, doc. n° 1, p. 6–8). D'aucuns veulent voir que cette relance des relations économiques après la première phase du procès est une récompense envers Israël, qui a tenu les débats pour éviter que la RFA ne soit clouée au pilori; voire que cette aide économique ouest-allemande a été un élément de pression sur Israël dans ce sens (Bettina STANGNETH, *Eichmann vor Jerusalem. Das unbehelligte Leben eines Massenmörders*, Zurich/Hambourg 2011, en particulier p. 448 et 453; GEULEN, *Die Geheimhaltung der Eichmann-Akten* (voir n. 18). Or les minutes de la rencontre elle-même invalident ce qui doit demeurer une conjecture guère fondée (JELINEK, BLASIUS, Ben Gurion und Adenauer [voir n. 3]). Dans les faits, le délai entre la promesse et la mise en route effective de l'aide tient plus à la difficulté qu'il y a à transformer un engagement oral en un acte international; et il faudrait plutôt voir dans cet ensemble une pression israélienne sur la RFA (State of Israel, *Israel State Archives* [B. Gilead, éd.], Documents on the Foreign Policy of Israel, vol. 14: 1960, Jérusalem 1997, doc. n° 227, lettre de Ben Gourion à Adenauer, 27.9.1960; Asher BEN-NATAN, *Die Chuzpe zu leben. Stationen meines Lebens*, Düsseldorf 2003, p. 136). Au total, promise pour être de 500 millions de dollars, l'aide court de 1961 à 1968 et porte sur 2 milliards de dollars.

72 Niels HANSEN, *Geheimvorhaben »Frank/Kol«*. Zur deutsch-israelischen Rüstungszusammenarbeit 1957 bis 1965, dans: *Historisch-politische Mitteilungen*, 6 (1999), p. 229–264.

mocrate du Bundestag⁷³; le libéral Thomas Dehler, député et ancien ministre de la Justice; l'ancien président de la RFA Theodor Heuss y retourne en 1963⁷⁴, et Konrad Adenauer en 1966, à titre privé, après avoir quitté le pouvoir en 1963⁷⁵.

Pour ce qui concerne les relations *de jure*, des effets positifs sont voulus et attendus par des personnalités politiques ou de la société civile ouest-allemande et des associations. Celles-ci sont depuis quelque temps soucieuses d'une formalisation des relations entre les deux pays, à la suite d'une cristallisation des efforts dans ce sens qui date de la fin des années 1950. Le pasteur Heinrich Grüber, par exemple, qui vient de déposer au procès Eichmann à charge contre l'ancien SS, multiplie les prises de position dans ce sens⁷⁶. Son action s'inscrit en parallèle à celle d'hommes politiques sociaux-démocrates, alors dans l'opposition⁷⁷. Dans le camp chrétien-démocrate, Franz Böhm, déjà mentionné comme potentiel responsable de la délégation ouest-allemande, s'exprime également en faveur d'une formalisation qui fasse suite au procès. Ces voix sont appuyées et relayées par les responsables de la communauté juive ouest-allemande: de façon générale mise en avant par les autorités de Bonn comme garantie du caractère démocratique de la nouvelle Allemagne, cette communauté veut s'affirmer comme partie intégrante à la fois de la RFA et de la diaspora, notamment dans le contexte généré par les incidents antisémites de Cologne et le procès Eichmann⁷⁸. Tandis que d'autres communautés de la diaspora manifestent leur volonté de se rapprocher de représentants ouest-allemands, en signe de reconnaissance du nouvel âge des relations germano-juives qui doit commencer avec et après le procès⁷⁹.

De fait, il semble alors temps et possible de passer à une autre étape, en dépassant les blocages qui s'imposent depuis le milieu des années 1950⁸⁰, et à la suite d'appels

73 ACDP, papiers privés d'E. Gerstenmaier, vol. 086/1, WDR, 24.11.1962, Bundestagspräsident Eugen Gerstenmaier über Erfahrungen aus seiner Israelreise.

74 Bundesarchiv (Archives fédérales), Coblenz, papiers privés de Th. Heuss, vol. 62: dans ce volume se trouve une correspondance diverse relative à ce séjour.

75 Voir notre article: Verpflichtung und Pragmatismus. Adenauer und Israel, dans: Hanns Jürgen KÜSTERS (dir.), Konrad Adenauer, Israel und das Judentum, Bonn 2004, p. 55–81.

76 Heinrich GRÜBER, Erinnerungen aus sieben Jahrzehnten, Cologne 1968.

77 Il s'agit de leaders politiques (Carlo Schmid, Erich Ollenhauer, Jakob Altmaier) ou syndicaux (Ludwig Rosenberg), comme d'intellectuels (Walter Dirks).

78 Voir notre article: L'attitude des Juifs ouest-allemands à l'égard des relations RFA-Israël 1949–1965, dans: Tsafon – Revue d'études juives du Nord, n°42, automne 2001–hiver 2002, p. 55–102. Voir également Anthony D. KAUDERS, Unmögliche Heimat. Eine deutsch-jüdische Geschichte der Bundesrepublik, Munich 2007, p. 126–160.

79 PA AA, Abt. VII, vol. 1037 Eichmann, lettre du consulat général de RFA à New York (Pr 200.80.03 121/61) à l'AA, 3.2.1961, Federer.

80 En 1956 les Israéliens proposent à la RFA une formalisation des relations, dans le sens de l'établissement de liens diplomatiques; après quelques mois de réflexion, Bonn refuse au titre de la »doctrine Hallstein« décrite précédemment: si la RFA devait reconnaître officiellement Israël, les États arabes répondraient par une reconnaissance de la RDA, ce qui pérenniserait la division de l'Allemagne et conduirait la RFA à rompre avec ces États. Bonn suggère donc à Israël d'en rester aux relations *de facto*, dont Tel Aviv peut s'accommoder *in fine*: comme l'indique plus tard un haut responsable israélien, des équipements militaires livrés par la RFA sont plus efficaces pour défendre des frontières que des diplomates. Le raisonnement perdure dans les années suivantes: à chaque fois que le sujet est abordé la RFA indique qu'elle est sur le principe bien disposée à cet égard, mais que le moment n'est pas opportun (cf. notre ouvrage: De la Shoah à la réconciliation [voir n. 27]).

réguliers quant à une officialisation de relations qui demeurent pour le moment *de facto*. On constate à cet égard une réflexion au sein des cercles du pouvoir en RFA: celle-ci résulte de la présence pour la première fois, avec la délégation, de personnes ouest-allemandes installées officiellement pour une durée assez longue en Israël. Se pose alors la question de savoir si l'on doit aller vers une pérennisation de cette délégation, avec sa transformation en représentation permanente. L'un des membres de la mission, l'historien Wolfgang Scheffler, qui a contribué à la première phase du procès, rédige un mémorandum dans ce sens⁸¹. Il y décrit notamment le profil de la personne qui pourrait occuper un poste d'«observateur officiel», en insistant sur les difficultés inhérentes au contexte interne à Israël très délicat: où il s'agit de cumuler l'intégrité par rapport au passé et le sens des réalités présentes, un philo-sémitisme prononcé ne suffisant pas. L'idée est ouest-allemande, d'une part. Mais elle existe également chez les décideurs israéliens: elle est par exemple évoquée par le directeur général du ministère israélien des Affaires étrangères, Haïm Yahil, qui estime que le procès Eichmann permet de créer une atmosphère favorable à une avancée⁸². Au bout du compte toutefois ce passage, ce «glissement» d'une délégation provisoire, intimement liée à la conjoncture du procès Eichmann, à une solution permanente, est rejeté: en plus des réticences classiques liées à la doctrine Hallstein, certains diplomates ouest-allemands, comme Duckwitz, la jugent indigne⁸³. Le refus le plus net émane toutefois des Israéliens, qui ne veulent pas d'une solution bâtarde, insatisfaisante, indigne de l'attente israélienne vieille de plus de cinq ans désormais: à Jérusalem, on refuse tout ce qui pourrait ressembler à une demi-mesure, à une nouvelle temporisation et dans tous les cas à une solution de facilité. Ce que l'on exige c'est tout ou rien⁸⁴; avec de plus une situation paradoxalement plus profitable à Israël en l'absence de relations diplomatiques, la RFA pouvant plus facilement être conduite à aider Israël que si de tels rapports formels devaient exister⁸⁵.

81 PA AA, Abt. VII, vol. 1020 Israel, note: Beobachtungen und Betrachtungen zu den deutsch-israelischen Beziehungen, vornehmlich zu offiziellen Kontakten zwischen deutschen und israelischen Vertretern, Berlin, 10.3.1962; *ibid.*, vol. 1716, note (ZRS Isr b 328/62), 3.4.1962, Gawlik, avec document de W. Scheffler, Beobachtungen und Betrachtungen zu den deutsch-israelischen Beziehungen.

82 JELINEK, Zwischen Moral und Realpolitik (voir n. 1), compte rendu d'une réunion au ministère israélien des Affaires étrangères, à propos de l'Allemagne, 10.2.1961, p. 546–548.

83 HANSEN, Aus dem Schatten der Katastrophe (voir n. 1), p. 578.

84 JELINEK, Zwischen Moral und Realpolitik (voir n. 1), compte rendu de Max Varon, ministère israélien des Affaires étrangères, direction d'Europe de l'Ouest, à Shinnar, 25.5.1961, p. 566–569; Compte rendu de Shinnar à Varon, 31.5.1961, p. 569–571; PA AA, Abt. VII, vol. 1020, note écrite relative à la question des relations entre la République fédérale et Israël (708.82.00 92.19), s. d., s. sign. Le refus israélien peut également se fonder sur la mauvaise impression que Preuschen semble susciter chez certains interlocuteurs, lui qui ne brille pas par son tact une fois en Israël: au cours de son séjour il n'aurait mentionné qu'une fois le passé, et encore pour que l'on tire une fois pour toutes un trait dessus; par ailleurs selon lui entre 1933 et 1938 aucun acte antisémite notable n'aurait été commis en Allemagne (GROSSE, Eichmann-Prozess [voir n. 10], p. 166). D'autres auteurs soulignent au contraire les bonnes relations entre la délégation ouest-allemande et son environnement (JELINEK, Deutschland und Israel [voir n. 1]).

85 JELINEK, Zwischen Moral und Realpolitik, (voir n. 1), mémorandum de Sh. Bendor, ministère des Affaires étrangères, directeur de l'Europe occidentale, au directeur général, à propos des relations avec la RFA, 18.7.1961, p. 573–575.

Enfin, parmi les effets positifs du procès Eichmann, avec un impact sur les relations germano-israéliennes, il faut noter ceux – plus connus – ayant trait à la conscience de la Shoah et à la »découverte« de ses dimensions réelles, comme des multiples implications qu'elle sous-tend, au-delà du »simple« cercle des responsables directs. Certes la chose est complexe: l'on peut ainsi retenir les récentes analyses de Raphael Gross⁸⁶ ou de Bettina Stangneth⁸⁷ sur la réalité d'un réveil de cette conscience, qui doit bien plus être interprété comme un retour du refoulé. En tout état de cause, Adenauer est un représentant éloquent de cet affichage relatif à une »découverte« des faits. Lors d'un entretien avec la presse, le 2 mars 1962, il s'exprime en ces termes : »Le procès Eichmann a été une chose très mauvaise; cela a en effet rappelé des souvenirs. J'y ai aussi entendu des choses que je ne savais pas – des horreurs⁸⁸«.

Cette clarification concerne le passé nazi et l'implication des Allemands; là encore, Raphael Gross relativise l'approche communément admise jusque-là, en élaborant la notion de »coupable non coupable« qui permet à la majorité de poursuivre le refoulement⁸⁹. En tout état de cause, on note alors en RFA une poussée de la thématique: la Shoah est désormais plus que par le passé à l'ordre du jour, en contradiction avec les secrets espoirs d'Adenauer et la conclusion désabusée du philosophe israélien Yeshayahu Leibowitz⁹⁰. Cela concerne en particulier la justice ouest-allemande, même si la *Zentrale Stelle* de Ludwigsbourg n'a pas attendu le procès Eichmann pour travailler⁹¹. Pour les années qui suivent, il faut notamment évoquer les procès d'Auschwitz, les débats sur la loi fédérale sur les dédommagements et ses amendements, ou la relance du débat sur la prescription des crimes nazis⁹². De premières interrogations s'imposent également relativement à l'implication des institutions d'État, avec une mise en avant de plus en plus récurrente des phénomènes de continuités au sein de l'appareil administratif ouest-allemand⁹³. Les remises en cause suscitées par le procès Eichmann sont également au programme de réflexions de la so-

86 GROSS, Anständig geblieben (voir n. 21).

87 STANGNETH, Eichmann vor Jerusalem (voir n. 71).

88 MENSING, Teegespräche (voir n. 56), entrée du 2.3.1963, p. 146.

89 GROSS, Zum Fortwirken der NS-Moral, (voir n. 21).

90 »Je pense qu'il s'agissait d'une conspiration entre Ben Gourion et Adenauer pour innocenter le peuple allemand. En échange, ils nous ont payé des milliards.« (cité par Hannah YABLONKA, *The State of Israel vs. Adolf Eichmann*, New York 2004, p. 245; voir aussi Tom SEGEV, *Le Septième million. Les Israéliens et le génocide*, Paris 1993, p. 428).

91 WEINKE, Eine Gesellschaft ermittelt gegen sich selbst (voir n. 30). La *Zentrale Stelle* est créée en 1958, étant la cristallisation d'efforts des justices des Länder; elle fait suite au procès d'Ulm de 1958, mené à l'encontre de membres de la SS ayant perpétré des massacres en Lituanie, en juillet 1941. Le procès Eichmann (re)lance toutefois des procédures (Marc von MIQUEL, *Ahnden oder amnestieren? Westdeutsche Justiz und Vergangenheitspolitik in den sechziger Jahren*, Göttingen 2004).

92 Après plusieurs débats parlementaires dans les années 1960 et l'allongement du délai de prescription, les crimes nazis sont déclarés imprescriptibles en 1979 (Peter REICHEL, *Vergangenheitsbewältigung in Deutschland. Die Auseinandersetzung mit der NS-Diktatur von 1945 bis heute*, Munich 2001, p. 182–198).

93 Le ministre von Brentano, encore en poste jusqu'à la fin 1962, va progressivement remettre en cause la ZRS, par trop complaisante envers les anciens criminels nazis. Pour ce qui concerne l'AA et la continuité Troisième Reich/République fédérale, voir le rapport récent, et discuté, relatif à l'histoire de cette administration du temps du Troisième Reich et à la gestion de cette histoire/mémoire par ce ministère (Eckart CONZE, Norbert FREI, Peter HAYES, Moshe ZIMMER-

ciété ouest-allemande. Du côté des protestants on retrouve le pasteur Heinrich Grüber, qui met en place une association *Pro Israel* en octobre 1961⁹⁴. L'Église catholique n'est pas en reste, elle qui est secouée en 1963 par la création de la pièce de théâtre de Rolf Hochhuth, *Le Vicaire*: au moment du procès Eichmann, des prières sont dites à la demande des évêques, afin que l'on prie pour les victimes et que l'on tire les enseignements de ce qui sera révélé à ce moment⁹⁵.

La clarification s'applique enfin au cas israélien, avec un avant et un après procès⁹⁶. Le directeur de l'Office de presse israélien a ces mots dès novembre 1961: »La confrontation interne avec le problème ›Eichmann‹ a constitué, pour le peuple allemand comme pour le peuple israélien, un processus curatif⁹⁷«. Et de son côté Teddy Kollek, alors chef de cabinet de Ben Gourion, estime que l'affaire est close⁹⁸. Mais cette proclamation, qui ressemble par trop à un vœu pieux très politique au regard de l'impact à venir de la procédure, est certainement précipitée, comme doit le montrer l'évolution du débat par la suite⁹⁹.

IV. Conclusion

Le procès Eichmann a-t-il donc eu des effets négatifs, des effets positifs, ou des effets en général sur les relations germano-israéliennes? Dans les faits, cette question s'impose au terme de cette brève analyse. Dès décembre 1960, soit avant son déroulement, l'AA veut croire que le procès Eichmann n'aura aucun effet sur les relations germano-israéliennes, ce qui tient certainement plus du vœu pieu que de la prospective géopolitique. Cette croyance est toutefois confortée par certains responsables israéliens: Golda Méir s'exprime dans ce sens en mai 1961, au moment d'un passage en

MANN [dir.], *Das Amt und die Vergangenheit. Deutsche Diplomaten im Dritten Reich und in der Bundesrepublik*, Munich 2010).

- 94 PA AA, Abt. VII, vol. 2010, Worauf wir warten – Vortrag in einer Jugendkundgebung zur Forderung der Anerkennung des Staates Israel durch die Bundesrepublik, Probst Grüber, transmis à l'AA par le secrétaire d'État à la Chancellerie fédérale, 31.8.1962; Heinrich GRÜBER, *Zeuge pro Israel*, Berlin 1963.
- 95 Voir notre article: Après la Shoah. Le rapport des chrétiens ouest-allemands à la destruction des Juifs d'Europe, à leurs compatriotes juifs et à l'Etat d'Israël, 1945–1965, dans: Bruno BÉTHOUART, Pierre-Yves KIRSCHLEGER (dir.), *Juifs et chrétiens à travers l'histoire. Entre conflits et filiations* (XIX^e université d'été du carrefour d'histoire religieuse contemporaine), Les Cahiers du Littoral, 2, 10 (2011), p. 135–152.
- 96 Annette WIEVIORKA, Les vagues du procès Eichmann. Un procès exceptionnel, dans: Israël. De Moïse aux accords d'Oslo, Paris 1998, p. 459–478; Idith ZERTAL, Le procès Eichmann et la révélation de la Shoah, dans: *ibid.*, p. 479–485. Claude Klein va jusqu'à parler de »lieu de mémoire israélien« (Le cas Eichmann, vu de Jérusalem Paris 2012).
- 97 PA AA, L4, vol. 33, lettre de l'ambassade de RFA à Londres (ZRS e 1/61) à l'AA, 16.11.1961, von Etdorf.
- 98 Akten zur Außenpolitik der Bundesrepublik Deutschland, 1962, vol. 2, Munich 2010, doc. n° 218, télégramme de Vogel (114–5457/62, confidentiel, à ce moment à Nicosie) à l'AA, 22.5.1962, p. 981.
- 99 Pour l'ensemble de la société israélienne, voir les points de vue divergents de Idith Zertal (*La Nation et la Mort*, Paris 2004) et d'Anita Shapira (*L'imaginaire d'Israël. Histoire d'une culture politique*, Paris 2005).

Islande¹⁰⁰; tandis que Ben Gourion lui-même abonde également dans cette direction à la fin mars 1961¹⁰¹. Dans les faits, au sens propre du terme les relations germano-israéliennes n'enregistrent pas de modification. Elles conservent dans les années qui suivent le procès leur statut précédent: le blocage *de jure* se poursuit, sans formalisation des relations; la situation *de facto* quant à elle s'améliore, avec renforcement des liens économiques, sur la base des discussions Adenauer/Ben Gourion de New York (mars 1960), avec pour la partie visible le développement dans ces années des échanges de jeunes, des jumelages entre villes des deux pays... Où l'on note plus que jamais la victoire du pragmatisme, de la Realpolitik, plus que de la morale¹⁰².

En 1963, deux des grands acteurs des relations germano-israéliennes – et du procès Eichmann – se retirent: Ben Gourion quitte ses fonctions en juin, Adenauer en octobre, tout deux pour des raisons d'âge et de politique intérieure. En dépit du constat qui vient d'être établi (maintien d'une sérénité globale des relations germano-israéliennes), une certaine tension reste palpable, en lien avec ce qui est interprété comme un resurgissement du passé. Cela est illustré par l'affaire des experts allemands en Égypte, en 1962–1963: lorsque la présence de spécialistes allemands de balistique au service de l'armée égyptienne est interprétée par Israël comme une alliance entre les nazis du passé et les »nazis« du moment que sont les États arabes, aux yeux d'Israël¹⁰³; c'est aussi la »crise du Proche-Orient« (*Nabostkerise*) de 1963–1964, lorsque la presse ouest-allemande révèle les arrangements militaires germano-israéliens de 1962 (issus des engagements informels d'Adenauer envers Ben Gourion, à New York), déclenchant les foudres des États arabes et une certaine indécision/panique à Bonn¹⁰⁴.

Au bout du compte, c'est en 1965 que sont établies les relations diplomatiques entre les deux pays. Certains analystes veulent alors parler d'une »démonstration de la réconciliation«, qui serait la résultante de l'ambiance créée en partie par le procès Eichmann¹⁰⁵. Il est toutefois évident que ce sont principalement et avant tout, sinon uniquement, les circonstances du moment, justement indépendantes des suites du procès de Jérusalem, qui font enfin se rejoindre morale et Realpolitik.

100 PA AA, Abt. VII, vol. 1048, lettre de l'ambassade de RFA à Reykjavik (Pol 203.83 312/61) à l'AA, 25.5.1961, Rowold.

101 Ibid., vol. 1037 Eichmann, télégramme de la délégation ouest-allemande à Jérusalem (31) à l'AA, 14.4.1961, Stercken, avec extrait du journal israélien Jedioth Achronoth, 31.3.1961.

102 Pour reprendre le balancement qui se retrouve dans le titre de Jelinek (*Zwischen Moral und Realpolitik* [voir n. 1]). Cette constatation est renforcée par le développement à ce moment d'une partie moins visible des relations germano-israéliennes, à savoir des relations militaires très développées (HANSEN, *Geheimvorhaben* [voir n. 72]).

103 On peut rappeler à ce titre l'effort qui a été fait au moment du procès Eichmann d'établir une responsabilité du grand mufti de Jérusalem dans la Shoah, avec la tentative de démonstration – au bout du compte vaine – de liens entre lui et Eichmann: ce faisant, Ben Gourion (par le biais du procureur Hausner), avait souhaité établir une ligne droite entre la volonté exterminatrice nazie à l'encontre des Juifs et la volonté destructrice arabe à l'encontre d'Israël (HAUSNER, *Justice in Jerusalem* [voir n. 36], p. 345–346; David CESARANI, *Eichmann. His Life and Crimes*, Londres 2005, p. 53–56, 255, 278).

104 Voir Rainer A. BLASIUS, *Geschäftsfreundschaft statt diplomatischer Beziehungen. Zur Israel-Politik 1962–1963*, dans: ID (dir.), *Von Adenauer zu Erhard. Studien zur auswärtigen Politik der Bundesrepublik Deutschland 1963*, Munich 1994, p. 154–210.

105 Hannfried VON HINDENBURG, *Demonstrating Reconciliation. State and Society in West German Foreign Policy toward Israel, 1952–1965*, New York/Oxford 2007.

GABRIELE METZLER

LA LUTTE CONTRE LE TERRORISME

Réflexions sur un champ politique complexe des années 1970 et 1980¹

Au moment où je commençai à préparer cette contribution dans l'après-midi du 13 novembre 2015, je ne me doutai pas de la rapidité avec laquelle l'histoire allait nous rattraper, mon sujet et moi. Me revint alors à l'esprit la nouvelle de Thomas Mann dans laquelle il affirmait «que les professeurs d'histoire n'aiment pas l'histoire en train de se faire, mais l'histoire une fois achevée; qu'ils haïssent les bouleversements contemporains où ils ne voient que dérèglement, incohérence et impudence, le contraire même de toute réalité historique; [...] leur cœur appartient au passé cohérent, sage et historique².»

Les historiens qui s'intéressent à l'histoire de la violence politique, au terrorisme, ne peuvent procéder à une distinction aussi catégorique entre présent «dérégulé et incohérent» et un passé achevé et «sage». Car la violence politique est un phénomène récurrent dont nous pouvons suivre les traces jusqu'à l'Antiquité pour peu qu'on ait recours à un argumentaire théorique et idéaltypique. La violence comme forme d'action politique s'implanta définitivement dans les États européens avec les attentats anarchistes de la fin du XIX^e siècle, posant épisodiquement problème à l'action publique³.

Les objectifs des terroristes ont toujours été variés. Parfois, à l'instar du jeune terrorisme de gauche révolutionnaire, le but était de renverser le système capitaliste et la démocratie représentative en place; d'autres mouvements, comme le terrorisme ethnonationaliste, voulaient fonder des sociétés ethniquement pures, ce qui pouvait les amener à revendiquer une scission avec les États existants. À d'autres moments, les actes terroristes étaient motivés par une lutte contre la discrimination raciale, quand ils n'étaient eux-mêmes mus par des mobiles profondément racistes. La manière de défendre les systèmes politiques fluctua suivant les époques, mais le terrorisme a toujours généré une forme quelconque de résistance.

- 1 Conférence à l'Institut historique allemand le 19 novembre 2015. La présente contribution est une version abrégée et légèrement remaniée de mon article: Erzählen, Aufführen, Widerstehen: Westliche Terrorismusbekämpfung in Politik, Gesellschaft und Kultur der 1970er Jahre, dans: Johannes HÜRTER (dir.), Terrorismusbekämpfung in Westeuropa. Demokratie und Sicherheit in den 1970er und 1980er Jahren, Munich 2015, p. 117–136, présenté lors d'une conférence à l'Institut historique allemand le 19 novembre 2015, traduit de l'allemand par Valentine Meunier.
- 2 Thomas MANN, Unordnung und frühes Leid, publié d'abord dans: Die Neue Rundschau, 36^e année, juin 1925, cité d'après ID., »Sang réservé« suivi de »Désordre«, Paris 2005, p. 96.
- 3 Rudolf WALTHER, Terror und Terrorismus. Eine begriffs- und sozialgeschichtliche Skizze, dans: Wolfgang KRAUSHAAR (dir.), Die RAF und der linke Terrorismus, 2 vol., Hambourg 2006, vol. 1, p. 64–77; cf. aussi Gérard CHALIAND, Arnaud BELIN (dir.), The History of Terrorism. From Antiquity to Al Qaeda, Berkeley et al. 2007.

Lorsque Thomas Mann fit discourir, en 1925, son historien sur le dérèglement du contemporain, l'auteur et les sociétés européennes d'après-guerre sortaient tout juste de la vague de violence politique consécutive au premier conflit mondial. Certaines tentatives d'instaurer un système démocratique avaient échoué sous la pression de la violence, en Italie par exemple. Moins d'une décennie plus tard, les nazis avaient pris le pouvoir par la violence et étaient en passe d'établir en Allemagne une dictature totalitaire qui poussa Thomas Mann à l'exil. Sur la toile de fond de la guerre civile qui sévissait en Europe dans les années 1920 et 1930, un autre auteur, le juriste Karl Loewenstein, forgea pendant son exil américain une théorie de la «militant democracy»⁴, qui servit de modèle aux jeunes démocraties ouest-européennes, notamment à la République fédérale d'Allemagne, après la Seconde Guerre mondiale.

Lorsque Loewenstein coucha en 1937 ses pensées sur le papier – qu'il est fort utile de relire – il voyait défiler en rangs serrés les partis extrémistes, acclamant à grand renfort de cris et d'exactions leur triomphe cynique sur les parlements, d'abord conquis puis minés de l'intérieur. Loewenstein voyait les uniformes et insignes qui proposaient un autre univers sémiotique que celui de la symbolique étatique officielle. Il en conclut que, pour assurer leur survie, les démocraties libérales devaient être militantes, refuser la liberté à ses ennemis et imposer le respect de leur action. C'est là l'injonction que suivirent les démocraties ouest-européennes après la Seconde Guerre mondiale, la définition que la politique, la justice et la police donnèrent à leurs missions. Dans le contexte de la Guerre froide, de surcroît, la menace extérieure s'interpréta conjointement comme une menace intérieure.

Dans les années 1970 et 1980 il est vrai, et j'en arrive ainsi au cœur de mon sujet, les États occidentaux avaient bien plus que leur monopole du pouvoir à défendre. Ils devaient relever le défi de poursuivre le processus de démocratisation et de développer l'État de droit libéral. Or, ce sont précisément à ces processus que s'attaqua le terrorisme. Si l'on est tenté de qualifier globalement de succès la politique antiterroriste de ces deux décennies, il faut toutefois inclure à ce bilan la mutation de la démocratie et de l'État de droit qui s'accomplit dans la lutte contre le terrorisme. Une mutation qui doit retenir tout particulièrement notre attention d'historiens à l'heure où la défense publique contre le terrorisme est devenue un champ politique central, si ce n'est le champ principal de la politique. Après avoir fait l'expérience du terrorisme, les États occidentaux ne se retrouvèrent en effet pas au *statu quo ante*; ils avaient changé; ils avaient un autre répertoire d'action, une autre définition de soi. Ce sont ces réflexions sur lesquelles je souhaite me pencher de plus près dans les pages qui suivent.

Je commencerai par définir brièvement ce qui caractérisait le terrorisme des années 1970 et 1980, ce qui nous permettra de mieux identifier l'action de l'État et nous préservera de toute conclusion hâtive sur les événements actuels. Je me concentrerai ensuite sur quelques points de la densification communicationnelle permettant de circonscrire clairement la problématique de l'action de l'État de droit, avant de tenter de jeter une passerelle vers le présent dans ma conclusion.

4 Karl LOEWENSTEIN, *Militant Democracy and Fundamental Rights*, dans: *American Political Science Review* 31 (1937), 1^{re} partie: p. 417–432, 2^e partie: p. 638–658.

I. Les terroristes ou: What's the problem?

Commençons par nous remémorer en quoi consiste le problème: »Le terrorisme [...] est d'abord une stratégie de communication«, écrit le sociologue Peter Waldmann dans son ouvrage de référence sur le sujet⁵. Il ne s'agit pas là d'une description *a posteriori* du chercheur depuis sa table de travail; les terroristes voyaient également les choses ainsi. Leur action ne visait pas les personnes qu'ils enlevaient ou assassinaient pour elles-mêmes, mais le système qu'elles représentaient. L'IRA, lorsqu'elle assassina des soldats britanniques, ne visait pas les jeunes hommes atteints par les attentats, sa cible était la force d'occupation étrangère. Lorsque la RAF tua le président du directoire de la Dresdner Bank ou que les Brigades rouges abattirent un procureur, elles voulaient toucher le système capitaliste, l'État qu'elles fustigeaient de fasciste, et la prétendue »justice de classe«.

On pourrait poursuivre à loisir la liste des meurtres et de leurs légitimations, toutefois les exemples cités suffisent à comprendre que les actes étaient, d'une part, politiquement motivés et que, de l'autre, ils suivaient une froide logique des choses, source de fantasmes de leurs auteurs. On peut observer des constructions similaires dans tous les groupuscules terroristes. Pour le dire succinctement, le terrorisme a toujours une légitimation politique, est toujours sous-tendu par une vision du monde particulière et clairement définie, et le recours aux armes n'est, aux yeux de ses acteurs, qu'une conséquence logique et inéluctable. Les terroristes réorganisent leur vie, la placent entièrement sous le signe de leur prétendue mission historique; Jan Philipp Reemtsma décrit à juste titre le terrorisme comme un »mode de vie«⁶. Les actes de violence sont le ciment du groupe.

Aussi cynique que cela puisse paraître, il s'agit d'actes d'ordre symbolique. Les terroristes firent part de leurs faits au public en ayant recours à des stratégies médiatiques sophistiquées⁷. Ils diffusèrent des messages de revendication et pamphlets pour expliquer le sens de leur action, rendirent publiques des »déclarations de guerre«, firent aussi passer aux médias des enregistrements, des photos, des vidéos dans lesquels ils faisaient la démonstration de leur pouvoir sur leurs victimes séquestrées – il suffit de se rappeler les photos passées dans la mémoire collective d'Hanns Martin Schleyer ou d'Aldo Moro⁸. Pris ensemble, ces propos formèrent une contre-narration puissante mettant les États de droit libéraux au défi. Et ce dernier ne résidait pas dans le meurtre, l'attentat à la bombe ou l'enlèvement en soi, mais dans le sens assigné aux actes.

5 Peter WALDMANN, *Terrorismus. Provokation der Macht*, Hambourg 2011, p. 17.

6 Jan Philipp REEMTSMA, *Vertrauen und Gewalt. Versuch über eine besondere Konstellation der Moderne*, Hambourg 2008, p. 504.

7 À titre d'exemple: Andreas ELTER, *Propaganda der Tat. Die RAF und die Medien*, Francfort/M. 2008; Andreas MUSOLFF, *Krieg gegen die Öffentlichkeit. Terrorismus und politischer Sprachgebrauch*, Opladen 1996.

8 Petra TERHOEVEN, *Opferbilder – Täterbilder. Die Fotografie als Medium linksterroristischer Selbstermächtigung in Deutschland und Italien während der 1970er Jahre*, dans: *Geschichte in Wissenschaft und Unterricht* 58 (2007), p. 380–399; Charlotte KLONK, *Bildterrorismus. Von Meins zu Schleyer*, dans: Inge STEPHAN, Alexandra TACKE (dir.), *NachBilder der RAF*, Weimar, Vienne 2008, p. 197–215.

Les sociétés libérales se retrouvèrent confrontées à des contre-narrations radicales. Pour le linguiste et psychologue Michael Bamberg, l'importance des contre-narrations s'explique par le fait qu'elles défient les distributions du pouvoir dominantes, que leurs sujets réclament le pouvoir d'action pour eux et refusent résolument la position qui leur est attribuée⁹. Dans le cas des terroristes, on peut l'observer aisément lorsqu'ils rejetèrent la légitimité des poursuites pénales et des procédures juridiques, qu'ils prétendirent »interroger« leurs captifs dans des »prisons du peuple« et faire, à terme, justice¹⁰. C'est sur ce principe que les Brigades rouges condamnèrent Aldo Moro »à mort«¹¹ après 51 jours d'»audition«, tandis que la RAF s'octroya le pouvoir de mettre fin à »l'existence corrompue d'Hanns-Martin Schleyer«¹².

II. Désigner, montrer et rechercher

Comment les acteurs publics donnent une visibilité au terrorisme, comment peuvent-ils problématiser la violence politique et en faire un champ d'action politique? L'historienne néerlandaise Beatrice de Graaf est la première à avoir souligné que les terroristes ne sont pas les seuls à communiquer; les acteurs étatiques le font tout autant¹³. Pour poursuivre les délits, ils pourraient s'appuyer sur les réglementations du Code pénal en vigueur et en faire le socle de leur lutte contre le terrorisme. Tous les États évoqués ici pénalisent les agressions à main armée, les enlèvements et les homicides. Toutefois, les acteurs publics ne se reposent pas uniquement sur les autorités compétentes de la répression pénale pour combattre le terrorisme. Ils ne sont pas les simples destinataires des messages terroristes, ils leur opposent activement leurs propres messages – de façon tout aussi variée. Les pouvoirs publics dotent les actes terroristes d'un sens qui diffère de celui des groupes terroristes, mais pareillement puissant. C'est dans l'acte de cette assignation que le terrorisme devint terrorisme, quelque chose de spécifique, d'exceptionnel, perturbant le déroulement normal de la routine.

Tous les États libéraux partagent une même trame terminologique pour appréhender la violence politique: elle commence par des tâtonnements pour trouver un idiome à même de décrire les événements en cours. Les situations les plus faciles pour les acteurs publics sont celles où la violence vient de l'extérieur ou peut être interpré-

- 9 Michael Bamberg, *Considering Counter Narratives*, dans: ID., Molly ANDREWS (dir.), *Considering Counter-Narratives. Narrating, Resisting, Making Sense*, Amsterdam, Philadelphia 2004, p. 351–371.
- 10 Sur la »prison du peuple« de la RAF et le »procès« d'Hanns Martin Schleyer: Stefan AUST, *Der Baader-Meinhof-Komplex*, 3^e édition augmentée et actualisée. Hambourg 1997, p. 491, 496; Sur la »prison du peuple« d'Aldo Moro: *Sequestro Moro, Comunicato N° 1*, 18.3.1978, dans: Lorenzo RUGGIERO (dir.), *Dossier Brigate Rosse 1976–1978. Le BR sanguinarie di Moretti: documenti, comunicati e censure*, Milan 2007, p. 293.
- 11 Pour les explications des Brigades rouges: *Sequestro Moro, Comunicato N° 1 à 9*, dans: RUGGIERO, *Dossier Brigate Rosse*, p. 293–335, »Condamnation à mort« de Moro, l'un des »principaux responsables des trente années du sale régime démocrate-chrétien«, 5.5.1976, p. 332.
- 12 Communiqué des ravisseurs au quotidien *Libération*, 19.10.1977, cité d'après ID-Verlag (dir.), *Rote Armee Fraktion. Texte und Materialien zur Geschichte der RAF*, Berlin 1997, p. 273.
- 13 Beatrice DE GRAAF, *Counter-Narratives and the Unintentional Messages Counterterrorism Policies Unwittingly Produce: The Case of West Germany*, dans: *Countering Violent Extremist Narratives*, La Haye 2010, p. 12–19.

tée comme telle. On peut citer ici les attentats pendant les Jeux olympiques de 1972, commis par des hommes d'origine palestinienne¹⁴. Il est alors possible d'externaliser, pour ainsi dire, les causes et le sens de l'acte. Une externalisation est également possible pour les attentats et les prises d'otages, en général d'enfants de militaires, perpétrés par des Moluquois qui immigrèrent d'Indonésie aux Pays-Bas¹⁵. Les démocraties libérales étaient organisées pour se défendre contre une menace extérieure; la garantie de la sécurité extérieure constitue en quelque sorte le cœur de l'activité de l'État moderne. Mais il fallut trouver un autre vocabulaire pour les menaces intérieures. Les criminels politiques furent qualifiés de «bandes», d'«anarchistes» ou tout simplement de «psychopathes égarés». On renvoya à leur apparence – tenue négligée, physionomie apparemment patibulaire – pour marquer les terroristes comme étranger, comme autre. Il fallut trouver encore un autre répertoire pour assimiler le trouble causé dans la société majoritaire par les femmes auteures de violence, très présentes dans les groupes de terroristes de gauche des années 1970. On vit en elle des femmes-soldats (*Flintenweiber*) ou des femmes fatales, arme au poing – en tout état de cause un signe de péril pesant sur la division des rôles sexuels¹⁶, même aux États-Unis où l'image des femmes portant une arme fut domestiquée au fil du XIX^e siècle et au début du suivant. Les acteurs publics cherchèrent à isoler les terroristes au sein de la société grâce à la construction linguistique de majorités non violentes. Le président américain Richard Nixon parla ainsi de *silent majority*, le chancelier allemand conjura la *communauté des démocrates*.

Reprenons les réflexions de Michael Bamberg sur la forme et le sens des contre-narrations. Si nous considérons qu'elles prennent constitutivement en compte des perspectives du pouvoir, il devient impossible d'analyser les récits des acteurs étatiques comme des contre-narrations aux narrations terroristes¹⁷. Elles sont bien plus des tentatives de défense et de réconfort du grand récit des États de droit libéraux. Cette différence peut paraître insignifiante à première vue. Elle me semble toutefois essentielle, parce que la définition de grand récit inclut la dimension du pouvoir; parce que, dans cette conception, les grands récits représentent des systèmes sociaux auxquels les citoyens furent sommés de réaffirmer leur loyauté au moment où surgit une menace terroriste. Il en résulta une efficacité de logiques binaires, dans les deux camps. Des logiques qui induisirent des démarcations nettes, «être pour» ou «être

14 Matthias DAHLKE, *Der Anschlag auf Olympia '72. Die politischen Reaktionen auf den internationalen Terrorismus in Deutschland*, Munich 2006; Id., *Demokratischer Staat und transnationaler Terrorismus. Drei Wege zur Unnachgiebigkeit in Westeuropa 1972–1975*, Munich 2011, p. 57 sq.; Stephan SCHEIFER, *Innere Sicherheit. Politische Anti-Terror-Konzepte in der Bundesrepublik Deutschland während der 1970er Jahre*, Paderborn 2010, p. 297–304.

15 DAHLKE, *Demokratischer Staat*, p. 383 sq.

16 David CUNNINGHAM, *There's Something Happening Here: The New Left, the Klan and FBI Counterintelligence*, Berkeley, Los Angeles, Londres 2004, p. 99; Klaus WEINHAEUER, *Zwischen »Partisanenkampf« und »Kommissar Computer«: Polizei und Linksterrorismus in der Bundesrepublik bis Anfang der 1980er Jahre*, dans: Id., Jörg REQUATE, Heinz-Gerhard HAUPT (dir.), *Der linke Terrorismus in der der Bundesrepublik. Medien, Staat und Subkulturen in den 1970er Jahren*, Francfort/M., New York 2006, p. 244–270, ici p. 257–258; Gisela DIEWALD-KERKMANN, *Frauen, Terrorismus und Justiz. Prozesse gegen weibliche Mitglieder der RAF und der Bewegung 2. Juni*, Düsseldorf 2009, p. 138.

17 DE GRAAF, *Counter-Narratives* (voir n. 13).

contre«, »amis« ou »ennemis«. En positionnant et en armant le grand récit, on créa une situation dans laquelle le citoyen n'eut le choix qu'entre un »oui« ou un »non« franc. Les sympathies diffuses, l'empathie pour les auteurs n'avaient plus droit de cité.

Les appels pathétiques des hauts dignitaires de l'État suggérèrent une capacité d'intervention; »fermeté et résolution« devinrent des leitmotifs politiques à l'aide desquels les locuteurs firent aussi démonstration de virilité, malgré qu'au même moment la protection de leur vie les rendait tributaires d'une armada de gardes du corps¹⁸. C'est dans ce cadre que s'inscrit la réaction de la Première ministre britannique, Margaret Thatcher, lorsqu'après l'attentat de l'IRA contre le congrès annuel du parti conservateur, elle prononça quelques brefs mots de condoléances, puis déclara: »business as usual«¹⁹. Pour beaucoup, la lutte contre le terrorisme devint aussi un mode de vie qui incluait toujours l'éventualité du propre décès, ainsi qu'en attestèrent les attentats sur la personne du procureur général fédéral Siegfried Buback ou contre un certain nombre d'avocats et juges italiens. La lutte antiterroriste fut symboliquement élevée au rang de dimension existentielle. À cette fin, les acteurs de l'État présentèrent des grands récits, et montrèrent aussi des images.

Une politique iconographique particulière vit en effet le jour dans la lutte publique contre le terrorisme. L'État donna un visage aux terroristes, sur la foi duquel on les rechercha, à une certaine époque leurs portraits sur les avis de recherche étaient omniprésents. Susanne Regener l'a démontré pour la RAF, les photos furent souvent manipulées pour correspondre au type traditionnel du criminel²⁰. La monstration renfermait une démonstration du savoir – on a identifié l'auteur, il ne peut pas nous échapper –, une nouvelle sommation à la société de participer aux recherches et, ce faisant, de tracer une démarcation stricte entre les terroristes et soi. Il s'agit d'une dramatisation, qui consista à faire émaner de quelques rares personnes un danger déclaré omniprésent²¹.

Pendant que cette partie se jouait aux yeux de tous, pendant que »l'État« se montrait, la mécanique de recherche se mettait en route à l'arrière-plan, en règle générale à l'insu du public. On accumula du savoir, produisit une interprétation, créa des contraintes technocratiques. Pour acquérir des connaissances, les pouvoirs publics durent parfois changer de rôle. Ils tentèrent d'infiltrer des groupes terroristes en vue d'anticiper des actions, de comprendre les rouages internes des groupes ou de les miner de l'intérieur en instillant des doutes et une érosion de la confiance. Ils y parvinrent parfois, ainsi que le montre l'exemple néerlandais du *Rode Jeugd*, non loin de devenir une variante hollandaise de la RAF, et qui, dans un moment de réalisme, ren-

18 Leben im Ausnahmezustand. Terrorismus und Personenschutz in der Bundesrepublik Deutschland (1970–1993), Frankfurt/M. 2014.

19 Discours de Margaret Thatcher devant le congrès du parti conservateur à Brighton, 12.10.1984, <http://www.margaretthatcher.org/document/105763> (15.2.2016).

20 Susanne REGENER, »Anarchistische Gewalttäter«. Zur Mediengeschichte der RAF-Plakate, dans: Gerhard PAUL (dir.), Das Jahrhundert der Bilder. 1949 bis heute, Göttingen 2008, p. 402–409.

21 Beatrice DE GRAAF, Theater van de angst. De strijd tegen terrorisme in Nederland, Duitsland, Italië en Amerika, Amsterdam 2010, p. 175–177.

dit les armes après avoir pesé ses chances de succès²². Plus souvent, ces tentatives se traduisirent par un échec. L'emploi d'espions et d'agents de liaison pouvait être contre-productif, lorsque, par exemple, les preuves amassées par ce truchement ne pouvaient être utilisées devant la justice²³.

III. L'État oscille entre «se montrer» et «ne pas se montrer»

Remémorons-nous une situation quotidienne dans la lutte contre le terrorisme: les contrôles d'accès dans les bâtiments publics: Qui voulait y pénétrer devait faire inspecter ses sacs, les corps étaient palpés à la recherche d'armes ou d'explosifs. Les conducteurs automobiles étaient arrêtés à des barrages de contrôle sur la voie publique, devaient présenter leurs papiers, parfois ouvrir leur coffre et autoriser une fouille du véhicule.

Dans des situations de ce type, l'État se manifeste. Klaus Weinhauer a clairement mis en évidence que cette démonstration de soi put prendre des formes dramatiques, comme en atteste l'exemple maintes fois cité de la «recherche par hélicoptère»²⁴ dans les investigations contre la RAF; mais elle s'immisça aussi dans le quotidien, à preuve les innombrables barrages de contrôle policier et le renforcement des patrouilles dans toutes les sociétés occidentales menacées par le terrorisme. Ce qui peut paraître à première vue être une mesure policière pragmatique – il semble tomber sous le sens de mettre en place des contrôles devant les commissariats lorsque plusieurs services ont été la cible d'attentats à la bombe – doit s'interpréter à y regarder de plus près comme un acte performatif, par lequel les acteurs de l'État et l'opinion publique entrèrent en interaction et produisirent du sens.

Depuis quelques années, la science historique s'est approprié le concept de performativité, forgé par la philosophie du langage et les sciences du spectacle²⁵. Dans le champ de l'histoire de la politique antiterroriste, c'est avant tout Beatrice de Graaf qui a attiré l'attention sur ses dimensions théâtrales. Dans sa monographie «Theater van de angst», elle montre comment les pouvoirs publics et les terroristes mirent en scène un drame social, dans lequel ils cherchèrent tous deux à se rallier le public – l'opinion publique – grâce à leur performance²⁶. La mine soucieuse des hauts représentants de l'État, conjurant en public le péril spécifique émanant des terroristes, fai-

22 Beatrice DE GRAAF, Leena MALKKI, Killing It Softly? Explaining the Early Demise of Left-Wing Terrorism in the Netherlands, dans: *Terrorism and Political Violence* 22 (2010), p. 623–640, surtout p. 633–634; DE GRAAF, Theater, p. 216; Maarten VAN RIEL, Zaterdagmiddagrevolutie. Portret van de Rode Jeugd, Amsterdam 2010.

23 Pour la Weatherman: Jeremy VARON, Bringing the War Home: The Weather Underground, the Red Army Faction, and Revolutionary Violence in the Sixties and Seventies, Los Angeles, Londres 2004, p. 297.

24 Klaus WEINHAUER, »Staat zeigen«. Die polizeiliche Bekämpfung des Terrorismus in der Bundesrepublik bis Anfang der 1980er Jahre, dans: KRAUSHAAR (dir.), Die RAF, vol. 2 (voir n. 3), S. 932–947; ID., Zwischen »Partisanenkampf« und »Kommissar Computer« (voir n. 16).

25 Cf. Jürgen MARTSCHUKAT, Steffen PATZOLD (dir.), Geschichtswissenschaft und »performative turn«. Ritual, Inszenierung und Performanz vom Mittelalter bis zur Neuzeit, Cologne, Weimar, Vienne 2003; Doris BACHMANN-MEDICK, Cultural Turns. Neuorientierungen in den Kulturwissenschaften, Frankfurt/M. 2006, p. 104–143.

26 DE GRAAF, Theater (voir n. 21).

sait déjà partie de la représentation, au même titre que la présence policière accrue dans l'espace public ou que les techniques d'investigation spectaculaires, telle l'utilisation d'hélicoptères. Cette adaptation de réflexions théoriques sur la performance a été extrêmement féconde pour la recherche sur le terrorisme.

On peut obtenir d'autres résultats en franchissant un pas de plus et en considérant la performance moins comme la représentation d'un drame que comme une »performance«. Dans cette dernière, écrit la théoricienne du théâtre Erika Fischer-Lichte, on ne représente pas quelque chose de préexistant, mais on »crée la réalité«²⁷. Les acteurs produisent performativement du »sens au moment même de l'expression, de la représentation, de leur comportement«, et ce, toujours »dans l'interaction de tous les participants«²⁸. Ainsi les acteurs ne comprennent, dans cette perspective, pas uniquement les figures antithétiques de »l'État« et des »terroristes«, mais également aussi »les tiers« – la société majoritaire et l'opinion publique. Au lieu d'avoir un antagonisme simple entre deux protagonistes, se déploie ici une interaction complexe entre des acteurs et des échelons multiples. Le changement de rôle des acteurs est un élément constitutif d'une performance²⁹. Alors que l'on s'imagine encore être un spectateur non impliqué dans la représentation, on en fait pleinement partie à l'instant suivant. À peine s'est-on familiarisé avec un rôle que l'on est propulsé dans un autre. Lors d'un contrôle policier, la partie des automobilistes enjoignant de se garer sur le côté, de montrer ses papiers et d'ouvrir le coffre, tandis que l'autre pouvait poursuivre sa route, passait du rôle du citoyen normal à celui d'un suspect potentiel. Fischer-Lichte souligne le facteur de trouble et de désorientation intrinsèque à toute performance artistique³⁰. Une des caractéristiques des États de droit libéraux est que les citoyens ont des attentes stables envers l'exécution de routines; ils escomptent que l'on n'y déroge pas trop, même dans des situations atypiques. La »militarisation de la police«³¹, se déplaçant en véhicules blindés, et la création de forces spéciales lourdement armées et spécialement entraînées à la lutte contre le terrorisme purent perturber les routines. À long terme toutefois, elles s'insèrent dans l'horizon d'attente – modifié! – du citoyen d'un État de droit. Dans les États libéraux, les actes performatifs constituèrent un exercice d'équilibre fragile en raison de la tension entre stabilité des attentes et trouble, exercice dans lequel l'État de droit était à chaque fois réengendré (et non pas simplement représenté) – probablement sous une forme légèrement modifiée par rapport à la fois précédente. Pour le dire avec les mots de la théorie des arts du spectacle, l'opinion publique n'était pas exclue de cette représentation. Elle faisait, au contraire, partie intégrante de la performance, bien qu'elle ignorât la suite du scénario. Les données des citoyens affluaient dans les ordinateurs des services d'investigation et devenaient des éléments du scénario. Des changements de rôle fulgurants avaient lieu, le citoyen était un suspect, un innocent, en tout état de cause un protagoniste. Impossible de rester en dehors de l'action, lorsque la politique antiterroriste publique se présente de façon performative.

27 Erika FISCHER-LICHTE, *Ästhetik des Performativen*, Francfort/M. 2004, p. 34.

28 MARTSCHUKAT, PATZOLD (dir.), *Geschichtswissenschaft* (voir n. 25, p. 27).

29 FISCHER-LICHTE, *Ästhetik* (voir n. 27), p. 63 sq.

30 *Ibid.*, p. 257.

31 Ronald CRELINSTEIN, *Counterterrorism*, Cambridge 2009, p. 83–84; sur l'importance des unités spéciales, cf. aussi DE GRAAF, *Theater* (voir n. 21, p. 178 sq.).

IV. Les procès

L'application des théories de la performance à l'analyse des procès judiciaires se révèle d'une grande fécondité³². Les terroristes furent des prévenus difficiles. Ils utilisèrent le tribunal comme scène pour exposer leurs revendications politiques et, avant tout, contestèrent la légitimité des autres acteurs du procès. Ils ne respectèrent pas les règles, rompirent le rituel prescrit par le code de procédure pénale. Pendant les deux années du procès de Turin contre le noyau historique des Brigades rouges, les prévenus exigèrent de se défendre eux-mêmes, un droit que ne prévoyait pas le code de procédure pénale³³; le procès contre Baader, Meinhof, Ensslin et Raspe donna lieu à des litiges sur de nombreuses demandes de récusation, les prévenus entamèrent plusieurs grèves de la faim, la durée des audiences dut être réduite³⁴. À Turin, les prévenus affirmèrent que leurs camarades tueraient quiconque acceptant d'être juré, fonction qui leur était imposée par le code de procédure pénale³⁵. Nous savons tout cela, et pourtant il est utile de s'arrêter encore une fois plus longuement sur les facettes variées des procès pénaux et sur leur signification pour les États de droit libéraux. J'aimerais revenir ici en particulier sur deux d'entre elles.

La première: on peut analyser les procès comme une représentation dramatique, dans laquelle les terroristes et les représentants de la justice exposèrent leurs arguments au public. Les recherches de Beatrice de Graaf, mais aussi celles de Hanno Balz ou de Gisela Diewald-Kerkmann nous ont appris combien ces représentations furent, pour ce qui concerne l'Allemagne, minutieusement calculées, quels effets visés et quels récits racontés³⁶. Mais j'aimerais proposer ici aussi d'aiguiser encore l'instrumentaire méthodologique. D'une part sous l'angle de la théorie de la performance, que j'aimerais radicaliser en envisageant également les procès judiciaires comme des performances artistiques. Une perspective qui nous permet d'observer les changements de rôle, de les problématiser et d'appréhender le public comme un protagoniste actif. Les prévenus changèrent de rôle pour devenir les accusateurs de la »justice des porcs« et du système répressif. Les spectateurs furent minutieusement contrôlés avant de pouvoir pénétrer dans la salle d'audience et endossèrent le rôle de soutiens présomptifs des prévenus, le soupçon fut jeté sur les défenseurs, quand ils ne

32 FISCHER-LICHTE souligne également la performativité des procès judiciaires dans: *Performativität. Eine Einführung*, Bielefeld 2012, p. 117–118.

33 Tobias HOF, *Staat und Terrorismus in Italien*, Munich 2011, p. 171–172.

34 AUST, *Der Baader-Meinhof-Komplex* (voir n. 10), p. 337 sq.

35 HOF, *Staat und Terrorismus* (voir n. 33), p. 172.

36 Cf. Beatrice DE GRAAF, *Terrorists on Trial: A Performance Perspective*. Expert Meeting Paper, International Center for Counter-Terrorism, La Haye 2011, <http://www.icct.nl/download/file/ICCT-de-Graaf-EM-Paper-Terrorism-Trials-as-Theatre.pdf> (15.2.2016); ID., *Terroristen vor Gericht. Terrorismusprozesse als kommunikative Fortsetzung des Kampfes um Recht und Gerechtigkeit*, dans: Klaus WEINHAEUER, Jörg REQUATE (dir.), *Gewalt ohne Ausweg? Terrorismus als Kommunikationsprozess in Europa seit dem 19. Jahrhundert*, Francfort/M., New York 2012, p. 281–298; DIEWALD-KERKMANN, *Frauen* (voir n. 16); Hanno BALZ, *Von Terroristen, Sympathisanten und dem starken Staat. Die öffentliche Debatte über die RAF in den 70er Jahren*, p. 151 sq.

furent pas exclus du procès³⁷. La distribution des places dans la salle ainsi que des mesures spécifiques structurèrent la performance artistique, par exemple lorsque les prévenus durent suivre les débats menottés ou prendre place derrière des vitres épaisses ou des grilles³⁸. Ces interversions de rôle complexes produisirent aussi l'État de droit et le changèrent.

Il vaut la peine, deuxièmement, d'écouter encore plus précisément les narrations. Les multiples recherches dans le domaine de la théorie narrative – dont les travaux sur le *legal storytelling* ont proposé une application féconde –, dans celui des *law and literature studies*, un carrefour passionnant entre littérature et droit, ou encore dans le champ de la linguistique médico-légale nous indiquent combien il est important d'analyser plus finement les récits et la langue employés devant la cour³⁹. Au tribunal, en effet, on raconte des histoires. Les prévenus racontent ce qu'ils ont fait et n'ont pas fait, et pourquoi ils ont dû le faire. Les défenseurs remettent les narrations de leurs clients dans les formes prévues par le code de procédure pénale et le droit pénal; ils racontent les circonstances atténuantes ou pourquoi leurs clients ont été forcés d'agir ainsi et pas autrement. De leur côté, les procureurs déploient une autre narration, qui parle d'illégalité et des motifs condamnables des prévenus. À la fin, le juge doit statuer sur le récit qui lui paraît le plus plausible et sur celui qui lui semble légitime. Car tout ce qui est plausible n'est pas forcément légitime. Cela dépend des circonstances dans lesquelles on raconte; cela dépend du contexte social et culturel dans lequel le récit se déroule, notamment aussi du point de départ que se choisit la narration⁴⁰.

Les narrations à la cour ont ainsi différentes profondeurs historiques, suivant que l'on évoque la jeunesse difficile d'un prévenu ou présente un acte comme la conséquence d'une injustice subie pendant de longues années. Lorsque les défenseurs de la RAF rappelèrent qu'on avait devant soi une génération qui combattait le fascisme parce que leurs parents y avaient failli, ils choisirent sciemment un point de départ de la narration qui préconstruisait le sens du récit. Le ministère public et le juge présentèrent également des récits; dans un «continuum de textes» – du mandat d'arrêt à la sentence en passant par l'acte d'accusation et les plaidoyers – ils développèrent une narration soumise à des règles précises⁴¹ – contrairement à celle des prévenus. Des règles de forme, d'une part, prédefinisant le droit pénal et le droit de la procédure pénale. Contrairement aux tyrannies, dans lesquelles prime la volonté du souverain,

37 Pour l'Allemagne de l'Ouest: Jörg REQUATE, »Terroristenanwälte« und Rechtsstaat. Zur Auseinandersetzung um die Rolle der Verteidiger in den Terroristenverfahren der 1970er Jahre, dans: WEINHAUER, REQUATE, HAUPT (dir.), Terrorismus in der Bundesrepublik. Medien, Staat und Subkulturen in den 1970er Jahren, Francfort/M. 2006, p. 271–299; BALZ, Von Terroristen (voir n. 36), p. 123–135.

38 Par exemple dans le procès de Turin, cf. HOF, Staat und Terrorismus (voir n. 33), p. 177.

39 Cf. parmi une littérature abondante: Richard POSNER, *Law & Literature*, Cambridge/Mass., Londres 2009; Paul GERWIN, Peter BROOKS (dir.), *Law's Stories. Narrative and Rhetoric in the Law*, New Haven, Londres 1996; John GIBBONS, *Forensic Linguistics. An Introduction to Language in the Justice System*, Oxford 2003.

40 Sur l'importance médico-légale des débuts de récits: Kim Lane SCHEPPELE, *Telling Stories*, dans: *Michigan Law Review* 87 (1989), p. 2073–2098.

41 Paul A. FERGUSON, *Untold Stories in the Law*, dans: GERWIN, BROOKS (dir.), *Law's Stories* (voir n. 39), p. 84–98, ici p. 84.

les États de droit libéraux suivent des règles légales, qui ont elles-mêmes vu le jour dans une procédure réglementée. D'autre part, le contenu des récits »étatiques« faits à la cour est également soumis à des règles. Peuvent uniquement être abordés les faits reconnus par le droit pénal; et une condamnation peut uniquement être prononcée si aucun doute ne subsiste quant à la culpabilité de l'accusé. La peine est définie par un cadre. Il faut souligner en passant que le droit de la procédure pénale varie dans les États de droit occidentaux. Ainsi que l'ont établi les *law and literature studies*, la *common law* anglo-américaine ouvre d'autres marges narratives à l'accusation et à la défense que le droit de procédure pénale allemand, dans lequel le juge est chargé d'établir la »vérité«, non pas en se basant sur un précédent, mais en insérant les faits dans les normes juridiques⁴².

On peut considérer que les situations narratives au tribunal se situent dans un rapport asymétrique – les uns peuvent raconter ce qu'ils veulent et pensent, les autres pas. Les uns purent raconter la longue oppression de l'Irlande du Nord par l'État britannique ou le cryptofascisme de l'État de droit libéral, le ministère public et le juge durent en rester aux faits concrets faisant l'objet du procès. Leur histoire n'était pas pour autant dénuée de référence ou de profondeur historique. Ce niveau sémantique ne fonde pas forcément le principal des récits de l'accusation et des juges à la cour, mais il était enserré dans les normes juridiques et les textes législatifs sous-jacents à leurs récits. Et il se manifesta dans la langue du ministère public, qui choisit des expressions linguistiques ou des métaphores précises et en évita d'autres. Certaines firent ressortir un détail d'un fait, pas un autre, permettant de mettre en pièce des horizons d'interprétation historiquement saturés par des désignations linguistiques. Enfin, il ne faut pas non plus occulter que les récits faits au tribunal incluent toujours des traditions narratives et des topoï établis dans la société dans lesquels ils se déroulent – par exemple lorsqu'au fil du portrait de femmes terroristes sexuellement soumises⁴³ se déploie devant nous tout un système de rapports sociaux entre les sexes et la forme narrative originelle du *boy-meets-girl*⁴⁴.

V. La prison

Les procès contre les terroristes se conclurent par de longues peines d'incarcération. Le transfert en prison mit provisoirement un terme à l'affaire, la tranquillité publique aurait alors pu être restaurée. Pourtant, la prison se révéla être bien plus qu'un lieu verrouillé, dans lequel les condamnés purgeaient leur peine, prétendument à l'abri de l'espace public. La justice espérait que la condamnation et la détention des terroristes affaibliraient les groupuscules violents, que l'emprisonnement de certains de leurs membres les priverait du *manpower* et que la prononciation de peines, si possible longues, aurait un effet de repoussoir sur de futures recrues.

Or la prison se révéla être un lieu d'interactions les plus dynamiques entre États de droit libéraux et criminels terroristes. D'un point de vue stratégique et de politique

42 GIBBONS, *Forensic Linguistics* (voir n. 39), p. 4–7.

43 DIEWALD-KERKMANN, *Frauen* (voir n. 16), p. 138.

44 JOSÉ BRUNNER, *The Narrative Construction of Reality*, dans: *Critical Enquiry* 18 (1991), p. 1–21, ici p. 6.

identitaire, le pénitencier joua un rôle crucial pour les terroristes, ainsi qu'en attestèrent de façon quasi idéaltypique la RAF et l'IRA. La prison fut le lieu permettant de redonner force et de faire la preuve manifeste – effective ou postulée – des facettes sombres et inhumaines du «système des porcs». Les groupes terroristes ne cessèrent de dénoncer publiquement les conditions de détention des prévenus en détention provisoire ou celles des condamnés. Une thématique qui renfermait un potentiel de mobilisation considérable d'autres hommes et femmes pour la lutte clandestine, ainsi que le montre la «deuxième génération» de la RAF, mais pas seulement⁴⁵. Les évactions de prisonniers constituaient, aux yeux des terroristes, des actes aussi héroïques que légitimes. L'évasion d'Andreas Baader lors d'une permission fut l'acte fondateur de la RAF, celle du gourou de la drogue Timothy Leary par la Weatherman une corroboration magistrale de sa contre-narration, et les deux firent sensation dans l'opinion publique⁴⁶.

Mais en cherchant systématiquement à briser les règles du régime pénitentiaire, que ce soit en se qualifiant de prisonniers politiques et en refusant de porter la tenue des prisonniers de droit commun, que ce soit en mettant leurs cellules à sac et en réclamant des conditions spéciales de détention ou encore en faisant passer à l'extérieur des messages et libelles politiques, les terroristes créèrent un espace public dans un lieu qui en était normalement dépourvu⁴⁷. Ils refusèrent de reconnaître la prison et cherchèrent à échapper de toutes leurs forces au «changement de rôle» qu'elle leur imposait, au point que la structure interne finement équilibrée de la prison ne pouvait guère assurer sa fonction d'«institution totale»⁴⁸.

La prison fut un terrain sensible pour les démocraties libérales au-delà même des situations extrêmes – évactions ou grèves de la faim – sur lesquelles je vais revenir. Le principe du même droit pour tous devait aussi valoir derrière les barreaux, l'égalité des prisonniers étant le trait majeur des «institutions totales»⁴⁹. Ce principe fut rapidement abandonné sur le plan juridique comme au quotidien dès que des terroristes se retrouvèrent sous les verrous. La peur d'une évasion amena les pouvoirs publics à construire des prisons haute sécurité ou à édicter des conditions de détention particulières dans des prisons existantes, à l'instar des H Blocks de Maze, près de Belfast, ou du quartier haute sécurité au septième étage de l'établissement pénitentiaire de

45 VARON, *Bringing the War Home* (voir n. 23), p. 216–233; BALZ, *Von Terroristen* (voir n. 36), p. 137–138; DAN BERGER, *Outlaws of America. The Weather Underground and the Politics of Solidarity*, Oakland/CA 2006, p. 168–169.

46 Communiqué #4 *From the Weather Underground*, 15.9.1970, dans: Harold JACOBS (dir.), *Weatherman*, Berkeley 1970, p. 516; RAF, *Die Rote Armee aufbauen*, 5.6.1970, dans: ID-VERLAG (dir.), *Rote Armee Fraktion* (voir n. 12), p. 24–26.

47 Cf. Tiphaine Granger, *Une stratégie de l'IRA: la lutte en prison (1971–1981)*, dans: *Vingtième Siècle 70* (2001), p. 19–30; Richard English, *Armed Struggle. The History of the IRA*, Londres 2003, p. 187 sq.; HOF, *Staat und Terrorismus* (voir n. 33), p. 200 sq.; VARON, *Bringing the War Home* (voir n. 23), p. 221 sq.

48 Erving Goffman, *Über die Merkmale totaler Institutionen*, dans: Id., *Asyle. Über die soziale Situation psychiatrischer Patienten und anderer Insassen*, Francfort/M. 1973, p. 13–123, sur la «perte de rôle» surtout p. 25–26.

49 *Ibid.*, p. 17.

Stammheim⁵⁰. Les internements de masse sans procès, comme dans les baraques de l'ancienne base aérienne de Long Kesh entre 1971 et 1974, contribuèrent à forger le mythe de l'IRA. Au-delà de satisfaire des besoins de sécurité particuliers, les prisons haute sécurité furent en effet des lieux dans lesquels la confrontation symbolique entre États de droit libéraux et violence politique s'envenima. Ces confrontations mirent les capacités de réforme et efforts de libéralisation des États démocratiques à l'épreuve, en témoignent la question de la validité de la réhabilitation pour les terroristes ou, de longues années après les faits, les conflits acharnés sur la libération anticipée des détenus.

Enfin, la prison devint le lieu de naissance de martyrs terroristes, ceux qui, dans le combat ultime, étaient prêts à sacrifier leur corps et leur vie pour la cause. »La grève de la faim devient une arme de la lutte pour s'attirer les faveurs de l'opinion publique« écrit Hanno Balz. »La frontière de ce conflit existentiel, mortellement risqué, longeait et passait par le corps du détenu. Ainsi la grève de la faim fut-elle aussi une reconquête de son propre corps (et de sa volonté) face à la réquisition qu'en avaient faite les institutions et la rhétorique.⁵¹« On peut aller encore plus loin et soutenir que les détenus affirmèrent une souveraineté biopolitique dans la grève de la faim, ils se donnèrent le droit de décider eux-mêmes de leurs vie et trépas⁵².

La grève de la faim toucha une corde sensible des États de droit libéraux. Ils combattirent la volonté de mourir en nourrissant de force les grévistes, une intervention violente dans le corps du détenu qui mobilisa des contestations à l'extérieur⁵³. Ou ils ignorèrent la volonté de mourir et la lutte corollaire pour la souveraineté biopolitique, à l'instar du gouvernement britannique vis-à-vis des grévistes de l'IRA réunis autour de Bobby Sands, ce qui conforta leur statut de martyrs. Les États de droit libéraux n'avaient pas grand-chose à opposer à ces mythes, ils ne pouvaient que renvoyer à la légalité et à la rationalité de la procédure. Il reste encore à étudier dans quelle mesure une once du récit des martyrs s'imisce dans la commémoration officielle des victimes du terrorisme; une problématique encore délaissée par la recherche, pour autant que je puisse en juger.

VI. La législation

J'en arrive ainsi à la question de la base légale, condition indispensable de l'action des États libéraux. Les États libéraux ne peuvent pas agir sans base légale, fondement de la confiance de leurs citoyens et de leur légitimité; l'action publique doit être norma-

50 Les deux établissements pénitentiaires sont depuis devenus des »lieux de mémoire«: Brian GRAHAM, Sara McDOWELL, *Meaning in the Maze. The Heritage of Long Kesh*, dans: *Cultural Geographies* 14 (2007), p. 343–368; Annette VOWINCKEL, *Stammheim, Ertstadt, Mogadischu. Lieb-same und unliebsame Erinnerungsorte der Bonner Republik*, dans: Benoît Majerus et al. (dir.), *Dépasser le cadre national des »lieux de mémoire«*, Bruxelles 2009, p. 141–154.

51 BALZ, *Von Terroristen* (voir n. 36), p. 139.

52 Thèse empruntée à Michel FOUCAULT, *Der Wille zum Wissen. Sexualität und Wahrheit* 1, Frankfurt/M. 1987, p. 134.

53 Sur l'écho médiatique des grèves de la faim de la RAF: BALZ, *Von Terroristen* (voir n. 36), p. 139–150; VARON, *Bringing the War Home* (voir n. 23), p. 218 sq.; ENGLISH, *Armed Struggle* (voir n. 47), p. 187 sq.

tivement prévisible. Même l'état d'urgence ne donne pas un pouvoir illimité à l'exécutif; il est exclu de valider la maxime »la nécessité fait loi«. Autant pour la théorie.

La pratique s'y conforma, à première vue du moins. La lutte contre le terrorisme s'appuya sur des lois existantes. En traitant et poursuivant les actes terroristes comme des délits »normaux« au sens du droit pénal, les États libéraux purent délégitimer les groupuscules terroristes, leur dénier toute glorification⁵⁴. Mais dans les années 1970, ils créèrent en règle générale aussi de nouvelles infractions pénales, par exemple »la création et l'appartenance à une association terroriste« dans le nouveau § 129a du Code pénal fédéral, ou »l'enlèvement à des fins terroristes« pénalisé par la *legge Moro*. Les nouvelles lois permirent d'amputer les droits des prévenus et des défenseurs, ce qu'illustrent largement ici encore le Code pénal fédéral ou la *legge Moro*. À maintes reprises, le processus de législation fut extrêmement rapide, la procédure parlementaire condensée. Les États de droit libéraux firent ainsi la démonstration de leur capacité d'intervention, à même d'influencer massivement le facteur temps face à des défis particuliers⁵⁵. Les lois purent aussi préciser les dimensions spatiales de la menace terroriste, à l'instar du *Crime Control Act*, qui pénalisa le transport d'explosif entre États fédérés au sein des États-Unis, explicitant de ce fait que les nombreux attentats à la bombe n'étaient pas de simples *hot spots*, mais menaçaient la totalité du pays. Comment expliquer que des lois légitimant l'action publique aient pu être adoptées, même au moment des plus grands défis lancés par le terrorisme, tels que les enlèvements de Schleyer et de Moro? D'une part en raison de la logique, décrite ici, de l'action de l'État de droit, de l'autre en raison de la dimension symbolique qu'elles renfermaient, l'acte législatif contrecarrant le reproche adressé par les terroristes à l'État démocratique: n'être qu'un État fasciste masqué.

Si ces nouvelles lois ou les amendements du Code pénal furent conçus comme l'expression de l'action publique sous le coup d'un danger extraordinaire, on peut en faire une interprétation différente lorsqu'on les observe sur une plus longue durée. Ils marquèrent en un sens un point nodal de la libéralisation des États de droit occidentaux, un processus dont les premières impulsions, pour le droit pénal, remontent à la fin du XIX^e siècle et qui – avec des interruptions pendant les différentes guerres – perdura jusqu'aux années 1960, Guerre froide comprise. Dans les années 1960 et 1970, le droit pénal fut réformé dans une visée libérale, il suffit de penser à la grande réforme du droit pénal en République fédérale ou aux réformes italiennes initiées dès 1964 – ironie de l'histoire – par Aldo Moro lui-même, étant ministre-président. On pourrait poursuivre la liste.

La pratique législative des années 1970 comporta, de plus, des traces de pratiques coloniales ou du droit de la guerre. L'exemple par excellence est sur ce point le recours à l'instrument de la détention sans procès, *detention without trial*, dont se servirent les pouvoirs publics en Irlande du Nord entre 1971 et 1975. Ils s'appuyèrent pour ce faire sur la base législative de la *Civil Authorities (Special Powers) Act* de

54 CRELINSTEN, Counterterrorism (voir n. 31), p. 52.

55 Sur les spécificités structurelles de la législation antiterroriste en Grande-Bretagne, cf. également Andrew W. NEAL, Terrorism, Lawmaking, and Democratic Politics: Legislators as Security Actors, dans: *Terrorism and Political Violence* 24 (2012), p. 357–374.

1922, avant de voter de nouvelles lois qui ne changèrent rien à la situation⁵⁶. Une préfiguration de Guantanamo.

VII. Conclusion

Un bilan clairement positif s'impose presque de lui-même: les États libéraux remportèrent la lutte contre les défis terroristes des années 1970 et 1980. Les auteurs furent arrêtés plus ou moins rapidement, l'afflux de nouveaux militants fut stoppé, les groupuscules terroristes choisirent de se dissoudre ou de mener une lutte légale. Aucune révolution ne survint, aucun système capitaliste ne fut abandonné, aucun système parlementaire renversé. À considérer l'Espagne, on pourrait même défendre l'idée que le conflit avec l'ETA aida la jeune démocratie espagnole à assimiler les pratiques de l'État de droit, puisqu'elle abandonna progressivement les méthodes dures, répressives et difficilement classables dans celles d'un État de droit⁵⁷.

Les États libéraux parvinrent à défendre le grand récit et à produire un large consensus déniait tout pouvoir d'action aux terroristes et une quelconque validité à leurs contre-narrations. Les pouvoirs publics eurent recours à un vaste répertoire d'actions, intégrant des éléments narratifs et performatifs aux points cruciaux. Dans ces éléments cependant, l'État de droit ne se représenta ni ne se reproduisit. Il ne cessa de s'y réinventer, en interagissant avec l'ensemble des participants de façon éminemment complexe et variée – avec les terroristes comme avec le reste de la société. La constitution performative de l'État de droit fut source de doutes et de troubles, qui laissèrent directement leur empreinte sur l'État. En montrant la façon dont la gauche se réorganisa et se réorienta, comment elle trouva d'autres formes d'action dans de nouveaux mouvements sociaux, Klaus Weinbauer, Nikolas Büchse et Holger Nehring ont établi dans leurs travaux sur le terrorisme des années 1970 et 1980 en République fédérale que la confrontation avec le terrorisme put avoir des effets productifs. Corrélativement, le pouvoir de l'État se civilisa et, pour reprendre la thèse d'Holger Nehring, la violence immanente de l'action publique fut refoulée⁵⁸.

Mais je pourrais tout aussi bien conclure sur un bilan plus pessimiste, voire sur le scénario déprimant esquissé par Sebastian Scheerer dans son article sur la »Terreur« dans le »Glossar der Gegenwart« d'Ulrich Bröckling: l'État de droit libéral, au fil

56 Laura K. DONOHUE, *Counter-Terrorist Law and Emergency Powers in the United Kingdom, 1922–2000*, Dublin, Portland/OR 2001, p. 131 sq.

57 Paddy WOODWORTH, *Dirty War, Clean Hands. ETA, the GAL and Spanish Democracy*, Cork 2001.

58 Nicolas BÜCHSE, *Von Staatsbürgern und Protestbürgern. Der Deutsche Herbst und die Veränderung der politischen Kultur in der Bundesrepublik*, dans: Habbo KNOCH (dir.), *Bürgersinn mit Weltgefühl. Politische Moral und solidarischer Protest in den sechziger und siebziger Jahren*, Göttingen 2007, p. 311–332; Holger NEHRING, *The Era of Non-Violence: »Terrorism« and the Emergence of Conceptions of Non-Violent Statehood in Western Europe, 1967–1983*, dans: *European Review of History* 14 (2007), p. 343–371; Klaus WEINHAUER, *Staatsmacht ohne Grenzen? Innere Sicherheit, »Terrorismus«-Bekämpfung und die bundesdeutsche Gesellschaft der 1970er Jahre*, dans: Susanne KRASMANN, Jürgen MARTSCHUKAT (dir.), *Rationalitäten der Gewalt. Staatliche Neuordnungen vom 19. bis zum 21. Jahrhundert*, Bielefeld 2007, p. 215–238.

d'étapes successives dans sa lutte contre le terrorisme, se mua lui-même en État terroriste, qui contrôle et régleme ses citoyens, exclut les dissidents et les réprime⁵⁹.

Je préfère choisir une position intermédiaire entre ces deux lignes d'interprétation. Penchons-nous d'abord sur le lieu historique de la politique antiterroriste, les années 1970 et 1980. J'ai mentionné que la législation antiterroriste vit le jour dans une phase de libéralisation, y compris du droit pénal. Mais il ne faut pas forcément y distinguer une césure. Au contraire, force est de constater que les lois antiterroristes générèrent une contraction dans le processus de libéralisation, qui incluait, théoriquement du moins, la possibilité de la poursuivre. Il m'est toutefois impossible de discerner cette poursuite dans les pratiques: la vague de violence politique retomba en effet dans les années 1980, les lois, toutefois, restèrent en vigueur.

Si l'on relie ce constat au fait qu'à la même époque, c'est-à-dire depuis les années 1970, d'autres champs politiques connurent une mutation profonde, on en conclura que l'État de droit connut une transformation radicale. Les années 1970 marquèrent aussi la fin des vastes projets de planification politique, le début de la refonte des États sociaux en Occident, de la privatisation des missions étatiques. Il semble, par conséquent, que les États libéraux occidentaux aient tendu à se replier sur le cœur de l'activité de l'État moderne, garantir la sécurité à l'extérieur – désormais aussi à l'intérieur de ses frontières⁶⁰.

La pensée de la sécurité intérieure ne date pas des années 1970, mais elle se renouela à cette époque. Il fut désormais impossible de recourir simplement au concept de la «démocratie militante», forgé dans sa forme classique par Karl Loewenstein dans les années 1930. D'une part, la détente et, avant tout, les mouvements de contestation dans les sociétés occidentales avaient érodé la crédibilité des récits de la menace. De l'autre, les groupuscules terroristes ne se présentaient plus comme les bras armés de partis radicaux et, en règle générale, ne souhaitaient plus se retrouver au Parlement pour le détruire de l'intérieur. La démocratie militante des États occidentaux changea donc de cap, en s'adaptant à la modification de la menace.

Les années 1970 sont celles d'une extension du pouvoir étatique au domaine de la sécurité intérieure. Beaucoup de contemporains critiquèrent ce mouvement, exigèrent d'autres formes d'action politique et prirent leur distance avec les interventions radicales de l'État. On peut tout à fait interpréter cela en termes de civilisation du pouvoir étatique⁶¹. Mais on peut aussi argumenter que l'expérience du terrorisme et l'opinion publique critique accrurent la subtilité du pouvoir étatique, qui opéra avec d'autres moyens technologiques et préféra agir dans l'ombre plutôt que de placer des barrages de contrôle dans la rue. La forme de l'État sécuritaire d'aujourd'hui n'est pas uniquement le reflet des menaces actuelles ou de la perception qu'on en a, mais aussi celui d'expériences historiques – celles du terrorisme des années 1970–1980 et des objections des citoyens quant aux méthodes employées pour s'en défendre. Pour schématiser: l'État ne se désengagea en rien de la politique de la sécurité

59 Sebastian SCHEERER, *Terror*, dans: Ulrich BRÖCKLING et al. (dir.), *Glossar der Gegenwart*, Frankfurt/M. 2004, p. 257–262.

60 Pour de plus amples détails: Gabriele METZLER, *Staatsversagen und Unregierbarkeit in den siebziger Jahren?*, dans: Konrad H. JARAUSCH (dir.), *Das Ende der Zuversicht? Die siebziger Jahre als Geschichte*, Göttingen 2008, S. 243–260.

61 Je reprends ici la thèse principale de NEHRING, *Era of Non-Violence* (voir n. 58).

intérieure, il modifia simplement son répertoire d'action, bien plus radical aujourd'hui qu'il ne l'était dans les années 1970. La politique antiterroriste des années 1970 doit s'interpréter comme une charnière vers la *war on terrorism*, dans laquelle nous nous trouvons aujourd'hui. On pourrait même y ajouter la tendance au renforcement de la fonction présidentielle, observable aux États-Unis, par exemple, lorsqu'elle devint sous Nixon une *imperial presidency*, un bastion de pouvoir d'un univers qui ne connaît plus qu'une opposition binaire, ami ou ennemi. Une argumentation que l'on peut fonder sur l'indifférenciation des pouvoirs, à l'œuvre par exemple dans la législation antiterroriste italienne où les frontières entre pouvoir exécutif et judiciaire s'estompent. Et l'on pourrait citer d'autres exemples issus d'autres États. Je doute toutefois qu'on puisse prendre la politique des années 1970 comme modèle pour celle d'aujourd'hui. Elle s'appuya en effet sur les logiques d'action de l'État territorial et sur des adversaires identifiables, qui laissèrent de l'espace aux actes narratifs et performatifs de l'État et de ses acteurs. Aucune procédure judiciaire n'est possible avec des kamikazes.

Il fut possible de contenir la politique de sécurité intérieure dans les années 1970 et 1980, en un certain sens parce qu'il existait une opinion critique, mais aussi parce que le conflit Est-Ouest empêcha une délibéralisation totale. Il est en effet parfaitement probable que les États de droit libéraux qui se déployèrent dans le monde occidental après 1945 aient eu besoin de l'expérience dictatoriale pour développer, dans la confrontation avec autrui, leur propre État, libéral. Les États libéraux occidentaux, nommément la Grande-Bretagne et les États-Unis, bâtirent une bonne part de leur légitimation et de leur définition de soi sur leur victoire sur le nazisme. La confrontation avec – ce que l'on percevait comme – les dictatures rouges confèrent, pour leur part, du sens et une stature aux nouveaux États libéraux, pensons à l'Italie et à la République fédérale. Aujourd'hui, à l'heure où l'autre n'est plus aussi clairement identifiable, l'État de droit a plus de mal à résister à l'appel de l'État sécuritaire contrôleur et préventif. Une pensée peu réjouissante, si elle se vérifiait.

Zur Forschungsgeschichte und Methodendiskussion

MICHAEL BORGOLTE

EUROPÄISCHE UND GLOBALE GESCHICHTE DES MITTELALTERS

Erfahrungen und Perspektiven

Als mir angeboten wurde, die Perspektiven einer neuen europäischen Geschichte aufzuzeigen, war ich etwas überrascht¹. Denn schon 2002 und 2006 hatte ich zwei Darstellungen des europäischen Mittelalters aus vergleichender Perspektive vorgelegt² und anschließend zusammen mit Bernd Schneidmüller bis 2011 ein großes Projekt über kulturelle Verflechtungen in Europas mittelalterlicher Geschichte geleitet³. Natürlich war damit nicht alles gesagt, aber unbeherrschbare Zweifel an meinen bis-

- 1 Im Folgenden wird ein Vortrag in der Reihe »Comment écrire l'histoire de l'Europe?« der »Jeu-dis de l'Institut historique allemand 2015/2016« vom 5.11.2015 wiedergegeben, der um die nötigsten Anmerkungen ergänzt ist.
- 2 Michael BORGOLTE, *Europa entdeckt seine Vielfalt 1050–1250*, Stuttgart 2002 (Handbuch der Geschichte Europas, 3); DERS., *Christen, Juden, Muselmanen. Die Erben der Antike und der Aufstieg des Abendlandes 300 bis 1400 n. Chr.*, München 2006 (Siedler Geschichte Europas).
- 3 Schwerpunktprogramm 1173 der Deutschen Forschungsgemeinschaft »Integration und Desintegration der Kulturen im europäischen Mittelalter«, Laufzeit 2005–2011. – Vgl. die Sammelbände: Michael BORGOLTE, Juliane SCHIEL, Bernd SCHNEIDMÜLLER, Annette SEITZ (Hg.), *Mittelalter im Labor. Die Mediävistik testet Wege zu einer transkulturellen Europawissenschaft*, Berlin 2008 (Europa im Mittelalter. Abhandlungen und Beiträge zur historischen Komparatistik, 10); Margit MERSCH, Ulrike RITZERFELD (Hg.), *Lateinisch-griechisch-arabische Begegnungen. Kulturelle Diversität im Mittelmeerraum des Spätmittelalters*, Berlin 2009 (Europa im Mittelalter, 15); Michael BORGOLTE, Bernd SCHNEIDMÜLLER (Hg.), *Hybride Kulturen im mittelalterlichen Europa. Vorträge und Workshops einer internationalen Frühlingsschule. Hybrid Cultures in Medieval Europe. Papers and Workshops of an International Spring School*, Berlin 2010 (Europa im Mittelalter, 16); Michael BORGOLTE, Julia DÜCKER, Marcel MÜLLERBURG, Bernd SCHNEIDMÜLLER (Hg.), *Integration und Desintegration der Kulturen im europäischen Mittelalter*, Berlin 2011 (Europa im Mittelalter, 18); Michael BORGOLTE, Julia DÜCKER, Marcel MÜLLERBURG, Paul PREDATSCH, Bernd SCHNEIDMÜLLER (Hg.), *Europa im Geflecht der Welt. Mittelalterliche Migrationen in globalen Bezügen*, Berlin 2012 (Europa im Mittelalter, 20). – Siehe auch: Thomas FOERSTER, *Vergleich und Identität. Selbst- und Fremddeutung im Norden des hochmittelalterlichen Europa*, Berlin 2009 (Europa im Mittelalter, 14); Juliane SCHIEL, *Mongolensturm und Fall Konstantinopels. Dominikanische Erzählungen im diachronen Vergleich*, Berlin 2011 (Europa im Mittelalter, 19); Benjamin SCHELLER, *Die Stadt der Neuchristen. Konvertierte Juden und ihre Nachkommen im Trani des Spätmittelalters zwischen Inklusion und Exklusion*, Berlin 2013 (Europa im Mittelalter, 22).

herigen Ansätzen trieben mich doch weiter zu neuen Herausforderungen⁴. So wandte ich mich der Weltgeschichte zu, die in Deutschland von Historikern der Neuzeit als Globalgeschichte erprobt wurde⁵; eine großzügige Förderung durch den European Research Council erlaubt mir seit 2012, diesem neuen, faszinierenden Projekt nachzugehen⁶. Nach Beiträgen zu deutschen und amerikanischen Globalgeschichten⁷ verfasste ich zurzeit eine Universalgeschichte der Stiftungen, und so Gott will möchte ich dann dem insistierenden Werben eines Verlags nachgeben und noch eine Globalgeschichte des Mittelalters schreiben.

Ich hatte also Bedenken, ob ich noch überzeugend neue Perspektiven für eine europäische Geschichte öffnen könnte, habe mich aber doch überreden lassen, meine Erfahrungen und meine Erwartungen an eine künftige Geschichtsschreibung des Mittelalters auszubreiten. Die gestellte Aufgabe bringt es leider mit sich, dass ich viel öfter, als normalerweise höflich und angemessen ist, von mir selbst und meinen Arbeiten spreche.

- 4 Vgl. bereits: Michael BORGOLTE, Über europäische und globale Geschichte des Mittelalters. Historiographie im Zeichen kognitiver Entgrenzung, in: Klaus RIDDER, Steffen PATZOLD (Hg.), Die Aktualität der Vormoderne. Epochenentwürfe zwischen Alterität und Kontinuität, Berlin 2013 (Europa im Mittelalter, 23), S. 47–65; DERS., Mittelalter in der größeren Welt. Mediävistik als globale Geschichte, in: DERS., Mittelalter in der größeren Welt. Essays zur Geschichtsschreibung und Beiträge zur Forschung, hg. von Tillmann LOHSE, Benjamin SCHELLER, Berlin 2014 (Europa im Mittelalter, 24), S. 533–546; ND in: Michael WILDT (Hg.), Geschichte denken. Perspektiven auf die Geschichtsschreibung heute, Göttingen 2014, S. 52–68.
- 5 Vgl. Sebastian CONRAD, Globalgeschichte. Eine Einführung, München 2013; Jürgen OSTERHAMMEL, Die Verwandlung der Welt. Eine Geschichte des 19. Jahrhunderts, München 2009; DERS. (Hg.), Weltgeschichte, Stuttgart 2008 (Basistexte Geschichte, 4). – Tastende mediävistische Versuche: Thomas ERTL, Alle Wege führten nach Rom. Italien als Zentrum der mittelalterlichen Welt, Ostfildern 2010; DERS. (Hg.), Europas Aufstieg. Eine Spurensuche im späten Mittelalter, Wien 2013 (Expansion, Interaktion, Akkulturation. Globalhistorische Skizzen, 21); Michael BORGOLTE, Karl der Große – ein Global Player?, in: Stiftung Deutsches Historisches Museum (Hg.), Kaiser und Kalifen. Karl der Große und die Mächte am Mittelmeer um 800, Berlin 2014, S. 16–23.
- 6 Advanced Grant des ERC im Zuge des Siebten Forschungsrahmenprogramms (FRP 2007–2013) für »Foundations in medieval societies. Cross-cultural comparisons«, 2012–2017. – Bisher: Michael BORGOLTE (Hg.), Enzyklopädie des Stiftungswesens in mittelalterlichen Gesellschaften, Bd. 1: Grundlagen, Berlin 2014; Bd. 2: Das soziale System Stiftungen, Berlin 2016; DERS., Foundations in Medieval Societies. Cross-cultural Comparisons. A Project of the European Research Council at the Humboldt University of Berlin, in: Journal of Transcultural Medieval Studies 1 (2014), S. 161–166; DERS., Foundations »for the Salvation of the Soul« – an Exception in World History?, in: medieval worlds 1 (2015), S. 86–105; DERS., Fünftausend Jahre Stiftungen. Eine Typologie von Mesopotamien bis zu den USA, in: Historische Zeitschrift 301 (2015), S. 593–625; DERS., Wie Weltgeschichte erforscht werden kann. Ein Projekt zum interkulturellen Vergleich im mittelalterlichen Jahrtausend, in: Zeitschrift für Historische Forschung 43 (2016), S. 1–26.
- 7 Michael BORGOLTE, Kommunikation – Handel, Kunst und Wissenstausch, in: Johannes FRIED, Ernst-Dieter HEHL (Hg.), Weltdeutungen und Weltreligionen, 600 bis 1500, Darmstadt 2010 (WBG Weltgeschichte. Eine Globalgeschichte von den Anfängen bis ins 21. Jahrhundert, 3), S. 17–56, Lit. S. 469 f.; ND in: DERS., Mittelalter in der größeren Welt (wie Anm. 4), S. 493–532; DERS., Zwischen zwei Katastrophen. Europas Westen von 600 bis 1350, in: Cemal KAFADAR (Hg.), Agrarische und nomadische Herausforderungen (Geschichte der Welt, 2) (im Druck). – Weltgeschichten boomen zurzeit; vgl. zuletzt: Benjamin Z. KEDAR, Merry E. WIESNER-HANKS (Hg.), Expanding Webs of Exchange and Conflict, 500 CE–1500 CE, Cambridge 2015 (The Cambridge World History, 5).

Europäische Geschichte kann man nur im Horizont des Problems Europa schreiben; zwar gibt es unter uns beziehungsweise unter unseren Zeitgenossen manche, die zu wissen glauben, was Europa in Geschichte und Gegenwart war und sein sollte, aber von einem Konsens über diese Frage unter den Intellektuellen und Historikern kann keine Rede sein. Umso klarer tritt ins Bewusstsein, dass europäische Geschichte immer nur ein besonders subjektives Konstrukt sein kann. Deshalb kann es nicht nur, sondern es muss auch viele europäische Geschichten als Angebote an unsere Leser und Hörer geben⁸. Dabei sollte eine Voraussetzung unstrittig sein, wenn europäische Geschichte mit wissenschaftlichem Anspruch geschrieben werden soll: Diese darf sich niemals bewusst in den Dienst von Ideologien stellen. Zwar sollen ihre Verfasserinnen und Verfasser auf die Fragen ihrer Zeitgenossen an die Geschichte hören, aber wohlfeile Antworten zur Bestätigung alter Vorurteile vermeiden. In diesem Sinne war es intellektuell unbefriedigend und wissenschaftlich anfechtbar, als ein Wiener Sozial- und Wirtschaftshistoriker 2003 den Versuch machte, die alte These vom europäischen Sonderweg nach Max Weber mit mittelalterlichen Befunden zu belegen⁹. 1920/21 hatte Weber bekanntlich die Frage gestellt, wie man erklären solle, dass auf dem Boden des Okzidents Kulturerscheinungen entwickelt wurden, die universelle Bedeutung und Gültigkeit erringen konnten? Während Weber aber von einer »Vorstellung« sprach, die wir uns diesbezüglich von der Geschichte machten¹⁰, hielt der Epigone seine Beobachtungen für eine Tatsache, die nur noch zu illustrieren war; überdies errichtete er eine Hierarchie zwischen einem innovationsfreudigen »Kern-europa« im Westen des Kontinents und verhaltenen europäischen Randzonen, ohne darüber nachzudenken, inwiefern er damit politische Opportunitäten unserer Zeit bediente und ob er umgekehrt der rezenten Erkenntnis kultureller Vielfalt in Geschichte und Gegenwart gerecht wurde. Essentialistische Aussagen über Europa sind in jedem Fall zu vermeiden; wir können als Historiker nur sagen, wie uns Europa unter der jeweils gewählten Fragestellung erscheint, aber nicht, was es »wirklich« gewesen ist.

Bei den methodischen Überlegungen geht man am besten von dem Befund aus, dass unser gewohnter Blick auf die Geschichte von Partikularitäten angezogen wird; wir studieren vorzugsweise besondere Phänomene der Vergangenheit, sei es die Geschichte von Menschen einer Stadt, einer Region oder eines Landes, seien es Sachverhalte, wie die Geschichten der Kirche, der Wissenschaft oder des Ackerbaus. Diese Vorliebe für die Erforschung des Einzelnen mag für historisches Denken typisch sein, dürfte in Deutschland aber durch die Tradition des Historismus noch verstärkt

8 Vgl. Michael BORGOLTE, Vor dem Ende der Nationalgeschichten? Chancen und Hindernisse für eine Geschichte Europas im Mittelalter, in: *Historische Zeitschrift* 272 (2001), S. 561–596; ND in: DERS., *Mittelalter in der größeren Welt* (wie Anm. 4), S. 31–59, hier S. 53.

9 Michael MITTERAUER, *Warum Europa? Mittelalterliche Grundlagen eines Sonderwegs*, München 2003; dazu affirmativ: Johannes FRIED, Reis statt Roggen. Michael Mitterauers Europa-Buch reißt Perspektiven auf, in: *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 30.6.2003; kritisch hingegen: Michael BORGOLTE, Europas Gretchenfrage. Michael Mitterauer über den Aufstieg des Okzidents, in: *Süddeutsche Zeitung*, 27.10.2003, S. 16; Jan RÜDIGER, in: www.hsozkult.de/publicationreview/id/rezbuecher-2430, 24.11.2003 (19.1.2016); Ludolf KUCHENBUCH, Kontrastierter Okzident. Bemerkungen zu Michael Mitterauers Buch »Warum Europa? Mittelalterliche Grundlagen eines Sonderwegs«, in: *Historische Anthropologie* 14 (2006), S. 410–429.

10 Max WEBER, *Gesammelte Aufsätze zur Religionssoziologie*, Bd. 1, Tübingen 1920–21, S. 1.

werden¹¹. Wer sich der Geschichte Europas unvoreingenommen zuwendet, wird sich in dieser Optik bestätigt sehen, denn die Mannigfaltigkeit der kulturellen Erscheinungen ist hier unübersehbar. Wie aber ist von ihr zur Erfassung Europas als historischer Einheit zu kommen? Wer es mit der beliebten Denkfigur der Einheit in der Vielfalt versucht, wird – ist er nur genügend selbstkritisch – rasch feststellen, dass dabei allzu viel Abweichendes und Nicht-Integrierbares auf der Strecke bleibt. Die Fülle der Erscheinungen lässt sich auch nicht unter den Prämissen eines bestimmten Ursprungs und Ziels europäischer Geschichte bündeln und ordnen. Historiker und Publizisten unserer Tage haben sich schon darüber gewundert, dass sich der Prozess der europäischen Einigung anscheinend unaufhaltsam vollzieht, ohne dass dafür eine gemeinsame Überlieferung oder ein Europa-Mythos handlungsleitend wären¹². Die Behauptung mancher Politiker, Publizisten und auch Historiker, dass alle Europäer einem gemeinsamen Wertesystem, etwa dem der Freiheit, Demokratie und Menschenrechte, verpflichtet seien, hielte einer empirischen Untersuchung wohl kaum stand. Die Geschichte Europas scheint sich in der Gegenwart dramatisch zu wandeln, ohne eine allgemein anerkannte oder auch nur bekannte Herkunftserzählung, aber auch ohne eine Utopie. Den Historikern kann diese Erfahrung entgegenkommen, da sie wissen, dass man die künftige Geschichte nicht vorhersagen kann. Europäische Geschichte muss deshalb aber auch ergebnisoffen geschrieben werden; wer aus der Vergangenheit ein bestimmtes Ziel für Europa ableiten wollte, würde unvermeidlich partikularen Erfahrungen den Vorzug auf Kosten anderer geben.

Wenn es indessen keinen sicheren Zielpunkt für europäische Geschichtsschreibung gibt, dann – so könnte man meinen – droht sich Geschichte in unverbundene Einzelheiten aufzulösen, in ein Chaos der Besonderheiten. Geschichte würde dann zum Tollhaus, wie schon der große deutsche Mediävist Arno Borst einmal gewarnt hat¹³. Zweifellos ist es die Aufgabe von Geschichte als Wissenschaft, aus der Fülle der Erscheinungen eine erzählbare Einheit herzustellen; das sollte aber geschehen, ohne dem Irreduzibel-Besonderen seinen Platz zu nehmen. Es kommt darauf an, die rechte Balance zwischen Vielfalt und Einheit der Geschichte herzustellen. Methodisch ist dies nur möglich durch eine konsequent vergleichende Sicht auf Europa, die an den Gemeinsamkeiten ebenso interessiert ist wie an den Differenzen. Europäische Ge-

- 11 Vgl. Otto Gerhard OEXLE, *Geschichtswissenschaft im Zeichen des Historismus. Studien zu Problemgeschichten der Moderne*, Göttingen 1996 (*Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft*, 116).
- 12 Vgl. Michael BORGOLTE, *Europäische Geschichten. Modelle und Aufgaben vergleichender Historiographie*, in: Marc LÖWENER (Hg.), *Die »Blüte« der Staaten des östlichen Europa im 14. Jahrhundert*, Wiesbaden 2004, S. 303–328, hier S. 324–326; DERS., *Europas Geschichten und Troia. Über die Zeit, als die Türken Verwandte der Lateiner und Griechen waren*, in: *Archäologisches Landesmuseum Baden-Württemberg u. a. (Hg.), Troia. Traum und Wirklichkeit*, Stuttgart 2001, S. 190–203; ND in: DERS., *Mittelalter in der größeren Welt (wie Anm. 4)*, S. 211–225.
- 13 Arno BORST, *Der Turmbau von Babel. Geschichte der Meinungen über Ursprung und Vielfalt der Sprachen und Völker*, Bd. 4, Stuttgart 1963, S. 1998; daran anknüpfend: Michael BORGOLTE, *Wie Europa seine Vielfalt fand. Über die mittelalterlichen Wurzeln für die Pluralität der Werte*, in: Hans JOAS, Klaus WIEGANDT (Hg.), *Die kulturellen Werte Europas*, Frankfurt a.M. 2005, S. 117–163, hier bes. S. 124; englische Fassung in: DIES. (Hg.), *The Cultural Values of Europe*, Liverpool 2008, S. 77–114, hier bes. S. 82.

schichtsschreibung und europäische Geschichtsforschung sind für ihre Zwecke vom Vergleichen geradezu abhängig¹⁴.

Freilich muss auch entschieden werden, wie der Vergleich ins Methodenensemble der Untersuchung oder Darstellung einzufügen ist und welchen Zwecken er im Besonderen dienen soll. In seinem berühmt gewordenen Vortrag auf dem Internationalen Historikerkongress in Oslo 1927, in dem er »für eine vergleichende Geschichte der europäischen Gesellschaften« warb, hat Marc Bloch argumentiert, dass der Vergleich stets ergänzt werden müsse durch eine beziehungsgeschichtliche Analyse¹⁵. Bloch konzentrierte sich bei seinen Darlegungen deshalb auf den Typ des Vergleichs von Nachbargesellschaften in derselben historischen Epoche; bei diesen könne eine ununterbrochene gegenseitige Beeinflussung sowie die Abhängigkeit von denselben Hauptursachen angenommen werden, die mindestens teilweise auf einen gemeinsamen Ursprung zurückzuführen seien. In einem seiner Meisterwerke verglich er dementsprechend den west- und mitteleuropäischen Feudalismus mit anderen mittelalterlichen Gesellschaften, den keltischen im Westen und den skandinavischen im Norden, den slawischen und muslimischen sowie der byzantinischen im Osten und Süden Europas¹⁶. Mit Hilfe des Vergleichs arbeitete er auch innerhalb der europäischen Feudalgesellschaft die Unterschiede von Land zu Land, ja von Region zu Region heraus. Europa ist erfasst, soweit der Mechanismus der feudalen Bindungen reicht. Trotzdem kann die gegenwärtige und künftige europäische Geschichtsschreibung bei Bloch nicht ohne Weiteres anknüpfen; Blochs Begriff der europäischen Feudalgesellschaft ist nämlich orientiert an der Perspektive der Weltkultur, die das okzidentale Europa hervorgebracht habe. Die anderen vergleichend einbezogenen Gesellschaften bleiben dabei zurück und beiseite. Eine solche historische Sicht kann heute nur übernehmen, wer die These der »Western Civilization« vertritt und meint, dass der europäische Prozess der Gegenwart nur gelingt, wenn Osteuropa zu Westeuropa wird und sich der Islam durch Prozesse der Aufklärung und Modernisierung dem christlich geprägten Westen anpasst¹⁷. Wer diese Erwartungen durch die Diag-

14 Vgl. Michael BORGOLTE (Hg.), *Das europäische Mittelalter im Spannungsbogen des Vergleichs. Zwanzig internationale Beiträge zu Praxis, Problemen und Perspektiven der historischen Komparatistik*, Berlin 2001 (Europa im Mittelalter, 1). – In der Reihe sind bis 2015 weitere 25 Bände erschienen.

15 Marc BLOCH, *Pour une histoire comparée des sociétés européennes*, in: *Revue de synthèse historique* 46 (1928), S. 15–50; ND in: *DERS.*, *Mélanges historiques*, Bd. 1, Paris 1963 (Bibliothèque générale de l'École pratique des hautes études, VI^e section), S. 16–40; deutsche Übersetzung: *DERS.*, *Für eine vergleichende Geschichtsbetrachtung der europäischen Gesellschaften*, in: Matthias MIDDELL, Steffen SAMMLER (Hg.), *Alles Gewordene hat Geschichte. Die Schule der ANNALES in ihren Texten 1929–1992*, Leipzig 1994, S. 121–167; vgl. Michael BORGOLTE, *Mediävistik als vergleichende Geschichte Europas*, in: Hans-Werner GOETZ, Jörg JARNUT (Hg.), *Mediävistik im 21. Jahrhundert. Stand und Perspektiven der internationalen und interdisziplinären Mittelalterforschung*, München 2003, S. 313–323.

16 Marc BLOCH, *La société féodale*, Bd. 1: *La formation des liens de dépendance*, Paris 1939; deutsche Übersetzung: *DERS.*, *Die Feudalgesellschaft*. Frankfurt a. M., Wien, Berlin 1982; dazu: Michael BORGOLTE, *Die Erfindung der europäischen Gesellschaft. Marc Bloch und die deutsche Verfassungsgeschichte seiner Zeit*, in: Peter SCHÖTTLER (Hg.), *Marc Bloch. Historiker und Widerstandskämpfer*. Frankfurt a. M., New York 1999, S. 171–194.

17 Vgl. BORGOLTE, *Vor dem Ende der Nationalgeschichten?* (wie Anm. 8), S. 581–583 bzw. S. 47–49; *DERS.*, *Ostmitteleuropa aus der Sicht des Westens*, in: Marian DYGO, Sławomir GAWLAS,

nose der europäischen Gegenwart nicht gerechtfertigt und in kultureller Pluralität eine unübersteigbare europäische Realität sieht, muss andere Wege suchen¹⁸.

Er wird zum einen die methodische Restriktion beiseiteschieben, dass vergleichend nur Nachbargesellschaften beziehungsweise Phänomene zu betrachten sind, die sich auf gemeinsame Ursprünge zurückführen lassen¹⁹; gerade im Fernvergleich wird ja die Gleichzeitigkeit von ganz Verschiedenem deutlich, das zugleich in eigene historische Kausalitäten eingebunden ist. Zum anderen wird er die Vorstellung einer linearen Entwicklung, der sich angeblich alle Sonderungen am Ende unterwerfen müssen, durch die Erkenntnis heterarchischer Netzwerke ersetzen, in denen die handelnden Personen Knoten mit unkalkulierbaren Wirkungen ihrer Handlungen bilden²⁰.

Der historische Vergleich soll also nicht dazu dienen, Europa als Einheit zu konstruieren, sondern die Phänomene aus ihrer Vereinzelung zu lösen, aber in mehreren Einheiten begrenzter Reichweite und auf verschiedenen Ebenen zusammenzuführen. Einen Versuch, gemäß diesen Einsichten Geschichte zu schreiben, habe ich 2002 mit meiner Darstellung des europäischen Hochmittelalters von 1050 bis 1250 vorgelegt²¹. Das Werk erschien als dritter Band einer deutschen Reihe »Handbuch der Geschichte Europas«, musste sich also gewissen Vorgaben des Verlags und des Gesamtherausgebers anpassen. In einem ersten Teil sollten die Geschichten der einzelnen Länder und Völker erzählt werden, dann waren europäische Querschnittsanalysen zu Kultur, Wirtschaft und Gesellschaft geplant, bevor ein dritter Teil der Erörterung von Forschungsproblemen dienen sollte. Im Folgenden möchte ich mich auf Bemerkungen zum ersten Großkapitel beschränken, aus dem ich auch gelegentlich wörtlich zitieren werde.

Nicht in Frage kam für mich eine bloß additive Reihung von Länderkapiteln, wie sie meine Autorenkollegen in der Tradition der Nationalgeschichtsschreibung boten²²; in jedem Teilabschnitt wollte ich vielmehr mindestens zwei historische Einhei-

Hieronim GRALA (Hg.), Ostmitteleuropa im 14.–17. Jahrhundert – eine Region oder Region der Regionen?, Warszawa 2003, S. 5–19.

- 18 Vgl. Michael BORGOLTE, Perspektiven europäischer Mittelalterhistorie an der Schwelle zum 21. Jahrhundert, in: DERS. (Hg.), Das europäische Mittelalter (wie Anm. 14), S. 13–27; DERS., Über den Tag hinaus. Was nach dem Schwerpunktprogramm kommen könnte, in: DERS., SCHNEIDMÜLLER (Hg.), Hybride Kulturen (wie Anm. 3), S. 309–328.
- 19 Vgl. Patrick GEARY, Vergleichende Geschichte und sozialwissenschaftliche Theorie, in: BORGOLTE (Hg.), Das europäische Mittelalter (wie Anm. 14), S. 29–38; Frank REXROTH, Der Vergleich in der Erforschung des europäischen Mittelalters, *ibid.*, S. 371–380.
- 20 Zur Netzwerkanalyse vgl. Michael BORGOLTE, Christen und Juden im Disput. Mittelalterliche Religionsgespräche im »spatial turn«, in: Historische Zeitschrift 286 (2008), S. 359–402, hier bes. S. 393 f.; SCHELLER, Die Stadt der Neuchristen (wie Anm. 3), S. 146–169.
- 21 BORGOLTE, Europa entdeckt seine Vielfalt (wie Anm. 2).
- 22 Im Einzelnen wäre hier zu unterscheiden; vgl. aber Wolfgang SCHULLER, Das Erste Europa. 1000 v. Chr.–500 n. Chr., Stuttgart 2004 (Handbuch der Geschichte Europas, 1); Hans-Werner GOETZ, Europa im frühen Mittelalter. 500–1050, Stuttgart 2003 (Handbuch der Geschichte Europas, 2); Michael NORTH, Europa expandiert. 1250–1500, Stuttgart 2007 (Handbuch der Geschichte Europas, 4); Günter VOGLER, Europas Aufbruch in die Neuzeit. 1500–1650, Stuttgart 2003 (Handbuch der Geschichte Europas, 5); Heinz DUCHHARDT, Europa am Vorabend der Moderne. 1650–1800, Stuttgart 2003 (Handbuch der Geschichte Europas, 6); Wolfgang von HIPPEL, Europa zwischen Reform und Revolution. 1800–1850, Stuttgart 2007 (Handbuch der

ten vergleichend untersuchen und darstellen. Nur bei der Römischen Kirche ließ sich diese Maxime nicht durchhalten, dafür aber fügte sich fast ganz Europa dem von mir gewählten Motiv der Geschichte der Monarchien²³. Ich setzte mit der Geschichte der beiden europäischen Kaiserreiche der Epoche ein, die ich mit der Überschrift »Zwei Imperien im prolongierten Niedergang« zu charakterisieren suchte²⁴. Natürlich habe ich hier, wie bei den anderen Teilkapiteln, auch immer das Verhältnis der Reiche und Staaten zu Gesamteuropa im Blick behalten. Am Beginn stand gleich eine These, die den Widerspruch der mittelalterlichen Welt zur modernen Staatengeschichte verdeutlichen sollte: »Die politische Geschichte Europas im hohen Mittelalter wurde mehr als von den Königtümern bestimmt durch die zwei Kaiserreiche, das römisch-deutsche Reich im Westen und das Reich von Byzanz im Osten. Auch wenn beide – in je verschiedener Weise – an das antike Imperium Romanum anknüpften und es sogar fortsetzten, wiesen sie eine eigene mittelalterliche Prägung auf; zugleich vermittelten sie die Traditionen des Kaisergedankens an die Neuzeit, der bis ins 20. Jahrhundert hinein lebendig blieb²⁵.« Im Vergleich wurden auch schon einleitend die jeweiligen Wechselbeziehungen der beiden Reiche zu ihren Nachbarschaften skizziert: »Europa« gehörten beide Reiche in unterschiedlichem Maße an. Byzanz blieb in antiker Tradition ein mediterranes Reich mit der Ideologie der Weltherrschaft. Seine Hauptstadt Konstantinopel lag am Bosphorus, der Europa geographisch von Asien schied, sein Territorium aber reichte von hier über Kleinasien bis nach Armenien südlich des Kaukasus; die Kapitale war Ausgangs- und Zielpunkt verschiedener Fernstraßen«, die von Europa nach Asien hineinführten²⁶. »Die Außenpolitik des Reiches konzentrierte sich weithin auf Türken, soweit Europa betroffen war aber vor allem auf die Sicherung der nördlichen Reichsgrenze gegen Slawen, Bulgaren, Ungarn, Petschenegen und Kumanen [...]. An der politischen Gestaltung Europas im Ganzen war Byzanz nie interessiert, dafür fehlten ihm auch alle Möglichkeiten; allerdings hat das Ostreich um 1150 an der Bildung europäischer Bündnissysteme mitgewirkt. – Das Westreich dagegen lag mitten in Europa; auch wenn ihm das mittelmeeerische Italien mit Rom angehörte, bildete Deutschland im Norden der Alpenkette seinen Schwerpunkt. Von hier aus wirkte der römisch-deutsche König und Kaiser auf alle Nachbarreiche ein; ähnlich wie Byzanz im Osten stand das abendländische Reich im Zentrum eines eigenen politischen, kulturellen und kirchlichen Systems. Im Laufe der Zeit ging ihm seine hegemoniale Stellung allerdings verloren, vor allem im Verhältnis zu den westeuropäischen Monarchien; anders als bei Byzanz war seine territoriale Integrität aber nie ernsthaft in Frage gestellt²⁷.«

Geschichte Europas, 7); Jörg FISCH, Europa zwischen Wachstum und Gleichheit. 1850–1914, Stuttgart 2002 (Handbuch der Geschichte Europas, 8); Walther L. BERNECKER, Europa zwischen den Weltkriegen. 1914–1945, Stuttgart 2002 (Handbuch der Geschichte Europas, 9). – Der geplante 10. Band über die Zeit seit dem Zweiten Weltkrieg ist leider nie erschienen und wurde abgesagt.

23 BORGOLTE, Europa entdeckt seine Vielfalt (wie Anm. 2), S. 24–220: »Die europäischen Monarchien: Eine Erfolgsgeschichte mit Widersprüchen«. Darin 2.1.2: »Angemaßte Hegemonie: Die Römische Kirche«.

24 Ibid., S. 27–75.

25 Ibid., S. 27.

26 Ibid., S. 28.

27 Ibid.

Eher konventionelle Erwartungen erfüllte gewiss das folgende vergleichende Kapitel der Geschichte Englands und Frankreichs, die als »zwei Königreiche im asynchronen Aufstieg« bestimmt wurden²⁸. Die keltischen Länder Wales, Irland und Schottland konnten dann nach den Maximen Marc Blochs beschrieben werden. Dessen eher auf Einheit gerichtete Intention drehte ich aber um: »Benachbarte Länder oder Regionen mit einem gemeinsamen historischen Ausgangspunkt bieten der vergleichenden Betrachtung besondere Erkenntnischancen für die Variabilität geschichtlicher Entfaltung. Diese Voraussetzungen sind bei den britischen Inseln gegeben, die geographisch sowohl einander zugeordnet wie durch das Meer gemeinsam vom Kontinent geschieden sind und die beide durch Kelten besiedelt wurden. Zwar darf die ethnische und kulturelle Homogenität der Kelten nicht überschätzt werden, doch kennzeichnet es die Geschichte der Inseln im Mittelalter, dass die keltische Hinterlassenschaft nach mehreren weiteren Invasionen in unterschiedlichem Maße fortwirken konnte. Diese Eroberungen führten, positiv gewendet, zur Ausbildung von vier Völkern auf den britischen Inseln mit klar abgrenzbaren politischen Systemen²⁹.«

Die Inspiration des Fernvergleichs sollte das Kapitel über Spanien und Skandinavien hervortreten lassen: »Spanien, das heißt die Iberische Halbinsel, und Skandinavien bilden Extremitäten des europäischen Rumpfes. Obschon durch Landbrücken mit dem Kontinent verbunden, repräsentieren sie kulturelle Sonderwelten, die – gefangen durch ihre jeweilige Vorgeschichte – dem übrigen Europa im hohen Mittelalter nur allmählich ähnlicher wurden. Die Macht der Geschichte zwang Spanien freilich immer wieder zur Konzentration auf sich selbst, während den Skandinaviern die Zukunft offen und plastisch erschienen sein muss wie sonst keinem Volk in Europa. Die langen Reisewege zwischen den zwei Großregionen haben nur gelegentlich Seefahrer oder Pilger auf sich genommen, so dass hier von Wechselwirkungen zwischen Nord und Süd kaum die Rede sein kann und beide Räume gemeinsame Abhängigkeiten von Dritten in europäische Beziehungsnetze eingebunden haben. Der Vergleich zwischen Spanien und Skandinavien im Horizont der europäischen Geschichte des hohen Mittelalters kann deshalb deren Sonderungen wie auch die Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen nachdrücklicher vor Augen führen als die Darstellung ausgleichsbereiter Nachbarvölker³⁰.« Bedrohungen Europas von außen wurden in vergleichender Perspektive für die Kiewer Rus' von Seiten der Nomaden und für Spanien von Seiten aggressiver Muslime aus Afrika behandelt³¹.

Die Einschränkungen des Monarchieprinzips verdeutlichte ich mir und meinem Lesern schließlich an zwei Vergleichen: Ostmitteleuropa vom Baltikum bis zur Adria und Sizilien galten mir als ein »Experimentierfeld fürstlicher Herrschaft«³², während Spuren republikanischen Denkens und Handelns in den Geschichten Islands und der italienischen Kommunen aufzuspüren waren³³. Insbesondere mein verfassungsgeschichtlich legitimer Versuch, die Kommunen und Seerepubliken unter

28 Ibid., S. 95–115.

29 Ibid., S. 116.

30 Ibid., S. 142. Vgl. zum Problem jetzt Achim LANDWEHR, Von der »Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen«, in: *Historische Zeitschrift* 295 (2012), S. 1–34.

31 BORGOLTE, Europa entdeckt seine Vielfalt (wie Anm. 2), S. 167–185.

32 Ibid., S. 185–210.

33 Ibid., S. 211–221.

der Sonne des Südens mit dem »Freistaat« und den Häuptlingsherrschaften der Insel am Polarkreis zu vergleichen, ein großes intellektuelles Vergnügen, hat manchen meiner Kollegen verstört, ja empört³⁴.

Eine entscheidende Voraussetzung für meine Geschichtsschreibung von 2002, die sich aber auch später nicht geändert hat, war meine Auffassung von der Abgrenzung Europas nach außen. Da es im Mittelalter niemals einen Diskurs über Europa gegeben hat und der Name lediglich wenig reflektiert als »Abrufbegriff« (Bernd Schneidmüller) gebraucht wurde, ist der Historiker frei, von Europa in der ihm angemessen erscheinenden Weise zu sprechen³⁵. Natürlich kann er dabei nicht willkürlich verfahren und gewisse Konventionen einfach beiseiteschieben; es wäre ja nur verwirrend und wenig hilfreich, etwa Indien oder das subsaharische Afrika als Teil des Kontinents zu bezeichnen. Näheres ergibt sich aus unserer Rolle als Historiograph. Da wir Geschichte immer nur für unsere Zeitgenossen schreiben, müssen wir uns auch beim Gegenstand nach den Erwartungen derer richten, die sich von uns Aufklärung über die Gegenwart im Medium der Vergangenheitsanalyse und -darstellung erhoffen. Meine Intention war es demnach, für alle diejenigen Geschichte zu schreiben, die sich heute als Europäer fühlen und zu Europa gehören wollen. Schwierigkeiten ergeben sich dabei bekanntlich nur an der Grenze nach Osten, denn wo sich Russen und Türken selbst einordnen, aber auch, ob sie von ihren westlichen Nachbarn als Europäer angenommen werden, ist bekanntlich umstritten. Historiker können diese Frage nicht lösen, das bleibt eine Aufgabe für Politiker heute und morgen. Zweifellos wäre es aber ganz verfehlt, beide Länder und Völker aus der Geschichte des Mittelalters prinzipiell und in jeder Hinsicht auszuschließen, denn dazu sind ihre Verbindungen zum übrigen Europa doch zu eng gewesen³⁶. Wer sich hier als Historiker gegenteilig entscheidet und Europa tendenziell mit dem Westen identifiziert, muss wissen, dass er damit unvermeidlich in die Gefahr ideologischer Vereinnahmung gerät. Nur eine geographische, nicht eine ideelle, religiöse oder kulturelle Abgrenzung Europas öffnet den Weg zu einer vergleichsweise objektiven Analyse und Darstellung der europäischen Geschichte.

»Mein« Europa hat demnach stets die Länder im Südwesten und Südosten des Kontinents eingeschlossen, in denen Muslime im frühen und späten Mittelalter eigene Reiche gebildet haben. Europa im Mittelalter war also mit der lateinischen Welt

34 So die mündliche Reaktion von Winfried Eberhard, seinerzeit Direktor des »Geisteswissenschaftlichen Zentrums Geschichte und Kultur Ostmitteleuropas« an der Universität Leipzig. Vgl. aber Winfried EBERHARD, Christian LÜBKE (Hg.), *Die Vielfalt Europas. Identitäten und Räume. Beiträge einer internationalen Konferenz Leipzig, 6. bis 9. Juni 2007*, Leipzig 2009; englische Fassung: DIES. (Hg.), *The Plurality of Europe. Identities and Spaces*, Leipzig 2010.

35 Bernd SCHNEIDMÜLLER, *Die mittelalterlichen Konstruktionen Europas. Konvergenz und Differenzierung*, in: Heinz DUCHHARDT, Andreas KUNZ (Hg.), »Europäische Geschichte« als historiographisches Problem, Mainz 1997, S. 5–24, hier S. 6–16 (Veröffentlichungen des Instituts für Europäische Geschichte Mainz. Abteilung Universalgeschichte, Beiheft 42); Michael BORGOLTE, *Zwischen Erfindung und Kanon. Zur Konstruktion der Fakten im europäischen Hochmittelalter*, in: Andreas BIHRER, Elisabeth STEIN (Hg.), »Nova de veteribus«. Mittel- und neulateinische Studien für Paul Gerhard Schmidt, Leipzig 2004, S. 292–325; ND in: DERS., *Mittelalter in der größeren Welt* (wie Anm. 4), S. 79–112, hier S. 82–85. Siehe jetzt Klaus OSCEMA, *Bilder von Europa im Mittelalter*, Ostfildern 2013 (Mittelalter-Forschungen, 43).

36 Vgl. BORGOLTE, *Über europäische und globale Geschichte* (wie Anm. 4), S. 59.

des westlichen Christentums nicht identisch, sondern es schloss neben orthodoxen Christen im Osten und den Juden in ihren Siedlungsinseln auch die europäischen Teile der islamischen Umma ein. Den Durchbruch zu dieser Einsicht hatte mir die systematisch vergleichende Darstellung des europäischen Hochmittelalters von 2002 erst erlaubt³⁷. Wenn es nämlich darum gehen sollte, die Kohärenz Europas und die Divergenzen seiner Kulturen zu würdigen, dann führte alles Fragen vor allem auf die jeweiligen religiösen Grundlagen zurück. Faszinierend dabei war, dass der gemeinsame Eingottglaube sowohl eine Verständigungsbasis für die Angehörigen der drei Religionen, als auch durch die Fixierung von ausschließenden Dogmen und die Divergenzen der Kulpraktiken eine Quelle für unaufhörliche Konflikte bot³⁸. Europäische Geschichte in ihrer besonderen Dynamik konnte sich, so meine Idee, aus diesem Spannungsfeld von Übereinkunft und Streit, Konsens und Kontroverse entwickeln und darstellen lassen. Als mir der Siedler Verlag anbot, in seiner vierbändigen Geschichte Europas die Monographie über das Mittelalter zu verfassen, griff ich deshalb gern zu. Meine zweite Geschichte Europas reichte nun von 300 bis 1400 nach Christus und versuchte das Mittelalter als monotheistisch, nicht ausschließlich christlich geprägte Periode zu erfassen³⁹.

Als das Buch unter dem Titel »Christen, Juden, Muselmanen« 2006 erschien, war ich überrascht vom Interesse, ja von der Zustimmung, die meine plurireligiös fundierte Darstellung fand⁴⁰. Mein Widerspruch gegen eine vorschnelle Identifikation von Europa und Abendland sei begründet, wurde geschrieben⁴¹, und gegen das Bild eines monolithisch christlichen Mittelalters werde zu Recht die Vielfalt des Zeitalters zur Geltung gebracht⁴². Ungewöhnlich politisch argumentierte sogar der eine oder andere Rezensent, das Buch reagiere in glücklicher Weise auf das gegenwärtige Interesse an Kontakten und Konflikten zwischen Islam, Christentum und Judentum⁴³. Nur ein Kritiker erhob Widerspruch im Grundsatz. Die jüdische Komponente dürfe

- 37 Vgl. auch BORGOLTE, *Wie Europa seine Vielfalt fand* (wie Anm. 13); DERS., *Juden, Christen und Muslime im Mittelalter*, in: Ludger HONNEFELDER (Hg.), *Albertus Magnus und der Ursprung der Universitätsidee. Die Begegnung der Wissenschaftskulturen im 13. Jahrhundert und die Entdeckung des Konzepts der Bildung durch Wissenschaft*, Berlin 2011, S. 27–48, 423–437; ND in: DERS., *Mittelalter in der größeren Welt* (wie Anm. 4), S. 401–424.
- 38 Vgl. Michael BORGOLTE, *Ein einziger Gott für Europa. Was die Ankunft von Judentum, Christentum und Islam für Europas Geschichte bedeutete*, in: EBERHARD, LÜBKE (Hg.), *Die Vielfalt Europas* (wie Anm. 34), S. 581–590 (englische Fassung S. 541–550).
- 39 BORGOLTE, *Christen, Juden, Muselmanen* (wie Anm. 2).
- 40 Das Folgende nach BORGOLTE, *Über den Tag hinaus* (wie Anm. 18), S. 311–314.
- 41 So Rudolf SCHIEFFER, in: *Deutsches Archiv* 63 (2007), S. 257f., hier S. 258. In der ausführlichsten und im Ganzen zustimmenden Würdigung war demgegenüber Daniela RANDO, in: *Historische Zeitschrift* 285 (2007), S. 168–172 gerade enttäuscht, dass der Verfasser bei aller Betonung religiöser und kultureller Pluralität am Ende doch zur alten Meistererzählung zurückklenkte; vgl. *ibid.*, S. 172. Zur Genese dieses Widerspruchs, den Rando zu Recht moniert, siehe jetzt Michael BORGOLTE, in: Wolfgang REINBOLD (Hg.), *Christliches Abendland? Die kulturellen Wurzeln Europas und was wir dafür halten. Religionen im Gespräch* (18) mit Michael Borgolte und Stefan Schreiner, Hannover 2015, S. 5 (*Christen und Muslime in Niedersachsen*, Beiheft 4).
- 42 Claudia MÄRTL, in: *Süddeutsche Zeitung*, 6.6.2006.
- 43 Steffen PATZOLD, in: *H-Soz-u-Kult*, 8.11.2006; Jörg SPÄTER, in: *Der Tages-Anzeiger*, 16.8.2006; SCHIEFFER, *Rezension* (wie Anm. 41); Matthias BECHER, in: *Zeitschrift für Geschichtswissenschaft* 55 (2007), S. 958f.

nicht zu einem Faktor »hochstilisiert« werden, »der den Gang der europäischen Geschichte entscheidend mitbestimmt« habe: »Die Grundkonstellation war vielmehr, daß sich ein christliches Abendland und ein islamisches Morgenland gegenüberstanden, das eben keinen Anteil an der Gestaltwerdung des nachantiken Europas hatte⁴⁴.« Später erschienen neue Darstellungen der europäischen Geschichte durch andere Autorinnen und Autoren, von denen die einen an der traditionellen Sicht eines christlich und lateinisch geprägten Europa festhielten, während andere der neuen Konzeption folgten⁴⁵. Beide Ansätze stehen bis heute unverbunden nebeneinander, eine Debatte hat nicht stattgefunden, und die Zukunft unseres Geschichtsbildes ist offen.

Allerdings kam ich selbst in den letzten Jahren zunehmend zu der Einsicht, dass meine neue Auffassung vom europäischen Mittelalter eine unerwünschte Tendenz zum Essentialismus in sich schließt⁴⁶. Der Argwohn richtet sich dabei weniger gegen die These vom »monotheistischen« Mittelalter, die dem traditionell christlichen Mittelalter entgegengestellt wurde; denn gemeint war damit ja ein nichteinheitliches, plurireligiöses Europa, das sich in unaufhörlichen Anpassungs- und Abstoßungsprozessen kulturell entfaltete. Fragwürdig war aber, dass die Verbreitung von Christen und Muslimen in Europa weitgehend geographisch markiert werden konnte, sodass von christlichen Kernländern und muslimischen Randzonen die Rede war. Stattdessen wäre es, wie auch die neue kulturwissenschaftliche Forschung fordert, auf das Studium regional oder örtlich verschiedener kultureller Mischungsverhältnisse oder Hybridisierungen angekommen⁴⁷. Dazu kam die unbestreitbare Einsicht, dass die drei monotheistischen Religionen nicht nur das geographisch so oder anders zu bestimmende Europa, sondern ebenfalls Nordafrika und Vorderasien bis zum Indus geprägt haben. Ein besonderer Bezug der Trias monotheistischer Religionen auf Europa müsste also durch einen interkontinentalen Vergleich eigentlich erst einmal abgesichert werden. Versuchsweise sprach ich dann auch von einer monotheistischen Weltzone, die über Europa weit hinausging und vom Atlantik bis zum Indus reichte⁴⁸. Andererseits lässt sich nicht verkennen, dass es im mittelalterlichen Europa

44 Gottfried SCHRAMM, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 28.8.2006, S. 35.

45 Traditionell: Egon BOSCHOF, Europa im 12. Jahrhundert. Auf dem Weg in die Moderne, Stuttgart 2007; Verena POSTEL, Die Ursprünge Europas. Migration und Integration im frühen Mittelalter, Stuttgart 2004; zuletzt: Reinhold KAISER, Die Mittelmeerwelt und Europa in Spätantike und Frühmittelalter, Frankfurt a. M. 2014 (Neue Fischer Weltgeschichte). – Dagegen: Rudolf SCHIEFFER, Christianisierung und Reichsbildungen. Europa 700–1200, München 2013 (C. H. Beck Geschichte Europas); vgl. auch Bernd SCHNEIDMÜLLER, Grenzerfahrung und monarchische Ordnung. Europa 1200–1500, München 2011 (C. H. Beck Geschichte Europas).

46 Vgl. vor allem BORGOLTE, Über den Tag hinaus (wie Anm. 18). Weiterführend jetzt Almut HÖFERT, Kaisertum und Kalifat. Der imperiale Monotheismus im Früh- und Hochmittelalter, Frankfurt a. M., New York 2015 (Reihe »Globalgeschichte«, 21).

47 Michael BORGOLTE, Migrationen als transkulturelle Verflechtungen im mittelalterlichen Europa. Ein neuer Pflug für alte Forschungsfelder, in: Historische Zeitschrift 289 (2009), S. 261–285; ND in: DERS., Mittelalter in der größeren Welt (wie Anm. 4), S. 425–444. – Zur Anwendung des Konzepts der *histoire croisée*, das Michael Werner und Bénédicte Zimmermann entwickelt haben, in der rezenten deutschen Mediävistik siehe SCHIEL, Mongolensturm und Fall Konstantinopels (wie Anm. 3), bes. S. 28–33; skeptisch dazu, aber ohne Begründung ihrer Vorbehalte, die Rezensentin Martina GIESE, in: Deutsches Archiv 70 (2014), S. 785 f., hier S. 786.

48 BORGOLTE, Über den Tag hinaus (wie Anm. 18), S. 319 f.

neben monotheistischen Juden, Christen und Muslimen auch Polytheisten, Dualisten und wohl auch Atheisten gegeben hat⁴⁹. Schließlich ist es gewiss zu einfach, Kulturen mit Religionen gleichzusetzen oder aus diesen abzuleiten⁵⁰.

Die Probleme einer vergleichenden europäischen Geschichte des Mittelalters lassen sich umgehen durch die Konzepte der Globalgeschichte. Anders als der Begriff suggerieren könnte, will Globalgeschichte nicht unbedingt Geschichte der ganzen Welt sein⁵¹; sie lässt sich auch im Mittelalter erforschen, wenn man sie als eine beschränkte Ökumene von Europa, Nordafrika und Asien versteht. Im Unterschied zur vergleichenden europäischen Geschichte stehen bei der Globalhistorie die Beziehungen und Wechselwirkungen von Menschen verschiedener Völker, Kulturen und Religionen im Vordergrund; Globalgeschichte definiert also nicht in problematischer Weise verschiedene Zivilisationen, um diese komparativ miteinander in Beziehung zu setzen. Die Festschreibung von »Großkulturen« auf bestimmte Räume und die Behauptung ihrer Homogenität gelten ihr als suspekt. Mit ihrem beziehungs geschichtlichen Ansatz, der herkömmlichem historischem Denken gerecht wird, ist sie methodisch viel weniger anspruchsvoll als vergleichende Geschichte, die die meisten Forscherinnen und Forscher rasch überfordert. Erfolgreich ist Globalgeschichte vor allem deshalb, weil sie zum Studium lokaler oder regionaler Kulturkontakte und -verflechtungen in ihren globalen Zusammenhängen animiert⁵². Sie kann also potentiell für jeden Ort der Vergangenheit betrieben werden und ist deshalb, ganz im Gegensatz zur alten Universalgeschichte, ausgesprochen forschungsfreundlich⁵³.

In meinem Beitrag zur »globalen Geschichte« der Wissenschaftlichen Buchgesellschaft von 2010 habe ich das trikontinentale Mittelalter als Geschichte eines Kommunikationsraumes darzustellen gesucht⁵⁴. Im Folgenden möchte ich aber einige Einsichten zusammenfassen, die ich als Mitarbeiter der Weltgeschichte des Verlags C.H. Beck sowie von Harvard University Press gewonnen habe; obwohl ich das Manuskript schon vor drei Jahren abgeliefert habe, ist der betreffende Band leider weder in München noch in Amerika bisher erschienen. Mein Beitrag betraf die Geschichte Westeuropas in globalen Bezügen, allerdings nicht bezogen auf das gesamte Mittelalter, sondern nur auf die Zeit von 600 bis 1350⁵⁵.

49 Zu Atheisten bahnbrechend jetzt Dorothea WELTECKE, »Der Narr spricht: Es ist kein Gott«. Atheismus, Unglauben und Glaubenszweifel vom 12. Jahrhundert bis zur Neuzeit, Frankfurt a. M., New York 2010.

50 Dies und das Folgende wörtlich nach BORGOLTE, Mittelalter in der größeren Welt (wie Anm. 4), S. 536 f.

51 Sebastian CONRAD, Andreas ECKERT, Globalgeschichte, Globalisierung, multiple Modernen. Zur Geschichtsschreibung der modernen Welt, in: DIES., Ulrike FREITAG (Hg.), Globalgeschichte. Theorien, Ansätze, Themen, Frankfurt a. M., New York 2007, S. 7–49, hier S. 27; Jürgen OSTERHAMMEL, Niels P. PETERSSON, Geschichte der Globalisierung. Dimensionen, Prozesse, Epochen, München ⁴2007, S. 10.

52 Natalie ZEMON DAVIS, Global History. Many Stories, in: Max KERNER (Hg.), Eine Welt – Eine Geschichte? 43. Deutscher Historikertag in Aachen, 26. bis 29. September 2000. Berichtsband, München 2001, S. 373–380, hier S. 374.

53 Vgl. jetzt BORGOLTE, Wie Weltgeschichte erforscht werden kann (wie Anm. 6).

54 DERS., Kommunikation (wie Anm. 7).

55 DERS., Zwischen zwei Katastrophen (wie Anm. 7).

Um 600 war Europa als Teil der nördlichen Erde einbezogen in transkontinentale Handelsnetze und Reichskonzeptionen, welche noch in der Antike wurzelten. In der Zeitspanne bis 1350 reichten seine Beziehungen allerdings im Süden über die afrikanische Sahelzone, im Osten über China nicht hinaus; Korea und Japan entzogen sich ihm hier zusammen mit dem ganzen Pazifik, wo in der gleichen Epoche die letzten Inseln erstmals von Menschen besiedelt wurden. Auch der Atlantik trennte noch mehr als er verband. Von Westen her behinderten ungünstige Winde und Meeresströmungen den Brückenschlag nach Europa, während in der Gegenrichtung zwar Island und zeitweise auch Grönland durch Seefahrer und Siedler zu Teilen Europas gemacht wurden; Begegnungen zwischen ihnen und Amerikanern in Neufundland und – vielleicht – auf der »grünen Insel« blieben indessen flüchtig und folgenlos. Europa war im Mittelalter also, wie schon im Altertum, neben Asien und (Nord-)Afrika ein Teil der trikontinentalen Ökumene. Verschoben hatte sich nur das Handlungsfeld stärker vom Wasser aufs Land. Die Erde gruppierte sich nicht länger, wie noch nach Auffassung der alten Römer, ums Mittelmeer, wengleich Nordsee und Baltisches Meer ihre geringere Bedeutung als Seefahrtswege aus den alten Zeiten behielten und sogar steigerten. Im Ganzen erlebte Europa während des Mittelalters seine Kontinentalisierung. Wer sich zu Lande bewegte, hatte größere Chancen, seine politische und kulturelle Gestalt zu verändern, als wer sich nautischer Künste bediente – zumindest gilt dies bis Mitte des 14. Jahrhunderts.

Ein besonders großes Gewicht wird in diesem Sinne Migrationen am Ausgang der Antike zugeschrieben, die in Deutschland als »Völkerwanderung« bezeichnet werden⁵⁶. Germanische Gruppen, deren Größe und Kohärenz umstritten sind, haben demnach an Rhein und Donau den Limes überschritten und auf Kosten des römischen Westreiches eigene Staaten gegründet. Viele Historiker sehen in diesen Vorgängen die »Ursprünge Europas«, denn sie sollen eine Staatenvielfalt hervorgebracht haben, die als Fleckenteppich bereits die späteren Nationalstaaten sowie eine europäische Vielfalt in Einheit repräsentierte⁵⁷. Ein Widerspruch zu dieser Geschichtsauffassung besteht freilich darin, dass die meisten Reiche nach einigen Generationen als Opfer militärisch tüchtigerer Nachbarn untergegangen sind, politisch also kein Zusammenhang mit der späteren Ordnung Europas hergestellt werden kann. Das Problem all dieser Reiche hatte darin gelegen, dass sie von echten Migranten gegründet und geführt worden waren, die ihre vormaligen, weit entfernten Wohnsitze gänzlich aufgegeben hatten und dorthin nicht zurückkehren konnten. Als winzige

56 Zum Problem der sogenannten Völkerwanderungen, die im Zusammenhang der Flüchtlingswelle von 2015 neue Aufmerksamkeit weit über die historische Wissenschaft hinaus gefunden haben, siehe Michael BORGOLTE, *Mythos Völkerwanderung. Migration oder Expansion bei den »Ursprüngen Europas«*, in: *Viator* 41, Multilingual (2010), S. 23–47; ND in: DERS., *Mittelalter in der größeren Welt* (wie Anm. 4); DERS., *Eine langobardische »Wanderlawine« vom Jahr 568? Zur Kritik historiographischer Zeugnisse der Migrationsperiode*, in: *Zeitschrift für Geschichtswissenschaft* 61 (2013), S. 293–310; englische Fassung in: Leidulf MELVE, Sigbjørn SØNNESYN (Hg.), *The Creation of Medieval Northern Europe. Christianisation, Social Transformation, and Historiography. Essays in honour of Sverre Bagge*, Oslo 2012, S. 119–138; Walter POHL, *Völkerwanderung*, in: Michael BORGOLTE (Hg.), *Migrationen im Mittelalter. Ein Handbuch*, Berlin 2014, S. 231–237.

57 Vgl. Jacques LE GOFF, *Die Geburt Europas im Mittelalter*, München 2004, S. 27 f. (Europa bauen); Julia M. H. SMITH, *Europe after Rome. A New Cultural History 500–1000*, Oxford 2005.

Minderheit in einem Meer von Eingesessenen drohten sie sich zu verlieren; Selbstbehauptung war ihnen nur möglich durch strikte Abgrenzung mit der Tendenz zur Bildung einer Diaspora beziehungsweise Parallelgesellschaft oder durch einen kulturellen Ausgleich mit der Majorität. Das Erste war allerdings nicht auf Dauer durchzuhalten, während das Zweite letztlich misslang.

Die Migrantengruppen der »Völkerwanderungsreiche« waren friedliche Zuwanderer oder militärische Eroberer gewesen. Größere Beständigkeit als sie und wahrhaft fundamentale Bedeutung für das europäische Mittelalter erlangten indessen Bevölkerungsverschiebungen und Reichsbildungen, die weniger auf Migrationen oder Invasionen denn auf Expansionen beruhten, was ein entscheidender Unterschied ist. In erster Linie gilt das für die Franken, die – ein halbes Dutzend Kleinstämme am niedergermanischen Limes – zuerst Mitte des 3. Jahrhunderts von den Römern als Gesamtheit wahrgenommen wurden. Nichts deutet darauf hin, dass die Muttergruppen des werdenden Volkes ins rechtsrheinische Vorfeld von Xanten von weither eingewandert waren⁵⁸. Auch später wurden die Franken nicht zu Migrantengruppen, die wie Vandalen, Burgunder, Goten oder Langobarden ihre Heimat verließen, um sich in fremden Ländern niederzulassen, sondern sie dehnten ihr Siedlungs- und Herrschaftsgebiet schrittweise aus, ohne den Niederrhein aufzugeben. Die Sorge der Wandervölker, sich in fremder Umgebung zu verlieren, mussten die Franken nicht teilen. Das hat dazu beigetragen, dass sie sich kontinuierlich mit den Provinzialrömern auseinandersetzten und sich diesen dabei viel mehr öffnen konnten als die anderen Germanen. Insbesondere konnten sie im Unterschied zu den Goten, Vandalen usw. den katholischen Glauben der Bevölkerungsmehrheit ihres Reiches annehmen. Die ungewöhnliche Fähigkeit zur Apperzeption fremder Anregungen sowie zu kulturellen Neubildungen führte die fränkische Kultur über bloße Hybride hinaus; ihre Reichsbildung und ihre Eroberungen haben nachweislich entscheidend dazu beigetragen, dass kulturelle Errungenschaften auch der anderen Reiche ans Mittelalter weitergegeben wurden. Ohne Zweifel hat das Frankenreich auf diese Weise die kulturelle Vielfalt des westlichen Europa entscheidend gefördert.

Die Kontinentalisierung Europas wurde dadurch entscheidend bestimmt, dass muslimische Heerführer seit dem 7./8. Jahrhundert ihre Eroberungen in den Mittelmeerraum vortrugen und islamische Herrschaften im Norden Afrikas, aber auch in Spanien und Sizilien errichteten. Das wirkte sich nachhaltig auf den mediterranen Handel und Wissenstransfer aus. Von ebenso großer Bedeutung war, dass die vier »rechtgeleiteten Kalifen« in unmittelbarer Nachfolge Mohammeds auch im Osten erfolgreich waren. Durch die Zerstörung des persischen Sassanidenreiches und die Eroberungen auf Kosten des christlichen Kaiserreiches von Byzanz, zu denen später noch Gebiete im südlichen Tal des Indus kamen, rückten die Muslime »in eine zentrale Position, von der aus sie die beiden großen wirtschaftlichen Einheiten des Mittelmeers und des Indischen Ozeans verbinden konnten«⁵⁹. Mit der Herrschaft über das Zweistromland und den Persischen Golf, den Nil und das Rote Meer kontrollierten die Anhänger des Propheten die Transversale der Ökumene aus westlichem

58 BORGOLTE, Mythos Völkerwanderung (wie Anm. 56), S. 464–467.

59 André WINK, *Al-Hind. The Making of the Indo-Islamic Worlds*, Vol. 1: Early Medieval India and the Expansion of Islam, 7th–11th Centuries, Boston, London 2002, S. 10.

(Mittel-) und östlichem (indischem) Meer; bis zum 11. Jahrhundert waren ihnen von den wichtigsten Wirtschaftszonen zu Wasser und zu Lande nur die eurasische Seidenstraße und das Handelszentrum Konstantinopel entzogen. Im Mittelmeer konkurrierten mit ihnen vorerst allerdings noch die Byzantiner, die sich auf Zypern und Kreta sowie in Antiochien behaupteten.

Zwischen Andalusien, Sizilien/Tunesien und Ägypten bestand zwischen dem 10. und 12. Jahrhundert ein muslimisches Handelssystem. Siraf an der persischen Küste, Basra am Golf und vor allem Bagdad, die Hauptstadt des Kalifats am Tigris, waren die Importhäfen für orientalische Güter, die von hier bis Konstantinopel und weiter nach Europa gelangten. Von Kairo aus schalteten sich seit Ende des 11. Jahrhunderts die Fatimiden in den Indienhandel ein; jetzt wurde deshalb der Verkehr über das Rote Meer wichtiger als der Arabische Golf und das Zweistromland. Alexandria figurierte als wichtigster Anlaufhafen für christliche Handelsflotten. Im Indien- und Chinaverkehr dominierten arabische und persische Kaufleute und Seefahrer; doch als um die Jahrtausendwende an die Stelle der direkten Belieferung der Abnehmer durch die Erzeuger der Emporienhandel trat und die Routen rund um die Küsten Südasiens in drei große Segmente geteilt wurden, schoben sich vor allem Indier, auch sie oft Muslime, ferner Hindus, Juden und sogar Christen an ihre Stelle.

Ähnlich wie im Fernhandel war es im Mittelalter auch beim wissenschaftlichen Austausch. Die Schlüsselposition lag in der Hand derer, die in Vorderasien herrschten, vor allem also bei den Muslimen. Wer die Ströme des Wissens über die Jahrhunderte beobachtet, wird bald realisieren, dass sie semiglobal geteilt waren: Vom arabisch-persischen Raum gingen Beziehungen im Westen bis nach Irland einerseits und im Osten bis China andererseits, ohne dass er in nennenswertem Umfang zwischen beiden Hemisphären vermittelt hätte.

Seit dem 10., besonders dem 11. Jahrhundert haben Christen aus Spanien und Italien die Araber schrittweise aus dem Mittelmeer verdrängt. Die Expansion der Abendländer erfasste die Levante, ging zuerst eher auf Kosten von Byzanz und wurde dann durch die Kreuzzüge entscheidend gefördert. Seit dem frühen 12. Jahrhundert haben Kaufleute aus Genua, Pisa und Venedig den Handel zwischen Syrien und Europa weitgehend in ihre Hände gebracht. Alles, was die Christen im Heiligen Land brauchten, wurde über italienische Häfen angeliefert. Vor allem ihre Erfolge beim Vierten Kreuzzug von 1204 begünstigten das weitere Vorrücken der Italiener ins Schwarze Meer. 1206 fassten Venezianer in Soldaia auf der Halbinsel Krim Fuß; sie setzten sich auch in Tana an der Mündung des Don fest, während sich ihre stärksten Konkurrenten aus Genua in Kaffa auf der Krim niederließen (1266). Von diesen Stützpunkten aus konnten die Europäer die große innerasiatische West-Ost-Verbindung erreichen, die man wegen des Handels mit chinesischer Seide in neuerer Zeit die »Seidenstraße(n)« nennt. Als der Reichsbildung der Mongolen unter Dschinghis Khan (1206–1277) und seinen Nachfolgern im Westen der abbasidische Kalifat von Bagdad sowie im Osten ganz China zum Opfer fielen, wurde die Straße für die Abendländer sicherer und der Zoll leichter.

Die Verdrängung der Muslime aus dem westlichen Mittelmeer lockte gleichzeitig italienische Seefahrer auch in den Atlantik. Genuesische Galeeren fuhren seit 1277 regelmäßig nach England und Frankreich; Pisaner Schiffe brachten Waren aus Florenz nach Marseille und weiter nach Flandern, Segler aus Venedig fuhren seit dem

frühen 14. Jahrhundert nach Lissabon und von da weiter nach Sandwich, Southampton oder London, beziehungsweise nach Brügge, Sluis, Middelburg und Antwerpen.

Um die Mitte des 14. Jahrhunderts endete in Asien die »europäische Epoche« der Seidenstraßen, als die Konflikte der mongolischen Partikularherrschaften unlösbar wurden, die Pest vordrang, die meisten Nomaden zum Islam konvertiert waren und die Dynastie der Yuan in China durch die einheimischen Ming abgelöst wurde, die Fremden eher ablehnend gegenüberstanden. Der Fernhandel lag nun wieder, wie vor Dschinghis Khan, in den Händen muslimischer Mittelsmänner.

Für die Expansion des abendländischen Handels im Mittelmeerraum und weiter nach Osten zwischen dem 11. und 14. Jahrhundert bietet die Geschichtswissenschaft verschiedene Deutungen an. In der Tradition Marc Blochs führten sie französische Mediävisten auf innere Antriebe zurück, auf eine »Wirtschaftsrevolution« aufgrund demographischen Wachstums, gesteigerter Erträge der Landwirtschaft, zunehmender Arbeitsteilung und Spezialisierung sowie eines starken Aufschwungs im Städtewesen. Das sogenannte zweite Feudalzeitalter sei aber weder als das Zurücktreten der Agrarwirtschaft und Agrargesellschaft vor einer Handelsgesellschaft und städtischen Gesellschaft, noch als Übergang von der Natural- zur Geldwirtschaft zu deuten. Die mittelalterliche Welt sei auch nach 1050 eine Welt des Grundbesitzes geblieben, der Quelle allen Reichtums und aller Macht gewesen sei. Die sozialen und ökonomischen Wandlungen, die fast gleichzeitig auftraten, seien begleitet worden durch »die geistige Wiedergeburt, die einen Teil dieses übergreifenden und verzweigten Ganzen bildet, das wir den Aufschwung der Christenheit nennen«⁶⁰. In der westdeutschen Mediävistik bediente man sich ebenfalls der Metaphorik der Revolution und sprach vom »Aufbruch« des hohen Mittelalters, der entweder als Weg zur Moderne mit der Gegenwart in Beziehung gesetzt oder doch in seiner Dynamik mit der Moderne verglichen wurde. In Anlehnung bei Max Weber wurde der »Aufbruch« als Anzeichen eines spezifischen okzidental Trends zur Rationalität verstanden⁶¹. Eine solche Geschichtsdeutung, die aus den sechziger und siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts stammt, ist heute kaum noch überzeugend; an die eine, westlich geprägte Moderne als Endziel der Geschichte wird kaum mehr geglaubt und stattdessen das Recht vieler kultureller Wege zu unterschiedlichen Modernitäten anerkannt⁶².

Eine andere Interpretation hat in jüngerer Zeit Janet Abu-Lughod vorgeschlagen⁶³. Sie rekonstruierte ein Weltsystem des Handels und des kulturellen Austauschs, das sich zwischen 1250 und 1350 zwischen den beiden Extremen Nordwesteuropa und China erstreckte. In dem genannten Jahrhundert haben sich demnach ökonomische Systeme miteinander verzahnt, die vorher bereits in regionaler Isolation existierten; man müsse sich also eine Kette von miteinander verbundenen Ringen vor-

60 Jacques LE GOFF, *Das Hochmittelalter*, Frankfurt a. M. 1965, S. 16 (Fischer Weltgeschichte, 11); vgl. BORGOLTE, *Europa entdeckt seine Vielfalt* (wie Anm. 2), S. 337–357, hier S. 343.

61 Vgl. Michael BORGOLTE, *Einheit, Reform, Revolution. Das Hochmittelalter im Urteil der Modernen*, in: *Göttingische Gelehrte Anzeigen* 248, Heft 3/4 (1996), S. 225–258, hier S. 246 f.

62 Stellvertretend auch für viele andere Titel: Shmuel N. EISENSTADT (Hg.), *Multiple Modernities*, New Brunswick, London 2005; BORGOLTE, *Wie Europa seine Vielfalt fand* (wie Anm. 13).

63 Janet L. ABU-LUGHOD, *Before European Hegemony. The World System A. D. 1250–1350*, New York, Oxford 1989.

stellen. Die Händler reisten nicht vom Atlantik bis ans Gelbe Meer, sondern schlugen ihre Waren an mehreren Zwischenstationen um und verkauften sie entsprechend weiter. Unterschieden werden drei Kulturregionen – Ostasien, Arabien und Westeuropa – und acht ökonomische Subsysteme. Europa war durch ein System einbezogen, das sich auf die Messen in der Champagne, die flandrischen Städte Brügge und Gent sowie die italienischen Seestädte Genua und Venedig konzentrierte. Im Mittelpunkt des Handels habe hier der Austausch flandrischer Tuche und orientalischer Luxuswaren sowie der Geldverkehr gestanden. Das europäische Subsystem sei im 12. Jahrhundert mit der euromediterranen Zone verknüpft worden. Man dürfe sich allerdings nicht vorstellen, dass das mittelalterliche Weltsystem alle Menschen und Räume vereint hätte, wie wir dies von der gegenwärtigen Globalisierung zu wissen glauben; es habe vielmehr aus einem inselartigen Meer bedeutender Städte bestanden. Der Austausch zwischen diesen Zentren sei auch vergleichsweise gering gewesen, das Netzwerk noch zart entwickelt. Vom Weltsystem des Mittelalters habe es keine direkte Verbindung zum Weltsystem des 16. Jahrhunderts gegeben. Gerade die weltweite Vernetzung des Handels im hohen Mittelalter sei auch für den Zusammenbruch des Systems verantwortlich gewesen; dieser sei nämlich wesentlich durch die Pestepidemie verursacht worden, die auf denselben transkontinentalen Wegen vorgedrungen sei wie zuvor die Waren.

Abu-Lughod hält sich zugute, den Eurozentrismus älterer Historiographie überwunden zu haben; tatsächlich ist sie diesem trotz ihres globalisierenden Ansatzes verhaftet geblieben. Denn die Schlüsselrolle im europäischen Wirtschaftsaufschwung des 11. Jahrhunderts hatte schon Henri Pirenne aus dem Zusammenspiel Norditaliens mit dem venezianischen Handel und der Niederlande mit der Betriebsamkeit von Friesen und Skandinaviern abgeleitet⁶⁴; auch sie argumentierte in diesem Sinne mit autochthonen Kräften des christlichen Abendlandes. Unberücksichtigt bleibt bei beiden Deutungen die Tatsache, dass dem Aufschwung des europäischen Mittelmeerhandels das mittelmeerische System der Muslime vorausgegangen war und er den muslimischen Asienhandel keineswegs aufhob. Zwar konnten die Westeuropäer die Muslime jetzt ganz in den Orient zurückdrängen und das Mittelmeer zu ihrem Meer machen, aber das war ja nicht alles. Islamische Herrschaften und Händler spielten weiterhin, vor allem nach dem Zusammenbruch der lateinischen Staaten im Osten sowie dem Niedergang der Mongolenherrschaften, die Schlüsselrolle bei den Verbindungen nach Mittel- und Ostasien. Nach dem Ende der Kreuzzugszeit war, wie man formuliert hat, Alexandria und nicht mehr al-Andalus der »Grenzmarkt zwischen den muslimischen und christlichen Handelskreisen⁶⁵«.

Am Ausgang des hohen Mittelalters hatte sich Westeuropa stärker auf sich selbst zurückgezogen als je zuvor; es war um 1350 provinzieller als um 600, um 800 oder gar um 1200. Während im Osten die Expansionskraft Europas erlahmt war, ging auch im Westen sein atlantischer Vorposten Grönland verloren. Norwegen, das die Insel 1261 seinem Königreich eingegliedert hatte, konnte die mit ihm verbundenen Bewohner

64 Henri PIRENNE, *Mahomet und Karl der Große. Untergang der Antike am Mittelmeer und Aufstieg des germanischen Mittelalters*, Frankfurt a. M., Hamburg 1963, S. 206.

65 Olivia Remie CONSTABLE, *Trade and Traders in Muslim Spain. The Commercial Realignment of the Iberian Peninsula, 900–1500*, Cambridge 1994, S. 241.

nicht schützen, als um 1360 die Westliche Siedlung von *skraelings* zerstört wurde; offenbar handelte es sich um Inuit, die 1379 auch die weitaus größere Östliche Siedlung Grönlands (ca. 4000 Menschen) angriffen, 18 Männer töteten und einige Jungen versklavten. Gleichzeitig blieben die unentbehrlichen Handelsschiffe aus Norwegen aus; 1410 segelte der letzte dieser Transporter nach Europa zurück. Für den Untergang der Wikinger werden aber weniger die feindlichen Inuit als Fehler der Europäer mit den ökologischen Ressourcen der Insel entscheidend gewesen sein⁶⁶.

Die Konzentration Europas auf sich selbst lässt sich besonders an der politischen Geschichte ablesen⁶⁷; im 14. Jahrhundert waren die Monarchen von Rastlosigkeit erfüllt und suchten durch Eroberungen, also Gewalt, oder Verträge die Reichweite ihrer Herrschaften auszudehnen. Konturen einer nationalstaatlichen Gliederung des Kontinents, die sich im hohen Mittelalter angedeutet hatten, wurden verwischt, um erst in der Moderne, nun aber deutlicher denn je, hervorzutreten. Dem Aufbau zentraler Strukturen in der Kirche und in den westlichen Monarchien fielen zunehmend Minderheiten aller Art zum Opfer. Das Abendland war um 1350 auch christlicher als je zuvor.

War also alles Globale, das Europas Westen im hohen Mittelalter ausgezeichnet hatte, im 14. Jahrhundert verloren gegangen? Man mag es kaum glauben, aber Gegenargumente lassen sich nur schwer finden. Erst als am Ende des 15. Jahrhunderts mit der Umsegelung Afrikas die Erschließung des Seeweges nach Indien gelang, konnten sich die Westeuropäer aus der zu eng gewordenen Welt des antik-mittelalterlichen Mediterraneums befreien.

66 Jared DIAMOND, Kollaps. Warum Gesellschaften überleben oder untergehen, Frankfurt a. M. 2010, S. 334.

67 Zum Folgenden siehe Michael BORGOLTE, Die Goldene Bulle als europäisches Grundgesetz, in: Ulrike HOHENSEE, Mathias LAWO, Michael LINDNER, Michael MENZEL, Olaf B. RADER (Hg.), Die Goldene Bulle. Politik, Wahrnehmung, Rezeption, Bd. 2, Berlin 2009, S. 599–618 (Berichte und Abhandlungen, hg. von der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften, Sonderband 12).

JENS SCHNEIDER

LANGUES ET IDENTITÉS DANS LE PREMIER MOYEN ÂGE

À propos du volume de mélanges en l'honneur de Herwig Wolfram

En janvier 2009, l'Académie autrichienne des sciences organisa un colloque en l'honneur de Herwig Wolfram, le doyen du renouvellement de la recherche sur ce que l'on appelait les «peuples germaniques», leurs migrations, leur ethnogenèse et leurs mythes d'origine. Ce colloque était l'occasion de réunir la quasi-totalité des spécialistes médiévistes de la vaste thématique «Langue et identité», sujet de prédilection du professeur Wolfram¹. Les organisateurs du colloque ont mis trois ans pour réaliser la publication, quatre années se sont encore écoulées jusqu'à la présente annonce dans «Francia», retard dont l'auteur de ce texte assume la responsabilité². Le volume, le vingtième de la belle collection de l'Institut für Mittelalterforschung de l'Académie à Vienne, réunit vingt contributions plus une introduction par Walter Pohl qui dépasse largement le genre introductif pour ouvrir magistralement sur la thématique.

En faisant une mise au point méthodologique et épistémologique, Pohl nous met en garde contre le discours, toujours en vigueur dans l'historiographie et l'histoire de la littérature, qui établit une corrélation semblant logique entre la langue et les notions de peuple, nation, ethnie ou identité. Pour lui, la langue est surtout un cadre communicatif (*Kommunikationsrahmen*, p. 15) dans lequel peuvent se former des identités, sachant que l'ethnogenèse aussi bien que la glottogenèse sont des processus dynamiques: un groupe ethnique peut s'approprier ou abandonner une langue sans que cela influence forcément leur identité. Il convient, selon Pohl, de vérifier «ce lien et ce liant» (Banniard, p. 120) entre langue et identité au cas par cas, en tenant compte scrupuleusement de l'espace et du créneau temporel donnés, pour éviter de construire des continuités là où il n'y en avait pas. Wolfgang Haubrichs va dans le même sens en excluant du côté philologique une correspondance directe entre langue et *gens*; en revanche, il démontre bien que les auteurs de l'Antiquité tardive et du haut Moyen Âge considèrent la langue comme un déterminant parmi d'autres de ce qu'est une *gens*. La langue peut incontestablement être une manifestation de l'identité mais l'une et l'autre restent soumises aux dynamiques de mutations linguistiques et ethniques, au sein desquelles la langue peut représenter un moment d'inertie. Dans un groupe de locuteurs bilingues, une des langues utilisées peut devenir une «ancrage identitaire» (p. 32).

1 Cf. le richissime article «theodiscus», rédigé à quatre mains avec Wolfgang HAUBRICHS, dans: *Reallexikon der Germanischen Altertumskunde* 30 (2005), p. 421–433. – Je remercie Pierre Savy (UPEM/EHESS) pour la relecture attentive de ce texte.

2 Walter POHL, Bernhard ZELLER (dir.), *Sprache und Identität im frühen Mittelalter*, Wien (Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften) 2012, 302 p. (Denkschriften der philologisch-historischen Klasse, 426. Forschungen zur Geschichte des Mittelalters, 20), ISBN 978-3-7001-7006-8, EUR 59,00.

C'est dans la période du IX^e au X^e siècle que la langue pose problème, selon certains auteurs, qui évoquent des phénomènes de diglossie en distinguant les langues théodisques, reconnues comme apparentées entre elles. La contribution à ce volume de Herwig Wolfram lui-même se présente sous la forme d'un commentaire érudit d'une riche récolte d'exemples et de trouvailles sur la langue et la polyglossie, de Sénèque à Adam de Brême (fin du XI^e siècle) en passant par les Goths. Il procède en cinq parties pour résumer les principaux problèmes de la recherche sur la langue et l'identité: la perception propre des peuples (*Selbstwahrnehmung*), la perception par l'extérieur (*Fremdwahrnehmung*), la polyglossie, l'oralité, la littéralité. À travers l'exemple des différents titres pris par Charlemagne, qui sont conservés dans les actes en latin et dans les rituels d'acclamation en langue vernaculaire, il discute ce qu'il entend par polyglossie au haut Moyen Âge pour terminer sur un appel à protéger les communautés bilingues aujourd'hui.

L'unanimité se fait autour du constat des linguistes, déjà évoqué par Haubrichs et plus loin par Wright, selon lequel la langue est un possible indicateur d'identité; mais les textes réunis montrent qu'il est difficile d'aller plus loin. En s'appuyant sur le corpus anthroponymique rassemblé depuis trente ans par le programme de recherche *Nomen et gens*, Hans-Werner Goetz met en évidence que la signification des noms peut devenir un élément identitaire qui relève cependant le plus souvent de la famille; une identité gentilitique reste difficile à prouver. L'analyse de l'emploi du terme *lingua* par les auteurs du haut Moyen Âge montre en plus que la langue ne peut servir de critère de distinction à l'historien, le bilinguisme étant une normalité. Goetz conclut que, si la formation de l'identité par la langue était possible, les hommes du haut Moyen Âge paraissent ne pas avoir réalisé cette option (p. 73). L'emploi concret d'une langue vernaculaire et la raison stratégique ou autre pour laquelle elle fut utilisée est au centre d'une brève réflexion proposée par Patrick Geary, consacrée aux derniers mots de Louis le Pieux. L'exclamation *huz, huz* («dehors, dehors»), transmise chez l'Astronome, serait une mise en scène de l'empereur mourant comme nouveau Christ qui, lui, prononça ses derniers mots dans un hébreu vernaculaire (Ps 22,1). Le choix du vernaculaire n'est ici en aucun sens une manifestation identitaire mais un signe d'un «normal fact of life» (p. 80).

Dans une lecture serrée de l'«*Edictus Rothari*», texte du VII^e siècle souvent considéré comme la législation germanique par excellence, Jörg Jarnut démontre le caractère moderne de ce droit lombard qui s'appliquait en fait à tous les hommes libres, quelles que fussent leurs origines. Être lombard, pour le roi Rothari et ses conseillers, était un statut juridique plutôt qu'ethnique. La langue lombarde (langue germanique) y apparaît sous la forme de 70 termes juridiques qui sont pour la plupart paraphrasés en latin, ce qui permet de supposer que le lombard était devenu au VII^e siècle une langue minoritaire. Pour Roger Wright, l'autre péninsule, ibérique, est également latinophone dans la période de 400 à 1000 environ. Avant 400, plusieurs langues vernaculaires prédominaient, à savoir le basque, le punique, l'ibérique ancien, le celte, l'hébreu et l'araméen, tandis que les Vandales, Suèves, Alans, Visigoths et Berbères arrivés après ne l'ont pas emporté sur le latin. C'est la langue arabe qui a remplacé le latin (et l'hébreu) en tant que langue d'écriture principale, la communication orale restant essentiellement bilingue, ce qui mène à la conclusion qu'il n'y avait aucun rapport entre langue, religion et ethnicité. Comme Wright, Michel Banniard part

d'un credo de sociolinguiste qui n'utilise pas les instruments et modèles des historiens de la littérature, mis en place pour l'interrogation sur les textes plutôt que sur la communication. Il ne faut pas tenir compte du résumé allemand de cette contribution qui ne reflète en rien le raisonnement de l'auteur, certes pas très accessible à l'historien. À travers l'analyse d'un choix de textes pragmatiques tel que des polyptiques, capitulaires et serments, Banniard développe son modèle de cinq niveaux langagiers entre le latin du *sermo altus* et l'«oralité immédiate en accent local» du protofrançais, ce dernier devenant au IX^e siècle l'acrolecte neuf d'une élite qui exprime ainsi son identité culturelle (p. 115). Michael Richter rejoint Banniard dans l'attention portée vers la communication concrète en proposant une étude des systèmes graphiques utilisés pour la mise par écrit d'une langue, à savoir, en Europe, les runes, l'alphabet grec, l'alphabet latin et enfin la *glagolica* bientôt remplacée par le système »azbuky« ou »azbuka«, développé dans l'espace bulgare. L'alphabet latin s'imposait dans la plupart des cas mais il est intéressant d'observer que les auteurs irlandais, arrivés à un niveau bilingue équilibré vers 700, étaient apparemment bien plus à l'aise avec ce que Richter appelle »le corset de l'ABC« que ce ne fut le cas sur le continent dans le courant du IX^e siècle: il cite Otfrid de Wissembourg, qui raisonne sur les difficultés de la mise par écrit de la langue francique, et la démarche byzantine qui consiste à inventer une écriture adaptée aux langues slaves. Richter avance l'hypothèse que ces différences sont dues au fait que l'Irlande n'a jamais été colonie romaine. Notons que Rome tolérait le passage du latin au vernaculaire tant qu'était employé le système abécédaire; la liturgie en langue slave, fixée en lettres cyrilliques, ne fut pas acceptée.

Le livre se clôt par une approche épistémologique de Daniela Fruscione qui résume l'influence des Grimm, Herder, Dahlmann, Wattenbach et bien d'autres dans un XIX^e siècle allemand sans État national, caractérisé par les démarches visant à constituer une histoire nationale avec les fragments d'un passé allemand (on aimerait ajouter Hoffmann von Fallersleben, figure éminente dans ces débats³). Ce passé étant nécessairement médiéval, Fruscione évoque des éléments intéressants comme les réflexions d'un auteur islandais du XII^e siècle à propos de l'orthographe de sa langue. Quand elle résume les positions des auteurs du VIII^e–IX^e siècle (Alcuin, Otfrid, Thegan), on la suit facilement dans l'importance qu'elle accorde à l'Église et à sa politique d'»accomodation« (p. 263), mais on a plus de mal à considérer avec elle le »Heliant« comme un texte à intention missionnaire, d'autant plus que l'authenticité d'un élément-clé, la dédicace latine, a été mise en cause par Ernst Hellgardt⁴. On retrouve chez Fruscione le terme d'une »identité culturelle« que l'Église aurait cherchée à remplacer par la nouvelle idéologie chrétienne (p. 262), tandis que Banniard utilise cette expression pour désigner une conscience d'élite qui s'exprime par un nouveau niveau langagier, le protofrançais (p. 115), qui sera mis par écrit à partir du milieu du IX^e siècle (serments de Strasbourg, »Eulalie«).

3 Hans-Joachim BEHR, Herbert BLUME, Eberhard ROHSE (dir.), August Heinrich Hoffmann von Fallersleben. 1798–1998. Festschrift zum 200. Geburtstag, Bielefeld 1999.

4 Ernst HELLGARDT, Die »Praefatio in librum Antiquum lingua Saxonica conscriptum«, die »Versus de poeta & interpretatione huius codicis« und die altsächsische Bibleepik, dans: Albrecht GREULE, Eckhard MEINEKE, Christiane THIM-MABREY (dir.), Entstehung des Deutschen. Festschrift für Heinrich TIEFENBACH, Heidelberg 2004, p. 173–230.

Il reste bon nombre de contributions que l'on ne peut discuter dans ce cadre, p. e. sur Bède le Vénérable, sur la situation des langues celtiques, slaves, alamaniques ou bien sur la poésie historisante en moyen haut-allemand. Pour résumer cette impressionnante récolte sur une thématique qui mériterait d'être l'objet d'une collection (Wolfram, p. 58), nous nous permettons d'apporter quelques remarques de synthèse. Commençons par la fin: les sources et études utilisées par les auteurs sont convenablement référencées à la fin du volume sous la forme de deux bibliographies. Il n'y a pas d'index. La bibliographie centralisée valorise le format d'actes de colloque et met un outil précieux à la disposition des chercheurs. Il est toujours intéressant de vérifier les auteurs cités, et aisé de s'étonner de l'absence de certains; notons toutefois que Jacob Grimm est cité avec six titres provenant de cinq éditions différentes dont aucune n'est l'édition de référence⁵. Rosamond McKitterick, absente parmi les contributeurs, est présente dans la bibliographie avec un seul titre qui n'est pas celui consacré au *written word* faisant référence depuis⁶, au point d'être l'objet d'une table ronde organisée au congrès international de Leeds cette année⁷.

Les langues et plus encore les identités étant des catégories parfois assez floues, le lecteur apprécie le fait que certains auteurs du volume n'hésitent pas à proposer des définitions comme point de départ de leurs réflexions, comme le fait d'ailleurs Benoît Grévin dans son important livre paru au même moment⁸. Ainsi Pohl (p. 13–14) développe une définition d'identité qui tient compte à la fois des auto-représentations et des identités attribuées depuis l'extérieur du groupe. Sa définition insiste sur le caractère dynamique des processus de formation identitaire, sur l'existence de groupes référentiels et sur le rôle de la communication. Mais cela concerne également les langues. Du côté philologique, Haubrichs part de la définition de la langue proposée par Eugenio Coseriu comme un outil de communication intrinsèquement évolutif, un outil à la fois stable et extrêmement souple, pour pouvoir répondre aux exigences sans cesse renouvelées des locuteurs. En même temps, elle sert à la représentation d'une société, elle devient ainsi communication symbolique et elle peut finalement exprimer une »identité sociale« (p. 23–24), terme qui met à notre disposition un aspect complémentaire à l'»identité culturelle« évoquée par Banniard et Fruscione. La situation linguistique reste trop souvent floue pour le regard de l'historien du haut Moyen Âge qui essaie de distinguer entre des communautés bilingues, des phénomènes de polyglossie ou seulement des cas où voisinent différents parlers dialectaux, et leur valeur en tant qu'attribution ethnique (Pohl, p. 10). Haubrichs souligne que des différences minimes contribuent déjà à la formation de parlers régionaux, des »régiolectes« (*Regiolekte*) qui servent à se distinguer du village à côté: manifestation d'une identité sociale (p. 24).

5 Wilhelm GRIMM, Jacob GRIMM, Werke, 47 vol., éd. Ludwig Erich SCHMITT, Hildesheim, Zürich 1985–2005.

6 The Carolingians and the Written Word, Cambridge 1989; à lire avec Ernst HELLGARDT, Zur Mehrsprachigkeit im Karolingerreich. Bemerkungen aus Anlaß von Rosamond McKittericks Buch »The Carolingians and the written word«, dans: Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur 118 (1996), p. 1–48.

7 »The Carolingians and the Written Word Revisited«, organisé par Elina Screen (Oxford), International Medieval Congress, Université de Leeds, 5 juillet 2016.

8 Benoît GRÉVIN, Le parchemin des cieux. Essai sur le moyen âge du langage, Paris 2012.

On est tenté d'ajouter que le phénomène de contact entre deux langues qu'on appelle communément la frontière linguistique peut être le résultat ou l'indicateur d'un face-à-face entre deux identités opposées, mais il ne semble pas être à l'origine de ces identités, comme il a été démontré avec l'exemple de la frontière romano-germanique⁹. Autrement dit: le voisinage de deux langues qui peuvent se présenter sous des formes plus ou moins séparées n'agit pas forcément sur les relations des hommes. L'historien Heinz Thomas (dont il est d'ailleurs rarement question dans le volume »Sprache und Identität«) a pu faire le même constat à propos de la situation dans l'Empire germanique du XIII^e siècle¹⁰. Cette problématique a été le champ de recherche pluridisciplinaire de ce que l'on a appelé l'»école de Bonn«, qui s'est transformée en porte-parole scientifique du pouvoir nazi avec des publications sur la continuité de l'occupation du sol par des communautés germanophones¹¹. Le principe méthodologique a été sous-estimé voire négligé, comme l'a souligné rétrospectivement Edith Ennen¹²: les processus de mise en place de régions ou »provinces« culturelles – tout comme les formations ethnogénétiques et glottogénétiques chez Pohl – étaient soumis à des dynamiques, et ils étaient donc loin de représenter des entités constantes. Seulement, ce principe n'a pas été respecté dans les travaux des historiens et philologues de Bonn des années 1930 (à vrai dire, il ne l'était parfois toujours pas dans les années 1950).

L'exemple lombard (Jarnut) nous montre qu'au très haut Moyen Âge, la fixation de normes juridiques pouvait se faire de manière déconnectée de toute qualité ethnique ou linguistique. Le royaume lombard était au VII^e siècle essentiellement latinophone; pourtant, la langue lombarde (germanique) est caractérisée comme »vitale« jusqu'au VIII^e siècle par Haubrichs (p. 32). La maîtrise du lombard constituait probablement un élément identitaire pour une partie de l'élite; notons toutefois que l'emploi du vernaculaire n'est pas forcément l'affichage d'une identité, comme l'a démontré Geary. Ce qui frappe cependant c'est le constat que, selon Haubrichs (p. 33), les phénomènes de basculement définitif vers une langue (*Sprachwechsel*) qui met fin à la situation bilingue d'une communauté, à un moment ou un autre, produisait des résultats différents en fonction du choix de la langue: la germanisation d'une *gens* peut avoir des effets sur l'identité des locuteurs tandis que la romanisation n'en produit pas.

9 Wolfgang HAUBRICHS, Über die allmähliche Verfertigung von Sprachgrenzen. Das Beispiel der Kontaktzonen von Germania und Romania, dans: IDEM, Reinhard SCHNEIDER (dir.), Grenzen und Grenzregionen. Frontières et régions frontalières. Borders and Border Regions, Saarbrücken 1993, p. 99–129; Max PFISTER, Die sprachliche Situation zwischen Maas und Rhein im Frühmittelalter, dans: Kurt GÄRTNER, Günter HOLTUS (dir.), Beiträge zum Sprachkontakt und zu den Urkundensprachen zwischen Maas und Rhein, Trier 1995, p. 61–96. Cf. également, pour un public plus large, Wolfgang HAUBRICHS, Max PFISTER, Toponymie und Entwicklung der deutsch-französischen Sprachgrenze, dans: Jan LICHARDUS, Andrei MIRON (dir.), Der Kreis Merzig-Wadern und die Mosel zwischen Nennig und Metz, Stuttgart 1992, p. 94–106.

10 Deutsche Geschichte des Spätmittelalters 1250–1500, Stuttgart 1983, p. 76.

11 Marlene NIKOLAY-PANTER, Zur geschichtlichen Landeskunde der Rheinlande, dans: EAD., Wilhelm JANSSEN, Wolfgang HERBORN (dir.), Geschichtliche Landeskunde der Rheinlande. Regionale Befunde und raumübergreifende Perspektiven. Georg Droege zum Gedenken, Köln, Weimar, Wien 1994, p. 3–22.

12 Edith ENNEN, Hermann Aubin und die geschichtliche Landeskunde der Rheinlande, dans: Rheinische Vierteljahrsblätter 34 (1970), p. 9–42, ici p. 26–27.

Un dernier point à évoquer ici concerne le rapport entre la langue vernaculaire et les «codes culturels» grec et latin (Pohl, p. 10). Le passage au vernaculaire est assez bien étudié pour l'espace théodisque¹³ et plusieurs auteurs évoquent Otfried de Wissembourg comme l'un des témoins principaux de la mise par écrit de la langue maternelle. Pour les cas de la glottogenèse de l'ancien haut-allemand et du protofrançais on reste dans un environnement latin, ce qui ne fut pas le cas partout. Dans d'autres parties de l'Europe et ailleurs, la langue arabe prend la place du latin en tant que «langage référentiel», pour utiliser une expression introduite par Benoît Grévin¹⁴. Et il existe une autre différence qui peut jouer, à savoir l'emploi d'un système graphique étranger à la langue: non seulement des auteurs chrétiens étaient traduits en langue arabe comme ce fut le cas dans al-Andalus depuis le milieu du IX^e siècle¹⁵, mais aussi des textes juifs ont été copiés en langue arabe en caractères hébraïques. Dans le cadre de ces problématiques, la contribution de Richter fait figure de texte-clé car il s'intéresse au rapport entre la langue et le système graphique employé pour la mise par écrit. Il s'agit d'un des derniers textes publiés de l'historien décédé en 2011, qui a consacré une bonne partie de son travail aux questions de communication et de l'interaction latin-vernaculaire¹⁶, et l'on ne lira jamais le livre consacré à ce sujet qu'il était en train de rédiger.

On a l'impression que l'approche épistémologique n'aboutit pas dans ce volume: quelques auteurs primordiaux sont absents ou cités de deuxième main (Ernst Moritz Arndt, Johann Gottfried Herder). Pourtant, les questions historiographiques et épistémologiques font partie des perspectives de recherche de l'Institut für Mittelalterforschung, comme le montre l'exemple du volume portant sur les constructions et représentations du passé¹⁷. Ce constat n'est pas une critique car un des mérites du livre est qu'il existe: le rapport entre la langue et la ou les identités a fait l'objet de très peu d'études pour le haut Moyen Âge (Goetz, p. 62)¹⁸. Dans une démarche ultérieure, en poursuivant les multiples questions évoquées lors du colloque dont ce volume témoigne, et dans un périmètre européen plus étendu, on souhaiterait mener une discussion concernant des exemples basques, berbères, bretons, corses, frisons et

13 D'une bibliographie vaste, citons seulement Wolfgang HAUBRICHS, Ernst HELLGARDT, Reiner HILDEBRANDT, Stephan MÜLLER, Klaus RIDDER (dir.), *Theodisca. Beiträge zur althochdeutschen und altniederdeutschen Sprache und Literatur in der Kultur des frühen Mittelalters*, Berlin, New York 2000.

14 GRÉVIN, *Le parchemin* (voir n. 8), p. 18.

15 Mayte PENELAS, Linguistic Islamization of the »Mozarabs« as attested in a late ninth-century cronicle, dans: ERNST BREMER, Jörg JARNUT, Michael RICHTER, David J. WASSERSTEIN (dir.), *Language of Religion – Language of the People. Medieval Judaism, Christianity and Islam*, München 2006, p. 103–114.

16 *Sprache und Gesellschaft im Mittelalter. Untersuchungen zur mündlichen Kommunikation in England von der Mitte des elften bis zum Beginn des vierzehnten Jahrhunderts*, Stuttgart 1979; *The Formation of the Medieval West. Studies in the Oral Culture of the Barbarians*, Dublin 1994; *Concept and evolution of the »tres linguae sacrae«*, dans: *Language of Religion – Language of the People* (voir n. 15), p. 15–23.

17 Helmut REIMITZ, Bernhard ZELLER (dir.), *Vergangenheit und Vergewärtigung. Frühes Mittelalter und europäische Erinnerungskultur*, Wien 2009.

18 Walter POHL, *Telling the Difference: Signs of Ethnic Identity*, dans: ID., Helmut REIMITZ (dir.), *Strategies of Distinction. The Construction of Ethnic Communities 300–800*, Leiden, Boston, Köln 1998, p. 17–69.

yiddish dans leur rapport identitaire. Wright frôle les cas basques et berbères sans entrer dans le détail mais cela n'était pas le sujet de sa contribution; les questions liées à l'arabe et au berbère ont été discutées dans le livre de Benoît Grévin mentionné ci-dessus ainsi que dans un cahier des »Annales« consacré aux »Langes d'Islam«¹⁹; et l'instrumentalisation du breton a été étudié dans un numéro d'»Ethnologie française«²⁰.

En fin de compte, les auteurs de ce recueil très stimulant peuvent étayer et élargir le premier constat avancé par Walter Pohl il y a bientôt vingt ans: il n'y pas d'indices dans les sources qui permettraient de considérer la langue comme un facteur agissant dans la formation des identités de groupe construites pendant les siècles de passage entre l'Antiquité tardive et le Moyen Âge²¹. Pour les contemporains, la langue représentait bien un critère de distinction, mais un critère parmi d'autres; la langue n'est pas irremplaçable dans les formations identitaires, on peut passer d'une langue à l'autre. L'éventail impressionnant des études rassemblées dans ce volume montre que le rapport langue-identité varie considérablement selon les cas, dans le temps et dans l'espace; que les conditions politiques de la mise par écrit peuvent jouer un rôle; et que l'évolution d'une langue est un processus souple, qui ne se passe pas sans ses locuteurs.

19 GRÉVIN, Le parchemin (voir n. 8); »Langes d'Islam (XI^e-XV^e siècle)«, Annales 70, n° 3 (2015), voir notamment Mehdi GHOIRGATE, Le berbère au Moyen Âge. Une culture linguistique en cours de reconstitution, p. 577-605.

20 »Modernité à l'imparfait. En Bretagne«, Ethnologie française 42, n° 4 (2012), p. 629-842, notamment Jean-François SIMON, Laurent LE GALL, La Bretagne par intérêt, p. 771-786. – Pour le cas frison, je suis obligé de renvoyer à Jens SCHNEIDER, L'ethnogenèse des Frisons, dans: Revue du Nord 93 (2011), p. 749-759.

21 POHL, Telling the Difference (voir note 18); cf. dans ce sens déjà Heinrich SPROEMBERG, La naissance d'un État allemand au Moyen-Âge, dans: Le Moyen Age 64 (1958), p. 213-248, ici p. 241.

SIMON KARSTENS

FAILED PROJECTS OF COLONIZATION IN THE AMERICAS

Causes and Perceptions (ca. 1530–1615)

Looking at European colonial activities in the Americas around 1610, an Iberian predominance is obvious¹. A large Spanish empire extended over the Caribbean, Mexico, Peru, and Argentina; enclosed by these possessions laid the Portuguese-controlled Brazil. Both empires not only originated from the Iberian Peninsula, but in 1610 they were also ruled by one and the same person – King Phillip III.

Colonial possessions of other European powers in the Americas were rather small in comparison at the time. In 1610, a small band of traders held the French fort of Quebec, while in this very year the few surviving English settlers of Jamestown boarded a ship to leave America for good. Although ships from England, France and other countries crossed the Atlantic and searched for trade, fish or a chance to plunder in North and South America every year, hardly any permanent self-sufficient military outposts or settlements can be found.

Nonetheless, the lack of non-Iberian colonies is not due to a lack of effort. From a deserted stone house on a frozen island west of Greenland down to the ruins of a French fortress in the bay of Rio de Janeiro, more than 30 failed attempts to build transatlantic outposts shaped the history of the early modern Atlantic. They were planned, prepared and supported in the cities of Bristol, Plymouth, Rouen, London, Paris, St. Malo, Nürnberg and Augsburg. Some of them left traces on the American shore, some on the bottom of the Atlantic Ocean and others only on sheets of paper in European archives.

This essay presents an ongoing research project focused on these failed projects². To offer a brief overview, the following pages will address four subjects: I – defining

- 1 For a quick overview, compare: Urs BITTERLI, *Die Entdeckung Amerikas. Von Kolumbus bis Alexander von Humboldt*, München 1999 (Beck'sche Reihe, 1322); David BIRMINGHAM, *Trade and Empire in the Atlantic 1400–1600*, London 2000; Nicholas CANNY (ed.), *The Oxford Handbook of the Atlantic World c. 1450–c. 1850*, Oxford 2011; Pierre CHAUNU, *L'expansion européenne du XIII^e au XV^e siècle*, Paris³1995; John Huxtable ELLIOTT, *The Old World and the New 1492–1650*, Cambridge 1970; ID., *Empires of the Atlantic World. Britain and Spain in America 1492–1830*, New Haven 2006; Charles André JULIEN, *Les voyages de découverte et les premiers établissements. XV^e–XVI^e siècles*, Reprint of the 1947 edition with a foreword from Pierre CHAUNU, Paris 2003; Wolfgang REINHARD, *Geschichte der europäischen Expansion. Die Neue Welt*, Stuttgart 1985 (*Geschichte der europäischen Expansion*, 2); Hermann WELLENREUTHER, *Niedergang und Aufstieg. Geschichte Nordamerikas vom Beginn der Besiedlung bis zum Ausgang des 17. Jahrhunderts*, Münster²2004 (*Geschichte Nordamerikas in atlantischer Perspektive von den Anfängen bis zur Gegenwart*, 1).
- 2 This article is a modified version of presentations given in Regensburg, Essen, London, Basel, Trier, Halle, and Paris. Everywhere insightful feedback helped to improve the project. Further advice and comments are, of course, very welcome.

the object of inquiry; II – explaining the leading questions; III – presenting sources; and IV – describing methods and approach.

I.

What defines a »project of colonization«?

To understand the phenomenon in general, one needs a wide focus. Therefore, this study will deal with any plan brought before a European ruler to establish a non-temporary transatlantic presence under his or her protection. The projects examined here are not limited to those with a minimum number of settlers involved, those with a certain purpose of the establishment or those under the flag of one European monarchy³. This means that reasons for the inability to maintain a male-only military outpost of twenty people and giving up the plan for a civilian settlement with hundreds of families will be considered equally.

What does »failure« or »failed« mean?

Having failed is not an absolute or unquestionable category; rather, it is an assessment made by contemporaries or even later historians, which has always depended on their intentions and the information available to them. It will be shown that even a colonial project that had to be given up because of catastrophic events can subsequently be interpreted in different ways. These different interpretations and perceptions that could lead to the use of failure as a category of description are in the focus of this study.

The origin of these perceptions and interpretations was always an obvious and irrefutable difference between the (sometimes very ambitious) expectations and the sometimes very poor outcome of a project. All people involved had to deal with the fact that the planned permanent transatlantic establishment did not come to life and the promised wealth was not created. It is important to understand that this work does not aim to deny these facts or to rewrite the history of unsuccessful projects. It rather aims to include the different ways in which the people creating the sources presented and interpreted the events. A difference between expectation and outcome led to accusations, excuses, explanations, denial, analysis and admissions of guilt. Declaring a project as a failure is just one possible and a seldom unquestioned result of those acts of communication.

This constructivist approach has already been successfully applied to studies on historical failures; for example, on military defeats in the late middle ages⁴. Concerning the history of early colonial expansion, however, deconstructing the way in which people talked and thought about their experiences is a method used more of-

3 According to their different points of interest, many authors have used such limitations. Philip Boucher, for example, distinguishes between a »true colonization« (defined as including the settlers' families) and military projects: Philip P. BOUCHER, *Les Nouvelles Frances. France in America, 1500–1815. An Imperial Perspective*, Providence, R. I. 1989. For the use of other approaches, more focused on certain regions or European powers compare n. 13 and 17.

4 Martin CLAUSS, *Kriegsniederlagen im Mittelalter. Darstellung – Deutung – Bewältigung*, Paderborn 2010 (Krieg in der Geschichte, 54).

ten in literary studies than by historians in the narrow sense. The greater part of the historical works available uses the rather simple definition that all those colonial projects whose protagonists did not build a city that still exists today count as a failure⁵.

Which colonial projects will be studied in detail?

The history of futile efforts to colonize the Americas already began with the expeditions of Columbus⁶. But the experiences of the Iberian Powers are not the main interest of this study because they rather form the background for the projects that will be examined in detail.

This background emerged during the Spanish expansion into the Americas, which was quite different from the colonial activities of England, France and others who followed later. The so-called Spanish conquest of the Americas was based upon the Caribbean as a stepping stone and a fallback position, and in the early years the Spanish colonists knew no European rivals⁷. The administrative build-up and the economic possibilities of their colonies strongly differed from those of the later powers, especially since the Spanish brutally overthrew native empires, thus gaining an unrivaled logistical backbone. They also found the silver and gold that men like Jacques Cartier and Walter Raleigh later searched for in vain.

By contrast, the Portuguese already held several forts in Africa and were establishing profitable trade relations with India when they settled in Brazil⁸. It is widely known that these two powers recognized each other's claim to oversee conquest in treaties to partition the world in 1494 and 1529.

Therefore, in the 1530s, when the Aztec and Inka empires had collapsed and the Portuguese founded permanent outposts on the Brazilian coast, both Iberian powers had claimed their fields of interest. From here onwards, they mainly focused on the long process of establishing control and protecting their possessions, although some further expeditions were dispatched to search for gold. Despite all the setbacks that

5 For examples for the use of this pragmatic definition, compare: Nicolas FORNEROD, *La France équinoxiale du Maranhao. Enjeux et incidences d'un échec colonial*, in: Jean-Yves MÉRIAN (ed.), *Les aventures des Bretons au Brésil à l'époque coloniale*, Rennes 2007 (Collection Bretons à travers le monde), p. 103–125; Marcel TRUDEL, *Histoire de la Nouvelle-France. Les vaines tentatives 1524–1603*, Montreal 1963 (*Histoire de la Nouvelle-France*, 1); Margaret PICKETT and Dwayne PICKETT, *The European Struggle to Settle North America. Colonizing Attempts by England, France and Spain 1521–1608*, Jefferson 2011. David Beers QUINN, *Colonies in the Beginning. Examples from North America*, in: ID. (ed.), *Explorers and Colonies. America 1500–1625*. London 1990, p. 127–150.

6 Kathleen DEAGAN, José María CRUXENT, *Columbus's Outpost Among the Taínos. Spain and America at La Isabela 1493–1498*, New Haven 2002.

7 John Huxtable ELLIOTT, *Empires of the Atlantic world. Britain and Spain in America 1492–1830*, New Haven 2006; Henry KAMEN, *Empire: How Spain Became a World Power 1492–1763*, New York 2003.

8 Francisco BETHENCOURT and Diogo Ramada CURTO, *Portuguese Oceanic Expansion 1400–1800*, Cambridge 2007; Charles Ralph BOXER, *The Portuguese Seaborne Empire 1415–1825*, reprint London 1977; Bailey Wallis DIFFIE and George Davison WINIUS (ed.), *Foundations of the Portuguese Empire 1415–1580*, Minneapolis 1977 (*Europe and the World in the Age of Expansion*, 1); Anthony DISNEY, *A History of Portugal and the Portuguese Empire. From Beginnings to 1807*, Cambridge 2009.

they encountered, both powers never came close to abandoning the Americas. Their colonial expansion had shaped a so-called »Iberian Atlantic«, which set the framework for others who dared to challenge their claim⁹.

This study focuses on those other powers, which the Spaniards and Portuguese treated as perpetrators. They did not have a profitable colonial empire during the 1530s, which meant that they had to expand across the ocean without a safe haven to re-group or re-supply nearby. They had to build supply lines across thousands of miles and gain experience without making a quick profit like the Iberian empires did¹⁰.

In the 1530s, these new powers had sent scouting expeditions to the Americas, established irregular trade relations and started to learn from published reports and maps about the new continent. It soon became well known that there was a fortune to be made across the ocean and that the Iberian powers had no chance to enforce their monopoly over such a vast territory.

It is most common to look at France and England as the new players in the Americas during the sixteenth century. This study follows their path, while also including colonial projects attempted by international players who found a way to act within the Iberian Empires but could be turned from tolerated partners into expelled strangers with the stroke of a pen. This especially concerns the German financiers of the house of Welser, who undertook an attempt to found a colony in Venezuela¹¹. Their project was authorized by Charles V. and was financed, planned and led by people who came out of German imperial cities. However, things changed between 1610 and 1615: some colonies established by the French and English had survived for several years and found ways to make profit even without finding a passage to the Pacific or an empire of gold, which meant new points of reference for thinking and debating about colonial politics in England and France¹². Furthermore, the Dutch

- 9 For information on the political history of the Atlantic in this period, compare: John C. APPLEBY, War, Politics and Colonization 1558–1625, in: Nicholas P. CANNY und William Roger LOUIS (ed.), *The Origins of Empire. British Overseas Enterprise to the Close of the Seventeenth Century*, Oxford 1998, p. 55–78; BIRMINGHAM, Trade and empire (as in n. 1); Philip P. BOUCHER, Revisioning the »French Atlantic« or How to Think About the French Presence in the Atlantic 1550–1625, in: Peter C. MANCALL (ed.), *The Atlantic World and Virginia 1550–1624*, Chapel Hill 2007, p. 274–306; John Huxtable ELLIOTT, The Iberian Atlantic and Virginia, in: MANCALL, *The Atlantic World and Virginia*, p. 541–557.
- 10 Thomas E. DAVIDSON, Roanoke and Jamestown: Supplying England's First American Colonies, in: Shields THOMSON und Charles EWEN (ed.), *Searching for the Roanoke Colonies: An Interdisciplinary Collection*, Raleigh 2003, p. 106–118.
- 11 Jörg DENZER, Die Konquista der Augsburger Welser-Gesellschaft in Südamerika (1528–1556). Historische Rekonstruktion, Historiografie und lokale Erinnerungskultur in Kolumbien und Venezuela, München 2005 (Schriftenreihe zur Zeitschrift für Unternehmensgeschichte, 15); For a broader introduction into the activities of the upper German financiers, see: Mark HÄBERLEIN, Augsburger Handelshäuser und die Neue Welt. Interessen und Initiativen im atlantischen Raum (16. bis 18. Jahrhundert), in: Philipp GASSERT (ed.), *Augsburg und Amerika. Aneignungen und globale Verflechtungen in einer Stadt*. Augsburg 2013 (Documenta Augustana, 24), p. 19–37.
- 12 Richard Hakluyt and Marc Lescarbot published their most influential works »The principall Navigations, Voiages and Discoveries of the English nation« (?1598–1600) and »Histoire de Nouvelle France« (1609) at the beginning of the sixteenth century. Both Authors tried to promote further colonial activities but had to cope with the fact that – despite several attempts – no permanent French or English settlement existed in the Americas so far. For an overview of their

appeared on the scene and were followed by Sweden, Denmark, Kurland and others. Having always been under a rather nominal control of Spain or Portugal, the Atlantic became – more than ever – a multilateral arena. Finally, the year 1613 marked the first time that a non-Iberian power destroyed another non-Iberian colony in the Americas. In a way, the attacks on the French Port Royal and Saint-Sauveur colony by an English ship laid the foundation for the long French and English rivalry on American soil in the centuries to come. These developments justify bringing the study to an end around 1615 and drawing conclusions.

II.

The critical approach towards the category »failure« – as it has been described beforehand – leads to a two-way approach. The first, rather basic step is to combine the results of the vast and impressive research that has been conducted thus far to answer the following questions: What reasons are given in the sources for not establishing a planned transatlantic outpost? Are certain reasons given repeatedly? Do certain problems usually co-occur or do some exclude others? Did French, German and English colonists provide the same or different reasons for their failures and how did they interpret the failures of others? To understand the presented research project, it is important to clarify that this study will not focus on telling the story of each colonization attempt. Its goal is to determine how the argumentations and perceptions were created that still inspire and influence stories told today.

Therefore, the second, more analytical step is to go beyond a reconstruction of events and comparatively analyze the ways in which people in France, Germany and England communicated about their experiences. One question should be: Were there alternative, perhaps rivaling, ways of describing and perceiving the events, e.g. were they really seen as failures or as rather valuable experiences and stepping stones to a future success? It is obvious that to answer this question this study has to focus on the people behind the sources. Were they accusing or defending someone? Were they making a case for giving up colonial expansion or for doubling the efforts? What types of media were they using? What were their categories to determine failure and success and did those change when they described a rival power's endeavors? Put simply, this means shifting the focus from a story of given failures to a story of failure as a descriptive as well as analytical category.

context and their different approaches towards promoting colonization, compare: Francisco J. BORGE, *A new World for a new Nation. The promotion of America in early modern England*, Oxford 2007; Frank LESTRINGANT, *Champlain, Lescarbot et la »Conférence« des Histoires*, in: Normand DOIRON (ed.), *Scritti sulla Nouvelle-France nel seicento*, Bari 1984, p. 69–88; Anthony PAGDEN, *Lords of all the World. Ideologies of Empire in Spain, Britain and France c. 1500–c. 1800*, New Haven 1995; John PARKER, *Books to Build an Empire. A bibliographical history of English overseas interests to 1620*, Amsterdam 1965; David Harris SACKS, *Discourses of Western Planting. Richard Hakluyt and the Making of the Atlantic World*, in: Mancall (ed.), *The Atlantic World and Virginia (as in n. 9)*, p. 410–453; Éric THIERRY, *Marc Lescarbot (vers 1570–1641). Un homme de plume au service de la Nouvelle-France*, Paris 2001 (*Les géographies du monde*, 4).

III.

Trying to provide a complete overview of the state of international research on this topic in a few pages is obviously a futile effort. Therefore, this paragraph will restrict itself to explaining tendencies and offering examples of the most important points of reference. Many other works and authors than could be mentioned here have influenced and surely will continue to influence the ongoing project. In fact, thousands of works have been written on the early colonial expansion of England and France as well as, to a much lesser extent, Germany. Combined with the contemporary works of the sixteenth and seventeenth century, they can easily fill up specialized libraries.

Academic professionals and popular writers from England, the US, Canada, Ireland, France and Germany have analyzed examples of failed colonies, each adding their unique perspective. Most of the authors used impressive skills to reconstruct historical events, thus creating a foundation for this study¹³. Their works usually focused on one or more examples from a canon of three to five French and English projects, each of which has an extensive research history dating back to the nineteenth century. This tradition led to an impressive level of knowledge about a few selected projects. In some cases, like the Roanoke adventures, there are a dozens of works telling the tale of one failed colony¹⁴. Due to the limited sources, these tales often turn out to be quite similar. Accordingly only a small part of the vast number of works available are studies whose authors based their arguments upon a comprehensible foundation of sources, undertook original research in the archives and subsequently included new archaeological findings.

However, this is in no way meant to diminish the impressive original scientific work undertaken thus far. It simply explains why the overwhelming number of books available can be reduced to a selection that one single researcher can handle. Especially the last twenty years have brought impressive advancements, partly ow-

13 On the English projects of colonization, see: Kenneth R. ANDREWS, *Trade, Plunder and Settlement. Maritime enterprise and the genesis of the British Empire 1480–1630*, Cambridge 1984; Peter T. BRADLEY, *British maritime enterprise in the New World. From the late fifteenth to the mid-eighteenth century*, Lewiston 1999 (*Studies in British History*, 57); David Beers QUINN, *Set Fair for Roanoke. Voyages and colonies 1584–1606*, Chapel Hill 1985; ID., *England and the discovery of America, 1481–1620. From the Bristol voyages of the fifteenth century to the Pilgrim settlement at Plymouth. The exploration, exploitation, and trial-and-error colonization of North America by the English*, London 1974; for an overview of the French activities, see: Carmen BERNAND, Serge GRUZINSKI, *Histoire du Nouveau Monde II. Les métissages 1550–1640*, Paris 1993; Philippe BONNICHON, *Des cannibales aux castors. Les découvertes françaises de l'Amérique 1503–1788*, Paris 1994; TRUDEL, *Les vaines tentatives* (as in n. 5); ID., *Histoire de la Nouvelle-France. Le comptoir 1604–1627*, Montreal 1963 (*Histoire de la Nouvelle-France*, 2); Compare also the works cited in note 17.

14 The Library of Congress lists more than 100 Books on this attempted colony alone. For an introduction, see the works of Karen Ordahl KUPPERMAN and David Beers QUINN: Karen Ordahl KUPPERMAN, *Roanoke. The Abandoned Colony*, Totowa 1984; ID., *The Jamestown Project*, Cambridge 2007; David Beers QUINN, *The Failure of Raleigh's American Colonies*, in: H. A. CRONNE, T. W. MOODY and David Beers QUINN (ed.), *Essays in British and Irish History in Honour of J. E. Todd*, London 1949, p. 61–85; ID., *The Lost Colonists. Their fortune and probable fate, Raleigh 1984*.

ing to the many 400th anniversaries that inspired conferences, exhibitions and new publications¹⁵.

In short, studying and comparing several failed projects of colonization is not a new approach. But most of those comparisons used certain established limits. One such limit is comparing different unsuccessful colonies of one monarchy, like France or England, as a part of that country's specific colonial history without including the failure of others¹⁶. Another limit is focusing only on colonial projects within modern political boundaries, like failed attempts in the future territory of the United States or in America north of Mexico¹⁷.

In these works, two strategies of narration are commonly used and sometimes combined. Both deeply influenced the way people thought about European failures in the 19th and 20th century. In a synchronic comparison, the failures of the French or English were often paralleled with the success of the Iberian colonization. This approach tends to neglect the trial-and-error factor of Iberian projects and to depreciate the importance of the non-Iberian influence in the Americas before the second decade of the sixteenth century. The second strategy was a diachronic comparison between the early failures and the successful projects undertaken by a single European monarchy. This meant using a »learning-from-failure« narrative that can easily be stipulated – and already has been by Richard Hakluyt and Marc Lescarbot as part of their colonial propaganda – but is difficult to prove. It often neglects the differences between the individual projects and diminishes learning and communicating about failure as an international process by focusing on just one country.

Considering the impressive number of works published, the ongoing research has to focus on the comparison itself and not on narrating events that have been described before. A broad international comparison of failure as an element of early European colonization in North and South America including England, France and

15 For Example: Éric THIERRY, *La France de Henri IV en Amérique du Nord. De la création de l'Acadie à la fondation de Québec*, Paris 2008 (*Les géographies du monde*, 9); Kim SLOAN (ed.), *A New World. England's First View of America*, Chapel Hill 2007; KUPPERMAN, *The Jamestown Project* (as in n. 14).

16 See n. 13.

17 Most remarkable is the very common separation of North and South American colonial history. Most of the studies on attempted colonies focus on the modern-day territory of Canada and the United States, e. g. William John ECCLES, *The French in North America 1500–1783*, East Lansing 1998; Pickett, *The European Struggle to Settle* (as in n. 5); David Beers QUINN, *North America From Earliest Discovery to First Settlements. The Norse Voyages to 1612*, New York 1977; ID., *Colonies in the Beginning* (as in n. 5); Tabitha RENAUD, *Finding Worth in the Wilderness. The Abandonment of France and England's Earliest North American Colonies 1534–1590*, University of Ottawa Thesis (Canada), Online Edition ProQuest, UMI Dissertations Publishing, 2010. MR74142. On the other hand, a wide range of works focuses on colonial projects in a specific region in either North or South America. The following examples offer also a broader insight into the causes and perceptions of failed attempts: Frank LESTRINGANT, *Les stratégies coloniales de la France au Brésil au XVI^e siècle et leur échec*, in: Michel BALARD (ed.), *État et colonisation au Moyen Âge et à la Renaissance*, Lyon 1989, p. 463–476; Gillian T. Cell, *English enterprise in Newfoundland 1577–1660*, Toronto 1969; ID. (ed.), *Newfoundland Discovered. English Attempts at colonization 1610–1630*, London 1982 (*Hakluyt Society, Second Series*, 160); John T. MCGRATH, *The French in early Florida. In the eye of the hurricane*, Gainesville 2000; Mickaël AUGERON, *Floride, un rêve français (1562–1565)*, La Rochelle 2012.

Germany will offer a perspective that differs from the dominating narratives, especially if the category »failure« itself is critically analyzed.

Of course, deconstructing the narrations of failed colonial projects has been done before – mostly in the intersection between the fields of literature studies and history. Researchers like Mary C. Fuller, Frank Lestringant and others have conducted impressive work on the English respectively French literature of the sixteenth century which dealt with projects of colonization¹⁸. They analyzed arguments, forms of presentation and contemporary narratives. Their findings – primarily based upon printed literature – are guiding lights of the highest importance. As Susanna Burghartz has pointed out, they prove that failure in general is an important element of early modern colonial history¹⁹.

Concerning the sources, it is obvious that every researcher owes very much to the authors of both old and new editions and sourcebooks²⁰. Those works as well as the ever-progressing digitalization of manuscripts and early modern prints are the foundation of this study. In fact, only the digital humanities have made this project possible, because even if they do not make travels and archival work unnecessary, they considerably limit their amount²¹.

18 See for example: Andrew FITZMAURICE, *Humanism and America. An intellectual history of English colonization 1500–1625*, Cambridge 2004 (Ideas in context, 67); Andrew HADFIELD, *Literature, travel, and colonial writing in the English Renaissance 1545–1625*, Oxford 2007; Mary C. FULLER, *Voyages in Print. English travel to America 1576–1624*, Cambridge 1995; ID., *Remembering the Early Modern Voyage. English narratives in the age of European expansion*, New York 2008; Frank LESTRINGANT, *Le huguenot et le sauvage. L'Amérique et la controverse coloniale, en France, au temps des guerres de religion (1555–1589)*, Geneva 2004; ID., *ChAMPLAIN, Lescarbot et la »Conférence« des Histoires (as in n. 12)*; ID., *Calvinistes et Cannibales. Les écrits protestants sur le Brésil français (1555–1560)*, in: ID. (ed.), *L'expérience huguenote au nouveau monde. (XVI^e siècle)*. Geneva 1996 (*Travaux d'Humanisme et Renaissance*, 300), p. 77–119; Michael G. MORAN, *Inventing Virginia. Sir Walter Raleigh and the rhetoric of colonization 1584–1590*, New York 2007 (*Early American Literature and Culture Through the American Renaissance*, 7); Wolfgang NEUBER, *Fremde Welt im europäischen Horizont. Zur Topik der deutschen Amerika-Reiseberichte der frühen Neuzeit*, Berlin 1991 (*Philologische Studien und Quellen*, 121); Thomas Scanlan, *Colonial writing and the New World 1583–1671. Allegories of Desire*, Cambridge 1999.

19 Susanna BURGHARTZ, *Erfolg durch Scheitern? Zur Konstruktion von Überlegenheit im kolonialen Diskurs um 1600*, in: Renate DÜRR (ed.), *Expansionen in der Frühen Neuzeit*, Berlin 2005, p. 307–324.

20 Out of the wide range of source collections available, see the following examples: H. P. BIGGAR (ed.), *Précurseurs de Jacques Cartier 1497–1534. Collection de documents relatifs à l'histoire primitive du Canada*. Ottawa 1911; Lucien Campeau (ed.), *La Première Mission d'Acadie (1602–1616)*, Rom 1967 (*Monumenta Novae Francia*, 1); ID., *La première mission des Jésuites en Nouvelle-France (1611–1613)*, Montreal 1972 (*Cahiers d'histoire des Jésuites*, 1); Edward Wright HAILE (ed.), *Jamestown Narratives. Eyewitness accounts of the Virginia Colony. The First Decade 1607–1617, Champlain 1998*; Suzanne Lussagnet (ed.), *Les Français en Amérique pendant la deuxième moitié du XVI^e siècle. Les Français en Floride. Textes de Jean Ribault, René de Laudonnière, Nicolas Le Challeux et Dominique de Gourgues*, Paris 1958; David Beers QUINN (ed.), *New American world. A documentary history of North America to 1612*, 5 vol., London 1979. Nowadays, the greater part of the contemporary publications is available online. The most important collections are Gallica [<http://gallica.bnf.fr>] and Early English Books Online [<http://eebo.chadwyck.com/home>].

21 So far, research has been conducted in London, Paris and Washington DC. The author would like to thank the respective German Historical Institutes for their hospitality.

Thus far, a broad variety of sources can be combined, although the traces left by the individual colonialization projects differ significantly in quantity and quality. Some were accompanied and followed by a printing campaign that survived through the centuries, whereas for others there is nothing left but fragmentary evidence and archeological remnants. All things considered, the available sources include: applications to monarchs and their councils concerning possible projects and their resolutions and considerations; letters patent and instructions given to the leaders and/or financial backers; advice in the form of letters or printed tracts; contracts with suppliers, colonists or ship owners; reports in both official and unofficial manuscripts, the first presented to the monarch and its council or investors and the second written in the form of journals or letters; documents of espionage and diplomacy; works of propaganda, mostly written to influence possible financiers and, since the beginning of the seventeenth century, more and more to recruit potential colonists; printed travel narratives, which served the same purpose but also offered a profit for their authors; reactions to all the sources mentioned so far in the form of comments, resolutions or replies, some of them available as manuscripts some in print; and finally, contemporary collections of all these sources edited with the intention to present a history of travel and discovery and to make an argument for future projects of colonization. Due to the comparative view of this study, it will be important to look at translations and reprints of those sources in other countries to understand which information was considered sufficiently important or interesting to be told and sold abroad²².

IV.

Mirroring the two leading questions, this study will comprise two steps. The first, basic step is to structure and analyze all the reasons for a lack of success given in the sources mentioned above. To compare all failed colonies, a model of concentric circles has been used during the ongoing research, offering both a temporal and spatial structure to organize the reasons mentioned. This includes four categories: European (the supporting motherland), Atlantic (the transfer), environmental (ecological and social conditions in the Americas) and colonial (reasons that occur within the colony itself).

The first category includes the political situation of the European monarchy, which is asked to protect and support a project, the available resources, the networks and influence of people supporting or opposing the project and diplomatic or economic factors that obstructed possible support. All of these factors could prevent a project from even setting sail.

Once a project had reached the Atlantic, several further factors could put an end to a colonization attempt. Storms and attacks by pirates or by ships under the flag of a rivaling monarch first spring to mind. However, it was much more important that

22 See for example: Maria HEGNER, *Die frühen Übersetzungen aus dem Englischen ins Französische am Beispiel der Nordamerikalliteratur (1572–1700)*, Berlin 2013.

sailors, colonists and investors could regard plunder as an opportunity²³. The hope of capturing Spanish ships and thus making a fortune in a single day influenced sailing routes, caused fatal delays, stirred up conflicts on board the ships and led to the foundation of colonies in places that could not support a population.

If the ships made the crossing and the people started to build their colony, its social and ecological environment obviously had a considerable influence on the outcome. In several cases, native populations put an early end to projects, either through violence or simply by denying contact and thus the exchange of goods and vital information about natural resources or dangers. This underlines the strong influence that the Native Americans had on the outcome of these early colonial projects²⁴.

Finally, even if no external factor hindered the foundation of a colony, the colonists themselves could turn things for the worse. Contemporaries wrote about mutinies, internal conflicts that led to open violence between factions or uncontrolled trade that endangered the colony's survival. More than once, no one involved cared about farming, because people expected to be supported from the motherland. Faced with hardships and with no empire of gold and riches in sight, they sometimes changed their minds and returned home.

Even if all these obstacles did not deter the colonists from building an outpost and establishing relations with the Native Americans, the moment of truth usually came in the following spring, when supplies were running low and a new harvest was far away. Obstacles could reappear in any of the four categories and prove fatal for the budding colony.

In Europe, a new war, an economic crisis or an internal religious conflict could shift priorities and earlier backers could leave the colony without support. Furthermore, the simple chance for a new lucrative investment could change people's minds and make them regard the colony as a losing business. On the ocean, the supply fleets were facing the same dangers and temptations mentioned above. Critical environmental factors on the shore like a seasonal lack of fresh water, a lack of firewood, limited soil fertility, the harshness of North American winters or the effect of a tropical climate on man and material often only came to light as time passed. Furthermore, the relationship with the Native Americans often changed during the first winter. Sometimes they moved away, leaving the Europeans without trading partners. If they stayed, the ever-growing demands of the chronically undersupplied col-

23 The influence sailors and navigators had on the outcome of a project has been rather neglected so far. See Jan GLETE, *Warfare at Sea 1500–1650. Maritime conflicts and the transformation of Europe*, London 2001, p. 46–60.

24 Intercultural encounters and interactions have proven to be a very productive field of research in the last two decades. Therefore, this study can build on an impressive amount of works that have proven the importance of the Native American people. See for example: Louise A. BREEN (ed.), *Converging Worlds. Communities and cultures in colonial America*, New York 2012; Colin Gordon CALLOWAY, *New worlds for all. Indians, Europeans and the Remaking of Early America*, Baltimore 1997; Frederic W. GLEACH, *Powhatan's World and Colonial Virginia. A conflict of cultures*, Lincoln 1997; Karen Ordahl KUPPERMAN, *Indians and English. Facing off in Early America*, Ithaca 2000; Seth W. MALLIOS, *Exchange and Violence at Ajacan, Roanoke and Jamestown*, in: Dennis B. BLANTON und Julia A. KING (ed.), *Indian and European Contact in Context. The Mid-Atlantic Region*, Gainesville 2005, p. 126–148; Helen C. ROUNTREE (ed.), *Powhatan. Foreign relations 1500–1722*, Charlottesville 1993.

onists often resulted in rising tensions. Within the outpost itself, both the long distance from home and the awareness of being an isolated minority provoked a certain fear and aggressiveness that could lead to conflict between the colonists. Even if no fighting or mutiny occurred, the growing tension and the fear to be abandoned could rise up to a level when the colonists constructed boats or asked visitors to take them home.

When working with these categories, it is generally important to emphasize that in most cases the reasons for a failure occurred in combination and were mutually reinforcing. Furthermore, since these reasons are not simply considered to be facts but will be analyzed as arguments in a communication about the events, it is inevitable to look closely for contradictions and differing interpretations.

This leads to the second and most important part of the analysis: identifying typical forms of presenting and interpreting the reasons categorized beforehand. During the research, five basic strategies for discussing unsuccessful projects of colonization have been distinguished. Although they hardly occur in a pure form, they allow comparing and analyzing similarities and differences since the chains of reasoning in the English, French and German sources can each be pinpointed to be a certain combination of these basic strategies.

It has already become obvious that all of them have one thing in common: the persons using them are trying to deliver a message to the reader that is meant to influence further colonial activities. Most of them hoped to improve following projects by either emphasizing negative aspects to be avoided or by underlining positive ones to set examples. On the other hand, only few argued for abandoning further colonial activities.

The first kind of argumentation is a religious interpretation that includes a certain element of transcendence. Here, failure is presented as God's will. It can be understood as a punishment for moral weakness as well as a test of endurance and a chance to »buy« future success with appropriate behavior²⁵. This perspective is one that may clearly label the premature end of a colonization project a failure, while focusing on just one basic cause for it. In this line of thought, future colonists simply have to show more devotion to God and his commandments. There is no need to worry about better supplies or a more diplomatic approach towards the Native Americans, because only God can grant success. This argument could also be used when reflecting upon the failures of other nations. In such cases, the other nations' lack of success was presented as proof of God's will to reserve the new country for the writer's own people. Finding out whether the own or foreign colonists died of hunger, a lack of clean water, an attack or an unknown illness seemed rather irrelevant compared to the lesson about virtuousness which people felt the need to teach their readers.

The second strategy focuses on European conflicts and rivalries. Here, the outcome is openly described as negative and brought about by a European, Christian enemy²⁶. Writings that use this technique are often embedded in a broader, mostly

25 An example of this line of argumentation is offered in FULLER, *Voyages* in print (as in n. 18), p. 17–38.

26 The most prominent example is the destruction of the French Colony in Florida. There are many works on this topic; see for example: Frank LESTRINGANT, *Une Saint-Barthélemy Amér-*

anti-Spanish propaganda campaign and aim to boost morale and establish stereotypes. Therefore, existing propaganda can influence the way in which the events are described. Since the outcome is presented as a military defeat or even a massacre, the authors often demand an act of retaliation and further military activities while neglecting other obstacles and difficulties that the colony had to face before its destruction.

The third perspective, the accusation, is similar to the second. However, in this line of thought the writers describe the results as negative and use this to blame someone involved – either a person, like the commanding officer, or a group, like colonists who are members of a minority – as being responsible for the disappointing results. Accusations often provoked justifications that either emerged as attempts to shift the blame to others or questioned the negativity of the outcome in general. Therefore, accusations could often provoke new accusations as well as a reinterpretation of the events as an opportunity (the fourth strategy), as long as those responsible would be excluded in the next attempt.

The fourth strategy is to downplay potentially negative experiences or deny that the project was a failure, focusing rather on the experiences made and the new chances that they offer. In a broader sense, this mostly leads to diminishing the importance of the colonization effort itself while emphasizing the importance of the discovery of land and resources or relations established with native allies. Seen in this light, an unsuccessful settlement becomes a minor setback and is described as a mere »attempt« undertaken while conducting a successful expedition. Since this line of argument is mostly found as part of a promotional campaign, even if an author clearly names problems and offers advice for further attempts he usually still idealizes the country and its inhabitants and describes everything as being perfect for a future colonization.

The fifth and final strategy of describing and presenting unsuccessful colonies is the hero's tale²⁷. This seems to match the interests of an audience with a taste for strange lands and male European heroes who accepted the challenge of dangers and hardships in the wilderness. The heroic figure could be a single person, sometimes the author himself, or a certain group whose virtues in times of distress are praised. On the one hand, these stories offered – often in dramatic detail – an insight into the obstacles and problems a project of colonization had to face, while on the other hand they presented a rather simple way out of all trouble, namely the example of the heroic figure. Accordingly, the hero himself served as a role model that was sometimes

icaine: *L'agonie de la Floride Huguenote (Septembre–Octobre 1565)*. D'après les sources Espagnoles et Françaises, in: ID., *L'expérience Huguenote* (as in n. 18); McGRATH: *The French in early Florida* (as in n. 17).

27 In comparison it seems that the hero's tale has had the greatest influence on later generations, especially through its depiction in popular culture and media. This has been examined closely in the case of Jacques Cartier. See: Alan GORDON, *The hero and the Historians. Historiography and the uses of Jacques Cartier*. Vancouver 2010; Jacques ROBERT, *L'invention d'un héros*, in: Fernand BRAUDEL (ed.), *Le monde de Jacques Cartier 1984. L'aventure au XVI^e siècle*. Paris 1984, p. 295–307. The contemporary focus on the single male heroic figure can still influence modern historians and their view on early colonial history. See for example: PICKETT, *The European Struggle to Settle* (as in n. 5), p. 225–231. Here the authors draw the conclusion that the fate of a colonial project mostly depended on the strength and bravery of its leaders.

adapted from ancient literature and sometimes – in the case of heroic groups – even used to construct positive proto-national stereotypes.

Although these five categories are artificial, they can be used to analyze similarities and differences. Examining whether they are combined or pitched against each other will open a window into the mental horizon of their time. Through synchronic and diachronic comparison, this study will be able to show whether these ways of determining potential failures and talking about them changed in time or differed between countries. Therefore, ultimately this study is meant to be a small step towards a broader understanding of what seems to have been failures in the history of early colonization and maybe even of »failure« as a category of thought in early modern Europe in general.

Summary

Between 1530 and 1615 would-be-colonizers from England, France and Germany undertook more than thirty attempts to establish permanent outposts in the Americas. These projects could and sometimes have been, due to their outcome, interpreted as failures. Through synchronic and diachronic comparison this ongoing research project aims to analyze to what extent contemporary presentations and perceptions of these projects changed in time or differed between countries. Key to this is a critical, deconstructivist approach towards the category »failure« itself.

Hitherto I have identified four spaces of action in which contemporaries located the reasons for a lack of success: European (the supporting monarchy), Atlantic (the transfer), environmental (ecological and social conditions in the Americas), and colonial (reasons that occur within the colony itself).

In a second step the focus shifts to the contemporary argumentative strategies used by the early modern authors and their connection to major discourses of the period. Five different categories will be examined: religious interpretations; connections with European political conflicts; the focus on the positive social and ecological environment of the attempted colony; internal accusations, and the presentation of a hero's tale.

The comparative analysis of these basic lines of presentation and argumentation will offer a new perspective on the history of seemingly unsuccessful projects in the history of early colonization.

Miszellen

PATRICK BRETERNITZ

WANN REFORMIERTE PIPPIN DER JÜNGERE DAS FRÄNKISCHE MÜNZWESEN?

Pippin der Jüngere erließ zu Beginn seiner Regierungszeit als König in einem Kapitular ein Kapitel zur Münze: »Über die Münze haben wir beschlossen, dass sie im Gewichtspfund nicht mehr als 22 Solidi haben soll. Und von diesen 22 Solidi soll der Monetar einen Solidus erhalten und die anderen dem Herrn, dem sie gehören, zurückgeben¹.« Dieses Kapitel ist für die numismatische Forschung von enormer Bedeutung, da seit Generationen erstmals wieder eine Schriftquelle Licht auf die Entwicklung des fränkischen Münzwesens wirft, die sich gerade in der Zeit des merowingischen Silberdenars schwer fassen lässt. Wie wichtig schriftliche Nachrichten als Ergänzung zu den gefundenen Münzen sind, zeigen die Schwierigkeiten, die bei der Rekonstruktion der merowingischen Silberwährung allein aufgrund des numismatischen Materials auftreten. Weder herrscht Einigkeit über die Relation zwischen Pfund und Solidus noch über die Frage, ob es überhaupt ein einheitliches Münzsystem in der ersten Hälfte des 8. Jahrhunderts gab². Da die Zeit zuvor »numismatisch dunkel«³ bleibt, ist die Münzreform Pippins in Bezug auf die Wertentwicklung nicht leicht zu beurteilen. Anders verhält es sich beim Aussehen der Münzen, die für mittelalterliche Verhältnisse durchaus als Massenmedium bezeichnet werden können⁴. Das Münzkapitel selbst legt dafür freilich keinen Standard fest. Für die unter Pippin geprägten Münzen ist der Bezug auf das Königtum, der in unterschiedlicher Wei-

- 1 Pippini regis capitulare c. 5, ed. Alfred BORETIUS, *Capitularia regum Francorum*, Bd. 1, Hannover 1883 (MGH Capit., 1), S. 32, Z. 12–14: *De moneta constituimus, ut amplius non habeat in libra pensante nisi XXII solidos, et de ipsis XXII solidis monetarius accipiat solidum I, et illos alios domino cuius sunt reddat*. Ausgeprägt wurden die Solidi nicht. Geprägt wurden nur Denare, von denen zwölf einen Solidus ausmachen. Das Gewicht des Pfundes kann nur erschlossen werden. Wenn das römische Pfund von 327,45 g angesetzt wird, beträgt das durchschnittliche Gewicht eines Denars ca. 1,24 g. Vgl. Bernd KLUGE, *Am Beginn des Mittelalters. Die Münzen des karolingischen Reiches 751 bis 814*. Pippin, Karlmann, Karl der Große, Berlin 2014 (Das Kabinett, 15), S. 24.
- 2 Vgl. beispielsweise Jean LAFABRIE, *Monnaies d'argent mérovingiennes des VII^e et VIII^e siècles. Les trésors de Saint-Pierre-les-Étieux (Cher), Plassac (Gironde) et Nohanent (Puy-de-Dôme)*, in: *Revue numismatique* 11 (1969), S. 98–219, hier S. 146 (Relationen 1 zu 21, 1 zu 22, 1 zu 23, 1 zu 24 und 1 zu 25); René KLEIN, *Die Münzreform Pippins*, in: *Hémecht* 50 (1998), S. 223–228, hier S. 226 (Relationen 1 zu 20 und 1 zu 24); KLUGE, *Am Beginn* (wie Anm. 1), S. 25 (Relation 1 zu 25).
- 3 KLUGE, *Am Beginn* (wie Anm. 1), S. 23.
- 4 Walter POHL, *Münzen als Identitätsträger*, in: Jörg JARNUT, Jürgen STROTHMANN (Hg.), *Die Merowingischen Monetar Münzen als Quelle zum Verständnis des 7. Jahrhunderts in Gallien*, Paderborn 2013 (Mittelalterstudien, 27), S. 21–31, hier S. 23.

se gestaltet sein kann⁵, charakteristisch. Es wurde versucht, aus den unterschiedlichen Typen der gefundenen Münzen mehrere Prägephasen unter Pippin zu rekonstruieren. Ildar Garipzanov nimmt eine frühere *Rex Pippinus*-Phase und eine darauffolgende *Rex Francorum*-Phase an⁶. Pierre Crinon geht beispielsweise für die Emissionen aus Tours sogar von einer dreiphasigen Entwicklung der Münzen Pippins aus⁷. Die Fundhäufigkeit der verschiedenen Münztypen hat es jedoch bisher nicht erlaubt, die schriftlich bezeugte Münzreform plausibel in ein mehrphasiges Modell zu integrieren⁸. Unabhängig von dieser Frage kann jedenfalls festgehalten werden, dass das Münzwesen und sein mediales Potenzial für den ersten Karolingerkönig eine hohe Bedeutung besaßen⁹. Deswegen überrascht es nicht, dass das Münzwesen auch in seinen Kapitularien behandelt wird.

Ein Blick in die historische und numismatische Forschungsliteratur zeigt, dass das eingangs zitierte Münzkapitel sowohl mit dem sogenannten Königskapitular Pippins als auch mit dem als Kapitular verkündeten Konzil von Ver 755 in Verbindung gebracht wird¹⁰. Darüber hinaus wird zwar häufig Ver als Ort der Reform genannt, aber auf den Text des Königskapitulars verwiesen¹¹. Obwohl das Konzil von Ver auf den Tag genau datierbar ist¹², lassen sich erstaunli-

- 5 Eine Übersicht über die verschiedenen Münztypen bietet Georges DEPEYROT, *Le numéraire carolingien*. Corpus des monnaies, Wetteren ³2008 (Collection Moneta, 77), S. 30–32. Am meisten verbreitet sind Münzen mit *Rex Pippinus* oder *Rex Francorum*.
- 6 Ildar H. GARIPZANOV, *The Symbolic Language of Authority in the Carolingian World* (c. 751–877), Leiden, Boston 2008 (Brill's Series on the Early Middle Ages, 16), S. 121.
- 7 Pierre CRINON, *Catalogue des monnaies carolingiennes de Tours du VIII^e s. au début de la féodalité, X^e s.*, in: Jacqueline PILET-LEMIÈRE (Hg.), *Tours. Études numismatiques*, Paris 1997 (Supplément au bulletin de la société française de numismatique, 6), S. 53–87, hier S. 55.
- 8 Setzte man beispielsweise die Münzreform als Grenze zwischen den *Rex Pippinus*- und den *Rex Francorum*-Münzen an, wären in den wenigen Monaten oder Jahren zwischen Dynastiewechsel und Münzreform sehr viel mehr Münzen geprägt worden als in dem langen Zeitraum zwischen Münzreform und Pippins Tod 768.
- 9 GARIPZANOV, *Symbolic Language* (wie Anm. 6), S. 120–123, 170–172.
- 10 Königskapitular, Kapitel 5: Wilhem JESSE, *Quellenbuch zur Münz- und Geldgeschichte des Mittelalters*, Halle 1924, S. 9; Richard GAETTENS, *Das Münzrecht im Karolingerreich*. Ein Überblick, Heidelberg 1958, S. 4; Philip GRIERSON, Mark BLACKBURN, *Medieval European Coinage*, Bd. 1: *The Early Middle Ages (5th–10th centuries)*, Cambridge 1986, S. 204; KLEIN, *Münzreform Pippins* (wie Anm. 2), S. 223; GARIPZANOV, *Symbolic Language* (wie Anm. 6), S. 121; KLUGE, *Am Beginn* (wie Anm. 2), S. 37. – Konzil von Ver 755, Kapitel 27: Ernest GARIEL, *Les monnaies royales de France sous la race carolingienne*, Bd. 1, Straßburg 1883, S. 21; Arthur ENGEL, Raymond SERRURE, *Traité de numismatique du moyen âge*, Bd. 1: *Depuis la chute de l'empire romain d'occident jusqu'à la fin de l'époque carolingienne*, Paris 1891, S. 198. – Königskapitular und Kapitular von Ver wurden ediert von BORETTUS, *Capitularia regum Francorum* (wie Anm. 1), S. 31 f. Nr. 13, S. 32–37 Nr. 14; siehe auch unten, Anm. 16.
- 11 Konzil von Ver 755, Kapitel 5. Bei dieser Mischversion sind das Datum und der Titel des Dokuments aus Ver mit dem Text und der Kapitelnummer des Königskapitulars kombiniert. Vgl. beispielsweise Jean LAFAURIE, *Numismatique. Des Carolingiens aux Capétiens*, in: *Cahiers de civilisation médiévale* 13 (1970), S. 117–137, hier S. 121; Elisabeth NAU, *Epochen der Geldgeschichte*, Stuttgart 1972, S. 38; Hubert FRÈRE, *Le denier carolingien spécialement en Belgique*, Louvain-la-Neuve 1977 (*Numismatica Lovaniensia*, 1), S. 89; Pierre RICHÉ, *Les Carolingiens. Une famille qui fit l'Europe*, Paris 1983, S. 304 f.; Manfred VAN REY, *Einführung in die rheinische Münzgeschichte des Mittelalters*, Mönchengladbach 1983 (*Beiträge zur Geschichte der Stadt Mönchengladbach*, 17), S. 183; Raymond WEILLER, *Die Münzen von Trier*, Bd. 1, 1: *Beschreibung der Münzen. 6. Jahrhundert – 1307* (Publikationen der Gesellschaft für Rheinische Geschichtskunde, 30), Düsseldorf 1988, S. 71 f.; Jean FAVIER, *Charlemagne*, Paris 1999, S. 101; Gert HATZ, *Der Münzfund vom Goting-Kliff/Föhr*, Hamburg 2001 (*Numismatische Studien*, 14), S. 43.
- 12 Concilium Vernense, Prolog, ed. BORETTUS, *Capitularia regum Francorum* (wie Anm. 1), S. 33,

cherweise auch Zuschreibungen des Münzkapitels nach Ver mit dem Datum des Königskapitulars finden¹³. Insgesamt überwiegen in der Forschungsliteratur nach der natürlich nicht repräsentativen Übersicht des Verfassers die Zuschreibungen an das Konzil von Ver¹⁴. Diese Uneinigkeit wirft zwangsläufig die Frage auf, ob beide Kapitularien ein Münzkapitel enthielten oder nur eines von beiden, und dann natürlich welches von ihnen. Dieser Frage soll hier nachgegangen werden. Zugleich soll dabei nachgezeichnet werden, wie es zu dieser Verwirrung kommen konnte.

Erste Hinweise liefert die Editionsgeschichte der fränkischen Kapitularien, die von Étienne Baluze 1677 erstmals herausgegeben wurden. Das Münzkapitel druckte er erstaunlicherweise gleich zweimal ab, und zwar in beiden oben erwähnten Kapitularien¹⁵. Seine Edition wurde bis weit ins 20. Jahrhundert hinein von der Forschung herangezogen, auch nachdem bereits von Georg Heinrich Pertz 1835 und Alfred Boretius 1883 neuere Kapitularieneditionen erschienen waren, in denen das entsprechende Kapitel nur noch einmal enthalten war, und zwar als Teil des Königskapitulars¹⁶. Wie konnte es zu den unterschiedlichen Entscheidungen der Editoren kommen? Der Ausgang der Entwicklung ist die Edition von Baluze. Der vielseitig interessierte Gelehrte¹⁷ benutzte für unser Kapitel das Manuskript Paris, Bibliothèque nationale de France, lat. 9654, das zu den bedeutendsten Rechtshandschriften des Frühmittelalters zählt¹⁸. Der Codex ist im 10. oder 11. Jahrhundert vermutlich in Metz geschrieben worden, wurde dort aber zumindest lange Zeit in Saint-Vincent aufbewahrt, bis er ins Pariser Jesuitenkolleg Cler-

Z. 35 f.: *Dat. V. Idus Iulii, anno quarto regnante domno nostro Pippino gloriosissimo rege*. Es handelt sich um den 11. Juli 755.

- 13 Konzil von Ver 751–755 bzw. 754/55. Bei dieser Mischversion ist der Name des Dokuments aus Ver mit dem Datum und dem Text des Königskapitulars kombiniert. Vgl. beispielsweise Hans Hermann VÖLCKERS, *Karolingische Münzfunde der Frühzeit (751–800)*. Pippin, Karlmann, Karl der Große (I. und II. Münzperiode), Göttingen 1965 (Abhandlungen der Akademie der Wissenschaften in Göttingen. Philologisch-Historische Klasse. 3. Folge, 61), S. 33; Stanisław SUCHODOLSKI, *Moneta i obrót pieniędzy w Europie Zachodniej*, Warschau 1982 (Kultura Europy wczesnośredniowiecznej, 13), S. 203; DEPEYROT, *Numéraire carolingien* (wie Anm. 5), S. 30; Jean-Pierre DEVROEY, *Activité monétaire, marchés et politique à l'âge des empereurs carolingiens*, in: *Revue belge de numismatique et de sigillographie* 161 (2015), S. 177–232, hier S. 182.
- 14 In sehr vielen Fällen ist eine Zuordnung zu einer der Kategorien nicht möglich, weil nicht genug Informationen genannt sind.
- 15 Étienne BALUZE, *Capitularia regum Francorum*, Bd. 1, Paris 1677, Sp. 176, 179 f.
- 16 Georg Heinrich PERTZ, *Capitularia regum Francorum*, Hannover 1835 (MGH LL, 1), S. 31; BORETIUS, *Capitularia regum Francorum* (wie Anm. 1), S. 32. Eine neue Edition bereitet Michael Glatthaar (Freiburg) vor. Eine Transkription aller Handschriften ist zudem im Rahmen der digitalen Edition sämtlicher Kapitulariensammlungen und -handschriften durch das Akademieprojekt »Die fränkischen Herrschererlasse« unter der Leitung von Karl Ubl (Köln) geplant.
- 17 Zu seiner Person vgl. Jean BOUTIER, *Stephanus Baluzius Tutelensis*. Étienne Baluze (1630–1718). *Un savant tulleois dans la France de Louis XIV*, Tulle 2007 sowie die Beiträge in: DERS. (Hg.), *Étienne Baluze, 1630–1718. Érudition et pouvoirs dans l'Europe classique*, Limoges 2008. Die Verdienste von Baluze um die Erforschung des (Kirchen-)Rechts bewertet Friedrich MAASSEN, *Geschichte der Quellen und der Literatur des canonischen Rechts im Abendlande bis zum Ausgange des Mittelalters*, Bd. 1, Graz 1870, S. XLVIII–L.
- 18 Vgl. Hubert MORDEK, *Bibliotheca capitularium regum Francorum manuscripta*. Überlieferung und Traditionszusammenhang der fränkischen Herrschererlasse, München 1995 (MGH Hilfsmittel, 15), S. 562. Die Handschrift ist auf dem Online-Portal Gallica der Bibliothèque nationale de France einsehbar: <http://gallica.bnf.fr/ark:/12148/btv1b10721350r/> (26.02.2016). Zu den in ihr enthaltenen Kapitularien vgl. auch Karl UBL und Mitarbeiter, Paris, Bibliothèque nationale, lat. 9654, in: *Capitularia*. Edition der fränkischen Herrschererlasse: <http://capitularia.uni-koeln.de/mss/paris-bn-lat-9654/> (26.02.2016).

mont gelangte, in dem er schließlich von Baluze konsultiert wurde¹⁹. Diese Handschrift enthält das Münzkapitel in der Tat zweimal. Zunächst erscheint es auf fol. 6v als Kapitel 27 des Konzils von Ver. Nur kurz danach (fol. 8v) taucht es erneut als fünftes Kapitel eines Kapitulars auf, das sich lediglich als Bestätigung einer anderen Synode durch König Pippin zu erkennen gibt und heute meist (erstes) Königskapitular genannt wird²⁰. Baluze nahm anscheinend an, dass die Reihenfolge der Texte in der Handschrift die Chronologie ihrer Entstehung widerspiegelt. Folglich setzte er das in der Handschrift nicht näher bestimmte Königskapitular in die Zeit nach dem Konzil von Ver 755. Dass im Incipit kein Ort genannt wird, diene ihm wohl als Indiz dafür, dass der Versammlungsort Metz sei, der Ort, aus dem die Handschrift stammte. Baluze überschreibt das Kapitular als »Capitulare Metense, sive Capitula Synodalia post Synodum Vernensem data in civitate Metensi, ut quibusdam videtur«²¹. Nach der Edition von Baluze fand die Münzreform Pippins demnach 755 in Ver statt und wurde zu einem späteren Zeitpunkt vermutlich in Metz durch ein weiteres Kapitular noch einmal bestätigt.

Mit beiden Entscheidungen, sowohl mit der Datierung des Königskapitulars als auch mit dem Druck des Münzkapitels als Beschluss von Ver, setzte Baluze sich von den Vorgängerdrukken ab. Beide Kapitularien sind königliche Bestätigungen von Konzilien²². Daher finden sie sich beispielweise auch in einigen Konzilseditionen und anderen Quellensammlungen des 17. Jahrhunderts. Bei Melchior Goldast 1610, Severin Binius 1618, Jacques Sirmond 1629 sowie Philippe Labbé und Gabriel Cossart 1671 ist das Münzkapitel nicht unter den Beschlüssen von Ver enthalten²³. Einige von ihnen drucken unter verschiedenen Titeln auch das Königskapitu-

19 Vgl. MORDEK, *Bibliotheca capitularium* (wie Anm. 18), S. 562. Von dort gelangte die Handschrift 1810 in die kaiserliche Bibliothek, die heutige Bibliothèque nationale de France.

20 Pippini regis capitulare, Incipit, ed. BORETIUS, *Capitularia regum Francorum* (wie Anm. 1), S. 31, Z. 14: *Incipiunt capitula de alia synodo sub ipso domno rege Pippino facto.*

21 Die von Baluze gemachte Einschränkung, »ut quibusdam videtur«, bezieht sich allein auf den Tagungsort und nicht auf die Datierung. Dies wird daraus ersichtlich, dass Baluze die Information von Jacques Sirmond übernahm und nur ein wenig umformulierte. Vgl. unten, Anm. 24. Pierre DE CHINIAC, der eine verbesserte und ergänzte Neuauflage von Baluze herausgab (*Capitularia regum Francorum. Nova editio auctior ac emendatior*, 2 Bde., Paris 1780), ergänzte an der Stelle (Bd. 1, Sp. 178*) einen Verweis auf die älteren Metzger Annalen, die von einer Versammlung im Jahr 756 berichten, ohne den Ort zu nennen. *Annales Mettenses priores a. 756*, ed. Bernhard VON SIMSON, Hannover, Leipzig 1905 (MGH SS rer. Germ., 10), S. 49, Z. 11–15: *Anno dominicae incarnationis DCCLVI. Hoc anno Pippinus princeps interiora regni sui pacifice ordinans, tam in ecclesiasticis rationibus quam et in publicis negotiis et privatis, in nullam partem exercitum duxit.*

22 Dass auf der Versammlung, aus der das Königskapitular hervorgegangen ist, beispielsweise mit dem Münzwesen und den Zöllen weltliche Themen verhandelt wurden, spricht dafür, dass die Versammlung von einem gemischten Teilnehmerkreis aus weltlichen und geistlichen Großen besucht wurde.

23 Laurentius SURIUS, *Conciliorum omnium, tum generalium, tum provincialium atque particularium* [...], Bd. 3, Köln 1567, S. 41–44; Laurentius SURIUS, *Conciliorum omnium, tum generalium, tum provincialium atque particularium* [...], hg. von Domenico BOLANI, Bd. 3, Venedig 1585, S. 439 (von mir nicht eingesehen); Melchior GOLDAST, *Dominorum nostrorum imperatorum augustorum, caesarum ac regum s. imperii romano-theutonici recessus, constitutiones, ordinationes et rescripta* [...], Bd. 3, Offenbach 1610, S. 650 f.; Severin BINIUS, *Concilia generalia et provincialia, graeca et latina quaecumque reperiri potuerunt; item epistolae decretales et romanorum pontificorum vitae* [...], Bd. 3,1,1, Köln 1618, S. 397 f.; Jacques SIRMOND, *Concilia antiqua Galliae*, Bd. 2, Paris 1629, S. 27–33; Severin BINIUS, *Conciliorum omnium, generalium et provincialium collectio regia*, Bd. 17, Paris 1643, S. 594–604; Philippe LABBÉ, Gabriel COSSART, *Sacro-sancta concilia ad regiam editionem exacta*, Bd. 6, Paris 1671, Sp. 1664–1670. Eine Übersicht

lar. Bei keinem von ihnen findet sich jedoch eine Datierung in die Zeit nach Ver 755²⁴. Trotzdem konnten sich die von Baluze vertretene Ansicht über das Münzkapitel als Teil der Beschlüsse von Ver und die Datierung des Königskapitulars durchsetzen, zumal Martin Bouquet sie in den »Recueil des historiens des Gaules et de la France«, die wohl bedeutendste Quellensammlung zur französischen Geschichte, übernahm²⁵.

Inwieweit die von Baluze getroffenen Entscheidungen gerechtfertigt sind, kann allein die handschriftliche Überlieferung entscheiden. Mittlerweile ist sowohl für das Königskapitular als auch für das Konzil von Ver eine Reihe weiterer Textzeugen bekannt²⁶. In der Überlieferung von Ver fällt sofort auf, dass das Münzkapitel lediglich in einer weiteren Handschrift, Vatikan, Biblioteca Apostolica Vaticana, Pal. lat. 582, enthalten ist. Sie und die Pariser Handschrift gehen auf eine gemeinsame Vorlage zurück, eine Kapitulariensammlung, die höchstwahrschein-

über diese und weitere jüngere (Nach-)Drucke bietet Albert WERMINGHOFF, Verzeichnis der Akten fränkischer Synoden von 742–843, in: Neues Archiv 24 (1899), S. 457–502, hier S. 467. Angemerkt sei noch, dass Sirmond und ihn zitierend Labbé und Cossart auf die Zusatzkapitel in der damaligen Metzzer, heutigen Pariser Handschrift, verweisen, ohne sie unter den Beschlüssen von Ver abzdrukken.

- 24 Das Königskapitular unter verschiedensten Titeln findet sich beispielsweise inklusive des Münzkapitels bei Pierre PITHOU, Karoli Magni et Ludovici Pii christianissorum regum et imperatorum Francorum capitula sive leges ecclesiasticae et civiles ab Ansegiso abbate et Benedicto Levita collectae libris septem [...], Paris 1588, o.S. [S. 4–2 vor fol. 1] als »Capitula de alia synodo sub ipso domno rege Pippino facta« (ohne Datierung); GOLDAST, Dominorum nostrorum (wie Anm. 23), S. 118 f. als »Recessus sive capitulare comitorum Mettensium« (755); SIRMOND, Concilia antiqua, S. 5–7 als »Capitula de alia synodo (quam nonnulli Metensem vocant) sub ipso domno Rege Pippino facta« (753); BINUS, Conciliorum omnium, S. 588–591 als »Synodus Metensis sub domno rege Pippino facta« (ohne Datum); LABBÉ, COSSART, Sacrosancta concilia, Sp. 1659–1661 als »Synodus Metensis sub domno rege Pippino facta« (753).
- 25 Martin BOUQUET, Rerum Gallicarum et Francicarum scriptores. Recueil des historiens des Gaules et de la France, Bd. 5, Paris 1744, S. 638–642 (Neuaufgabe, hg. von Leopold Victor DELISLE, Paris 1869, S. 638–642). Das Königskapitular trägt dort den Titel »Capitulare Metense«.
- 26 Zur Überlieferung des Pippini regis capitulare, ed. BORETIUS, Capitularia regum Francorum (wie Anm. 1), S. 31 f. Nr. 13, des Concilium Vernense, *ibid.*, S. 32–37 Nr. 14 und des Decretum Compendiense, *ibid.*, S. 37–39 Nr. 15 vgl. die Übersicht bei MORDEK, Bibliotheca capitularium (wie Anm. 18), S. 1080 f.: Bern, Burgerbibliothek, 89 (Nr. 14 c. 9); Gotha, Forschungsbibliothek, Memb. I 85 (Nr. 13 c. 1–4 [Anfang]); Heiligenkreuz, Stiftsbibliothek, 217 (Nr. 15 mit Zusatz Nr. 13 c. 1–3); Laon, Bibliothèque municipale, 201 (Nr. 14 c. 11); *ibid.*, 265 (in anderer Reihenfolge durchmischt von Kapiteln des »Decretum Vermeriense« [Nr. 16] Nr. 15 c. 1–9, 11, 13, 15–18, 20); Leiden, Bibliothek der Rijksuniversiteit, Voss. Lat. Q. 119 (Nr. 13 c. 1–2 [Anfang]); München, Bayerische Staatsbibliothek, lat. 3853 (Nr. 15 mit Zusatz Nr. 13 c. 1–3); *ibid.*, lat. 6243 (Nr. 14); *ibid.*, lat. 29550/4 (Nr. 14 Fragmente); Paris, Bibliothèque nationale de France, lat. 2796 (Nr. 13 c. 1–3; Nr. 15 c. 1–4); *ibid.*, lat. 3838 (Nr. 14 c. 8–9); *ibid.*, lat. 9654 (Nr. 15 mit Zusatz Nr. 13 c. 1–3; Nr. 14 mit Zusatz Nr. 13 c. 4–7; Nr. 13); Sankt Petersburg, Gosudarstvennaja PUBLIČNaja Biblioteka im. M. E. Saltykova-Šcedrina, Q. v. II. 5 (Nr. 14 c. 11); Vatikan, Biblioteca Apostolica Vaticana, Chigi C. VIII. 239 (Nr. 14; Nr. 13); *ibid.*, Pal. lat. 574 (Nr. 13); *ibid.*, Pal. lat. 577 (Nr. 14 c. 1–12); *ibid.*, Pal. lat. 582 (Nr. 15 mit Zusatz Nr. 13 c. 1–3; Nr. 14 mit Zusatz Nr. 13 c. 4–7; Nr. 13); *ibid.*, Vat. lat. 3827 (Nr. 14; Nr. 13); Vesoul, Bibliothèque municipale, 79 (73) (Nr. 13 c. 1–3; Nr. 15 c. 1–4); Wolfenbüttel, Herzog August Bibliothek, Cod. Guelf. 130 Blank. (Nr. 14 c. 7 und 9). Mordek noch unbekannt war die Handschrift *ibid.*, Cod. Guelf. 1062 Helmst. (Nr. 14 c. 5, 10, 11, 20). Vgl. dazu Abigail FIREY, Continuing Recourse to Roman Law in the Carolingian Period. The Example of Ms Wolfenbüttel, Herzog August Bibliothek, Cod. Guelf. 1062 Helmst., in: Patrizia CARMASSI, Gisela DROSSBACH (Hg.), Rechtshandschriften des deutschen Mittelalters. Produktionsorte und Importwege, Wiesbaden 2015 (Wolfenbütteler Mittelalter-Studien, 29), S. 211–243, 389.

lich in Sens kompiliert wurde²⁷. Darauf weisen einige Stücke mit klarem Bezug nach Sens hin. Die Sammlung besteht aus drei Teilsammlungen, die zu unterschiedlichen Zeitpunkten kompiliert wurden. Das Münzkapitel ist in der ersten Teilsammlung enthalten, die nach dem Urteil Hubert Mordeks am Ende der Regierungszeit Karls des Großen oder zu Beginn der Herrschaft Ludwigs des Frommen zusammengestellt wurde. Nur in dieser »Collectio capitularium Senonensis« finden sich am Ende des Konzils von Ver die Kapitel 4–7 des Königskapitulars. In allen anderen Handschriften fehlt der Zusatz. Ein paralleler Befund ist auch bei den Kapiteln 1–3 des Königskapitulars zu beobachten. Sie finden sich nur in dieser Sammlung und in mit ihr eng verwandten Handschriften am Ende des »Decretum Compendiense«, der Beschlüsse des Konzils von Compiègne 757, überliefert²⁸. Die Sammlung aus Sens überliefert also alle sieben Kapitel des Königskapitulars zweimal, einmal als ein eigenständiges Kapitular und zusätzlich in zwei Blöcken am Ende zweier anderer Kapitularien. Zwei Szenarien sind denkbar, wie diese Überlieferungssituation zustande kam. Beide hätten auch Auswirkung auf das Münzkapitel.

Wenn das Königskapitular am Anfang der Entwicklung stand, wären folgende Überlieferungsschritte anzunehmen:

1. Königskapitular wird beschlossen und verfasst;
2. zwei separat überlieferte Blöcke (geistlich und weltlich) entstehen;
3. diese Blöcke dringen in Teile der Überlieferung von Ver und Compiègne ein.

Bei diesem Szenario wäre das Münzkapitel kein originaler Bestandteil des Konzils von Ver. Die maßgebliche Quelle für die Münzreform wäre das Königskapitular. Grundsätzlich denkbar ist auch das umgekehrte Szenario, dass Ver und Compiègne am Anfang der Entwicklung standen. In diesem Fall wären folgende Überlieferungsschritte denkbar:

1. Beschlüsse von Ver und von Compiègne werden gefasst und verschriftlicht;
2. jeweils am Ende fallen mehrere Kapitel in den meisten Handschriften aus;
3. die ausgefallenen Kapitel werden von einem Schreiber oder Kompilator zu einem neuen Kapitular zusammengesetzt.

Bei diesem Szenario wäre das Königskapitular ein Kunstprodukt und die dahinter vermutete Versammlung hätte nie stattgefunden. Die Münzreform wäre dann auf dem Konzil von Ver 755 beschlossen worden. Mehrere Argumente sprechen dafür, dass Szenario 1 zutrifft und das Königskapitular authentisch ist. Dass bis auf die Vertreter einer Kapitulariensammlung²⁹ alle anderen Handschriften die Konzilien von Ver und Compiègne ohne die Zusatzkapitel überliefern, spricht erstens dafür, dass diese Kapitel nicht originaler Bestandteil der Konzilsbeschlüsse waren. Zweitens brachte Ludwig Oelsner bereits 1871 gute Argumente dafür vor, dass diese Zusätze in Ver und Compiègne nicht ursprünglich sein können³⁰. Sein Hauptargument ist, dass solch eine lange Beschlussliste von Ver Dubletten enthalten würde, die nicht plausibel zu erklä-

27 Vgl. MORDEK, *Bibliotheca capitularium* (wie Anm. 18), S. 562 f.

28 Vgl. die Übersicht in Anm. 26. In allen vier Handschriften mit allen Beschlüssen folgen die ersten drei Kapitel des Königskapitulars als Zusatz.

29 Bei Compiègne kommen noch die zwei verwandten Handschriften Heiligenkreuz, Stiftsbibliothek 217 und München, Bayerische Staatsbibliothek, lat. 3853 hinzu, deren Überlieferung eng mit der »Collectio capitularium Senonensis« zusammengeht.

30 Vgl. LUDWIG OELSNER, *Jahrbücher des fränkischen Reiches unter König Pippin*, Leipzig 1871 (*Jahrbücher der deutschen Geschichte*, 4), S. 463–467.

ren sind. Dies betrifft mit den Zöllen³¹ und den Immunitäten³² gleich zwei Themen. Ähnliches trifft auch auf das Konzil von Compiègne zu, dessen Beschlüsse sich hauptsächlich und vor allem sehr differenziert mit dem Thema Inzest beschäftigen³³. Auch hier ist es wenig wahrscheinlich, dass am Ende noch einmal eine Liste mit verbotenen Beziehungen folgte, die größtenteils schon zuvor detaillierter abgehandelt wurden. Als drittes Argument für die Priorität des Königskapitulars kann angeführt werden, dass alle vier Handschriften mit den ersten drei Kapiteln des Königskapitulars als Zusatz zu Compiègne im ersten Zusatzkapitel zum Inzest (= Königskapitular c. 1) eine längere Auslassung aufweisen³⁴.

Alles deutet also darauf hin, dass Szenario 1 zutrifft und am Anfang der Entwicklung das Königskapitular stand. Das Eindringen der zusätzlichen Kapitel in die Überlieferung der Beschlüsse von Ver und Compiègne ist sekundär. Daraus folgt, dass das Königskapitular für die Münzreform Pippins die einzige maßgebliche Quelle ist. Dessen Datierung hat sich seit den Zeiten von Étienne Baluze gewandelt. Es wird mittlerweile übereinstimmend in die Zeit vor Ver datiert, da in der Zollbestimmung von Ver (Kapitel 20) ein Rückverweis auf Kapitel 4 des Königskapitulars gesehen wird³⁵. Da das in drei Handschriften überlieferte Incipit Pippin als König nennt³⁶, muss das Königskapitular nach dem Dynastiewechsel von 751 entstanden sein. Daraus ergeben sich die Jahre 751–755 als sicherer Datierungsrahmen. Innerhalb dieses Rahmens ist eine genaue Datierung umstritten. Bereits Boretius sprach sich, ohne allerdings Gründe zu nennen, für das Ende dieses Zeitraums aus³⁷. In jüngerer Zeit datiert Michael Glatthaar das Kapitular in den Herbst/Winter 751/752 und Karl Ubl auf das Jahr 754³⁸. Beide Datierun-

- 31 Concilium Vernense c. 22, ed. BORETIUS, *Capitularia regum Francorum* (wie Anm. 1), S. 37, Z. 3–5: *De peregrinis, qui propter Deum vadunt, ut eis tolloneos non tollant, et de illos alios tolloneos, quod vos antea perdonastis, ut sic fiat, ut, ubi legitime non debent esse, donati non sint.* Pippini regis capitulare c. 4 (= Ver c. 26), *ibid.*, S. 32, Z. 5–11: *De theloneis vero sic ordinamus, ut nullus de victualia et carralia, quod absque negotio est, theloneum praebendat; de saumis similiter, ubicumque vadunt. Et de peregrinos similiter constituimus qui propter Deum ad Romam vel alicubi vadunt, ut ipsos per nullam occasionem ad pontes vel ad exclusas aut navigio non deteneatis, nec propter scrippa sua ullo peregrino calumpniam faciatis, nec ullum theloneum eis tollatis. Et si aliquis hoc fecerit, qualiscumque homo hoc comprobaverit, de LX solidis triginta illi concedimus, et illi alii in sacello regis veniant.*
- 32 Concilium Vernense c. 19, *ibid.*, S. 36, Z. 33: *De emunitates. Ut omnes emunitates per universas ecclesias conservata sint.* Pippini regis capitulare c. 6 (= Ver c. 28), *ibid.*, S. 32, Z. 15: *Ut emunitates conservatae sint.*
- 33 Vgl. Carlo DE CLERCQ, *La législation religieuse franque de Clovis à Charlemagne. Étude sur les actes de conciles et les capitulaires, les statuts diocésains et les règles monastiques (507–814)*, Löwen, Paris 1936, S. 137–140; Wilfried HARTMANN, *Die Synoden der Karolingerzeit im Frankenreich und in Italien*, Paderborn 1989 (Konziliengeschichte Reihe A. Darstellungen), S. 76–79, Karl UBL, *Inzestverbot und Gesetzgebung. Die Konstruktion eines Verbrechens (300–1100)*, Berlin 2008 (Millennium-Studien, 20), S. 265–269.
- 34 Heiligenkreuz, Stiftsbibliothek, 217 fol. 279r; München, Bayerische Staatsbibliothek, lat. 3853, fol. 259r; Paris, Bibliothèque nationale, lat. 9654, fol. 3v; Vatikan, Biblioteca Apostolica Vaticana, Pal. lat. 582, fol. 7r.
- 35 Beide Texte sind oben, Anm. 18 zitiert. Zur Datierung vgl. DE CLERCQ, *Législation religieuse* (wie Anm. 33), S. 132; François Louis GANSHOF, *Was waren die Kapitularien?*, Weimar 1961, S. 163; HARTMANN, *Synoden der Karolingerzeit* (wie Anm. 33), S. 67f.
- 36 Paris, Bibliothèque nationale, lat. 9654, fol. 8r; Vatikan, Biblioteca Apostolica Vaticana, Pal. lat. 582, fol. 11r; *ibid.*, Vat. lat. 3827, fol. 39r.
- 37 BORETIUS, *Capitularia regum Francorum* (wie Anm. 1), S. 31.
- 38 Michael GLATTHAAR, *Bonifatius und das Sakrileg. Zur politischen Dimension eines Rechtsbegriffs*, Frankfurt a. M. 2004 (Freiburger Beiträge zur mittelalterlichen Geschichte, 17), S. 335–355; Karl UBL, *Der lange Schatten des Bonifatius. Die Responsa Stephans II. aus dem Jahr 754 und das fränkische Kirchenrecht*, in: *Deutsches Archiv* 63 (2007), S. 403–449, hier S. 415–417.

gen schließen sich gegenseitig aus, und es ist noch nicht absehbar, ob sich eine der beiden in der Forschung durchsetzen wird. Damit ist die von Baluze verursachte Verwirrung aufgelöst: Pippins Beschluss zum Münzwesen hat nichts mit dem Konzil von Ver am 11. Juli 755 zu tun und wurde zumindest kurze Zeit, wenn nicht gar einige Jahre vor dieser Versammlung gefasst.

JULIAN SCHULZ

ÜBERLEGUNGEN ZUM VERTRAG VON MEERSSSEN (870)

I. Forschungsstand

»Wie aber diese Teilung vollzogen wurde, haben wir für überflüssig gehalten aufzuzeichnen, weil es beinahe jedermann bekannt ist«¹ – so berichtet Regino von Prüm bezüglich der Modalitäten des Vertragsschlusses von Meerssen 870, durch den die Teilung Lotharingiens zwischen Karl dem Kahlen und Ludwig dem Deutschen vollzogen wurde. Auch die »Annales Fuldenses« beschreiben nur sehr knapp die Geschehnisse². Als ergiebiger stellen sich hingegen die »Annales Bertiniani« dar³. Hier wird der Vertragsinhalt exakt benannt, sämtliche von der Teilung betroffene Abteien und Städte werden angeführt. Die narrative Quellenlage ist daher bei Weitem reichhaltiger, als es das eingangs erwähnte Zitat vermuten lässt. Umso mehr verwundert, dass der Vertragsschluss von Meerssen in der neueren Forschung kaum Aufmerksamkeit gefunden hat. Die ältere deutsche Geschichtsschreibung zog ihn vor allem zur Traditionsbildung für das 1871 durch Bismarck geschaffene Reich heran: Mühlbacher war (fälschlicherweise) überzeugt, dass durch diesen Vertrag erstmals Sprach- und Ländergrenzen übereinstimmten und »die deutschen Stämme vereinigt waren«⁴. Auch auf französischer Seite wurde er als Wegmarke im Zuge der Herausbildung der beiden Staaten Frankreich und Deutschland angesehen⁵. Zwei Aufsätze in französischer Sprache⁶ aus der Zeit unmittelbar nach dem Zweiten Weltkrieg, die sich mit dem Wortlaut der Ardennenklausel auseinandersetzen, stellen die einzigen Beiträge dar, die sich explizit mit dem Vertragstext befassen. Berücksichtigung fand er ansonsten mehr oder weniger ausführlich in Überblicksdarstellungen

- 1 Reginonis abbatis Prumiensis chronicon cum continuatione Treverensi, ed. Friedrich KURZE, Hannover 1890 (MGH SS rer. Germ., 50), ad a. 870, S. 100: *Qualiter autem haec divisio facta sit, quia omnibus pene notum est, supervacuum duximus adnotare*. Alle Übersetzungen ins Deutsche folgen den entsprechenden Bänden der Freiherr-vom-Stein-Gedächtnisausgabe. – Für die Korrekturen meines Beitrags und für kritische Anregungen gilt Prof. Dr. Irmgard Fees und Dr. Julian Führer mein herzlicher Dank.
- 2 Vgl. Annales Fuldenses sive Annales regni Francorum orientalis, ed. Friedrich KURZE, Hannover 1891 (MGH SS rer. Germ., 7), ad a. 870, S. 71.
- 3 Vgl. Annales de Saint-Bertin, ed. Félix GRAT, Jeanne VIELLIARD, Suzanne CLÉMENCET, avec une introduction et des notes par Léon LEVILLAIN, Paris 1964, ad. a. 870, S. 168–175.
- 4 Engelbert MÜHLBACHER, Deutsche Geschichte unter den Karolingern, Stuttgart 1896, S. 546. In ähnlicher Weise: Ernst DÜMMLER, Geschichte des ostfränkischen Reiches, Bd. 2: Ludwig der Deutsche, vom Koblenzer Frieden bis zu seinem Tode (860–876), Leipzig 1887, S. 300.
- 5 Vgl. Ferdinand LOT (überarb. von Jacques BOUSSARD), Naissance de la France, Paris 1948, S. 377. Einen forschungsgeschichtlichen Überblick liefert: Joachim EHLERS, Die Entstehung des Deutschen Reiches, München 2012 (Enzyklopädie deutscher Geschichte, 31), bes. S. 71–74.
- 6 Vgl. Jean HOYOUN, La clause ardennaise du traité de Meerssen, in: Le Moyen Âge 53 (1947), S. 1–14; Pieter GORISSEN, Encore la clause ardennaise du traité de Meerssen, *ibid.* 55 (1949), S. 1–4. Beide Aufsätze behandeln die Exaktheit der Grenzen im Bereich der Ardennen. Die Frage nach der Überlieferung wird dort nicht thematisiert.

gen⁷. Häufig wird er nur in einem Satz erwähnt, wobei von den wohlbekanntem Teilungsverträgen ausgegangen wird⁸. Dass es eine Vertragsurkunde gegeben habe, wird dabei stillschweigend vorausgesetzt. Die Literatur zur Karolingerzeit konstatiert einerseits einen »nüchterne[n] Wortlaut der Urkunde« und berichtet andererseits von einem »genau austarieren schriftlich fixierten Vertrag«⁹. Es wird, auch in der neueren Forschung, angenommen, »dass nicht die ›Teilungsurkunde‹ selbst, sondern nur ein Auszug« überliefert sei, begründet durch die »Formlosigkeit des Ganzen«¹⁰, also das Fehlen von Protokoll und Eschatokoll. Zuweilen wird gar angeführt, dass der Vertragstext von Meerssen in »doppelter Ausfertigung, westfränkisch und ostfränkisch abgefasst« worden sei, ohne diese These näher zu begründen¹¹.

Doch handelt es sich bei den in den »Annales Bertiniani« vorliegenden Aufzählungen tatsächlich um den Originalwortlaut einer Vertragsurkunde¹²? Die einschlägigen Urkundeneditionen geben keinen Aufschluss darüber, ob es eine Urkunde in Form eines königlichen Privilegs gegeben hat, wie dies bei der »Divisio Regnorum« 806¹³ und der »Ordinatio Imperii« 817¹⁴ der Fall war. Während Paul Kehrs Edition der Urkunden Ludwigs des Deutschen den Vertrag

- 7 Zum Grenzverlauf und zur Toponymie siehe Robert PARISOT, *Le royaume de Lorraine sous les Carolingiens (843–923)*, Genf 1898, S. 368–378.
- 8 Vgl. beispielsweise Rudolf SCHIEFFER, *Die Zeit des karolingischen Großreichs 714–887*, Stuttgart u. a. 2005 (Gebhardt, *Handbuch der deutschen Geschichte*, 2), S. 146; Eduard HLAWITSCHKA, *Lotharingen und das Reich an der Schwelle der deutschen Geschichte*, Stuttgart 1968 (Schriften der MGH, 21), S. 21.
- 9 Heinrich BÜTTNER, *Geschichte des Elsass I. Politische Geschichte des Landes von der Landnahmezeit bis zum Tode Ottos III. und ausgewählte Beiträge zur Geschichte des Elsass im Früh- und Hochmittelalter*, hg. von Traute ENDEMANN, Sigmaringen 1991, S. 137; Hermann KAMP, *Friedensstifter und Vermittler im Mittelalter*, Darmstadt 2001, S. 36.
- 10 Wilhelm PÜCKERT, *Aniane und Gellone. Diplomatisch-kritische Untersuchungen zur Geschichte der Reformen des Benedictinerordens im 9. und 10. Jahrhundert*, Leipzig 1899, S. 310, Anm. 32.
- 11 Hans GROTZ, *Erbe wider Willen. Hadrian II. (867–872) und seine Zeit*, Wien, Köln, Graz 1970, S. 250.
- 12 Für die Edition des *Textes* siehe *Capitularia regum Francorum*, t. 2, ed. Alfred BORETIUS, Viktor KRAUSE, Hannover 1897 (MGH *Capit.*, 2), Nr. 251: *Divisio regni Hlotharii II.*, S. 193–195; vgl. hierzu Johann Friedrich BÖHMER, *Regesta Imperii I. Die Regesten des Kaiserreichs unter den Karolingern 751–918 (987/1032)*, Bd. 3: *Die Regesten des Regnum Italiae und der burgundischen Regna*, Teil 4: *Die Regesten der burgundischen Regna 855–1023*, Fasz. 1: *Niederburgund von 855 bis zur Vereinigung mit Hochburgund (855–940er Jahre)*, bearb. von Herbert ZIELINSKI, Köln u. a. 2013, Nr. 2626.
- 13 Vgl. *Capitularia regum Francorum*, t. 1, ed. Alfred BORETIUS, Hannover 1883 (MGH *Capit.*, 1), Nr. 45: *Divisio regnorum*, S. 126–130. Zur Frage der Überlieferung vgl. Walter SCHLESINGER, *Kaisertum und Reichsteilung. Zur Divisio regnorum von 806*, in: Richard DIETRICH, Gerhard OESTREICH (Hg.), *Forschungen zu Staat und Verfassung. Festgabe für Fritz Hartung*, Berlin 1958, S. 9–52, bes. S. 10–16 (ND in: Gunther WOLF [Hg.], *Zum Kaisertum Karls des Großen. Beiträge und Aufsätze*, Darmstadt 1972 [Wege der Forschung, 38], S. 116–173, bes. S. 117–126); Matthias M. TISCHLER, *Die »Divisio regnorum« von 806 zwischen handschriftlicher Überlieferung und historiographischer Rezeption*, in: Brigitte KASTEN (Hg.), *Herrscher- und Fürstentestamente im westeuropäischen Mittelalter*, Köln, Weimar, Wien 2008 (Norm und Struktur, 29), S. 193–258.
- 14 Vgl. MGH *Capit.* 1 (wie Anm. 13), Nr. 136: *Ordinatio Imperii*, S. 270–273. Vgl. hierzu François-Louis GANSHOF, *Observations sur l'Ordinatio Imperii de 817*, in: *Festschrift Guido Kisch. Rechtshistorische Forschungen, anlässlich des 60. Geburtstags dargebracht von Freunden, Kollegen und Schülern*, Stuttgart 1955, S. 5–31; Thomas BAUER, *Die Ordinatio Imperii von 817, der Vertrag von Verdun 843 und die Herausbildung Lotharingens*, in: *Rheinische Vierteljahrsblätter* 58 (1994), S. 16–24.

nicht anführt, widmet ihm Georges Tessier in der Edition der Urkunden Karls des Kahlen einen Eintrag, der im Gegensatz zu anderen nicht auf ein mögliches Deperditum hinweist¹⁵.

Unser Beitrag hat sich zum Ziel gesetzt, aufbauend auf Erkenntnissen der neueren Forschung¹⁶ den Vertragsschluss von Meerssen aus einer neuen Perspektive, fernab von Traditionsbildung und nationalstaatlichen Grenzfragen, zu untersuchen. Besonderes Augenmerk wird der Frage geschenkt, ob ein schriftlicher Vertrag vorgelegen haben muss.

II. Politischer Hintergrund und Vorgeschichte bis 870

Beim Vertragsschluss von Verdun 843 war noch in keiner Weise vorauszusehen, dass das Mittelreich unter Lothar I. nicht lange Bestand haben würde¹⁷. Während die ältere Forschung vom Lotharreich als einem »künstliche[n] Gebilde ohne innere Einheit, ohne festen Zusammenhang«¹⁸ sprach, sieht die neuere Forschung die Lage differenzierter. Für sie ist das Mittelreich zwar bereits kurz nach der »Ordinatio Imperii« in einer relativ isolierten Lage zu verorten, die Kaiser Lothar I. durch Kooperation mit seinen beiden jüngeren Brüdern, Ludwig dem Deutschen¹⁹ und Karl dem Kahlen, zu durchbrechen versuchte. Dennoch wird es durchaus als feste Größe und in der Position gesehen, durch »Wiederanwachsung« der beiden anderen Reichsteile die Einheit wiederherzustellen²⁰. Beim Tod Lothars I. 855 wurde das Mittelreich nach den

- 15 Die Urkunden Ludwigs des Deutschen, Karlmanns und Ludwigs des Jüngeren, ed. Paul KEHR, Berlin 1934 (MGH Die Urkunden der deutschen Karolinger, 1); Recueil des actes de Charles II le Chauve, roi de France (840–877), ed. Georges TESSIER, Bd. 2: 861–877, Paris 1952 (Chartes et diplômes), S. 266, Nr. 343.
- 16 Zu nennen seien hier insbesondere: Roman DEUTINGER, Königsherrschaft im ostfränkischen Reich. Eine pragmatische Verfassungsgeschichte der späten Karolingerzeit, Ostfildern 2006 (Beiträge zur Geschichte und Quellenkunde des Mittelalters, 20); Jens SCHNEIDER, Auf der Suche nach dem verlorenen Reich. Lotharingen im 9. und 10. Jahrhundert, Köln, Weimar, Wien 2010 (Publications du Centre luxembourgeois de documentation et d'études médiévales [CLUDEM], 30).
- 17 Einen Forschungsüberblick zum Zerfall des karolingischen Reichs liefern: Eduard HLAWITSCHKA, Vom Frankenreich zur Formierung der europäischen Staaten- und Völkergemeinschaft 840–1046. Ein Studienbuch zur Zeit der späten Karolinger, der Ottonen und der frühen Salier in der Geschichte Mitteleuropas, Darmstadt 1986, S. 188–201; Theodor SCHIEFFER, Die Krise des karolingischen Imperiums, in: Josef ENGEL, Hans Martin KLINKENBERG (Hg.), Aus Mittelalter und Neuzeit. Gerhard Kallen zum 70. Geburtstag, Bonn 1957, S. 1–15.
- 18 MÜHLBACHER, Deutsche Geschichte (wie Anm. 4), S. 461.
- 19 Diese gebräuchliche Bezeichnung wird im Folgenden beibehalten. Zum Beinamen Ludwigs: Wolfgang EGGERT, Ostfränkisch – fränkisch – sächsisch – römisch – deutsch. Zur Benennung des rechtsrheinisch-nordalpinen Reiches bis zum Investiturstreit, in: Frühmittelalterliche Studien 26 (1992), S. 239–273. Kritisch äußert sich zur Namensgebung: Dieter GEUENICH, Karl der Große, Ludwig »der Deutsche« und die Entstehung eines »deutschen« Gemeinschaftsbewusstseins, in: Heinrich BECK u. a. (Hg.), Zur Geschichte der Gleichung »germanisch-deutsch«. Sprache und Namen, Geschichte und Institutionen, Berlin, New York 2004 (RGA-Ergänzungsbd., 34), S. 185–197, bes. S. 186 f.
- 20 Vgl. HLAWITSCHKA, Lotharingen und das Reich (wie Anm. 8), S. 12; Reinhard SCHNEIDER, Die Einheit des Frankenreiches und das Teilungsprinzip, in: Hans-Walter HERRMANN, Reinhard SCHNEIDER (Hg.), Lotharingia. Eine europäische Kernlandschaft um das Jahr 1000, Saarbrücken 1995 (Veröffentlichungen der Kommission für Saarländische Landesgeschichte und Volkskunde, 26), S. 15–30, hier S. 20. Anders Jens Schneider, der die mangelnde »politische Eigenständigkeit« des Mittelreiches betont; vgl. SCHNEIDER, Auf der Suche nach dem verlorenen Reich (wie Anm. 16), S. 115 f. – Bezüglich Anwachsungsrecht versus Eintrittsrecht siehe Sören KASCHKE, Die karolingischen Reichsteilungen bis 831. Herrschaftspraxis und Normvorstellungen in zeitgenössischer Sicht, Hamburg 2006 (Schriften zur Mediävistik, 7), S. 377 f.

vorher festgelegten Bestimmungen unter seinen drei Söhnen aufgeteilt: Ludwig II. erhielt Italien samt Kaiserwürde, die Provence und ein Teil von Burgund wurden Karl (von der Provence) zugesprochen, während Lothar II. die Gebiete nördlich der Alpen erlangte²¹. Nach dem frühen Tod Karls wurde 863 dessen Territorium unter beiden Brüdern aufgeteilt. Auch Lothar II. war zunächst durchaus in der Lage, sein Reich zu festigen. Dafür spricht nicht zuletzt das Fortbestehen der Bezeichnung *regnum Lotharii* bzw. Lotharingien²². Den Untergang des Lotharreichs leiteten schließlich der sogenannte Ehestreit und die damit verbundene problematische Nachfolgeregelung ein. Lothar trennte sich von seiner kinderlos gebliebenen Ehefrau Theutberga und kehrte zu Waldrada zurück, mit der er eine Beziehung außerhalb eines Eheverhältnisses führte²³. Die Anerkennung des einzigen potenziellen Thronfolgers Hugo, der aus dieser Verbindung hervorgegangen war, scheiterte insbesondere an Papst Nikolaus I. Dieser ließ sich als erstes Kirchenoberhaupt auf eine Machtprobe mit einem fränkischen König ein²⁴.

Da Lothar II. keinen legitimen Nachfolger vorweisen konnte, rückte sein Reich zunehmend in den Fokus beider Nachbarn. Aufgrund der veränderten Situation trafen sich Karl der Kahle und Ludwig der Deutsche in Metz, also in Lotharingien, um dort die Modalitäten einer möglichen Teilung auszuarbeiten²⁵. Im Gegensatz zu einem zwei Jahre zurückliegenden Treffen in Tusey sahen sie beim Vertragsschluss von Metz keine Notwendigkeit mehr, ihre Absichten zu verschleiern²⁶. Lothar II. verstarb unerwartet am 8. August 869. Da Ludwig der Deutsche schwer erkrankt war, nutzte Karl der Kahle die sich ihm bietende Gelegenheit und ließ sich in Metz im Beisein namhafter Großer des Lotharreichs ungeachtet der vereinbarten Ansprüche seines Bruders zum König krönen²⁷. Papst Hadrian II. versuchte erfolglos in mehreren Briefen²⁸, Karl und seine Getreuen zum Einlenken zu bewegen und dadurch Ludwig dem Deutschen zu seinem rechtmäßigen Erbe zu verhelfen. Theodor Schieffer urteilt, dass Hadrian durch seine leeren Drohungen dem Ansehen des Papsttums, das unter Nikolaus I. gestärkt

- 21 Johann Friedrich BÖHMER, *Regesta Imperii I. Die Regesten des Kaiserreichs unter den Karolingern 751–918* (926), Bd. 3: Die Regesten des Regnum Italiae und der burgundischen Regna, Teil 1: Die Karolinger im Regnum Italiae 840–887 (888), bearb. von Herbert ZIELINSKI, Köln u. a. 1991, Nr. 139; BÖHMER-ZIELINSKI, *Niederburgund* (wie Anm. 12), Nr. 2492.
- 22 Vgl. HLAWITSCHKA, *Lotharingien und das Reich* (wie Anm. 8), S. 15 f.
- 23 Der Begriff »Friedelehe« wird hier bewusst vermieden; zur Widerlegung dieses Forschungs-konstrukts: Andrea ESMYOL, *Geliebte oder Ehefrau? Konkubinen im frühen Mittelalter*, Köln 2002, bes. S. 9–36.
- 24 Vgl. *Annales Fuldenses* (wie Anm. 2), ad a. 867, S. 65 f.
- 25 Vgl. MGH Capit. 2 (wie Anm. 12), Nr. 245: Hludowici et Karoli pactiones Mettenses, S. 167 f. Das Treffen war von Ernst Dümmler auf 867 datiert worden. Vieles jedoch spricht für die Richtigkeit der Datierung auf 868 im Vertragstext. Vgl. zur Datierung des Treffens: DÜMMLER, *Geschichte des ostfränkischen Reiches* (wie Anm. 4), S. 160; Marlene MEYER-MEBEL, *Zur annalistischen Arbeitsweise Hinkmars von Reims*, in: *Francia* 15 (1987), S. 75–108, hier S. 78.
- 26 Johann Friedrich BÖHMER, *Regesta Imperii I. Die Regesten des Kaiserreichs unter den Karolingern 751–918*, bearb. von Engelbert MÜHLBACHER, Johann LECHNER, Innsbruck 1908, Nr. 1463; vgl. Boris BIGOTT, *Ludwig der Deutsche und die Reichskirche im Ostfränkischen Reich (826–876)*, Husum 2002 (*Historische Studien*, 470), S. 144.
- 27 Vgl. *Annales Bertiniani* (wie Anm. 3), ad a. 869, S. 101–105, *Annales Fuldenses* (wie Anm. 2), ad a. 869, S. 69 f. (BÖHMER-ZIELINSKI, *Niederburgund* [wie Anm. 12], Nr. 2608). Zur Königskrönung vgl. Walter SCHLESINGER, *Zur Erhebung Karls des Kahlen zum König von Lotharingien 869 in Metz*, in: Georg DROEGE u. a. (Hg.), *Landschaft und Geschichte. Festschrift für Franz Petri zu seinem 65. Geburtstag am 22. Februar 1968*, Bonn 1970, S. 454–475.
- 28 Vgl. *Hadriani II. papae epistolae*, in: *Epistolae Karolini aevi*, Bd. 4, ed. Ernst DÜMMLER, Berlin 1925 (MGH Epist., 6), S. 691–765, hier Nr. 16 (JE 2917), S. 717–719, Nr. 17 (JE 2918), S. 719 f., Nr. 18 (JE 2919), S. 720 f.

worden war, Schaden zugefügt habe²⁹. In der Vorrede zu den Krönungsfeierlichkeiten wird Karls Verstoß gegen die »Ordinatio Imperii« von Hinkmar als Wille Gottes bezeichnet³⁰. Doch hatte Karl nicht mit einer Genesung Ludwigs gerechnet. Nachdem dieser zu früherer Stärke zurückgefunden hatte und sich gleichzeitig im Osten seines Reiches gegen die Slawen siegreich zeigte, fand er sich in einer aussichtsreichen Position. Er drohte Karl mit Krieg, sollte dieser Lotharingen nicht räumen, und erzwang somit Verhandlungen, die auf Grundlage des Vertrages von Metz geführt werden sollten.

III. Der Meerssener Vertragsschluss in west- und ostfränkischer Überlieferung

Wie eingangs erwähnt, finden wir in verschiedenen Annalen Hinweise auf den Vertragsschluss von Meerssen, so in den »Annales Bertiniani«, den »Annales Fuldenses« und den »Annales Xantenses«, sowie in der Chronik Reginos von Prüm. Die Annalen von Fulda stellen dabei für das ostfränkische Reich des 9. Jahrhunderts die umfangreichste und inhaltlich wertvollste narrative Quelle dar³¹. Im direkten Vergleich mit ihrem westfränkischen Gegenstück, den »Annales Bertiniani«, erscheinen sie zuweilen recht farblos und weniger informativ. Bei der Beschreibung identischer Sachverhalte wirkt der westfränkische Bericht kenntnisreicher: Im Gegensatz zu den Verfassern der »Annales Bertiniani« hatten die Schreiber auf ostfränkischer Seite offensichtlich weniger direkte Einsicht in die politischen Geschehnisse. Hinzu kommt, dass weniger politisch relevant erscheinende Themen wie ungewöhnliche Naturereignisse in den Fuldaer Berichten einen weitaus größeren Raum einnehmen³².

Bereits die ältere Forschung schätzte Hinkmar von Reims, einen der Verfasser der »Annales Bertiniani«, als relativ zuverlässigen Berichterstatter³³. Anders als Regino führte der Erzbischof seine Annalen zumindest bis etwa 875 kontinuierlich fort. Ausblicke auf spätere Entwicklungen fehlen, die Dichte an exakten Datierungen lässt auf eine unmittelbare Abfassung schließen und spricht gegen eine spätere Konstruktion des Berichts³⁴. Auch der Abschnitt zum Vertragsschluss von Meerssen scheint hier keine Ausnahme darzustellen. Während die ältere Forschung den Annalen den Status eines amtlichen Berichts attestierte³⁵, spricht sich Janet Nelson dafür aus, sie nicht als offizielle Geschichtsschreibung zu sehen³⁶. Wie sein Vorgänger Prudentius

29 Vgl. Theodor SCHIEFFER, Die päpstlichen Legaten in Frankreich. Vom Verträge von Meerssen (870) bis zum Schisma von 1130, Vaduz 1935 (Historische Studien, 263), S. 13. KAMP, Friedensstifter und Vermittler (wie Anm. 9), S. 95, 105 f. sieht dagegen die Päpste in besagtem Zeitraum in eine Mittlerrolle hineinwachsen, da sie als geborene Friedensstifter auftraten.

30 Vgl. MGH Capit. 2 (wie Anm. 12), Nr. 276: Electionis Karoli capitula in regno Hlotharii factae, S. 337 f. Dazu: SCHNEIDER, Einheit des Frankenreiches (wie Anm. 20), S. 20.

31 Vgl. The Annals of Fulda. Ninth-Century Histories, Bd. 2, übers. u. komm. von Timothy REUTER, Manchester, New York 1992 (Manchester Medieval Sources series, 2), S. 2.

32 Vgl. *ibid.*, S. 10.

33 Siehe Léon LEVILLAIN, Introduction, in: Annales de Saint-Bertin (wie Anm. 3), S. 5–74, hier S. 14–16; Reinhard Schneider bezeichnet die Annalen von Saint-Bertin als »zuverlässigste und weitaus reichhaltigste« Quelle: Reinhard SCHNEIDER, Brüdergemeine und Schwurfreundschaft. Der Auflösungsprozess des Karlingereiches im Spiegel der caritas-Terminologie in den Verträgen der karlingischen Teilkönige des 9. Jahrhunderts, Lübeck u. a. 1964 (Historische Studien, 388), S. 12.

34 Vgl. MEYER-GEBEL, Arbeitsweise Hinkmars (wie Anm. 25), S. 83.

35 Siehe Einleitung zu: Die Annalen von St. Bertin und St. Vaast, ed. Julius von JASMUND, Wilhelm WATTENBACH, Leipzig 1941 (Die Geschichtsschreiber der deutschen Vorzeit, 24), S. 7.

36 Vgl. Janet L. NELSON, The Annals of St-Bertin, Manchester, New York 1991 (Ninth-Century Histories, 1), S. 2. Die Sichtweise, mit Hinkmar habe die Abkehr von einer offiziellen Berichterstattung eingesetzt, ist bereits zu finden bei LEVILLAIN, Introduction (wie Anm. 33), S. 14.

schrrieb Hinkmar aus der Sichtweise eines geistlichen Magnaten. Der Unterschied zwischen beiden Autoren liegt darin, dass der Reimser in weit höherem Maße in die »große Politik« des Hofes involviert war und dem König nahestand. Zwar war er ohne Zweifel ein großer Bewunderer Karls des Kahlen. In Zeiten der Unstimmigkeit vertraute er aber seine Kritik am König den Jahresberichten an³⁷. Weshalb Hinkmar wie im Falle des Vertrags von Meerssen offizielle Dokumente, zu denen er zweifellos Zugang hatte, in seine Berichte inserierte, wird weiter unten zu thematisieren sein.

Ein subjektiver Einschlag in den Annalen ist trotz allem nicht zu leugnen³⁸. Wie sehr die west- und ostfränkische Berichterstattung doch voneinander abweichen konnten, zeigt sich deutlich im Vorfeld des Vertrags von Meerssen, bei der Krönung Karls des Kahlen zum König Lotharingiens. Während in den »Annales Bertiniani« der Konsens mit den Großen betont und Karl als Heilsbringer beschrieben wird³⁹, sehen die »Annales Fuldenses« diesen Akt zutiefst kritisch und stufen ihn als illegitim ein⁴⁰. Auch die zweite ostfränkische narrative Quelle, die den Vertrag von Meerssen streift, merkt an, dass Karl mit großer Überheblichkeit in das Lotharreich eingedrungen sei und das Reich ohne Rücksichtnahme als sein Eigen beansprucht habe⁴¹.

Anders dagegen stellt sich die Situation bei der Überlieferung des Vertragsschlusses von Meerssen dar. Hierüber berichten beide Seiten weitgehend wertneutral, allerdings bestätigt sich der vorab genannte Eindruck der Forschung: Die »Annales Fuldenses« beschränken sich bei der Beschreibung der Teilungsverhandlungen auf einen kurzen Absatz. Demnach reiste Ludwig »im Juni nach dem Westen«⁴², über Ort und Zeit der Verhandlungen lässt sich ansonsten in dieser Überlieferung nichts weiter finden. Wichtiger erscheint dem Verfasser dagegen die ausführliche Erläuterung verschiedener Wunderzeichen, die im Jahr 870 am Himmel über Mainz beobachtet werden konnten. Eine gewisse Neutralität zeigt sich in der nüchternen Beschreibung der Anreise Ludwigs des Deutschen. Dieser hatte sich schwer verletzt, erschien aber dennoch zum vereinbarten Treffen in Meerssen⁴³. Eine Heroisierung seines Verhaltens fehlt, im Gegensatz zur Version der Chronik Reginos von Prüm, die darin die Standhaftigkeit und Selbstbeherrschung des Königs bestätigt sieht⁴⁴. Dies lässt sich wohl aus der Tatsache heraus begründen, dass Prüm nach der Teilung dem ostfränkischen Reich zugehörig war und Regino sich einer pro-ostfränkischen Überlieferung verpflichtet fühlte. Sowohl die »Annales Fuldenses«, die »Annales Xantenses« als auch die Chronik Reginos von Prüm berichten sehr knapp und oberflächlich über die Geschehnisse in Meerssen und den Inhalt des Abkommens. Hier zeigt sich erneut der Wert der westfränkischen Überlieferung. Die Verhandlungen im Vorfeld des Vertragsschlusses sowie das Treffen und der Vertragsgegenstand werden ausführlich beschrieben. Die »Annales Bertiniani« sind daher insbesondere für die Beantwortung der Frage,

37 Der Wert der »Annales Bertiniani« liegt in der kritischen Betrachtungsweise der Vorgänge am Hofe bei gleichzeitig besonderer Nähe zum König. Vgl. LEVILLAIN, Introduction (wie Anm. 33), S. 11 f.

38 Vgl. Janet L. NELSON, The Annals of St Bertin, in: Margaret T. GIBSON, Janet L. NELSON (Hg.), Charles the Bald. Court and Kingdom, London 1992, S. 23–40, hier S. 35.

39 Vgl. Annales Bertiniani (wie Anm. 3), ad a. 869, S. 157–164.

40 Vgl. Annales Fuldenses (wie Anm. 2), ad a. 867, S. 69.

41 Vgl. Annales Xantenses, a. 640–874, in: Annales Xantenses et Annales Vedastini, ed. Bernhard von SIMSON, Hannover, Leipzig 1909 (MGH SS rer. Germ., 12), ad a. 871, S. 29: *Karolus rex Galliae, regnum quondam Lotharii cum elatione magna invasit, Aquisgrani palatium consedit, affirmans se totum regnum absque ullius gratia in proprietatem usurpare velle, quod postea, viris intercurrentibus strenuis, emollitum est et in pace dispositum.*

42 Annales Fuldenses (wie Anm. 2), ad a. 870, S. 71: *mense Iunio ad occidentem.*

43 Vgl. *ibid.*, ad a. 870, S. 71.

44 Vgl. Reginonis chronica (wie Anm. 1), ad a. 870, S. 100 f.

ob der Niederschrift Hinkmars von Reims eine Vertragsurkunde zugrunde lag, eine zentrale Quelle.

IV. Der Vertrag von Meerssen – ein »Inselvertrag«

Ludwig der Deutsche und Karl der Kahle trafen am 8. oder 9. August 870 in Meerssen zusammen, um die Teilung des lotharingischen Erbes vorzunehmen⁴⁵. Ursprünglich war der 1. August vereinbart worden. Das Zusammentreffen der beiden Herrscher verzögerte sich um etwa eine Woche aufgrund der bereits erwähnten Verletzung Ludwigs. Diese hatte er sich durch den Einsturz eines maroden Balkons in Flammersheim (nahe Euskirchen) zugezogen⁴⁶.

Man mag zu Recht fragen, weshalb genau Meerssen (nordöstlich von Maastricht) als Vertragsort gewählt wurde. Zunächst lag dies an der zentralen Lage im karolingischen Ursprungsland. Orte wie Lüttich, Herstal, Maastricht und Meerssen im Gebiet links und rechts der Maas dienten den karolingischen Herrschern als Aufenthaltsort für Versammlungen und Übereinkünfte. Meerssen spielte abgesehen von derartigen Herrschertreffen (Frankentage 847 und 851) im Itinerar der Könige keine Rolle⁴⁷. Hinzu kommt – und das ist der hauptsächliche Grund für die Ortswahl –, dass sich beide Lager gleich weit entgegen reisen mussten. Dies sollte die Gleichrangigkeit der Vertragspartner unterstreichen⁴⁸. Verstärkt wird diese Absicht durch die Tatsache, dass beide Seiten am Rande der Zusammenkunft in verschiedenen Orten Quartier nahmen⁴⁹. Das eigentliche Treffen fand schließlich aus uns nicht überlieferten Gründen nicht direkt in der Mitte zwischen den beiden Lagern, sondern nahe Meerssen auf einem Felsvorsprung über der Maas statt. Der Aussagewert blieb dagegen unverändert: Trotz der Verlegung war eine Trennung von Aufenthaltsort und Treffpunkt gewährleistet und somit die Betonung von Gleichrangigkeit unvermindert deutlich⁵⁰. Ingrid Voss verortet den Meerssener Vertrag daher in der Kategorie der »Inselverträge«, der »klarste[n] und ausgeprägteste[n] Form«⁵¹, um im Frühmittelalter größtmögliche Neutralität, Abgrenzung von Herrschaftsbereichen und Gleichrangigkeit zu symbolisieren.

Gleichstellung wurde darüber hinaus durch die exakte Festlegung der königlichen Begleiter erzielt: »und jeder von ihnen möchte zu dieser Unterredung vier Bischöfe und zehn Räte, von den Ministerialen und Vasallen aber nicht mehr als dreißig mitbringen⁵².« Beide Seiten sollten nicht mehr als insgesamt 44 Angehörige der weltlichen und geistlichen Aristokratie zum Ort der Vereinbarung mit sich führen. Diese Zahl erscheint im Vergleich zu anderen Herrschertreffen ungewöhnlich klein⁵³. Meerssen kann aufgrund der strikten Beschränkung des Gefolges als

45 Tags darauf kamen beide Seiten noch einmal zusammen, bevor Ludwig nach Aachen, Karl nach Estinnes zurückkehrte. Vgl. Annales Bertiniani (wie Anm. 3), ad a. 870, S. 175.

46 Vgl. *ibid.*, ad a. 870, S. 171.

47 Vgl. Ingrid Voss, Herrschertreffen im frühen und hohen Mittelalter. Untersuchungen zu den Begegnungen der ostfränkischen und westfränkischen Herrscher im 9. und 10. Jahrhundert sowie der deutschen und französischen Könige vom 11. bis 13. Jahrhundert, Köln 1987 (Archiv für Kulturgeschichte. Beiheft, 26), S. 91 f.

48 Vgl. DEUTINGER, Königsherrschaft (wie Anm. 16), S. 350; Werner KOLB, Herrscherbegegnungen im Mittelalter, Bern u. a. 1988 (Europäische Hochschulschriften, 359), S. 54.

49 Das Quartier ist für Ludwig den Deutschen in Meerssen, für Karl den Kahlen in Herstal nachgewiesen; Voss, Herrschertreffen (wie Anm. 47), S. 104: beide Herrscher verweilten in dem Teil des Reiches, der ihnen nach der Teilung zufallen sollte.

50 Vgl. *ibid.*, S. 105.

51 *Ibid.*, S. 39.

52 Annales Bertiniani (wie Anm. 3), ad a. 870, S. 171: *et unusquisque eorum IIII episcopos et X consiliarios et inter ministeriales et uassallos XXX tantummodo ad idem colloquium ducebant*.

53 Abgesehen von den noch kleineren Abordnungen jeweils in Aachen 867 (sechs) und 870 (neun). Reinhard Schneider begründet diese Vermutung mit dem Wort *tantummodo*: SCHNEIDER, Brüdergemeine (wie Anm. 33), S. 43.

Ausnahmeerscheinung gesehen werden. Dies wird zum Teil mit der erheblichen logistischen Herausforderung begründet, die ein derartiges Zusammentreffen mit sich brachte⁵⁴. Allerdings muss davon ausgegangen werden, dass sich die Beschränkung nur auf das eigentliche Treffen bezog. Der weitaus größere Teil der Begleiter blieb vermutlich in den Lagern zurück⁵⁵. Die limitierte Zahl an Gefolgsleuten tat indes dem eigentlichen Zweck, den diese Gesandtschaft zu erfüllen hatte, keinen Abbruch: Sie sollte mit der anderen Partei eine konsensorientierte Lösung erarbeiten, deren Akzeptanz in den eigenen Reihen sicherzustellen war⁵⁶.

V. »Consilia secreta« – Vorverhandlungen als Indiz für oder gegen Schriftlichkeit

Bereits im Vorfeld des Vertragsschlusses gab es eine Reihe von Zusammenkünften. Diese lang andauernden Vorverhandlungen gewähren uns wichtige Aufschlüsse. Das mittelalterliche Staatswesen⁵⁷ beschreibt Boris Bigott treffend als ein »komplexes und zerbrechliches Geflecht persönlicher Bindungen und gegenseitiger Verpflichtungen«⁵⁸. Dabei leisteten die Großen des Reiches dem Herrscher *consilium et auxilium*, wobei ihnen ein zunehmender Einfluss zuzuschreiben ist⁵⁹. Dies ist besonders in den Vorverhandlungen zu Verträgen zu beobachten, über deren Inhalt leider im Allgemeinen recht wenig überliefert ist. Bekannt ist allerdings ihr ungeführer Ablauf. Demnach wurde zwischen *colloquium secretum* und *colloquium publicum* unterschieden, zwischen dem vertraulichen Gespräch der Herrscher mit ihren Großen (oder nur der Großen untereinander) und der anschließenden öffentlichen Inszenierung der Verhandlungsergebnisse. Beide Formen dienten auf ihre Weise der Herstellung von Konsens⁶⁰. Zunächst erfolgte der Austausch von Boten (*nuntii*), um die Bereitschaft zu Verhandlungen auszuloten. Anschließend war es Aufgabe der Gesandten (*missi, legati*), die Bedingungen des Vertragsschlusses auszuarbeiten⁶¹. Maßgeblich für Grenzvereinbarungen war dabei die Berücksichtigung wirtschaftlicher und politischer Interessen der Großen⁶². Vertrauliche Gespräche und eine exakte Ausarbeitung vorab waren unabdingbar in einer mittelalterlichen Welt, in der Ehre und Rang von der öffentlichen Wahrnehmung durchgeführter Rituale und Inszenierungen abhingen. Hier konnte die Formelhaftigkeit ausgeklammert werden, deren (unbewusste) Missachtung in der Öffentlichkeit unweigerlich zu einer Schmälerung von Stellung und Ansehen führte.

54 Vgl. Voss, Herrschertreffen (wie Anm. 47), S. 89; KOLB, Herrscherbegegnungen (wie Anm. 48), S. 87.

55 Vgl. KOLB, Herrscherbegegnungen (wie Anm. 48), S. 39.

56 Vgl. KAMP, Friedensstifter (wie Anm. 9), S. 61 f.

57 Zur Begrifflichkeit des mittelalterlichen »Staatswesens« siehe Gerd ALTHOFF, Spielregeln der Politik im Mittelalter. Kommunikation in Frieden und Fehde, Darmstadt 1997. Grundlegend auch: Hans-Werner GOETZ, Die Wahrnehmung von »Staat« und »Herrschaft« im frühen Mittelalter, in: Stuart AIRLIE, Walter POHL, Helmut REIMITZ (Hg.), Staat im frühen Mittelalter, Wien 2006 (Forschungen zur Geschichte des Mittelalters, 11), S. 39–58, bes. S. 46–52.

58 BIGOTT, Ludwig der Deutsche und die Reichskirche (wie Anm. 26), S. 553.

59 Vgl. ALTHOFF, Spielregeln der Politik (wie Anm. 57), S. 126.

60 Zur Unterscheidung in *colloquium secretum* und *colloquium publicum*: Gerd ALTHOFF, »Colloquium familiare – colloquium secretum – colloquium publicum«. Beratung im politischen Leben des frühen Mittelalters, in: Frühmittelalterliche Studien 24 (1990), S. 145–167, bes. S. 158 f., 165 f.; Gerd ALTHOFF, Verwandte, Freunde und Getreue. Zum politischen Stellenwert der Gruppenbindungen im früheren Mittelalter, Darmstadt 1990, bes. S. 186–195.

61 Vgl. KAMP, Friedensstifter (wie Anm. 9), S. 34 f.

62 Vgl. SCHNEIDER, Das verlorene Reich (wie Anm. 16), S. 111; ALTHOFF, Spielregeln der Politik (wie Anm. 57), S. 257.

Auf den Vertragsschluss von Meerssen trifft die hier skizzierte Vorgehensweise in idealtypischer Weise zu. Am 6. März 870 trafen sich die Gesandtschaften Karls und Ludwigs in Aachen, um dort eine Teilung des Lotharreichs gemäß dem Vertrag von Metz zu vereinbaren. Dabei wurde auch der Wortlaut der Eide festgesetzt, mit denen die Könige öffentlich ihren Willen, die Rechte des jeweils anderen zu respektieren, bekunden sollten⁶³. Wie bereits nach dem Einfall Karls in das Lotharreich meldete sich auch im Zuge der Verhandlungen von Aachen Papst Hadrian II. erfolglos zu Wort. In mehreren Briefen, die auf den 27. Juni 870 datiert sind, tadelte er Karl, aber auch Hinkmar von Reims wurde mit einem eigenen Schreiben bedacht⁶⁴. In seiner Antwort an den Papst wies der Erzbischof darauf hin, dass er mit der Angelegenheit nichts zu schaffen, die Teilung sich ohne sein Zutun (*inter reges sine me facta*) zugetragen habe⁶⁵.

Nach Aachen waren weitere Zusammenkünfte erforderlich. So überliefern uns die Annalen von Saint-Bertin, dass Ludwig zwölf Bevollmächtigte zu Karl nach Attigny⁶⁶ entsandte, die erneut in einem *colloquium secretum* über den Inhalt des Vertrages berieten⁶⁷. Daraufhin sind Gesandte bei Ludwig nachgewiesen, die ihn in Frankfurt um konkrete Nennung von Datum und Ort der angesetzten Teilung baten. Die Antwort ließ der ostfränkische König Karl durch Boten übermitteln. Der Vertragsschluss war in mannigfaltiger Weise ausgearbeitet worden⁶⁸. Dennoch wurden selbst an den Tagen der Teilung weiterhin Gesandte ausgetauscht. Das lässt darauf schließen, dass bis zuletzt Fragen offen blieben. Diese fanden beim *colloquium publicum* naturgemäß keine Berücksichtigung, weshalb das Aufeinandertreffen in Meerssen letztlich rasch vonstatten ging.

VI. Mündlichkeit und Inszenierung vor Schriftlichkeit

Formelhafte Sprechakte, die eine Haltung bzw. Entscheidung unmissverständlich zum Ausdruck brachten, waren unverzichtbar für das Gelingen einer Verhandlung. Ein öffentlicher Fehlgriff, der als Angriff auf den *honor* eines Beteiligten gewertet wurde, konnte zum Aufleben von Feindseligkeit führen⁶⁹. Dies zeigt anschaulich, dass die inszenierte, mündliche Vereinbarung in Verbindung mit rituellen Handlungen einen hohen Stellenwert genoss. Bei einem Vertragsschluss waren diese Gesten unabdingbar, da sie von den Anwesenden – welche die Rolle der Zeugen übernahmen – als »Garant der Rechtsverbindlichkeit des Geschehenen« erachtet wurden⁷⁰. In der Forschung herrscht weitgehend Konsens darüber, dass im 9. Jahrhundert der

63 Vgl. *Annales Bertiniani* (wie Anm. 3), ad a. 870, S. 169 (BÖHMER-MÜHLBACHER, *Regesten des Kaiserreichs* [wie Anm. 26], Nr. 1476b).

64 Vgl. Hadriani II. papae epistolae (wie Anm. 28), Nr. 21 (JE 2926), S. 724–726, auch an die Erzbischöfe und Bischöfe, Nr. 22 (JE 2927), S. 726 f. und an Hinkmar, Nr. 23 (JE 2928), S. 727–729. Ludwig der Deutsche hingegen erfuhr Lob durch den unwissenden Papst, Nr. 25 (JE 2930), S. 730–732.

65 Hinkmar von Reims: *Epistola XXVII, ad Adrianum Papam*, in: *Patrologia Latina* 126, ed. Jacques Paul MIGNE, Paris 1852, Sp. 174–186, hier Sp. 175C. Vgl. GROTZ, *Erbe wider Willen* (wie Anm. 11), S. 237, 252 f.

66 BÖHMER-MÜHLBACHER, *Regesten des Kaiserreichs* (wie Anm. 26), Nr. 1479c. Karl ist dort von Mai bis Juni 870 nachweisbar, das Treffen kann also nur in diesem Zeitraum stattgefunden haben.

67 Vgl. *Annales Bertiniani* (wie Anm. 3), ad a. 870, S. 169 f.

68 Vgl. *ibid.*, ad a. 870, S. 170: *Quae diuisio multifarie multisque modis hinc et illinc agitata*.

69 Vgl. Hermann KAMP, *Die Macht der Zeichen und Gesten. Öffentliches Verhalten bei Dudo von Saint-Quentin*, in: Gerd ALTHOFF (Hg.), *Formen und Funktionen öffentlicher Kommunikation im Mittelalter*, Stuttgart 2001 (Vorträge und Forschungen, 51), S. 125–156, hier S. 135.

70 Gerd ALTHOFF, *Die Veränderbarkeit von Ritualen im Mittelalter*, in: *DERS.* (Hg.), *Formen und Funktionen öffentlicher Kommunikation im Mittelalter*, Stuttgart 2001 (Vorträge und Forschungen, 51), S. 157–176, hier S. 161.

mündliche Akt Rechtskraft besaß⁷¹. Ihm kam bei den Entscheidungen eines fränkischen Herrschers dieselbe Verbindlichkeit zu wie in späteren Jahrhunderten dem geschriebenen Wort. Die Eide wurden vom König, aber auch den Großen vorgesprochen⁷². Der eigentliche Vertragsschluss konnte mündlich erfolgen, die getroffenen Entscheidungen wurden öffentlich kundgetan. Kraft seines *bannum* ordnete der Herrscher an, ihnen Folge zu leisten⁷³.

Welche Rolle kam dabei der Schriftlichkeit zu? Für den rechtlichen Charakter des Vertragsschlusses erscheint das geschriebene Wort weniger bedeutend. Es muss daher nicht zwangsläufig eine Vertragsurkunde über die Teilung des Mittelreichs existiert haben. Das schließt die Existenz von Schriftlichkeit im Vorfeld einer vertraglichen Übereinkunft nicht aus. Es erscheint möglich, dass die einschlägige Passage der »Annales Bertiniani« nicht auf einem schriftlich fixierten Vertragstext beruht, sondern aus Aufzeichnungen aus den Vorverhandlungen schöpfte. Denn die Beteiligten gingen mehr und mehr dazu über, den Eid, die *adnuntiatio*⁷⁴ und den ausgehandelten Inhalt schriftlich festzuhalten. Dies hatte insbesondere pragmatische Gründe⁷⁵: Eine Niederschrift diente zu Legitimationszwecken und zur Dokumentation, gerade wenn ein Sachverhalt Gegenstand lang andauernder Verhandlungen war⁷⁶. Außerdem sollten durch die schriftliche Aufzeichnung unbedachte Äußerungen vermieden werden. Lateinische Oralität, wie sie in der Verhandlungsführung im vorliegenden Zeitraum allgegenwärtig war, wurde in vielen Fällen von sogenannter konzeptioneller Schriftlichkeit begleitet. Allein dadurch ist die mündliche Verhandlungspraxis des Mittelalters heute noch greifbar⁷⁷.

Beim Vertrag von Meerssen sind keine Aufzeichnungen der Eide oder andere Texte überliefert, die bei den öffentlichen Verhandlungen verlesen wurden⁷⁸. Dank der *formula divisionis* in den »Annales Bertiniani« besitzen wir aber die Beschreibung der zu teilenden Gebiete, die so-

- 71 Zu nennen seien SCHNEIDER, Das verlorene Reich (wie Anm. 16), S. 111; Michael T. CLANCHY, From memory to written record. England 1066–1307, Oxford u. a. ²1993, S. 332f.; François Louis GANSHOF, Was ist das Lehnswesen?, Darmstadt 1967, S. 7. Grundlegend Mark MERSOWSKY, Regierungspraxis und Schriftlichkeit im Karolingerreich. Das Fallbeispiel der Mandate und Briefe, in: Rudolf SCHIEFFER (Hg.), Schriftkultur und Reichsverwaltung unter den Karolingern. Referate des Kolloquiums der Nordrhein-Westfälischen Akademie der Wissenschaften am 17./18. Februar 1994 in Bonn, Opladen 1996 (Abhandlungen der Nordrhein-Westfälischen Akademie der Wissenschaften, 97), S. 109–166.
- 72 Vgl. Peter CLASSEN, Die Verträge von Verdun und von Coulaines 843 als politische Grundlagen des westfränkischen Reiches (1963), in: Josef FLECKENSTEIN (Hg.), Ausgewählte Aufsätze von Peter Classen, Sigmaringen 1983 (Vorträge und Forschungen, 28), S. 249–277, hier S. 260f.
- 73 Vgl. François Louis GANSHOF, Was waren die Kapitularien?, Weimar 1961, S. 35.
- 74 Zur Begriffserklärung siehe SCHNEIDER, Brüdergemeine (wie Anm. 33), S. 24f.
- 75 Zum Begriff des Pragmatischen in Bezug auf Schriftlichkeit siehe Peter von MOOS, Über pragmatische Mündlichkeit und Schriftlichkeit, in: Barbara FRANK, Thomas HAYE, Doris TOPHINKE (Hg.), Gattungen mittelalterlicher Schriftlichkeit, Tübingen 1998 (ScriptOraia, 99), S. 313–321, hier S. 313f.
- 76 Vgl. KOLB, Herrscherbegegnungen (wie Anm. 48), S. 84; SCHNEIDER, Das verlorene Reich (wie Anm. 16), S. 111.
- 77 Vgl. hierzu Thomas HAYE, Die lateinische Sprache als Medium mündlicher Diplomatie, in: Rainer C. SCHWINGES, Klaus WRIEDT (Hg.), Gesandtschafts- und Botenwesen im spätmittelalterlichen Europa, Stuttgart 2003 (Vorträge und Forschungen, 60), S. 15–32, hier S. 23f.; Thomas HAYE, Lateinische Oralität. Gelehrte Sprache in der mündlichen Kommunikation des hohen und späten Mittelalters, Berlin, New York 2005, S. 150.
- 78 Siehe MGH Capit. 2 (wie Anm. 12), Nr. 250: Pactiones Aquenses, S. 192f. (BÖHMER-MÜHLBACHER, Regesten des Kaiserreichs [wie Anm. 26], Nr. 1476b). Die Eide, durch die die Herrscher im Vorvertrag zu Aachen verpflichtet werden sollten, das Lotharreich gleichmäßig aufzuteilen und den neuen Besitz weder durch List noch Gewalt streitig zu machen, sind uns überliefert. Dass sie mit jenen identisch waren, die beim Vertragsschluss öffentlich verlesen wurden, kann angenommen, aber nicht mit letzter Sicherheit geklärt werden.

genannte *descriptio regni*. Sie war in einer unverbindlichen Form ohne urkundlichen Charakter abgefasst worden und führte »eine Eigenexistenz«⁷⁹. Ob diese Aufzeichnung bei der öffentlichen Verkündung als Vortragsgrundlage diente, ist nicht bekannt, aber anzunehmen⁸⁰. Wir gehen also davon aus, dass es sich bei dem Text der »Annales Bertiniani« nicht um das Vertragsdokument, sondern um eine Abschrift der bereits vor der Verkündung angefertigten Aufzeichnungen handelt. Der Vertrag selbst hingegen kam nicht durch die Ausfertigung eines schriftlichen Dokuments, sondern durch Sprechakte zustande. Es fällt auf, dass die einleitenden Sätze zu den beiden Textblöcken in der dritten Person verfasst sind (»Dies ist der Teil, welchen Ludwig für sich erhielt« sowie »Und dies ist der Teil, den Karl von diesem Reich für sich erhielt«⁸¹), während der sonstige Bericht Formulierungen der ersten Person, also aus Sicht des jeweiligen Herrschers, enthält. Es ist anzunehmen, dass die zitierten Sätze durch Hinkmar als erklärende Elemente hinzugefügt wurden und nur die beiden darauf folgenden Textabschnitte die *descriptio regni* ausmachen⁸².

Zu klären bleibt an dieser Stelle die eingangs aufgeworfene Frage, weshalb Hinkmar diese Passage in seinen Annalen überlieferte. Handelt es sich um einen Einzelfall, oder finden sich unter den in den Annalen wiedergegebenen offiziellen Dokumenten weitere Beispiele für eine *descriptio regni*? Im Blick auf die übrigen Teilungsvorhaben und vollzogenen Teilungen im Berichtszeitraum der »Annales Bertiniani« kann festgehalten werden, dass weder beim Vertrag von Verdun 843, der Teilung von Prüm 855 noch beim Vertrag von Ribemont 880 ausführlichere Informationen geliefert werden. Neben vorliegender *descriptio regni* ist eine weitere mit dem Teilungsvorhaben von Worms 839 überliefert. Hier wird in ähnlicher Art und Weise in einer Aneinanderreihung von Ortschaften die mögliche Grenzziehung beschrieben, allerdings ohne den gespiegelten Aufbau des vorliegenden Textes⁸³. Auffallend ist die ebenfalls sehr genaue Beschreibung der Aufteilung von Burgund, auf die wir noch zurückkommen werden.

Wenn Hinkmar detailliert auf den Vertrag von Meerssen eingeht, hat dies vermutlich persönliche Gründe. Als Bischof von Reims lag ihm daran, die Stellung seines Erzbistums zu sichern und Konflikte im nordöstlichen Teil des westfränkischen Reiches zu verhindern. Während durch den Vertrag von Meerssen auf ostfränkischer Seite durch die Hinzufügung Straßburgs die Mainzer Kirchenprovinz vervollständigt wurde, erhielt Reims auf westfränkischer Seite Cambrai und wurde dadurch in seiner Einheit wiederhergestellt. Dies konnte durchaus als Erfolg ausgelegt werden, wenn man bedenkt, dass andernorts Bistümer durch die Grenzziehung zerteilt wurden⁸⁴. Seinem Ziel war Hinkmar bei der Königskrönung des Jahres 869 bereits sehr nahe, doch erst ein Jahr später durch das Teilungsabkommen konnte er den Stuhl von Reims absichern und sich damit gegenüber den anderen geistlichen Institutionen Lothringens be-

79 Die Bezeichnung folgt CLASSEN, Verdun und Coulaines (wie Anm. 72), S. 261 f.

80 Im Jahr 862 weigerte sich Lothar, das durch seine Großen Vereinbarte öffentlich zu verlesen: CLASSEN, Verdun und Coulaines (wie Anm. 72), S. 261; GANSHOF, Kapitularien (wie Anm. 73), S. 35.

81 MGH Capit. 2 (wie Anm. 12), S. 193, 195: *Est haec divisio, quam sibi Hludowicus accepit und Et haec est divisio, quam Karolus de eodem regno sibi accepit*. Auf diesen Umstand weist bereits PÜCKERT, Aniane und Gellone (wie Anm. 10), S. 310, Anm. 32 hin; deshalb kann es sich nicht um den Originalwortlaut einer Urkunde handeln.

82 Dass dies eine gängige Praxis war, zeigt zum Beispiel Nithards Bericht über die Straßburger Eide von 842: Nithard, *Histoire des fils de Louis le Pieux*, ed. Philippe LAUER (Les classiques de l'histoire de France au Moyen Âge, 7), Paris ²1964, S. 101–111.

83 Vgl. *Annales Bertiniani* (wie Anm. 3), ad a. 839, S. 31 f. Weiterführend zu Worms 839: PARISOT, *Royaume de Lorraine* (wie Anm. 7), S. 14 f.

84 Vgl. Hermann HENZE, Zur kartographischen Darstellung der Westgrenze des Deutschen Reiches in karolingischer Zeit. Eine methodologische Untersuchung der bis zum Jahre 1920 erschienenen Arbeiten, in: *Rheinische Vierteljahrsblätter* 9 (1939), S. 207–254, hier S. 220.

hauften⁸⁵. Durch die in Meerssen getroffene Vereinbarung wurden die Rechte und der Besitz der Reimser Kirche bestätigt. Der Geistliche, der zur ausführlichen Rechtfertigung eigener Positionen neigte, könnte die *descriptio regni* zur Absicherung seiner Besitztümer und seiner Position in die »Annales Bertiniani« aufgenommen haben. Unwahrscheinlich scheint dagegen, dass dem Verfasser der Annalen der Text durch den König zugestellt wurde, um offizielle Geschichtsschreibung zu betreiben⁸⁶.

Halten wir also fest: Für den Rechtsakt selbst war ein schriftlicher Vertrag vermutlich unwichtig. Hinkmar von Reims jedoch sah den Sachverhalt aus persönlichen Motiven als für die Nachwelt überlieferungswürdig an. Deshalb nahm er die Bestimmungen in die Annalen von Saint-Bertin auf; dabei stützte er sich auf die Aufzeichnungen der Vorverhandlung. Es gibt keine Indizien für die Notwendigkeit einer Fixierung der Vereinbarungen als Rechtsdokument in Form eines schriftlichen Vertrags.

VII. Der Inhalt des Vertrags – (un)mögliche Verschriftlichung?

1. Gebietsgewinne und Grenzen

Werfen wir nun einen Blick in die einzelnen Bestimmungen der Meerssener Teilung, wie Hinkmar sie berichtet. Zunächst werden die Abteien und Grafschaften genannt, die an Ludwig den Deutschen fallen sollten. Demnach ging der nordöstliche Teil des ehemaligen Mittelreichs Lothars II. samt den Städten Köln, Utrecht, Metz mit den Abteien St. Peter und St. Martin, Prüm, Straßburg und Basel mit den Abteien Murbach und Münster sowie das Elsass an Ludwig. Auch Trier erhielt der ostfränkische König, wenngleich er sich verpflichtete, den Erzbischof, den Karl ernannt hatte, im Amt zu belassen⁸⁷. Die neugewonnenen Gebiete umfassten zwei Erzbistümer, vier Bistümer, 43 Klöster und 31 Grafschaften. Im zweiten Teil folgen die westlich der Maas gelegenen Gebiete, die Karl dem Kahlen zugesprochen wurden, darunter Lüttich, Reims einschließlich Cambrai sowie die Provinzen Lyon und Vienne. Insgesamt fielen drei Erzbistümer und sechs Bistümer, 33 Klöster und 30 Grafschaften an den westfränkischen Herrscher⁸⁸. Die Ortsnamen folgen dabei weder einer alphabetischen Reihenfolge noch geografischen Gesichtspunkten, sondern sie sind ihrer Bedeutung nach geordnet: den Bischofssitzen folgen die Abteien und ihnen wiederum die Grafschaften. Hier wird ein weiteres Mal deutlich, auf welche Grundlagen sich königliche Macht im Mittelalter stützte – auf geistliche und weltliche Standeseliten⁸⁹.

Aus dieser systematischen wie unspektakulär erscheinenden Anordnung treten zwei Textpassagen besonders hervor; auf sie werden wir zurückkommen.

85 Vgl. Émile BOURGEOIS, *Le Capitulaire de Kiersy-sur-Oise (877). Étude sur l'état et le régime politique de la société carolingienne à la fin du IX^e siècle d'après la législation de Charles le Chauve*, Paris 1885, S. 118 f.; PARISOT, *Royaume de Lorraine* (wie Anm. 7), S. 373, Anm. 4.

86 So zuweilen die ältere Forschung; vgl. exemplarisch PÜCKERT, *Aniane und Gellone* (wie Anm. 10), S. 310, Anm. 32.

87 Vgl. PARISOT, *Royaume de Lorraine* (wie Anm. 7), S. 377.

88 Für eine umfassende Auflistung siehe *ibid.*, ab S. 370, bes. S. 374 f.; HLAWITSCHKA, *Lotharingien und das Reich* (wie Anm. 8), S. 19; HENZE, *Kartographische Darstellung der Westgrenze* (wie Anm. 84), S. 236–243.

89 Vgl. Jens SCHNEIDER, *D'empires et de frontières. La pratique de la frontière du IX^e au XIII^e siècle*, in: *Revue belge de philologie et d'histoire* 91 (2013), S. 1187–1209, hier S. 1198; BÜTTNER, *Geschichte des Elsass* (wie Anm. 9), S. 137; PARISOT, *Le Royaume* (wie Anm. 7), S. 376 f. gibt zu bedenken, nur königliche Abteien seien aufgeführt worden, während die Abteien in bischöflichem Besitz fehlten.

Robert Parisot vertrat die Auffassung, dass durch die Teilung die einstigen karolingischen Stammlande fortan zu Randgebieten der beiden Teilreiche wurden⁹⁰. Im Blick auf die Aachener Pfalz mag man dieser Auffassung zunächst zustimmen. Seit Karl dem Großen nahm Aachen eine außerordentliche Rolle im Zentrum der karolingischen Stammlande ein⁹¹. Nun fand sich die Pfalz in einer geografischen Randlage im ostfränkischen Reich und damit in veränderter Funktion wieder: Aachen blieb ein regional bedeutsames Zentrum, verlor aber seinen Status als zentrale karolingische Pfalz. Wenngleich der Bedeutungsverlust offensichtlich zutage tritt, nahm Aachen neben Frankfurt und Regensburg eine wichtige Position für Ludwig ein. Der ostfränkische Herrscher besuchte den Ort fast jährlich, insbesondere im Zuge der Verständigung mit Karl dem Kahlen⁹². Ludwig der Deutsche hielt sich seit 870 bis zu seinem Tod zudem jährlich (außer 872) in Lotharingen auf, wobei er seine bisherigen Stammlande zuweilen vernachlässigte⁹³. In diesem Zusammenhang sollte Erwähnung finden, dass die Verlegung der Grenze nach Westen von Zeitgenossen wohlwollend aufgenommen wurde. So wird Ludwig beispielsweise in Otfrieds Evangelienbuch dafür gelobt, durch die Grenzverschiebung das Sicherheitsgefühl des Klosters Weißenburg (Elsass) spürbar gestärkt zu haben⁹⁴. Dies sollte jedoch nicht zu der Annahme verleiten, dass der Grenzverlauf, wie er im Vertrag ausgehandelt wurde, als letztgültige Tatsache begriffen wurde. Der Gedanke einer fränkischen Reichseinheit blieb weiterhin präsent.

Die oben skizzierte Grenzziehung soll im Folgenden einer differenzierteren Betrachtung unterzogen werden. In der Forschung herrscht weitgehend Einigkeit darüber, dass mittelalterliche Grenzen einen geringeren Verdichtungsgrad aufweisen als nationalstaatliche Grenzen späterer Jahrhunderte. Dennoch wäre die Annahme verfehlt, dass diese Grenzen ohne trennscharfen politischen Charakter in mittelalterlichen Verträgen keine Rolle spielten. Sie stellten wie in späteren Jahrhunderten grundlegende Rahmenbedingungen herrschaftlicher Interaktion dar. Dabei besaßen sie nicht statischen, sondern dynamischen Charakter. Sie sind als »kulturelle Konstrukte«⁹⁵ anzusehen, stets durch das Handeln verschiedener Akteure beeinflussbar. Wie ist nun die Grenzziehung im Zuge des Vertrags von Meerssen zu verstehen? In der Über-

90 Vgl. PARISOT, *Royaume de Lorraine* (wie Anm. 7), S. 378.

91 Zur Bedeutung Aachens vgl. Harald MÜLLER u. a., *Pfalz und »vicus« Aachen in karolingischer Zeit*, in: Thomas R. KRAUS (Hg.), *Aachen. Von den Anfängen bis zur Gegenwart*, Bd. 2: *Karolinger – Ottonen – Salier (765–1137)*, Aachen 2013 (Veröffentlichungen des Stadtarchivs Aachen, 14; Beihefte der Zeitschrift des Aachener Geschichtsvereins, 8), S. 1–409, hier S. 354, sowie Harald MÜLLER, *Aix-la-Chapelle à l'époque carolingienne. Nouvelles approches*, in: *Francia* 41 (2014), S. 25–48, bes. S. 31, 43 f.

92 Vgl. MÜLLER u. a., *Pfalz und »vicus« Aachen in karolingischer Zeit* (wie Anm. 91), S. 383; belegbare Aufenthalte Ludwigs in Aachen werden dort näher benannt.

93 Vgl. Roman DEUTINGER, *Hludovicus rex Baioariae. Zur Rolle Bayerns in der Politik Ludwigs des Deutschen*, in: Wilfried HARTMANN (Hg.), *Ludwig der Deutsche und seine Zeit*, Darmstadt 2004, S. 47–66, hier S. 61.

94 Vgl. Horst Dieter SCHLOSSER, *Zur Datierung von Otfrieds »Evangelienbuch«*, in: *Zeitschrift für deutsches Altertum und Literatur* 125 (1996), S. 386–391, hier S. 390. Der Auszug aus dem Evangelienbuch, übertragen aus dem Althochdeutschen: »[...] so hat doch dieser [= Ludwig], wie es der Herr geboten hat, dieses [Reich] mit festen Beschlägen versehen, damit kein Feind uns zu nahe komme, und auf immer so befestigt, dass kein Gegner uns schade.«

95 Begriffsdefinition zu finden bei Nils BOCK, Georg JOSTKLEIGREWE, Bastian WALTER, *Politische Grenzen als Faktum und Konstrukt. Einführung*, in: DIES. (Hg.), *Faktum und Konstrukt. Politische Grenzziehungen im Mittelalter. Verdichtung – Symbolisierung – Reflexion*, Münster 2011 (Schriftenreihe des Sonderforschungsbereichs 496, 35), S. 9–23, hier S. 19; Nikolas JASPERT, *Grenzen und Grenzsäume im Mittelalter. Forschungen, Konzepte und Begriffe*, in: Klaus HERBERS, Nikolas JASPERT (Hg.), *Grenzräume und Grenzüberschreitungen im Vergleich. Der Osten und der Westen des mittelalterlichen Lateineuropas*, Berlin 2007 (Europa im Mittelalter. Abhand-

lieferung durch die »Annales Bertiniani« werden 133 geografische Bezeichnungen und Ortsnamen aufgelistet, in wenigen Fällen ergänzt um den als Orientierungshilfe kontextgebunden verwendeten Begriff *comitatus*⁹⁶. Die Diözesen und weltlichen Untergliederungen des Reichs waren samt ihrer Grenzen hinreichend bekannt. Bei einer *descriptio regni*, wie sie im Vorfeld des Teilungsvertrags erstellt wurde, genügte wohl die stichwortartige Nennung, um im kollektiven Bewusstsein der Zeitgenossen die zugehörigen Raumvorstellungen abzurufen⁹⁷. Ein gutes Beispiel hierfür bietet die Aufteilung Frieslands: »von Friesland zwei Drittel« erhielt Ludwig der Deutsche, Karl der Kahle dagegen »von Friesland ein Drittel«⁹⁸. Die drei Teile Frieslands samt ihren Grenzen scheinen den Zeitgenossen bekannte Größen gewesen zu sein. Bereits Karl der Große hatte durch seine »Lex Frisionum«⁹⁹ das friesische Gebiet anhand der Flüsse Vlie, Laubach, Sinkfal und Weser beschrieben. Zu beachten gilt, dass gemäß dieser Definition Ludwig zwei der drei Teile Frieslands besaß. Gegenstand der Teilung von 870 war demnach nur ein Drittel von Friesland, begrenzt durch den Binnensee Almere und die Maas. Von diesem wiederum erhielt Karl der Kahle den südlichen Teil, der durch den Fluss Vlie begrenzt wurde¹⁰⁰. Beim Vertrag von Meerssen griff man nur in Fällen auf die Angabe von Flüssen als Grenzmarkierung zurück, in denen Grafschaften durchtrennt wurden¹⁰¹. Jedoch sollten Flüsse nicht als »natürliche Grenze«, sondern eher als Anhaltspunkt für eine dynamische Grenzziehung verstanden werden¹⁰². Für die Bewohner der Grenzregion war der Grenzverlauf durch die Anführung der Ortsangaben durchaus bekannt und besaß regional eine gesteigerte Relevanz. Daraus lässt sich gleichzeitig erklären, aus welchen Gründen eine ausführliche schriftliche Fixierung in einem Vertragswerk hinfällig erschien: Es war nicht im Sinne der Herrscher, eine exakte Trennlinie zwischen zwei Herrschaftsgebieten zu ziehen, die es genau zu definieren galt. Es bestand keine Notwendigkeit, den Grenzverlauf noch exakter als durch die *descriptio regni* bereits geschehen zu fixieren, da die Grenzen auf regionaler Ebene – und hier waren sie in erster Linie von Bedeutung – als hinreichend bekannt vorausgesetzt werden konnten.

- lungen und Beiträge zur historischen Komparatistik, 7), S. 43–70, bes. S. 45; Karl Ferdinand WERNER, *Naissance de la noblesse. L'essor des élites politiques en Europe*, Paris 1999, S. 164 f.
- 96 Vgl. Jens SCHNEIDER, *Raum und Grenze. Vergleichende Überlegungen zur Entwicklung im mittelalterlichen Reich*, in: Marion PICKER, Véronique MALEVAL, Florent GABAUDE (Hg.), *Die Zukunft der Kartographie. Neue und nicht so neue epistemologische Krisen*, Bielefeld 2013, S. 177–197, hier S. 179. Derartige Ordnungsbegriffe müssen nicht unbedingt ein definiertes Gebiet umfassen, sondern können auch rein landschaftliche Bezeichnungen sein; vgl. HENZE, *Kartographische Darstellung der Westgrenze* (wie Anm. 84), S. 213.
- 97 Jens Schneider bezeichnet dieses Grenzverständnis als *Interface*: SCHNEIDER, *Raum und Grenze* (wie Anm. 96), S. 188. Diese Sichtweise findet sich bereits bei Bernard GUENÉE, *La géographie administrative de la France à la fin du Moyen Âge: élections et bailliages* (1961), in: DERS. (Hg.), *Politique et histoire au Moyen Âge. Recueil d'articles sur l'histoire politique et l'historiographie médiévale* (1956–1981), Paris 1981 (Publications de la Sorbonne. Série réimpressions, 2), S. 41–71, hier S. 52. Mit der Bedeutung von Orten für die Definition von Räumen beschäftigt sich ausführlich Jens SCHNEIDER, *Punkte im Raum. Zur Bedeutung von Orten für die Ausbildung von Herrschaft*, in: *Territorium, Raum und Politik* (Textsammlung im Rahmen des ANR-DFG-Projekts »Territorium«), Tübingen 2012: <http://hdl.handle.net/10900/47061> (14.03.2016), S. 1–29, bes. S. 27–29.
- 98 MGH Capit. 2 (wie Anm. 12), S. 194 f.: *de Frisia duas partes et de Frisia tertiam partem*.
- 99 *Lex Frisionum*, ed. Karl August ECKHARDT, Albrecht ECKHARDT, Hannover 1982 (MGH Fontes iuris, 12), S. 34–37.
- 100 Vgl. HENZE, *Kartographische Darstellung der Westgrenze* (wie Anm. 84), S. 237; SCHNEIDER, *D'empires et de frontières* (wie Anm. 89), S. 1196 f.
- 101 Vgl. HENZE, *Kartographische Darstellung der Westgrenze* (wie Anm. 84), S. 218 f.
- 102 Zur Problematisierung des Konzepts der »natürlichen Grenze« siehe SCHNEIDER, *D'empires et de frontières* (wie Anm. 89), S. 1188–1190, 1205.

2. Die Kaiserfrage

Doch dies ist nicht der einzige inhaltliche Aspekt, der gegen die unmittelbare Notwendigkeit einer Vertragsurkunde spricht. Neben der Aufteilung des lotharingischen Erbes rückte die Frage um die Nachfolge im Kaisertum ins Zentrum der Aufmerksamkeit. Das italienische Reich unter Ludwig II. und die damit verbundene Kaiserkrone waren erstmals im Vorvertrag von Metz durch Ludwig den Deutschen und Karl den Kahlen zum Interessensgegenstand erklärt worden¹⁰³. Beide Brüder erhoben gleichermaßen Anspruch auf die Nachfolge¹⁰⁴. Die Situation spitzte sich beim Vertragsschluss von Meerssen zu, da Ludwig II., der Sohn Lothars I., keinen legitimen Nachfolger vorweisen konnte. Die beiden fränkischen Könige versuchten, bereits bei der Teilung des Mittelreichs eine gute Ausgangslage für einen möglichen Romzug zu erlangen, mit dem Ziel, im Falle des Ablebens ihres Neffen den Papst jeweils vor dem Konkurrenten zu erreichen. In der uns überlieferten *formula divisionis* finden sich Hinweise auf die Vorbereitung dieses Unterfangens, aber auch auf offene Fragen, obwohl nach außen hin der Anschein der Übereinstimmung erweckt wurde. Aufmerksamkeit verdient in diesem Zusammenhang zunächst ein Passus in der Auflistung Ludwigs des Deutschen:

»Zu diesem Teil fügten wir zur Wahrung des Friedens und der Freundschaft noch folgendes hinzu: Die Stadt Metz mit der Abtei des hl. Petrus und des hl. Martinus und die Grafschaft an der Mosel, mit allen darin befindlichen herrschaftlichen und vasallitischen Gütern¹⁰⁵.«

Insbesondere die Erwähnung von Metz, das als Symbol für die Krönung Karls des Kahlen zum König von Lotharingen im Jahr 869 gelten kann, verdient hier besondere Aufmerksamkeit. Hinkmar von Reims hatte bereits in seiner Rede anlässlich dieser Feierlichkeiten Karl durch Annahme des Königstitels in die direkte Nachfolge seines Vaters, Kaiser Ludwigs des Frommen, gestellt, dessen Grab sich in Metz befand. Damit sollte Karls Anspruch auf die Kaiserkrone auch zum Zeitpunkt der Meerssener Teilung und darüber hinaus legitimiert werden. Den Königstitel behielt er weiterhin¹⁰⁶, doch die Stadt Metz als kaiserliches Symbol musste er an seinen Bruder Ludwig abgeben, auch wenn mit Bischof Adventius einer seiner Gefolgsmänner den Stuhl innehatte. In dieser Frage herrschte wohl bis zuletzt Uneinigkeit, was durch die exponierte Stellung der Worte und den Hinweis, dies sei nur geschehen, um den Frieden zu wahren, unterstrichen wird. Im Gegenzug musste Ludwig Abstriche hinsichtlich des prestigeträchtigen Ortes Aachen in Kauf nehmen. Zwar blieb mit der *abbatia de Aquis* das Grab Karls des Großen und der Ort der Krönungen Ludwigs des Frommen und Lothars I. weiterhin im Besitz des ostfränkischen Herrschers. Aber Karl der Kahle erhielt mit Lüttich den für Aachen zuständigen Bischofssitz und darüber hinaus vermutlich einen gewissen Anteil der Ländereien, die für die Versorgung der Pfalz vorgesehen waren¹⁰⁷.

103 Vgl. BIGOTT, Ludwig und die Reichskirche (wie Anm. 26), S. 145.

104 Ludwig der Deutsche strebte die Kaiserwürde für seinen Sohn Karlmann an, um interne Auseinandersetzungen im ostfränkischen Reich zu beruhigen; vgl. SCHIEFFER, Karolingisches Großreich (wie Anm. 8), S. 146.

105 MGH Capit. 2 (wie Anm. 12), S. 194: *Super istam divisionem propter pacis et caritatis custodiam superaddimus istam adiectionem: civitatem Mettis cum abbatia Sancti Petri et Sancti Martini et comitatu Moslensi, cum omnibus villis in eo consistentibus, tam dominicatis quam et vassallorum.*

106 Die Urkundendatierungen wurden regelmäßig um den Passus *successio regni Hlotharii* ergänzt; siehe Thomas BAUER, Lotharingen als historischer Raum. Raumbildung und Raumbewusstsein im Mittelalter, Köln u. a. 1997 (Rheinisches Archiv, 136), S. 634 f.

107 Vgl. MÜLLER u. a., Pfalz und »vicus« Aachen in karolingischer Zeit (wie Anm. 91), S. 380–382.

Bemerkenswert ist eine weitere Textpassage, die als Ardennenklausel in die Geschichte eingegangen ist:

»[...] ferner von den Ardennen so, wie die Ourthe zwischen Beflingen und Thommen entspringt und in die Maas mündet, und weiter geradenwegs in den Bidgau, je nachdem das unsere gemeinsamen Abgesandten genauer festlegen (vorbehaltlich dessen, was von Condroz östlich der Ourthe liegt), sowie die Abteien Prüm und Stablo mit allen herrschaftlichen und Vasallengütern¹⁰⁸.«

Der Bereich der Ardennen sollte demnach entlang des Verlaufs der Ourthe geteilt werden, die zwischen Bellaing und Thommen entspringt und in die Maas mündet. Während Ludwig das Territorium rechts der Ourthe und Karl das linksseitige Ufer (*ex hac parte*) erhielt, blieb die Frage um die Grenzziehung entlang der Maas bei Vertragsschluss ohne Klärung. Darauf deutet der Teilsatz hin, wonach eine gemeinsam zusammengestellte Gesandtschaftskommission (*missi*) den endgültigen Verlauf bestimmen sollte. Hoyoux interpretiert die Worte *sicut recta via* dahingehend, dass Karl der Kahle eine Wegroute, die nahe der Ourthe nach Bitburg verlief, als Grenze in Betracht zog, Ludwig dagegen den Flussverlauf selbst¹⁰⁹. Die Gesandten sollten zu einer gerechten Lösung übereinkommen, was jedoch bis zum Zeitpunkt des Vertragsschlusses ausgeblieben war. Dabei gab es allerdings zwei Ausnahmen, die bereits vorab geregelt wurden. Zum einen sollte die Grafschaft Condroz ungeteilt an Karl fallen, also auch der östlich des Flusses gelegene Teil. Zum anderen – und das erscheint in unserem Zusammenhang weitaus wichtiger – sollten die Abteien Prüm und Stablo samt zugehörigem Besitz an Ludwig gehen. Durch die explizite Nennung im letzten Teilsatz der Aufzählung zu Ludwigs künftigen Besitzungen sollte vermutlich verhindert werden, dass sie aufgrund der zu bestimmenden Grenzziehung durch die Gesandten letztlich doch noch an Karl fallen könnten¹¹⁰. Insbesondere Prüm ist für unseren Kontext von Bedeutung. Hier lag Kaiser Lothar I., der älteste der Söhne Ludwigs des Frommen, begraben¹¹¹. Dieses Grab hob Prüm in den Rang eines kaiserlichen Ortes, dessen Symbolwert Ludwig der Deutsche wiederum als Legitimation für seine Ansprüche auf die Kaiserwürde heranziehen wollte. Beide Könige versuchten Traditionslinien zu bilden und damit ihre Ansprüche auf die Kaisernachfolge geltend zu machen, sowohl Karl der Kahle durch das Führen des lotharingischen Königstitels, als auch Ludwig der Deutsche durch die Inbesitznahme der prestigeträchtigen Orte Prüm und Metz.

Darauf aufbauend verdient die Grenzziehung an der Burgundischen Pforte eingehende Würdigung. Wie im Bereich der Ardennen reichte hier eine Bestimmung des Grenzverlaufs durch die Nennung von territorialen Begriffen, die ein lokales Bewusstsein für den definierten Raum generierten, nicht aus. Auf Wunsch beider Herrscher sollte dieser Grenzabschnitt noch exakter definiert werden. Zunächst ist der Blick auf das Gebiet der Vogesen zu richten. Karl erhielt das Bistum Toul wie auch die Grafschaft, in der Toul lag. Ludwig wurde mit den Abteien

108 MGH Capit. 2 (wie Anm. 12), S. 194: *de Arduenna, sicut flumen Urta surgit inter Bislang et Tumbas ac decurrit in Mosam, et sicut recta via pergit in Bedensi, secundum quod communes nostri missi rectius invenerint – excepto quod de Condrusto est ad partem orientis trans Urtam – et abbatias Prumiam et Stabolau cum omnibus villis dominicatis et vassallorum.*

109 Vgl. HOYUUX, La clause ardennaise (wie Anm. 6), S. 10; GORISSEN, Encore la clause ardennaise (wie Anm. 6), S. 2 betont den Stellenwert der Arbeit der Kommission, die zu diesem Zeitpunkt noch nicht abgeschlossen scheint; Hoyoux stuft ihn hingegen eher niedrig ein.

110 Vgl. HOYUUX, La clause ardennaise (wie Anm. 6), S. 13.

111 Lothar hatte vor seinem Tod den Willen geäußert, dort bestattet zu werden; vgl. Gerd HAGEDORN, Der Klostereintritt Kaiser Lothars I., sein Tod und sein Grab in Prüm, in: Lothar I. Kaiser und Mönch in Prüm. Zum 1150. Jahr seines Todes, Prüm 2005 (Veröffentlichungen des Geschichtsvereins Prümer Land, 55), S. 189–221, bes. S. 196–204.

Bonmoutier, Étival, Saint-Dié, Moyonmoutier und Remiremont bedacht, die in eben jenem Bistum lagen. Die Stadt Toul, die dem Westfrankenreich zukam, befand sich demnach in einem Gebiet, das zu großen Teilen dem Ostfrankenreich gehören sollte. Im Umkehrschluss erhielt Karl das Vogesenkloster Senones, das sich in der Grafschaft Chaumont befand, die wiederum Ludwig zugehörig war¹¹².

Noch deutlicher zeigt sich diese eigenartige Form der Grenzziehung im Portois, einem Gebiet im Bereich von Ognon und Sâone, das Karl erhalten sollte. Die zugehörigen Abteien Luders und Luxeuil aber gingen an den ostfränkischen König. Karl der Kahle erhielt die Stadt und das Erzbistum Besançon, Sainte-Marie und Saint-Martin in der Bischofsstadt sowie die Abtei Saint-Claude. Ludwig wurde die Grafschaft, in der Besançon lag, zugesprochen und mit ihr zahlreiche Abteien, wie Baume-les-Dames, Château-Chalon, Faverney, Mouthier-Haute-Pierre, Poligny und Vaucluse. Wie im Bereich der Vogesen wurde der Besitz in der Burgundischen Pforte geradezu zerstückelt, klare Verhältnisse schien man vermeiden zu wollen¹¹³. Ferdinand Lot hat diese Aufteilung als wenig durchdacht bezeichnet, da wichtige Städte wie Besançon oder Toul von ihrer unmittelbaren Umgebung abgetrennt wurden¹¹⁴. Dagegen lässt sich hinter dieser zunächst eigenartig anmutenden Grenzziehung ein pragmatischer Grund erkennen. Die Ambitionen beider Kontrahenten auf die Kaiserkrone spielten dabei eine maßgebliche Rolle: In der Region liegt mit dem Großen Sankt Bernhard einer der am besten passierbaren Alpenpässe; das konnte entscheidend sein, wenn man möglichst schnell zum Papst nach Rom gelangen wollte. Beide Seiten hofften, sich diese Option offenzuhalten, und versuchten deshalb, möglichst viele Zugangswege zu beanspruchen. Bereits 847 nutzte Kaiser Lothar I. den Großen Sankt Bernhard-Pass, um über die Alpen nach Italien zu ziehen¹¹⁵. Karl der Kahle wählte ebenfalls diesen Übergang, zweimal im Jahr 875 und einmal 877; beim letzten Romzug wurde allerdings der Rückweg über den Mont Cenis gewählt¹¹⁶. Dass die merkwürdige Grenzziehung im burgundischen Raum mit dem Versuch der Sicherung der Alpenüberquerung zu erklären

112 Hinzu kommt, dass Senones zum Bistum Metz gehörte, das dem Ostfrankenreich zugeschlagen wurde. Vgl. BÜTTNER, Geschichte des Elsass (wie Anm. 9), S. 135.

113 Vgl. *ibid.*, S. 136; PARISOT, Royaume de Lorraine (wie Anm. 7), S. 371–373, bes. S. 376. Thomas Zotz bezeichnet dies als »gemischte Lösung«: Thomas ZOTZ, Das Elsaß – ein Teil des Zwischenreichs?, in: Hans-Walter HERRMANN, Reinhard SCHNEIDER (Hg.), Lotharingia. Eine europäische Kernlandschaft um das Jahr 1000, Saarbrücken 1995 (Veröffentlichungen der Kommission für Saarländische Landesgeschichte und Volkskunde, 26), S. 49–70, hier S. 61.

114 Vgl. LOT, Naissance de la France (wie Anm. 5), S. 463. Peter Classen weist darauf hin, dass sich die Grenzziehung in dieser Region bei allen Teilungen und Teilungsplänen (im 8. und 9. Jahrhundert) stets recht kompliziert gestaltete: Peter CLASSEN, Karl der Große und die Thronfolge im Frankenreich, in: Festschrift für Hermann Heimpel, Bd. 3, hg. v. Max-Planck-Institut für Geschichte, Göttingen 1972 (Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte, 36), S. 109–134, hier S. 123 (ND in: DERS., Ausgewählte Aufsätze, hg. von Josef FLECKENSTEIN, Sigmaringen 1983 [Vorträge und Forschungen, 27], S. 205–229, hier S. 219).

115 Vgl. Herbert ZIELINSKI, Ein unbeachteter Italienzug Kaiser Lothars I. im Jahre 847, in: Quellen und Forschungen aus italienischen Archiven und Bibliotheken 70 (1990), S. 1–22, hier S. 15, Anm. 71.

116 BÖHMER-ZIELINSKI, Regnum Italiae (wie Anm. 21), Nr. 475, 478 für 875, Nr. 517, 519, 520 für 877. Eine Auflistung der Alpenüberquerungen über die beiden Pässe bei Konrad SCHROD, Reichsstraßen und Reichsverwaltung im Königreich Italien (754–1197), Stuttgart 1931 (Beiheft zur Vierteljahrschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, 25), S. 8–11. Zu dem genauen Hergang im Jahr 877 vgl. Herbert ZIELINSKI, Reisegeschwindigkeit und Nachrichtenübermittlung als Problem der Regestenarbeit am Beispiel eines undatierten Kapitulars Lothars I. von 847 Frühjahr (846 Herbst?), in: Paul-Joachim HEINIG (Hg.), Diplomatische und chronologische Studien aus der Arbeit an den Regesta Imperii, Köln, Wien 1991 (Regesta Imperii. Beihefte, 8), S. 37–49, hier S. 44, Anm. 29, sowie die Kartenskizze S. 49.

ist, lässt sich zusätzlich durch die Tatsache stützen, dass im September 871 – ein Jahr nach Vertragsschluss – Ludwig der Deutsche auf die falsche Kunde vom Tod Ludwigs II. hin umgehend seinen Sohn Karl in diese Region entsandte. Karl der Kahle erschien nahezu zeitgleich persönlich in Besançon¹¹⁷.

In der Frage der Kaisernachfolge herrschte Uneinigkeit unter den Vertragspartnern, keine Seite war zu Zugeständnissen bereit. Über den Zugang zum Großen Sankt Bernhard konnte in der ritualgeprägten Welt des Mittelalters nicht mit letzter Endgültigkeit entschieden werden, ohne dass eine der beiden Seiten als unterlegen gegolten hätte. Daher wurde das Gebiet im Vorfeld des Alpenpasses in beschriebener Art und Weise verteilt. Die Frage der Kaisernachfolge wurde damit nicht geregelt, ihre Entscheidung nur aufgeschoben. Die komplexe Grenzziehung diente nicht zuletzt dazu, diese Tatsache zu verschleiern. Der Konflikt wurde ausgeklammert, sozusagen vertagt, um den Frieden und den Vollzug der Teilung nicht zu gefährden. Öffentlich wurde Übereinstimmung inszeniert, die Gleichrangigkeit der Könige durch die eingangs thematisierten Aspekte des Inselvertrages zelebriert. Nach Vertragsschluss wurden gar Münzen geprägt, die den Namen Ludwigs und das Monogramm Karls trugen, um diese Einigkeit demonstrativ zur Schau zu stellen¹¹⁸. Die ungeklärten Sachverhalte aber blieben unangetastet. Auch aus inhaltlicher Sicht erscheint es daher unwahrscheinlich, dass ein Vertragsdokument verfasst wurde. Wohl keine der beiden Seiten besaß Interesse an einer schriftlichen Fixierung offener Fragen in einem Rechtsdokument – und ihre endgültige Klärung war ohne Gesichtsverlust einer Seite nicht möglich.

VIII. Fazit

Bislang herrschte die Vorstellung, dass im Zuge der Meerssener Teilung von 870 ein schriftlich formuliertes Rechtsdokument entstanden sei. Beim Versuch, diese Annahme zu hinterfragen, wurde deutlich, dass der Bericht der »Annales Bertiniani« weitaus mehr Rückschlüsse auf die Vertragspraxis des Frühmittelalters zulässt, als dies die ältere Forschung angenommen hat. Gerade aus den lang andauernden Verhandlungen im Vorfeld des eigentlichen Vertragsschlusses lassen sich weitreichende Erkenntnisse gewinnen. In der ritualgeprägten Welt des frühen Mittelalters wurden strittige Fragen zwischen zwei Herrschern unter Einbeziehung der Großen ihrer Reiche geklärt. Das *colloquium secretum*, das vertrauliche Gespräch fernab der Öffentlichkeit, war Grundvoraussetzung für die Lösung inhaltlicher Konflikte. Diese konnte anschließend in einer öffentlichen Inszenierung (*colloquium publicum*) präsentiert und der hergestellte Konsens betont werden. Beim eigentlichen Zusammentreffen spielten ostentative Elemente wie die Anzahl der Begleiter oder die Regelung des Versammlungsortes eine bedeutende Rolle. Größtmögliche Neutralität und Gleichrangigkeit sollten nach außen hin symbolisiert werden.

Vor diesem Hintergrund erscheint die Ausstellung einer förmlichen Vertragsurkunde unwahrscheinlich. Sowohl inhaltliche wie formale Gründe lassen bezweifeln, dass es sich bei dem in den »Annales Bertiniani« überlieferten Text um den Auszug aus einem solchen Schriftstück handelt. Zunächst zur inhaltlichen Seite: Grenzen waren in frühmittelalterlicher Zeit für die Bewohner einer Region von großer Bedeutung, und die Menschen waren sich des Grenzver-

117 Diese Auffassung wird vertreten von BÜTTNER, Geschichte des Elsass (wie Anm. 9), S. 137; ZOTZ, Das Elsaß – ein Teil des Zwischenreichs (wie Anm. 113), S. 61.

118 Eine beispielhafte *alliance monétaire*; als Prägeorte wurden neben der Königspfalz (*Palatina Moneta*) Maastricht (*in vico Trijecto*), Huy (*in vico Hoio*) und Visé (*in vico Viosato*) genannt, alle samt Orte, die nicht weit von Meerssen gelegen sind; siehe Arthur ENGEL, Raymond SERRURE, *Traité de numismatique du Moyen Âge*, Bd. 1: *Depuis la chute de l'Empire Romain d'Occident jusqu'à la fin de l'époque carolingienne*, Paris 1891, S. 241.

laufs durchaus bewusst. Die Herrscher jedoch waren in der Regel nicht daran interessiert, ihre Reiche durch eine exakte, trennscharfe Grenze zu definieren. Eine schriftliche Festlegung in einem Vertragstext mag deshalb keiner der beiden Seiten notwendig erschienen sein. Die Grenzfrage spielte zudem für die Nachfolge im Kaisertum eine Rolle: Beide Könige hofften, im Bereich der Burgundischen Pforte eine möglichst gute Ausgangslage für die Alpenüberquerung über den Großen Sankt Bernhard zu erreichen, um schneller als der jeweilige Konkurrent nach Rom zu gelangen. Zum Zeitpunkt des Vertragsschlusses konnte jedoch diese Frage ohne Gesichtungsverlust eines der beiden Partner öffentlich nicht verhandelt, geschweige denn eindeutig darüber verfügt werden. Kaum denkbar scheint, dass die Frage Eingang in einen Vertragstext hätte finden können. Durch eine überaus kleinteilige, aber undurchsichtige Grenzziehung wurde die Kaiserfrage verschleiert, ihre Entscheidung damit ausgeklammert.

Der mündliche Akt besaß im 9. Jahrhundert Rechtskraft. Den beschriebenen Symbolhandlungen kam eine größere Bedeutung zu als einer schriftlichen Fixierung des Vertragsgegenstands. Man verzichtete jedoch nicht gänzlich auf Schriftlichkeit. In den Vorverhandlungen wurden aus pragmatischen Gründen Aufzeichnungen verfasst, um den Diskurs unter den Gesandtschaften zu erleichtern und unbedachte Äußerungen bei der öffentlichen Inszenierung zu vermeiden. Wahrscheinlich handelt es sich bei dem uns vorliegenden Text der »Annales Bertiniani« um eine *descriptio regni*, ein Relikt aus den Verhandlungen also, das der Dokumentation diene und keinen urkundlichen Charakter besaß. Hinkmar von Reims, der Zugriff auf Schriftstücke des königlichen Hofes hatte, empfand diesen Text offenbar als überlieferungswürdig und nahm ihn in seine Annalen auf. Sie stellen keinen offiziellen Bericht dar; der Erzbischof verwendete sie immer wieder zur Rechtfertigung eigener Positionen. So scheint es auch in vorliegendem Fall denkbar, dass Hinkmar die *descriptio regni* anführte, um die Stellung des Erzbistums Reims abzusichern. Durch den Gewinn von Cambrai war es in seiner Einheit wiederhergestellt worden – ein Erfolg, den Hinkmar ein Jahr zuvor nur knapp verfehlt hatte.

Die Übereinkunft von Meerssen hatte zwar nur neun Jahre Bestand und wurde in ihrer Bedeutung als Grundstein für die Entwicklung zweier Nationalstaaten von früheren Historikergenerationen überbewertet. Dank der »Annales Bertiniani« können wir heute jedoch auf diese reichhaltige Quelle zurückgreifen, die für die Frage nach dem Zustandekommen eines Vertrags einen zeitgenössischen Blickwinkel und damit eine neue Perspektive bietet.

LES ALLEMANDS À LA BATAILLE DE POITIERS (1356)

L'érudition de lecteurs attentifs nous a permis d'enregistrer additions et corrections à apporter à notre ouvrage sur «Les prisonniers de la bataille de Poitiers», et ce peu de mois après sa parution; mais plus récemment, en écoutant Werner Paravicini au colloque de Berbiguières sur les mercenaires et routiers et en nous intéressant de plus près au voyage de Prusse¹, nous avons eu l'occasion de rencontrer deux «nouveaux» prisonniers allemands et de mieux comprendre l'importance des sources héraldiques et singulièrement des armoriaux Bellenville² et de Gelre³ dans leurs récentes éditions par Michel Popoff et Michel Pastoureau. Cela n'est pas de nature à changer radicalement ce que l'on sait de l'ost de Jean II en 1356, mais certainement de reconsidérer les éléments germaniques, présents dans les deux camps et déjà bien identifiés par Fritz Trautz⁴; même s'ils ont un rôle d'appoint dans ces combats, nous ne pouvons que souscrire au souhait de Joseph P. Huffman de ne pas laisser l'Allemagne et les Allemands en dehors du champ d'observation à propos, entre autres, de la guerre de Cent Ans⁵.

Il s'agit aussi de remettre sur le métier les autres sources où il est question de ces Allemands et d'abord le récit de Froissart, dont nous avons pu remarquer qu'il montre les prisonniers des Allemands étroitement enchaînés⁶, détails repris de Jean le Bel qui les accuse encore plus explicitement de brutalité et de n'avoir *pitié ni mercy pour les crestiens gens d'armes*⁷, en bref d'être en marge de la courtoisie guerrière. L'édition du manuscrit d'Amiens par George T. Diller⁸ conjugée aux ressources de «The Online Froissart»⁹ permet désormais de tirer profit d'un maximum de versions des chroniques de Froissart.

- 1 Mercenaires au Voyage de Prusse, dans: Guilhem PEPIN, Françoise LAINÉ, Frédéric BOUTOULLE (dir.), Routiers et mercenaires pendant la guerre de Cent ans, Bordeaux 2016 (Scripta Mediaevalia, 28), p. 277–303. Voir aussi Werner PARAVICINI, Die Preußenreisen des europäischen Adels, 2 vol., Sigmaringen 1989–1995.
- 2 Michel POPOFF, Michel PASTOUREAU (éd.), L'armorial Bellenville. Fac-similé du manuscrit Français 5230 conservé au Département des Manuscrits Occidentaux de la Bibliothèque Nationale de France, Paris 2004.
- 3 ID., L'armorial de Gelre, Paris 2012.
- 4 Die Könige von England und das Reich, 1272–1377, Heidelberg 1961, p. 372–374; Françoise BÉRIAC-LAINÉ, Chris GIVEN-WILSON, Les prisonniers de la bataille de Poitiers, Genève, Paris 2002, p. 251.
- 5 The Social Politics of Medieval Diplomacy. Anglo-German Relations (1066–1307), Ann Harbor 2000, voir en particulier p. 17–18 (introduction historiographique).
- 6 BÉRIAC-LAINÉ, GIVEN-WILSON, Les prisonniers (voir n. 4), p. 215.
- 7 Françoise BÉRIAC-LAINÉ, Les prisonniers de guerre en Europe occidentale (XIV^e et XV^e siècles). Massacre, échange ou rançon, dans: Sylvie CAUCANAS, Rémy CAZALS, Pascal PAYEN (dir.), Les prisonniers de guerre dans l'histoire. Contacts entre peuples et cultures, Toulouse 2003, p. 114–115.
- 8 Froissart, Chroniques. Livre I, le manuscrit d'Amiens, t. 3: Depuis la bataille de Crécy jusqu'au mariage du duc de Bourgogne avec Marguerite de Flandre (1346–1369), éd. George T. DILLER, Genève 1992.
- 9 <http://www.hrionline.ac.uk/onlinefroissart/> (15/03/2016). L'édition est dirigée par Peter Ainsworth et Gottfried Croenen.

Quelques simples hommes d'armes enterrés chez les Jacobins de Poitiers

Les différents manuscrits de Froissart citent la »bataille des Allemands« avec les comtes de Sarrebruck, Nassau et Nidau, au sein de l'avant-garde française commandée par les deux maréchaux et nous avons relevé la présence de possibles Allemands parmi les soldats morts sur le champ de bataille et enterrés chez les frères mendiants de Poitiers. Nous avons utilisé une liste de chevaliers et écuyers inhumés dans deux couvents¹⁰, publiée en 1524 dans les »Annales d'Aquitaine« de Jean Bouchet¹¹; elle ne disait hélas rien de la localisation exacte des tombes mais nous disposons d'autres versions plus détaillées des mêmes documents, publiées par un antiquaire, Antoine-René Thibaudeau, en 1783¹². Il importe de comprendre l'organisation de ces recensions pour mieux situer nos »Allemands«.

Pour les Dominicains, Thibaudeau a copié deux listes outre celle de Bouchet: une en latin que Bouchet avait traduite et qui était alors en très mauvais état, et une en français »faite dans le même temps«¹³. Il a consulté une notice de 1754, due peut-être à un archiviste ou bibliothécaire, signalant les différences entre la version française et la version latine et estimant que »ce catalogue n'a été fait que cinquante-trois ans après la bataille: encore peut-on dire qu'il a été écrit plus tard, si l'on fait attention que l'acte qui suit ce catalogue n'a été écrit que cent dix ans après la bataille«¹⁴. Comprenons que la liste figurait dans un cahier ou registre entre un acte daté de 1409 et un autre de 1466, ce qui donne une indication sur la date de sa copie mais nullement de sa composition. Si elle se situe au XV^e siècle, elle peut avoir été demandée par le duc de Berry ou par le roi Charles VII ou par un des évêques de Poitiers, personnages alors fort proches de la cour¹⁵, mais elle a dû avoir lieu beaucoup plus tôt pour comporter tant d'identifications précises, ne pouvant venir que des sceaux, papiers et cottes d'armes trouvés sur les cadavres ou bien des indications de survivants. Mais il devait y avoir surtout des morts non identifiés, transportés vers la ville dès le départ des Anglo-Gascons¹⁶ ou inhumés provisoirement sur place. Thibaudeau signale que »plusieurs autres corps occis en cette bataille par licence de l'Official de Poitiers et du maire de ladite ville, furent amenés en charrette par lesdits Frères Mineurs, en ladite ville de Poitiers et enterrés en de grands fossés, en leur cimetièrre qui est hors l'Église, le jour de Saint-Valentin, audit an 1356 (= 14 février 1357 n. s.), et furent faits obsèques honorables par toutes les Églises et monastères, aux dépens des bons bourgeois d'icelle dite ville«. Le 14 février 1357 n. s. correspond forcément à la fin d'un long processus. Toutes les institutions religieuses

10 BÉRIAC-LAINÉ, GIVEN-WILSON, Les prisonniers (voir n. 4), p. 72.

11 Chez Jacques Bouchet et Enguilbert Marnef à Poitiers, dernière édition du vivant de l'auteur à Paris en 1557. Le travail de cet érudit n'a qu'une valeur limitée sur le plan historique, sauf comme c'est le cas ici lorsqu'il cite des documents ou des monuments de Poitiers; cf. Jennifer BRITNELL, Jean Bouchet, Édimbourg 1986, p. 120 et n. 37.

12 Abrégé de l'histoire du Poitou contenant tout ce qui s'est passé de remarquable dans cette province depuis le règne de Clovis jusqu'au commencement de ce siècle, Paris, Poitiers 1783, p. 415–431.

13 Thibaudeau a manifestement modernisé l'orthographe au moins des prénoms de la liste en français (Jehan > Jean), comme il l'a fait pour la liste de Bouchet.

14 THIBAUDEAU, Abrégé (voir n. 12), p. 424–425.

15 Laurent VALLIÈRE, Karine CORRE, Christiane LEMÉ, Édouard BOUYÉ, Diocèse de Poitiers, Turnhout 2008 (Fasti Ecclesiae Gallicanae, 10), p. 146–171.

16 Les Anglais ne s'étaient que peu éloignés le 20 septembre 1356, pour enterrer leurs morts, soigner les blessés et parer au plus urgent, cela n'a pas dû empêcher quelques religieux de Poitiers de venir eux aussi vaquer à la dernière œuvre de miséricorde corporelle mais les Anglais ne quittèrent les environs que le 23 septembre; pour le dernier état de la question voir Peter HOSKINS, Dans les pas du Prince Noir. Le chemin vers Poitiers 1355–1356, Paris 2011, p. 255–256.

dotées d'un cimetière ont été mises à contribution¹⁷. Cette œuvre de miséricorde était due à tous, mais la famille des gens de renom demandait sans doute plus qu'une simple dalle dans une église.

Le texte le plus sûr pour les Jacobins semble la liste en latin, à contrôler par la version de Bouchet qui a consulté un original peut-être encore en bon état. Cette liste correspond à un circuit depuis le chœur de l'église, les chapelles de la Madeleine, des Apôtres et de la Vierge, puis dans la nef jusqu'à la porte de l'église¹⁸; de là, on passe dans le cloître du côté du dortoir, avec un crochet dans la salle capitulaire, puis vers l'autre côté du cloître et pour finir dans l'église, par une porte probablement à l'ouest de la nef. La fin du texte signale trois fosses communes mal localisées. L'auteur transcrit les noms gravés sur les dalles ou, à défaut, décrit un écu. Ce périple allant de la partie la plus sacrée de l'église aux galeries du cloître reflète plus ou moins la hiérarchie sociale des défunts, les plus grands seigneurs étant dans le chœur avec le duc de Bourbon et les autres dans les chapelles, la nef ou aux quatre coins du cloître.

On ne saurait dire quand a été composée la liste des soldats inhumés chez les Franciscains, connue dans deux versions: celle de Bouchet¹⁹ dérivant d'un original disparu et une sous forme de «tableau» de vélin affiché chez les Cordeliers du temps de Thibaudeau et au bas duquel on lisait qu'il avait été refait en 1630²⁰. Son schéma hiérarchique (grands nobles, chevaliers, écuyers) signale un document élaboré sur le même modèle que la liste latine du couvent des Jacobins mais avec une orthographe modernisée. Il n'y a pas d'hommes signalés comme «allemands» ou de Lorraine chez les Cordeliers et seulement trois chez les Jacobins auxquels on peut ajouter deux autres possibles Allemands. Ils figurent dans une partie de la liste où seule la version de Bouchet ne comporte pas de lacune. Dans la séquence où l'ordre des noms diffère, un numéro entre parenthèses indique leur succession.

BOUCHET, Annales (voir n. 11), fol. XVr col. 1–2, XVv col. 1.	Liste latine, THIBAudeau, Abrégé (voir n. 12), p. 420–421. [dans la galerie du cloître en face de la salle capitulaire après la porte de la cuisine]
<i>Messire Jean Droym, de Mets en Lorraine</i>	[...] <i>Item, post eos Dominus Drouin, de Metz en Lorraine</i> [...] Dans la même galerie, entre le puits et la porte du cimetière:
<i>Un Allemand nommé Erroys Pincerne</i>	[...] <i>Item, post eum, unus Allemanus vocatus Eroys Pincerne.</i> [...]
Messire Louis Descrinel	<i>Item, post eos Dominus Ludovicus Destomel</i>

17 THIBAudeau, Abrégé (voir n. 12), p. 431. La date indiquée doit correspondre à la fin d'un processus qui a été forcément long.

18 Dans cette partie la version de Bouchet n'est guère différente, mais sans indications topographiques.

19 BOUCHET, Annales (voir n. 6), fol. XIVv–XVr.

20 THIBAudeau, Abrégé (voir n. 12), p. 426–431.

	Dominus [...]
	Dominus [...]
<i>Messire Jehan de Almaigne</i>	
Le seigneur de Spraingy	
Messire Huguers de Tinctes	
Le seigneur de Saint Gildart	
	[dans l'église sous la porte de l'escalier, sans une fosse, liste lacunaire d'ordre différent de celle de Bouchet:]
	Dominus [...]
Messire Henry de Launoy	Dominus de Launo
	Odrins Gerardus
Messire Girard de Helchemances	Dominus de Helchemances
<i>Messire Gourrad Guenif</i> (1)	<i>Dominus Gonrardus Guenif</i> (1)
	[...]
<i>Messire Vipert Beau</i> (2)	<i>Dominus Ceipertus l'Eau</i> (3)
Messire Henry Michiver (3)	
Messire Jehan de Brie (4)	
Messire Raoul Seil (5)	Radulfus Seil (2)
	Dominus Henricus (Michiver ?) (4)
	[...]

En 2001, nous avons déjà entrevu un »Heinrich« ou »Erhard Schenk« derrière *Eroys Pincerne*²¹. *Vipert* correspondrait assez bien à »Viprecht/Weiprecht«²², *Gourrad Genif* pourrait être un »Konrad Gymnich«²³, ou bien »van Genip« ou »Gennep«²⁴. Le nom de Schenk (*pincer-na*, bouteiller, échanson) qui désigne l'un des quatre offices dont s'entouraient princes et grands seigneurs, renvoie aux origines de la basse noblesse allemande dans la ministérialité. Les frères prêcheurs de Poitiers ont fait leur possible avec des noms pour le moins exotiques et le résultat n'est pas si mauvais puisque l'on devine encore quelque chose sur une copie de copie, mais l'identité de ces morts reste quelque peu fantomatique.

21 BÉRIAC-LAINÉ, GIVEN-WILSON, Les prisonniers (voir n. 4), p. 251. Schenk est le nom d'au moins deux familles nobles allemandes; PASTOUREAU, POPOFF (éd.), L'armorial Bellenville (voir n. 2), n^{os} 467, 471 et 279, 1419.

22 Nous remercions Werner Paravicini pour cette identification et les suivantes.

23 Famille du duché de Juliers, près d'Aix-la-Chapelle, à l'origine peut-être des ministériaux de l'archevêque de Cologne.

24 Pays-Bas, prov. du Limbourg, près de Nimègue, ancien duché de Clèves; PASTOUREAU, POPOFF (éd.), L'armorial Bellenville (voir n. 2), n^{os} 724, 1130.

Deux autres Allemands faits prisonniers

En revanche, »Les louanges des preux chevaliers« insérées au début de l'armorial du héraut Gelre²⁵ racontent les aventures et faits d'armes de deux chevaliers allemands bien identifiés et assez chanceux pour avoir été seulement capturés à Poitiers: Rutger Raitz et Daniel van der Meerwede. Ce texte porte sur une douzaine de chevaliers et comtes allemands qui s'étaient illustrés par des aventures militaires en Prusse ou à Chypre, de dangereux pèlerinages en Terre sainte et divers combats. Les poèmes 1 à 11 ont été copiés vers 1395–1402 mais d'après des manuscrits plus anciens. Seule la première section portant sur de simples gentilshommes de Rhénanie est à prendre en compte ici: Heinrich von Öfte († 1376) du comté de la Marck; Rutger Raitz († 1369) de Cologne; Dietrich von Elner († 1357/1361) de la région de Berg; Daniel VI van der Meerwede († 1379/1388) de Hollande. »Ritterliches Rheinland« par Werner Paravicini fournit une étude critique avec d'abondants compléments documentaires sur les trois premiers²⁶.

Chaque notice commence par un éloge (longuement allégorique pour Raitz) et se termine par la description de l'écu. Après avoir déclaré que Raitz était un poursuivant zélé de dame Humilité, de dame Bienveillance et de dame Vertu, l'auteur dit qu'il a combattu durant quarante-trois ans. Le récit débute par sa bravoure à la bataille de Cassel (1328), du côté français²⁷; après quelques combats en Frise, Raitz commence une série de voyages qui le conduisent en Prusse au cours de trente-deux hivers ainsi que trois étés en Livonie. Il va aussi en Terre sainte. Il est probablement à la solde de grands seigneurs au cours de ses voyages d'hiver ou d'été contre les païens des pays Baltes et l'on devine aisément que l'été il s'employait comme mercenaire, principalement au service du roi de France²⁸. Glorieuses aventures entrecoupées de quelques déboires et une mort obscure dans un désastre militaire sont les deux faces d'une même réalité pour ces gens d'armes toujours en quête de solde²⁹.

Aller à l'aventure et choisir son camp

L'aventure individuelle pour la gloire et l'argent ne se déroule pas dans un ailleurs romanesque mais dans un contexte où les rois de France et d'Angleterre mobilisent des alliés dans l'Ouest des pays d'Empire. Les Valois se tournent vers le comte de Savoie³⁰, vers Jean de Luxembourg ou l'évêque de Liège, Édouard III principalement vers le comte de Hainaut et le duc de Brabant.

Des Allemands des deux côtés

Raitz ne combattit pas sous la bannière du roi de France dès le début de la guerre de Cent Ans mais seulement à partir de Crécy (1346); le poème cite les nombreuses victimes de la bataille dont le roi de Bohême, Jean de Luxembourg³¹. Les vers suivants sont un peu moins clairs.

25 Texte édité et traduit dans ID. (éd.) *L'armorial de Gelre* (voir n. 3), p. 72–76 pour Raitz; sur ce poème on se reportera à Léon JÉQUIER, *Les louanges des preux chevaliers de l'armorial du héraut Gelre*, dans: *Schweizer Archiv für Heraldik. Archivum heraldicum* 106 (1992), p. 28–29.

26 Werner PARAVICINI, *Ritterliches Rheinland*. 13. Sigurd Greven-Vorlesung, Cologne 2009.

27 *Ibid.*, p. 11. Raitz avait alors 18 ans.

28 *Ibid.*, p. 11–12, 21–22.

29 ID., *Mercenaires au Voyage de Prusse* (voir n. 1), p. 277–280.

30 Françoise LAINÉ, *Gens d'armes »savoyards« guerroyant en Gascogne en 1338–1341: des alliés du roi de France*, dans: PÉPIN, LAINÉ, BOUTOULLE (dir.), *Routiers et mercenaires* (voir n. 1), p. 242–244.

31 *Dair no streit het se Kirsy, / Do vil blevent der heren vry; / Durdh rechter eeren ghere. / Do vergoos siin edel bloet: / Van Behem Jan der Kunninc goet, / Ind vil grooser heeren, / Hertsoghen, greven, dienstman, / Die ich genennen nyet en kan; / God moes die zielen eeren.* Voir POPOFF,

*Tse Thoriins, op Haspegowwen,
Mocht man dien werden ritter scowwen,
Doe Lwtghe in Hoy verloren,
Do wert der heelt tso derre stont,
Ziin wired lliif zelve gewont,
Dat mocht man ofenboren.*

»À Tournai près de la Hesbaye, on put voir ce chevalier, lorsque Liège et Huy furent perdues, le héros lui-même fut blessé. Cela, on peut le publier³².« Au prix d'un raccourci hardi, le siège de Tournai (été 1340)³³ télescope la bataille de Vottem (19 juillet 1346), perdue contre les fantasins des villes de Liège et de Huy par la cavalerie de l'évêque Engelbert de la Marck, conduite par les comtes de la Marck, de Berg, de Namur et de Luxembourg³⁴. Ce retour en arrière après la bataille de Crécy (26 août 1346)³⁵ masque élégamment le fait que Raitz devait être parmi les mercenaires allemands du comte de Hainaut qui assiégeaient Courtrai avec les Anglais et Flamands et qui furent bien déçus de n'être pas correctement payés par Édouard III et que Raitz passa ensuite au service d'un allié du roi de France, en la personne de l'évêque de Liège³⁶. En 1340 à Tournai, Heinrich von Öfte était aussi parmi les mercenaires allemands recrutés par Édouard III; il avait pris part à l'attaque contre Honnecourt l'année précédente et lui aussi finit par servir l'évêque de Liège³⁷.

Les premiers recrutements des mercenaires allemands ont été surtout le fait d'Édouard III, directement ou par le truchement de son allié le comte de Hainaut, dans la logique des manœuvres diplomatiques de 1336–1337³⁸. L'ouvrage, maintenant ancien, de Henry S. Lucas retrace l'engagement des ducs (de Brabant, de Gueldre), des comtes (de Hainaut, Juliers, etc.) envers le roi d'Angleterre et leur défection progressive, mais ne cite pas de chefs militaires allemands de rang non princier³⁹; pour trouver plus de détails en particulier sur les hommes d'armes attirés par un fief de bourse, il faut se tourner vers les indications de Fritz Trautz. La diète de Coblenche en septembre 1338, où l'empereur Louis de Bavière a conféré le vicariat d'Empire à Édouard III, a été l'occasion de contacts décisifs. Le roi d'Angleterre a rencontré l'archevêque Walram von Jülich (Walerans de Juliers 1332–1349) et le margrave de Juliers, à Bonn et à

PASTOUREAU (éd.), l'armorial de Gelre (voir n. 3), p. 73; PARAVICINI, Ritterliches Rheinland (voir n. 26), p. 12, 21.

32 POPOFF, PASTOUREAU (éd.), l'armorial de Gelre (voir n. 3), p. 73, 75.

33 Jonathan SUMPTION, *The Hundred Years War*, vol. 1: *Trial by Battle*, Londres 1999, p. 449–458.

34 Jean le Bel, *Chronique*, éd. Jules VIARD, Eugène DÉPREZ, Paris 1904–1905, t. 1, p. 220, t. 2, p. 139–140; Nicole CHAREYRON, Jean le Bel: le Maître de Froissart, grand imagier de la Guerre de cent ans, Bruxelles 1996, p. 38; Kelly DEVRIES, *Infantry Warfare in the Early Fourteenth Century: Discipline, Tactics, and Technology*, Woodbridge, Rochester 1996, p. 150–154.

35 Ces textes prennent facilement quelques libertés avec la chronologie; cf. JÉQUIER, *Les louanges* (voir n. 25), p. 28–29.

36 Geneviève XHAYET, *Réseaux de pouvoir et solidarités de parti à Liège au Moyen Âge (1250–1468)*, Genève 1997, p. 403.

37 PASTOUREAU, POPOFF (éd.), *L'armorial de Gelre* (voir n. 3), p. 69; PARAVICINI, *Ritterliches Rheinland* (voir n. 26), p. 7; SUMPTION, *Trial by Battle* (voir n. 33), p. 283. Les »Louanges« insistent sur une autre bataille avec des pertes sévères à Tournai (?), juste après un épisode à Liège, ce qui doit être une inversion chronologique.

38 SUMPTION, *Trial by Battle* (voir n. 33), chap. VII (»Grand strategye«), particulièrement p. 185–201.

39 *The Low Countries and the Hundred Years' War, 1326–1347*, Ann Harbor 1929.

Coblence et il a recruté divers chevaliers, mais le nom de Raitz ne paraît pas parmi eux⁴⁰; sans doute notre Colonais suivait-il la bannière d'un homme de rang plus élevé.

Raitz était très lié au comte de Hainaut et de Hollande qui l'avait soldé en Prusse dans l'hiver 1336–1337 et en 1343–1344 avec ses frères Dietrich et Heinrich, mais ce lien n'avait rien d'exclusif et il fut à la solde de beaucoup d'autres en Prusse et en Lituanie⁴¹. Il s'agissait pour Raitz, von Öfte et leurs pareils d'être payés; les déboires financiers d'Édouard III dès 1339–1340 ne lui permirent pas de fixer durablement ces hommes d'armes venus en nombre à son service⁴². »Les louanges des preux chevaliers« ne connaissent d'itinéraires qu'individuels, mais le passage de divers mercenaires allemands du camp des alliés du roi d'Angleterre à celui de ses adversaires a dû être le fait plutôt de petits groupes ou de bannières entières. La défaite de Philippe VI à Crécy les renvoya au moins provisoirement vers d'autres cieux. D'autres chevaliers de Cologne se sont peut-être mis directement au service du roi de France, l'archevêque Walram s'était en effet engagé en 1332 envers Philippe VI et son fils aîné à les aider *es marches de l'empire* contre Robert d'Artois ou contre le duc de Brabant, en leur fournissant 200 hommes d'armes, leurs gages étant à la charge du roi de France; dès son élection, son successeur Wilhelm von Gennep (1349–1362) avait souscrit des obligations analogues, sans toutefois s'engager sur une aide militaire. On remarquera la similitude de patronyme entre ce prélat et un des chevaliers allemands tombés à Poitiers. Entretemps, en 1337, un chevalier colonais, Johann Quatermart, avait reçu un fief de bourse substantiel de Philippe VI et s'était engagé à lui fournir, ainsi qu'au duc de Normandie, tous les hommes d'armes qu'il pourrait, et ce aux gages du roi; en 1350, c'est le tour de Konstantin vom Horn, un familier de l'archevêque de Cologne, de promettre une aide de 25 hommes d'armes⁴³. Bien que vassal de l'archevêque, Raitz n'avait pas suivi cette voie, mais il appartenait à un milieu sujet à des sollicitations contradictoires, chacun ou chaque groupe étant amené à des choix peut-être surtout de circonstances. Après 1347, Raitz dut voyager et guerroyer en Prusse ou en Lituanie et ensuite en Hollande avant de revenir au service du roi de France; il serait resté trois étés (!) à assiéger Saint-Jean (d'Angély), à combattre en Gascogne, Normandie et Saintonge. Quelques faits d'armes sont montés en épingle: mériter d'entrer le premier, bannière déployée dans la ville de *la Mothe* et un combat très rude contre les Anglais devant Marmande⁴⁴.

En 1356, Daniel van der Meerwede, probablement venu avec le comte Gérard de Berg ou quelque autre chef allemand, au service du duc de Brabant Wenceslas de Luxembourg, eut la chance de n'être ni tué, ni blessé, ni capturé à la bataille de Scheut près de Bruxelles (17 août),

40 TRAUTZ, *Die Könige von England* (voir n. 4), p. 269–271 et n. 156. Sur les hommes de l'archevêque de Trèves recrutés début 1339, *ibid.*, p. 273 et n. 168. Édouard III a aussi maintenu le contact avec l'archevêque de Cologne par des messagers; cf. Bryce LYON, *Communication during medieval warfare: the campaign of Edward III of England in the Low Countries (1338–1340)*, dans: *Handelingen der Maatschappij voor Geschiedenis en Oudheidkunde te Gent* 53/1 (1999), p. 66, 69. Édouard III, a pu aussi se procurer des liquidités à Cologne et à Strasbourg; cf. Edmund B. FRYDE, *Financial Resources of Edward III in the Netherlands, 1337–40* (2nd part), dans: *Revue belge de philologie et d'histoire* 45 (1967), p. 1145, 1165, 1212.

41 PARAVICINI, *Ritterliches Rheinland* (voir n. 26), p. 21.

42 SUMPTION, *Trial by Battle* (voir n. 33), chap. VIII–X, »Cambrai and the Thiérache«, p. 273–290. Sur les contingents allemands au service d'Édouard III fin 1339 cf. TRAUTZ, *Die Könige von England* (voir n. 4), p. 293 et n. 286.

43 ROLF GROSSE, *Allianz- und Lehnverträge Kölner Erzbischöfe und Ritter mit dem französischen König. Eine Edition von Vertragstexten aus dem Pariser Nationalarchiv (14. Jahrhundert)*, dans: Hanna VOLLRATH, Stefan WEINFURTER (dir.), *Köln. Stadt und Bistum in Kirche und Reich des Mittelalters. Festschrift für Odilo Engels zum 65. Geburtstag*, Cologne 1993, p. 624–640.

44 PASTOUREAU, POPOFF (éd.), *L'armorial de Gelre* (voir n. 3), p. 73; PARAVICINI, *Ritterliches Rheinland* (voir n. 26), p. 12.

car les cavaliers purent échapper aux Flamands victorieux⁴⁵. Sans doute lui et ses compagnons passèrent-ils immédiatement après à la solde de Jean II; en tout cas, un mois plus tard et 700 km plus loin, ce jeune chevalier participa à une seconde déroute avec un résultat nettement moins heureux pour lui: il se retrouva prisonnier. Daniel van der Meerwede ne revint que bien plus tard à la solde du roi de France, lorsqu'après un voyage en Espagne et au Maroc (vers 1372?), il eut à payer une rançon à un Anglais pour la seconde fois⁴⁶. Poitiers ne fut pas non plus la dernière bataille livrée par Raitz dans le camp français, car »Les Louanges des Preux chevaliers« signalent son décès en 1369 dans un combat à *Aerd*, justement à la solde du roi de France⁴⁷. Werner Paravicini propose de l'identifier avec *messire Rogiers de Coulogne*, personnage que Froissart disait être de Vermandois et qu'il saluait comme *bons chevaliers en tous estas* en évoquant sa mort lors d'un accrochage entre Français et Anglais, fin août 1369, près de Berg Tournehem, localité juste à côté d'Ardres⁴⁸. Cette ultime péripétie expliquerait que »Les louanges des Preux chevaliers«, juste avant de commencer l'énumération de ses combats, le félicitent pour son engagement persistant au service du roi de France⁴⁹. Le fils homonyme de Rutger Raitz a aussi servi les Valois une quinzaine d'années plus tard⁵⁰. Raitz n'était effectivement jamais resté plus longtemps à la solde de quiconque⁵¹ et il fallait bien sacrifier au lieu commun de la fidélité constante à un seigneur; en fait, Raitz n'avait qu'un seul seigneur, *stricto sensu*: l'archevêque de Cologne⁵². En 1356, sur le champ de bataille de Poitiers, quelques Allemands combattaient également aux côtés des Anglo-Gascons⁵³, tout comme à Cocherel en 1364 des Gascons figuraient dans les deux camps. Au moins deux de ces hommes sont bien connus dans les recueils héraldiques: *Bernard von Zedeles* est Bernard von Zedlitz († 1383) de l'est de la Saxe ou de Silésie⁵⁴; *Thuderik van Dalle* correspond à Dietrich van Dael, un chevalier de la région de Hagen en Westphalie dont on perd la trace après 1366, date à laquelle il était au service de Charles V⁵⁵.

45 Sergio BOFFA, *Warfare in medieval Brabant, 1356–1406*, Woodbridge 2004, p. 6.

46 PASTOUREAU, POPOFF (éd.), *L'armorial de Gelre* (voir n. 3), p. 86, séquence chronologique confuse.

47 *Der ritter is gaer willichliich, / Bider cronen van Vrancricch, / Bleven gaer getruwe [...], / Bi Aerden do he bleif, Int Jaer ons Heren doe men screif / Sinen datum, al openbaer, / Dusent ioor bi-sondert / Inde dair toe drie hondert.* »Le chevalier est resté de très bon cœur auprès de la couronne de France et lui est resté fidèle [...] il succomba à Aerden en l'an de Notre-Seigneur lorsqu'on écrivit 1369«; PASTOUREAU, POPOFF (éd.), *L'armorial de Gelre* (voir n. 3), p. 74, 76.

48 PARAVICINI, *Ritterliches Rheinland* (voir n. 26), p. 35 et n. 105.

49 *Der ritter is gaer willichliich, / Bider cronen van Vrancricch, / Bleven gaer getruwe; / Do he ge-laessen haet den liif, / Des turret siin trout zelich wüif, / Met yammer ind met ruwe*; POPOFF, PASTOUREAU (éd.), *L'armorial de Gelre* (voir n. 3), p. 74; PARAVICINI, *Ritterliches Rheinland* (voir n. 26), p. 35 et n. 105.

50 *Ibid.*, p. 37.

51 Néanmoins le comte de Hollande a payé sa rançon lorsqu'il fut capturé au cours d'un pèlerinage à Sainte-Catherine du Sinaï; POPOFF, PASTOUREAU (éd.), *L'armorial de Gelre* (voir n. 3), p. 75; PARAVICINI, *Ritterliches Rheinland* (voir n. 26), p. 12, 21.

52 *Ibid.*, p. 31–34.

53 TRAUTZ, *Die Könige von England* (voir n. 4), p. 372–373 et n. 190; BÉRIAC-LAINÉ, GIVEN-WILSON, *Les prisonniers* (voir n. 4), p. 292–293.

54 PASTOUREAU, POPOFF, *L'armorial Bellenville* (voir n. 2), n° 516 avec des références à d'autres armoriaux. Le margrave de Brandebourg comptait parmi les alliés d'Édouard III; cf. SUMPTION, *Trial by battle* (voir n. 33), p. 199, 282, 285, 287.

55 PASTOUREAU, POPOFF (éd.), *L'armorial de Gelre* (voir n. 3), n°s 499, 1717, avec des références à d'autres armoriaux. Voir aussi PARAVICINI, *Ritterliches Rheinland* (voir n. 26), p. 37 et n. 115.

»*Alemans français*« contre »*Haynuier englois*«⁵⁶: *un rude combat*

Un autre chevalier à la solde d'Édouard III, Frank de Halle, qui n'a probablement pas pris part à la bataille de Poitiers, illustre une situation différente relevant probablement de l'exception, car ce fils cadet du seigneur de Perwers en Brabant, venu pour la première fois en Angleterre pour les fêtes de Windsor en 1344, est entré au service du roi d'Angleterre de façon durable. Il exerça des commandements militaires importants dans le duché d'Aquitaine, allant bien au-delà de prouesses épisodiques sur un champ de bataille, et fut un utile intermédiaire avec le Brabant. Cet engagement lui valut l'honneur insigne de devenir chevalier de la Jarretière en septembre 1359⁵⁷. Eustache d'Auberchicourt – un des héros favoris de Froissart, aussi bien pour la bataille de Poitiers que pour d'autres épisodes – vient d'horizons proches de ceux de Halle; il est le fils d'un seigneur hennuyer en relation étroite avec la cour de Hainaut comme celle d'Angleterre depuis 1326–1331. On le connaît mieux désormais, aussi bien pour ses campagnes en France après 1365 que pour la période précédente⁵⁸. Richard Barber a remis en question une longue tradition érudite⁵⁹ distinguant, parmi les chevaliers de la Jarretière, Sanset ou Sauset d'Auberchicourt, élu chevalier de la Jarretière en 1348 et mort peu après de la peste, d'un frère cadet homonyme; il montre qu'entre 1345 et 1355, on ne perd jamais la trace de *Sausset*, *Sance*, *Stacy* ou *Tassin* d'Auberchicourt dans la documentation anglaise et que ce n'est qu'après que paraît *Eustache*. Du coup, Richard Barber propose de ne faire qu'un seul homme avec ces deux séries d'attestations, même si cela implique quelque incohérence dans la succession des premiers chevaliers de la Jarretière, de toute façon assez mal documentée⁶⁰.

Selon Froissart, qui travestissait probablement en parade chevaleresque⁶¹ le choix des éclaireurs pour une patrouille chargée de repérer les Français et l'escarmouche qui en découla, Auberchicourt mena une joute contre un chevalier »allemand« de la route du comte de Nassau, nommé Louis de Recombes ou Retombes. Le choc fut si violent que les deux cavaliers vidèrent les étriers; comme Recombes, grièvement blessé avait du mal à se relever, Auberchicourt voulut l'attaquer à nouveau mais cinq autres Allemands vinrent à sa rescousse et encerclèrent Auberchicourt qui devint leur prisonnier. Mais pour peu de temps, car l'avant-garde anglaise mit les comtes allemands en déroute et délivra Auberchicourt. Dans ces épisodes apparemment anecdotiques, Froissart tisse un parallèle implicite avec les faits d'armes d'un des principaux héros chevaleresques de la journée de Poitiers: James Audley, un autre des vingt-six chevaliers de

56 Cette expression vient du manuscrit de Toulouse, bibl. mun., ms. 511, fol. 128v, dans: The Online Froissart (voir n. 9), http://www.hrionline.ac.uk/onlinefroissart/browse.jsp?img0=i&pb0=Tou_128v&GlobalMode=facsimile&div0=ms.f.transc.Tou&disp0=pb&panes=1 (15/03/2016).

57 Hugh E. L. COLLINS, *The Order of the Garter, 1348–1461: Chivalry and Politics in late Medieval England*, Oxford 2000, p. 57, 91, 300; Richard BARBER, *Edward III and the Triumph of England: The Battle of Crécy and the Company of the Garter*, Londres 2013, p. 302, 515–516.

58 Philippe CHARON, *Princes et principautés au Moyen Âge: l'exemple de la principauté d'Évreux 1298–1412*, p. 794–795, notice n° 15; BARBER, *Edward III and the Triumph of England* (voir n. 57), p. 404, 422, 442, 447, 452–455, 457, 465.

59 George-Frederick BELTZ, *Memorials of the Order of the Garter, from Its Foundation to the Present Time*, Londres 1841, p. 91; Juliet VALE, *Edward III and chivalry: chivalric society and its context, 1270–1350*, Woodbridge 1982, p. 83–84; COLLINS, *The Order of the Garter* (voir n. 57), p. 14, 39 n., 42, 54, 121, 153 n., 289.

60 BARBER, *Edward III and the Triumph of England* (voir n. 57), p. 55, 299–300, 312, 499–510 (appendice 2 sur Eustace/Sauchet d'Auberchicourt).

61 *Ibid.*, p. 436. Néanmoins Geoffroy le Baker lui aussi raconte qu'il y avait des jouteurs (*astiludiatori*) devant les deux avant-gardes mais sans citer leurs noms, pas plus que ceux d'hommes d'armes allemands; Edward Maunde THOMPSON (ed.), *Chronicon Galfridi Le Baker, de Swynebroke*, Oxford 1889, p. 147; *The Chronicle of Geoffrey le Baker of Swinbrook*, ed. Richard William BARBER, Woodbridge 2012, p. 126.

la Jarretière⁶², que le prince de Galles autorisa à quitter sa compagnie pour combattre au premier rang.

Le nom de l'adversaire d'Auberchicourt a connu quelques avatars curieux que Gottfried Croenen a eu le talent de mettre au clair pour nous. La popularité de la traduction des chroniques de Froissart par Thomas Johnes (1805) a fait la fortune d'une transcription malheureuse changeant *Recombes* en *Coucibras*, nom sous lequel ce chevalier allemand connaît une notoriété pérenne chez les collectionneurs de figurines. Comme Johnes a traduit, pour le premier livre, une version abrégée due probablement au copiste du manuscrit de Toulouse⁶³, ce dernier et le manuscrit de Glasgow fournissent un début d'explication à ce curieux nom de *Coucibras* pour avoir transformé *Recombes* en *Comcombes*⁶⁴ ou *Concombez*⁶⁵.

Le manuscrit d'Amiens, pourtant peu prolixe sur ces épisodes, décrit le blason de *Recombes* comme un écu d'argent à cinq roses de gueules⁶⁶; l'armorial Bellenville, réalisé alors que le comté de Berg était devenu duché, montre cet écu parmi ceux des vassaux du duc de Berg mais sans lui associer de nom⁶⁷; la nouvelle édition par Michel Pastoureau et Michel Popoff permet néanmoins de l'identifier à celui de Gottschalk von Stommel (fl. 1392–1397), fils de Ludwig mort en 1370⁶⁸, membre d'une famille chevaleresque des environs de Cologne, et initialement sous le marquis (puis duc) de Juliers. Mais nous ne saurions affirmer que le personnage décédé en 1370 est l'éphémère héros de Poitiers ou un de ses frères ou cousin homonyme, car la liste que donne Thibaud de gens enterrés dans le couvent des Jacobins de Poitiers comporte un *dominus Ludovicus Destomel*, appelé *Louis Descrinel* dans la version de Jean Bouchet. On devine assez bien quelles incertitudes graphiques peuvent être à l'origine des deux lectures : entre le «c» ou «t», un «r» bouclé ou un «o» et trois petits jambages devant le «el» final. Le travestissement de *Stommel* en *Ret/combes* est un mystère plus épais mais, à tout prendre, l'indication héraldique de Froissart, même incomplète (les Stommel portaient d'argent à cinq roses de gueules boutonnées du champ et pointées de sinople, rangés en croix), pèse peut-être plus lourd qu'un nom germanique écorché par le chroniqueur.

62 COLLINS, *The Order of the Garter* (voir n. 57), p. 289.

63 Godfried CROENEN, Sofie LOOMANS, Scribes or Copy Editors? Scribal Behaviour and the Production of Manuscript Versions of Jean Froissart's Chronicles in Fifteenth-Century Paris, dans: *The Online Froissart* (voir n. 9), <http://www.hrionline.ac.uk/onlinefroissart/apparatus.jsp?type=intros&intro=f.intros.GC-SLo> (15/03/2016).

64 Toulouse, bibl. mun., ms. 511, fol. 128v; cf. ci-dessus n. 56. *Comcombes* aussi dans un manuscrit plus récent, BnF, ms. fr. 2651, fol. 211v. Références fournies par Godfried Croenen que nous remercions; il nous a aussi signalé un dernier avatar qui en dérive dans les manuscrits bourguignons de la seconde moitié du XV^e siècle: *Combres* (BnF, ms. fr. 2643, fol. 207v et Paris, bibl. de l' Arsenal, ms. 5187, fol. 171v), tandis qu'un manuscrit de la même période (BnF, ms. fr. 2666, fol. 15v), généralement très proche de l'édition incunable de Vérard (vers 1495), donne *Concombes*.

65 Glasgow, University Library, Ms. Hunter 42, fol. 110r, référence fournie par Godfried Croenen.

66 Froissart, éd. DILLER, *Le manuscrit d'Amiens* (voir n. 8), p. 105–106, 108.

67 Léon JÉQUIER, *L'armorial Bellenville*, Paris 1983, p. 137 (= fol. 50r).

68 PASTOUREAU, POPOFF (éd.), *L'armorial Bellenville* (voir n. 2), fol. 50r = n° 1154 identifie cet écu (d'argent à cinq roses de gueules boutonnées du champ et pointées de sinople, rangés en croix) et renvoie à Anton FAHNE, *Geschichte der Kölnischen, Jülichischen und Bergischen Geschlechter*, t. 1, Cologne, Bonn 1848, p. 413–420 et Johann KÖLLEN, Hans KISKY, Robert STEIMEL, *Siegel und Wappen, Burgen und Schlösser im Landkreis Köln*, Cologne 1966, p. 182–184. Gelre ignore Stommel. Jean-Théodore DE RAADT, *Sceaux armoriés des Pays-Bas et des pays avoisinants*, t. 3, Bruxelles 1900, p. 482–483 a le même écu que Bellenville, mais pour Mathias Stommel en 1321 (frère cadet de Louis), avec la brisure d'un lambel à cinq pendants, chacun chargé de trois besants.

Les versions plus développées des chroniques de Froissart sur la journée de Poitiers comportent aussi le blason d'Auberchicourt⁶⁹ et également un dialogue entre le prince de Galles et Audley; de tels passages et ceux qui évoquent l'altercation entre John Chandos (autre membre de la première compagnie de la Jarretière) et Jean de Clermont à propos de la devise brodée de la *Bleue damme* ont quelque parenté avec les récits héroïques des hérauts⁷⁰. Froissart connaît l'héraldique mais, comme le remarque Michael Huxtable, il ne décrit les blasons que des personnages lui semblant exemplaires ou dignes de passer à la postérité⁷¹. Par la suite, Auberchicourt participa aux pires violences en Champagne, et sans doute s'agit-il du seul chevalier de la Jarretière de cette époque à être aussi manifestement un authentique routier⁷².

Froissart continue à suivre ses aventures en leur donnant le tour le moins défavorable possible, mais les chevaliers lorrains et allemands sortent de son champ d'intérêt. Raitz, blessé et fait prisonnier à Poitiers⁷³, de même que Daniel van der Meerwede⁷⁴, eurent du moins la chance de ne pas aller rejoindre leurs compagnons d'armes dans le cimetière des Jacobins, victimes de la furieuse déroute de l'avant-garde française. Le nom de ces hommes d'armes allemands n'attira pas l'attention des hérauts qui faisaient la liste des belles prises, fièrement transmise par des lettres du prince de Galles ou de ses compagnons, pas plus qu'il n'intéressa les chroniqueurs français qui, en fait de prisonniers allemands, n'allèrent pas au-delà de quelques comtes⁷⁵. Leur sort fut celui des captifs sans aucun intérêt comme otages politiques: libérés contre rançon au bout manifestement de quelques mois. En tout cas Meerwede a repris du service sous la bannière du duc de Brabant début mai 1357⁷⁶, Raitz s'est remis et, dans l'hiver 1357-1358, alors qu'il a 46-47 ans, on le revoit en Prusse⁷⁷.

69 Hermine à deux haimades de gueules. BnF, ms. fr. 2663, fol. 186r; Besançon, bibl. d'étude et de conservation, ms. 864, fol 172v; Chicago, Newberry Library, Case Ms. f37, vol. 1, fol. 157v; Toulouse, bibl. mun., ms. 511, fol. 128v; Austin, Harry Ransom Humanities Research Center, Pre-1700 ms. 48, vol. 1, fol. 172r; New York, Morgan Library, ms. M.804, fol 128r), etc., dans : The Online Froissart (voir n. 9) (consulté mars-septembre 2015); Froissart, Chroniques, éd. Siméon LUCE, t. 4 (depuis le siège de Calais jusqu'à la prise de Breteuil et aux préliminaires de la bataille de Poitiers), Paris 1873, p. 35.

70 Peter F. AINSWORTH, Heralds, heraldry and the colour blue in the Chronicles of Jean Froissart, dans: Eric KOOPER (dir.), The medieval chronicle: proceedings of the 1st international conference on the medieval chronicle, Amsterdam, Atlanta 1999, p. 40-55.

71 Michael HUXTABLE, Of Device as Device: The Narrative Functioning of Armorial Displays in Froissart's Chronicles, dans: Postgraduate English. A Journal and Forum for Postgraduates in English Postgrad 18 (2008), p. 5.

72 BARBER, Edward III and the Triumph of England (voir n. 57), p. 358-359, 393.

73 *Door no, mit menlicher vliit, / Was tse Peutieurs in den striit, / Do kunninck Jan nyder lach, / Die man nant van Vrancruich. / Do zach man striden vientlich, / Do hoort man maichen herden slach, / Dat is birvent luden kont. / He wart ghvangen ind gewont / Der ritter vri van moede; / Siin liif menlichen tsoe greif / Mit eeren do gevanghen bleif, / Do bi den edelen bloede;* cf. PASTOUREAU, POPOFF (éd.), L'armorial de Gelre (voir n. 3), p. 73.

74 *Bi kunninc Jan van Vrancruic, / Mit hem in Peutiers in den striit, / Dair he wonden die pende wuit / Ontfinc, dair in den herden kiven / Ende moeste doir gevanghen bliven;* *ibid.*, p. 82.

75 BÉRIAC-LAINÉ, GIVEN-WILSON, Les prisonniers (voir n. 4), p. 62-78.

76 Alphonse VERKOOREN, Inventaire des chartes et cartulaires des duchés de Brabant et de Limbourg et des pays d'Outre-Meuse, t. 2: 1312-1383, Bruxelles 1961-1962, n° 465.

77 PARAVICINI, Ritterliches Rheinland (voir n. 26), p. 21.

Conclusion

Le recoupement de toutes les sources confirme une évidence: coté anglais comme côté français des gens d'armes »allemands« viennent, vers 1340–1360, de Westphalie et des »Pays-Bas«, la Lorraine et la zone alémanique fournissant des soldats plutôt au roi de France⁷⁸. Dans le camp du Prince Noir, il ne s'agit pas d'une présence massive mais plutôt d'individus ou de petits groupes que les chroniqueurs ne signalent pas, alors qu'ils identifient bien une route d'Allemands dans l'avant-garde française; la situation n'est pas très différente dans l'armée d'Henri V pour sa campagne d'Azincourt⁷⁹; vers 1339–1340, les »Allemands« étaient plutôt avec Édouard III; en 1356, ils ont la malchance d'être avec Jean II.

Reste que les Allemands (avérés ou possibles) enterrés chez les Jacobins de Poitiers se comptent sur les doigts d'une main, alors que la liste copiée par Bouchet comprend plus de 80 noms; la confrontation entre les différentes versions et avec le récit de Froissart n'a pas sensiblement changé le résultat d'ensemble. On ne remarque personne de haut rang parmi les Allemands ayant trouvé la mort, car leurs chefs ont été faits prisonniers; faut-il penser que la proportion de prisonniers a été forte aussi chez les simples hommes d'armes⁸⁰? Nous ne saurions dire si les gens enterrés dans les deux couvents mendiants de Poitiers forment un échantillon représentatif; les cavaliers de l'avant-garde ne sont pas tombés au même endroit que les hommes d'armes démontés de la bataille du roi et nous ignorons tout de la façon dont s'est opérée la collecte des corps, mais le groupe de cavaliers allemands dans l'avant-garde des maréchaux ne devait pas être si considérable. Raitz et van der Meerwede, trop minces personnages en 1356 pour mériter l'attention des chroniqueurs, jouissent d'une renommée posthume purement germanique et ne tenant pas particulièrement à la bataille de Poitiers; aucun n'a occupé de commandement important ni de position influente à la cour du roi de France lui donnant quelque visibilité en dehors de ses horizons ancestraux. Leur notoriété tient à une vie relativement longue, à une accumulation de faits d'armes et d'aventures et à leur appartenance au milieu des habitués du voyage de Prusse.

Le cas de ces hommes d'armes montre l'intérêt des sources héraldiques et tout le profit qu'il y a à revisiter systématiquement les anecdotes charriées par les différentes versions des chroniques de Froissart. Le caractère plutôt sommaire des indications de Froissart sur les chevaliers allemands témoigne des limites de son information: méridionaux et gens des pays d'Empire au-delà du Brabant et du Hainaut n'y sont assez souvent que des comparses éphémères, aux noms écorchés, transformés en surnoms (Ourry l'Allemand, Roger de Cologne) ou carrément oubliés quand il ne s'agit pas de comtes. Ce n'est pas tant une affaire linguistique que l'effet d'une focalisation sur le conflit franco-anglais, ses acteurs permanents et ses prolongements directs. Cela vaut bien évidemment aussi pour bien d'autres chroniqueurs français et également anglais de cette période. On n'en concevra que plus d'estime pour les compilateurs des grands armoriaux liés au voyage de Prusse, capables de mettre en œuvre de façon systématique et avec une exactitude remarquable des informations touchant des hommes venus de quatre coins de l'Europe, en les classant peut-être avec moins de rigueur que les nobles allemands. Le langage du blason met certes à l'abri des vicissitudes de la traduction et des difficultés de prononciation, mais les noms associés aux écus ont connu un sort moins incertain que celui de Stommel chez Froissart ou dans les listes dressées dans le couvent des Jacobins de Poitiers. Ces armoriaux sont œuvres de rigueur. Il s'agit là d'une référence incontournable, alors que les mobilisations

78 BÉRIAC-LAINÉ, GIVEN-WILSON, Les prisonniers (voir n. 4), p. 292–293; LAINÉ, Gens d'armes »savoyards« (voir n. 30), p. 243–247.

79 Arnd REITEMEIER, Außenpolitik im Spätmittelalter. Die diplomatischen Beziehungen zwischen dem Reich und England 1377–1422, Zürich 1999, p. 108, 279–280.

80 BÉRIAC-LAINÉ, GIVEN-WILSON, Les prisonniers (voir n. 4), p. 42–45.

pour des opérations d'envergure vont très au-delà des zones proches du théâtre d'opérations. Pour autant, les textes narratifs associés à ces monuments appellent un maniement prudent, et pas seulement pour leurs approximations chronologiques, car ils adoptent un biais vassalique et chevaleresque déformant la logique des carrières militaires et escamotant leurs aspects mercenaires. Comme l'a démontré Werner Paravicini, ce n'est pas »toute la vérité«⁸¹.

Dans les débuts de la guerre de Cent Ans, les chevaliers »allemands« sont venus grossir les effectifs des deux côtés, certes surtout pour les campagnes se déroulant dans le Nord du royaume, mais c'est précisément de là que provenait en 1356 le gros de l'ost de Jean II qui a tenté d'intercepter le raid du prince de Galles. Après le désastre de 1356, les rois de France ne pouvaient plus s'offrir le luxe de payer des mercenaires étrangers mais, durant les quelque quinze années précédentes, ils ont eu recours à eux, à titre au moins d'appoint en ce qui concerne les Allemands, qui faisaient partie du groupe encore bien étroit des soldats de profession, aptes à passer à bride abattue d'une région à une autre.

Ni Raitz, figure de premier plan parmi les chevaliers patriciens de Cologne, ni van der Meerwede et von Öfte, qui jouissent d'une noblesse assurée, ne sont des déracinés et, du moins dans le cas de Raitz, le voyage d'hiver en Prusse est pour eux une habitude lucrative assurant à la fois honneur et aventure. Tous ces hommes conjuguent à des degrés divers la quête d'horizons lointains, des activités mercenaires et le service (épisodique) d'un prince; fortunes de guerre comme de paix les conduisent d'un pays à un autre de cours en tournois, de pèlerinages en combats, au fil de milliers de kilomètres. Leurs parcours ne sont pas totalement indépendants des alliances princières et de leurs aléas; celle entre Louis de Bavière et Édouard III, a probablement facilité le passage de soldats allemands au service du roi d'Angleterre en ayant peut-être le sentiment de soutenir la cause de l'Empire. Par manque d'argent, les princes ne peuvent retenir et gager trop d'hommes d'armes en temps de paix, la flexibilité du marché du travail pour ces soldats implique donc une mobilité permanente. Lorsque l'offre se contracte, il suffit de peu de chose pour que ces soldats, habitués à vivre presque en permanence aux armées ou dans un cadre analogue, deviennent d'incontrôlables routiers; pour les moins riches, c'est affaire de pure nécessité, mais il s'agit pour d'autres d'un choix de vie ou plutôt d'un mode de vie assumé bien au-delà de leurs plus vertes années. Il n'aurait en rien séduit le *descroisé* de Rutebeuf qui préférerait vivre de son »héritage«: *Je voi merveilles d'une gent/ Qui asseiz sueffrent poinne dure/ En amasseir un pou d'argent,/ Puis vont a Roume ou en Esture,/ Ou vont autre voie enchergent./ Tant vont cerchant bone aventure/ Qu'il n'ont baesse ne sergent*⁸². Mais c'était précisément l'aventure qui séduisait Raitz et ses pareils, qui furent tour à tour croisés, routiers ou soldats. Raitz y trouva sa renommée et *Pincerna*, *Guenif* et *Destomel* une mort presque anonyme.

81 PARAVICINI, *Ritterliches Rheinland* (voir n. 26), p. 23–37.

82 Rutebeuf, *Débat du Croisé et du décroisé*, éd. Michel ZINK, 2001, strophe XII, <http://visualiseur.bnf.fr/Visualiseur?O=NUMM-101491> (15/03/2016).

INA ULRIKE PAUL

KARL FRIEDRICH REINHARD – CHARLES-FRÉDÉRIC
COMTE DE REINHARD

Französischer Verfassungspatriot und Weltbürger¹

*Patria est, ubicumque est bene. Socrates [...] »mundanum« inquit; totius enim mundi se incolam et civem arbitrabatur*². (Marcus Tullius Cicero)

Nicht so der Kosmopolit (Weltbürger). Die ganze Welt ist sein Vaterland, alle Menschen seine Brüder; alle Sitten, Gebräuche, Religionen und Erdenbewohner sind ihm gleich, wenn sie nur totales Wohl überhaupt, und individuelles insbesondere zu bezwecken suchen³. (Moses Hirschel)

Der französische Diplomat Karl Friedrich Graf Reinhard (1761–1837) war ein bedeutender Kulturmittler zwischen Frankreich und Deutschland, der freundschaftlich-intellektuelle Kontakte zu Dichtern, Denkern, Gelehrten, Staatsmännern und einer Regentin unterhielt. Im Land seiner Geburt wäre der Pfarrerssohn wohl ein württembergischer *vicar of Wakefield* geworden, doch das Land seiner Wahl ermöglichte ihm den Aufstieg zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten und Pair von Frankreich⁴. »Fils du Lumières, comme Alexandre de Hum-

1 À Madame Valentin, avec mes remerciements.

2 Marcus Tullius CICERO, *Tusculanae disputationes*, lib. 5 (37), 108. Voltaire verwandte dieses Zitat im gleichen Sinne, so Jean-René SURATTEAU: »Pour Voltaire, la patrie n'est ni le pays natal, ni le lieu où l'on vit, mais celui »où l'on est bien«, »Patria est ubicumque bene«, in: Jean-René SURATTEAU, *Cosmopolitisme et patriotisme au siècle des Lumières*, in: *Annales historiques de la Révolution française*, Bd. 253/1 (1983), S. 364–389, hier S. 366, http://www.persee.fr/doc/ahrf_0003-4436_1983_num_253_1_1057 (Zugriff 6.1.2016).

3 Moses HIRSCHSEL, *Apologie der Menschenrechte. Oder philosophisch-kritische Beleuchtung der Schrift: Ueber die physische und moralische Verfassung der heutigen Juden*, Zürich 1793, S. XXII. Das vollständige Zitat des Breslauer Aufklärers, dem eine unvoreilhaftige Charakteristik des Patrioten vorausgeht, lautet: »Nicht so der Kosmopolit (Weltbürger). Die ganze Welt ist sein Vaterland, alle Menschen seine Brüder; alle Sitten, Gebräuche, Religionen und Erdenbewohner sind ihm gleich, wenn sie nur totales Wohl überhaupt, und individuelles insbesondere zu bezwecken suchen. Er macht und nimmt keine Parthei, weil alle Menschen ihm gleich sind. Er hezt (sic) weder den Christen gegen den Juden, noch den Juden gegen den Christen; er verunglimpft keinen Menschen, viel weniger eine ganze Nation; weil alle Menschen, als Menschen, ohne Rücksicht auf ihre Meinungen und Glauben, bei ihm gleichen Werth haben, und sie als Meisterstücke der göttlichen Schöpfung gleich schätzt (sic) und achtet.«

4 Zu Karl Friedrich Reinhard: Heimatblätter. Jahrbuch für Schorndorf und Umgebung 29 (2015); Ulrike HASEMANN-FRIEDRICH, »Ich erschien mir als Mensch ohne Vaterland«. Karl Friedrich Reinhard (1761–1837) – ein Württemberger im französischen Diplomatendienst, Hamburg 2007; Ina Ulrike PAUL, Reinhard, Karl Friedrich Graf v. (1761–1837), französischer Staatsmann, deutsch-französischer Intellektueller und Literat, in: *NDB* 21 (2003), S. 355–357; grundlegend: Jean DELINIÈRE, Karl Friedrich Reinhard (1761–1837). Ein deutscher Aufklärer im Dienste Frankreichs, Stuttgart 1989 (Habilitationsschrift Paris 1983); Else R. GROSS (Hg.), Karl Friedrich

boldt«, blieb er dem übernationalen Denken der Spätaufklärung ebenso treu wie der kosmopolitischen Programmatik der Französischen Revolution⁵. Ohne diese Überzeugungen je zu verhehlen (»nicht transigieren nicht campaniren«)⁶, diente Reinhard während der vier Jahrzehnte seiner diplomatischen Laufbahn von der Französischen Revolution bis zum Bürgerkönigtum Louis-Philippe den wechselnden Regierungen Frankreichs. Sie entsandten ihn mehrfach in deutschsprachige Staaten, von denen aus der kommunikative Freundschaftsnetzwerker Reinhard den politisch-kulturellen Austausch zwischen Deutschland und Frankreich beförderte. Als »der größte, der scharfsichtigste, der gewandteste diplomatische Netzjäger« Frankreichs, also als guter Diplomat, warb Reinhard klüger und kundiger als viele in den deutschen Bundesstaaten für Frankreichs Politik und Kultur⁷.

Kosmopolit, ja »le modèle du cosmopolitisme au XVIII^e siècle«⁸ war Reinhard dank seiner politischen Grundsätze und seiner Soziabilität, er hätte es auch werden können dank seiner mobilen Biografie, deren weltläufige Ortlosigkeit derjenigen heutiger Führungskräfte in Politik, Kultur oder Wirtschaft ähnelt; seine nationale Identität ist nach unseren Begriffen als »un Français d'origine allemande« zu fassen. Reinhard aber fühlte sich Zeit seines Erwachsenenlebens in einem Spannungsverhältnis zwischen angefochtenem Patriotismus und gelebtem Kosmopolitismus⁹, das der aufkommende Nationalismus verstärkte und dem wir im Folgenden

Reinhard 1761–1837. Ein Leben für Frankreich und Deutschland. Gedenkschrift zum 200. Geburtstag, Stuttgart 1961; Wilhelm LANG, Graf Reinhard. Ein deutsch-französisches Lebensbild 1761–1837, Bamberg 1896. Zitat: Hans Christoph VON GAGERN, Dem Andenken des Grafen Reinhard der Freiherr H. C. von Gagern, in: Außerordentliche Beilage zur Allgemeinen Zeitung, Nr. 226/227 vom 28./29.04.1838.

- 5 Jean TULARD, Reinhard (Charles-Frédéric), in: DERS. (Hg.), Dictionnaire Napoléon, Paris 1989, S. 1450.
- 6 »In jetziger Zeit [1814/15] muß man vest stehen auf seiner Basis und auf geprüften Maximen, nicht transigieren nicht campaniren« an Kanzler von Müller, zit. nach GROSS, Reinhard (wie Anm. 4), S. 80.
- 7 Die Charakteristik stammt von Konrad Engelbert Oelsner (1764–1828), einem deutschen Schriftsteller und naturalisierten Franzosen, der in den Jahren der Revolution eng mit Reinhard befreundet gewesen war, aber erfolglos blieb und schließlich eine untergeordnete Rolle an der preußischen Botschaft in Paris spielte, an Karl August Varnhagen van Ense (18.4.1816), zit. nach: DELINIÈRE, Reinhard (wie Anm. 4), S. 383, Anm. 29.
- 8 Jean TULARD, Reinhard (Charles-Frédéric), in: DERS. (Hg.), Dictionnaire Napoléon, Nouvelle édition, revue et augmentée, Paris 1995, S. 1450.
- 9 ANON., Patrie, in: Vocabulaire Européen des Philosophes. Dictionnaire des Introduisables, sous la direction de Barbara Cassin, Paris 2004, S. 907; Marc CRÉPON, Heimat, in: Ibid., S. 546–549; Tristan COIGNARD, Gibt es ein Kulturmuster Kosmopolitismus? Beispiele einer weltbürgerlichen »posture« in der Publizistik um 1800, in: Das Achtzehnte Jahrhundert. Zeitschrift der Deutschen Gesellschaft für die Erforschung des achtzehnten Jahrhunderts 35/2 (2011), S. 204–219; Georg ECKERT, Weltbürger, in: Enzyklopädie der Neuzeit 14, Stuttgart 2011, Sp. 829–833; Andrea ALBRECHT, Kosmopolitismus. Weltbürgerdiskurse in Literatur, Philosophie und Publizistik um 1800, Berlin, New York 2005, zur Begriffsgeschichte insbesondere S. 22–36; Sigrid THIELKING, Weltbürgertum. Kosmopolitische Ideen in Literatur und politischer Publizistik seit dem 18. Jahrhundert, München 2000, insbes. S. 24–37; Gonthier-Louis FINK, Art. »Cosmopolitisme« bzw. Art. »Patriotisme«, in: Michel Delon (Hg.), Dictionnaire Européen des Lumières, Paris 1997, S. 277–279 bzw. S. 828–830; DERS., Kosmopolitismus-Patriotismus-Xenophobie. Eine französisch-deutsche Debatte im Revolutionsjahrzehnt 1789–1799, in: Ortrud GUTJAHR u. a. (Hg.), Gesellige Vernunft. Zur Kultur der literarischen Aufklärung. Festschrift für Wolfram Mauser zum 65. Geburtstag, Würzburg 1993, S. 23–40; Otto DANN, Nation, in: ibid., S. 761–765; Zur Bedeutung und zum Verhältnis der Begriffe Patriotismus, Kosmopolitismus und Nationalismus: SURATTEAU, Cosmopolitisme (wie Anm. 2).

unsere Aufmerksamkeit zuwenden.¹⁰ Wenn »Patriotismus [...] Voraussetzung des Weltbürgertums« ist, wie Ralf Dahrendorf schrieb, und wenn es zutrifft, dass »Menschen irgendwo hingehören müssen, bevor sie sich weite Horizonte öffnen können« – wohin gehörte dann Reinhard¹¹?

Diese Fragen werden aus einer Skizze von Reinhard's Biografie heraus beantwortet, und zwar in Kenntnis sowohl von Pierre Bourdieus Verdikt der »biographischen Illusion« als auch der modernen Biografieforschung mit ihrem Plädoyer für Lebensbeschreibungen, die durch ihre »Verknüpfung von geschichts- mit literatur- und kulturwissenschaftlichen, aber auch [...] philosophie-, ideen- und wissenschaftsgeschichtlichen Sichtweisen« die Handlungen, Motivationen und Erfahrungen historischer Persönlichkeiten in den Blick nähmen, ihre Netzwerke analysierten und so ihre Milieus innerhalb bestehender Gesellschaftsstrukturen erhellten¹².

Die ältere deutsche Forschungsliteratur sprach den im Herzogtum Württemberg geborenen Reinhard als »Sohn eines Kleinstaats« an, dem es diese spezifische Herkunft ermöglicht habe, »ein Franzose zu werden und ein Deutscher zu bleiben« und Frankreich sein »Adoptivvaterland« zu nennen. Er habe in seiner diplomatischen »Mission für sich die Aufgabe« gesehen, »als französischer Staatsdiener, der er geworden war, zugleich seinem Vaterlande zu dienen«¹³. Er sei »ein Deutscher [...] in französischen Diensten«¹⁴ oder, so die jüngere Forschung und Publizistik, Reinhard sei ein »Sohn Schorndorfs« und »Deutsch-Franzose«, »Doppelstaatsbürger«, der »deutsch-französische Minister«, »Württemberger zwischen zwei Nationen« oder »sprachlich Deutscher, beruflich Franzose, ideengeschichtlich jedoch Weltbürger« gewesen – komplementäre bis konzentrische Identitäten, die Reinhard's nie widerrufen Entscheidung für die französische Staatsbürgerschaft interpretieren¹⁵.

- 10 Zu Entstehung und Entwicklung des Nationalismus S. Hans-Ulrich WEHLER, *Nationalismus. Geschichte, Formen, Folgen*, München 2001, S. 16–26; eine »Bilanz« zu Begriffen wie Inhalten von Nation, Nationalismus und Nationalstaat in der europäischen Geschichte seit dem Mittelalter zieht Dieter LANGEWIESCHE, *Nation, Nationalismus, Nationalstaat in Deutschland und Europa*, München 2000, S. 14–35; speziell zum frühen deutschen Nationalismus. Jörg ECHTERNKAMP, *Der Aufstieg des deutschen Nationalismus (1770–1840)*, Frankfurt a. M., New York 1998.
- 11 Ralf DAHRENDORF, zit. nach: Dolf STERNBERGER, *Verfassungspatriotismus. Rede bei der 25-Jahr-Feier der »Akademie für Politische Bildung« (1982)*, in: DERS., *Verfassungspatriotismus (= Schriften X)*, Frankfurt a. M. 1990, S. 17–31, 19. Der Gedanke wurde bereits im 18. Jahrhundert ähnlich z. B. von dem deutschen Aufklärer und Schriftsteller Rudolf Zacharias Becker formuliert, S. FINK, *Kosmopolitismus (wie Anm. 9)*, S. 222.
- 12 Pierre BOURDIEU, *Die biographische Illusion*, in: *Neue Rundschau* 3 (1991), S. 109–115. Zitat: Anita RUNGE, *Wissenschaftliche Biographik*, in: Christian KLEIN (Hg.), *Handbuch Biographie. Methoden, Traditionen, Theorien*, Stuttgart, Weimar 2009, S. 113–121, hier S. 114; Simone LÄSSIG, *Towards a biographical turn?*, in: *Bulletin of the German Historical Institute Washington D. C.* 35(2004), S. 147–155. Die Biografie des Einzelnen dient Thomas ETZEMÜLLER, *Biographien: Lesen – erforschen – erzählen*, Frankfurt a. M. 2012, S. 8, zufolge als methodische Sonde, die einen detaillierten Blick auf die untersuchten gesellschaftlichen Bedingungen erlaubt und dabei die grundsätzliche Offenheit historischer Entwicklungen berücksichtigt.
- 13 Wilhelm LANG, *Reinhard, Karl Friedrich*, in: *Allgemeine Deutsche Biographie* 28 (1889), S. 44–53, 61, <http://www.deutsche-biographie.de/pnd118744224.html?anchor=adb> (7.1.2016); GROSS, *Reinhard (wie Anm. 4)*, S. 44.
- 14 Otto HEUSCHELE, *Umgang mit dem Genius*, Bd. 2: *Essays und Reden*, Pullach bei München 1974, S. 18.
- 15 Erhard FISCHER, *Reinhard, Karl Friedrich*, in: DERS., *Lebensbilder aus Schorndorf. Eine personen- und familiengeschichtliche Dokumentation*, Schorndorf 1988, S. 90–98, hier S. 90; Hans GEISLER, *Vorwort*, in: Eberhard ABELE (Hg.), *Karl Friedrich Reinhard 1761–1837. Vom »Wunsch, frei zu werden«, Schorndorf 1999*, S. 4; Hans-Werner ENGELS, *Der deutsch-franzö-*

Reinhard erlebte als Vertreter Frankreichs während seiner Missionen in London, Florenz, Bern, Hamburg, Jassy, Kassel, Frankfurt am Main und Dresden unter den wechselnden politischen Mächtekonstellationen vielerlei Zuschreibungen seiner Nationalität¹⁶. Zu seiner nationalen Identität äußerte er sich widersprüchlich, emotional und abhängig von seiner jeweiligen Lebenslage, wie zu zeigen sein wird¹⁷. Bekannt ist seine Bemerkung aus dem Jahr 1811, er sei dieser Tage »in jedem Sinn ein Mensch ohne Vaterland« – gemünzt auf die Tatsache, dass er die national auffallenden Gefühlslagen beider Nationen nicht teilen konnte¹⁸. Damals hatte er schon längst eine andere Heimat, ein anderes Vaterland gefunden, in der er Kosmopolit und Patriot sein konnte¹⁹: Seine »unsichtbare, grenzüberschreitende *respublica litteraria*« erstand im fortdauernden intellektuellen Austausch mit Geistesverwandten, wie er ihn seit Beginn seines Reiselebens pflegte; auch gab es keine diplomatische Mission, während derer er nicht neue Bekannte und Freunde gewonnen hätte²⁰. Reinhard führte das Gespräch mit ersteren in seinen ausgedehnten literarischen und politischen Korrespondenzen fort – *abondante, facile, spirituelle, piquante* –, wie sein langjähriger Mentor Charles-Maurice de Talleyrand-Périgord urteilte: Briefwechsel verbanden ihn mit Emmanuel-Joseph Sieyès, Johann Wolfgang von Goethe, Fürstin Pauline zur Lippe-Deilmold, Friedrich von Müller, Ignaz Heinrich Karl Freiherrn von Wessenberg, Johannes von Müller, Sulpiz Boisserée, Johann Friedrich Jacobi oder mit deutsch-französischen Kulturmitlern wie Johann Friedrich von Cotta und mit dem von Goethe *janus bifrons* titulierten Charles de Villers, um nur wenige seiner über 50 Brieffreundinnen und -freunde zu nennen. Sie ersetzten dem Kosmopoliten eine politisch-geografisch verortete *patria* durch ein »portables Vaterland« der Kommunikation mit Gleich(gesinnt)en²¹.

Der diplomatische Dienst, für den sich Reinhard zu Beginn seines dritten Lebensjahrzehnts entschied, setzte als *conditio sine qua non* jene Mobilität voraus, die auch zur professionellen Reiseexistenz von Kaufleuten im Fernhandel oder Forschungsreisenden gehörte; in die Wiege gelegt war sie Reinhard nicht. Gehorsam fügte sich der 1761 im schwäbischen Schorndorf geborene Reinhard der Familientradition, die den ältesten Sohn zum Nachfolger des Vaters im Pfarramt bestimmte; mit dreizehn Jahren verließ er das Elternhaus und durchlief den vorgezeichneten Weg durch die Lateinschulen Maulbronn und Denkendorf und das Tübinger Stift.

sische Minister, in: *Zeit online*, 7.1.2010, <http://www.zeit.de/2010/02/A-Reinhard/komplettansicht> (19.8.2013); HASEMANN-FRIEDRICH, Reinhard (wie Anm. 4), S. 5, 55.

- 16 Siehe z. B. die Zitate von Philipp Albert Stapfer, in: DELINIÈRE, Reinhard (wie Anm. 4), S. 206, ebenso Konrad Engelbert Oelsner S. 383; Ernst Moritz Arndt in: DELINIÈRE, Reinhard (wie Anm. 4), S. 206, 383, 357.
- 17 Zitate dazu: Adelheid HAHN, Karl Friedrich Reinhard (1761–1837), in: Kloster Maulbronn 1178–1978, Maulbronn 1978, S. 118ff., bes. S. 120; Friedrich SIEBURG, Karl Friedrich Reinhard, in: DERS., Nicht ohne Liebe. Stuttgart 1967, S. 27–34, bes. S. 28f., 32, 34.
- 18 Zitat: Reinhard an Goethe, Kassel, 30.5.1811, in: Otto HEUSCHELE (Hg.), Goethe und Reinhard. Briefwechsel in den Jahren 1807–1832, mit einer Vorrede des Kanzlers Friedrich von MÜLLER, Wiesbaden 1957, S. 159–161, hier S. 160. Vergleichbar hatte Reinhard's Ehefrau Christine schon 1806 befunden, dass sie »ihr Vaterland in sich« trüge und es dort fände, wo ihre Familie vereint sei; GROSS, Reinhard (wie Anm. 4), S. 37.
- 19 Siehe zu den Begriffen Vaterland und Heimat Anm. 9.
- 20 Zitat: Barbara STOLLBERG-RILLINGER, Europa im Jahrhundert der Aufklärung, Stuttgart 2000, S. 115. Zu seinen durchaus nicht zu verschweigenden Feinden und Gegnern: Reinhard an Goethe, Frankfurt, 11.2.1825, in: HEUSCHELE (Hg.), Goethe und Reinhard (wie Anm. 18), S. 323–326, hier S. 324.
- 21 Von seiner »portablen Heimat« oder »portablem Vaterland« in Bezug auf die Literatur, auf Poesie und Musik sprach Marcel Reich-Ranicki mehrfach, u. a. bei seinem öffentlichen Vortrag anlässlich der Verleihung der Ehrendoktorwürde durch die Freie Universität Berlin im Januar 2006. Zitat: Eloge de M. le comte Reinhard prononcé à l'Académie des sciences morales et politiques par M. le P. de Talleyrand. Dans la séance du 3 mars 1838, Paris 1838, S. 18.

Seine jugendliche Auflehnung bestand in einer selbst betätigten Begeisterung für Poesie und in seinem regen Interesse am Spracherwerb weit über das Theologenpflichtprogramm der biblischen Sprachen hinaus: So schloss Reinhard seine ersten Studienjahre 1780 nicht mit der üblichen theologischen Magisterarbeit ab, sondern mit einer über arabische Dichtkunst. Neben seinem erfolgreich betriebenen Theologiestudium (1780–1783) am Tübinger Stift erschloss sich der von seinen Kommilitonen als »Monsieur Reinhard« bespöttelte Student mit dem Erlernen der französischen Sprache eine neue Welt der Literatur und zugleich die maßgebende Kultur des Jahrhunderts. Wie die anderen dichtenden Stiffter, seine Freunde Karl Philipp Conz und die Brüder Karl Friedrich und Gotthold Stäudlin, bemühte er sich um den Druck seiner Gedichte, Elegien und Übersetzungen, deren erste – von Friedrich Schiller positiv beurteilt – im »Schwäbischen Musenalmanach auf das Jahr 1782« erschienen²².

Bis zu diesem Zeitpunkt glaubte Reinhard, nach dem Vorbild des verehrten schweizerischen Theologen, Philosophen und Schriftstellers Johann Kaspar Lavater sein Interesse an Literatur und Wissenschaft in den Mußestunden neben seinem Pfarrberuf ausleben zu können. So begann er 1783 das Vikariat in Balingen, ohne seine literarische Produktion oder seine Sprachstudien, jetzt des Englischen, aufzugeben²³. Doch der Weg war steiniger als gedacht, denn er hatte als Erwachsener wieder im Elternhaus mit zahlreichen Geschwistern zu wohnen und unter der Ägide des Vaters zu arbeiten. Mit einer im Oktober 1785 anonym publizierten, geharnischten Abrechnung mit der Theologenausbildung am Tübinger Stift verbaute er sich kalkuliert eine weitere Karriere als Theologe und Pfarrer: Der Artikel erregte den erwarteten Skandal und Reinhard gab seine Urheberschaft ohne Zögern zu.²⁴ Im Wissen um die unausbleiblichen Karriere Nachteile unterstützte sein Vater den Plan seines Ältesten, als Hauslehrer ins Ausland zu gehen. Fünfundzwanzigjährig verließ Reinhard im April 1786 Familie und Freunde, den eingeschlagenen Berufsweg und das Land seiner Geburt *de chercher ailleurs de l'expérience & des lumières*. Beim Abschied von Balingen schwor er, daß er »immer, es komme, wie es wolle, ein Deutscher bleiben« werde – ein eigenartiger Schwur, stand denn Anderes zu vermuten²⁵?

Aus Württemberg nahm Reinhard jene ideellen Gaben mit, die ihm Elternhaus, Lehrer und Professoren als geistiges Erbe der deutschen Spätaufklärung vermittelt hatten; darin verbanden sich die spezifisch württembergisch-protestantische Frömmigkeit mit dem politischen Selbstbewusstsein der bürgerlichen Ehrbarkeit, zu der Reinhard's Vorfahren ebenso zu zählen waren wie seine Lehrer. Zudem hatte er dank seiner Selbststudien eine umfassende theologisch-philosophische

22 Im gleichen Jahr taten sich die Freunde mit Christoph Gottfried Bardili nach dem Vorbild des Göttinger Hainbundes zu einem schwäbischen Dichterbund zusammen, siehe Ina Ulrike PAUL, Reinhard, Karl Friedrich Graf von (1761–1837), französischer Diplomat, deutsch-französischer Literat, in: Wilhelm KÜHLMANN u. a. (Hg.), Killy Literaturlexikon. Autoren und Werke des deutschsprachigen Kulturraumes, Bd. 9, Berlin, New York 2010, S. 522–523; Stefan KNÖDLER, Poesie, Politik und Provinz. Karl Friedrich Reinhard und Karl Philipp Conz, in: Heimatblätter. Jahrbuch für Schorndorf und Umgebung 29 (2015), S. 21–38.

23 Reinhard betätigte sich als Lyriker und als Übersetzer aus dem Lateinischen: Alb. Tibullus. Nebst einer Probe aus dem Properz und den Kriegsliedern des Tyrtäus [...]. Mit einem Anhang von eigenen Elegien. Zürich 1783.

24 Einige Berichtigungen und Zusätze den Aufsatz im Grauen Ungeheur Nr. 9, Über das theologische Stift in Tübingen betreffend. I, S. 245–291. Kempten 1785. Dazu DELINIÈRE, Reinhard (wie Anm. 4), S. 41 ff.

25 Zitat: Discours prononcé le 21 septembre 1791 à la Société des amis de la constitution de Bordeaux par M. Reinhardt, membre de la Société, Bordeaux 1791, S. 2, [http://gallica.bnf.fr/ark:/12148/bpt6k841365r.r= \(9.1.2016\)](http://gallica.bnf.fr/ark:/12148/bpt6k841365r.r= (9.1.2016)). Zum »Unpolitischen« des frühen Nationsbegriffs siehe SURATTEAU, Cosmopolitisme (wie Anm. 2), S. 369 ff. Reinhard war Untertan des aufgeklärt-absolutistischen Herzogs Carl Eugen von Württemberg, der als Reichsfürst dem Heiligen Römischen Reich deutscher Nation angehörte. Damit war Reinhard nach dem Verständnis der Zeit im Alten Reich württembergischer Nation(alität).

sophische Ausbildung und ausgedehnte sprachliche wie literarische Kenntnisse in verschiedenen, selbst außereuropäischen Kulturen erworben. Auch die für seine politische Einstellung maßgebenden aufgeklärten Autoren aus England, Frankreich und der Schweiz, die die jungen württembergischen Akademiker seiner Zeit prägten, trug er im Reisegepäck für das schweizerische La Tour de Peilz bei Vevey²⁶. Dort begeisterte sich der Rousseau-Verehrer zwar für die Schauplätze der »Nouvelle Héloïse«, doch ein begeisterter Pädagoge wurde aus Magister Reinhard nicht; der ABC-Unterricht langweilte ihn und er litt aus Mangel an adäquater Gesellschaft an der Schweizer Krankheit »Hemvé«²⁷. Es war kein Heimweh nach Württemberg. Als ihn nach halbjähriger Tätigkeit im November 1786 die Nachricht vom Kindbettod seiner erst vierundvierzigjährigen Mutter erreichte, entschloss er sich zum Aufbruch, aber nicht zur Rückkehr.

Vielmehr trat Reinhard im Juni 1787 durch Vermittlung eines Freundes seine zweite Hauslehrerstelle bei einer wohlhabenden protestantischen Kaufmannsfamilie in Bordeaux an. Den württembergischen Kleinstädter mit theologischem Hintergrund empörte der ökonomische Geist der blühenden Handelsstadt, die ihn – wie sein Biograf Jean Delinière so treffend formulierte – aber »besser als jede andere in das wirkliche Leben« einführte²⁸. Mit dem Beginn der Französischen Revolution erweiterte Reinhard sein soweit literarisch-kulturelles Interesse an Frankreich auf das Feld der praktischen Tagespolitik. Im Juli 1789 schloss er sich der »Patriotischen Armee« des girondistischen Politikers Jean-Baptiste Boyer-Fonfrèdes an, der aus einer der großen Handelsfamilien der Stadt stammte und trotz der elterlichen Zuckerrohrplantagen auf Santo Domingo ein entschiedener Gegner der Sklaverei war. Wie so viele ausländische Zeit- und Augenzeugen der Französischen Revolution berichtete Reinhard seiner Familie und Freunden in Briefen über die revolutionären Ereignisse in Paris, wo er im Mai 1790 mit seinem Schüler an Sitzungen der Constituante teilgenommen hatte. Sie waren insgeheim zur Grundlage eines mehrbändigen Werkes über die Französische Revolution bestimmt, das nie über die von Schiller publizierte Einleitung hinauskam²⁹.

Der weiterhin literarisch-publizistisch ambitionierte Hauslehrer Reinhard trat Anfang Januar 1791 der »Société des amis de la Constitution de Bordeaux« bei; im Juli schwor er den Gesinnungsfreunden unter dem Eindruck der verhinderten Flucht der königlichen Familie, »als Franzose leben und sterben zu wollen«³⁰. Mit diesem Schwur beim Abschied von Bordeaux brach er denjenigen gegenüber den Balingen Freunden nicht, indem er betonte, dass ihn *des liens antérieurs & sacrés [...] encore à un autre pays qu'au vôtre* bänden. *Je saurai opter*

26 »Was bedeutete ihm viel dies Herzogtum Württemberg, in dem er, Schillers Zeitgenosse, den *Tyrannenhasß* als Gesinnungsstil seiner Generation kennengelernt hatte!«, Theodor HEUSS, Graf Reinhard, in: DERS., Schattenbeschworung. Randfiguren der Geschichte, Stuttgart, Tübingen 1947, S. 67–80, hier S. 69.

27 Denis DIDEROT, Jean Le Rond d'ALEMBERT (Hg.), *Hemvé*, in: *Encyclopédie, ou Dictionnaire raisonné des sciences, des arts et des métiers, par une société de gens des lettres*, Bd. 8 (1765), Sp. 129f.

28 DELINIÈRE, Reinhard (wie Anm. 4), S. 48.

29 Reinhard's Vater ließ die Briefe zum Unmut seines Sohnes publizieren: Briefe über die Revolution in Frankreich. Geschrieben vom 23. Juli bis zum 2. Oktober 1790, in: Philipp Wilhelm Gottlieb HAUSLEUTNER (Hg.), *Schwäbisches Archiv*, S. 459–518; Karl Friedrich REINHARD, Übersicht einiger vorbereitenden [sic] Ursachen der Französischen Staatsveränderung. Von einem in Bordeaux sich aufhaltenden Deutschen, in: *Rheinische Thalia*, Zwölftes Heft 1791, S. 31–77.

30 Zitiert nach HASEMANN-FRIEDRICH, Reinhard (wie Anm. 4), S. 143, Anm. 375; DELINIÈRE, Reinhard (wie Anm. 4), S. 62, Anm. 3, zitiert als Reinhard's Schwur, »daß er sich von diesem Augenblick an als Franzose [betrachte]«, nach den Akten der »Société des amis de la Constitution de Bordeaux«. Vgl. HAHN, Reinhard (wie Anm. 16), S. 120, zitiert Reinhard mit den Worten, sein »Wunsch, Franzosen zu werden, [hätte] gewissermaßen den Tagesstempel vom 14. Juli 1789 [getragen]«.

quand il le faudra; mais jusques-là je serai indépendant. In dieser Haltung nationaler Selbstermächtigung bekannte sich Reinhard zu den humanitären und republikanischen Idealen der Französischen Revolution und schloss seine Ansprache mit den Worten, dass er der französischen Verfassung bis zu seinem letzten Atemzug Liebe und der französischen Gesellschaft Anhänglichkeit entgegenbringen werde³¹. Reinhard definierte sich damit als Verfassungspatriot *avant la lettre*, der sich durch seine »Verknüpfung des Patriotismus mit der bürgerlichen Freiheit und der Verfassung« in die Reihe vieler französischer Bewunderer der altrömischen Republik stellte³². Im April 1792 erfolgte Reinhard's Naturalisation, die im Jahr der Verleihung der Pairswürde 1832 mit den »Lettres de Grande Naturalisation« nochmals bestätigt wurde; er war nach eigenem Willen französischer Bürger und nahm diese Entscheidung nie zurück³³.

Am 21. September 1791, dem Tag dieser Abschiedsrede, brach Reinhard mit dem halbwüchsigen Jean Teulon und den befreundeten neugewählten Abgeordneten der Gironde, Jean-François Ducos, Marguerite Élie Guadet, Pierre Victurnien Vergniaud und Armand Genonné nach Paris auf, wo er mit seinem Schüler, Ducos und Vergniaud bis Januar 1792 in einer in der gemeinsamen Erarbeitung von Parlamentsreden gipfelnden politischen Arbeitsgemeinschaft lebte³⁴. Zugleich betätigte sich Reinhard im »Moniteur universel« und der von Johann Wilhelm von Archenholtz begründeten Monatsschrift »Minerva« publizistisch im Sinne des revolutionären Frankreich.

Im Salon des Philosophen, Mathematikers und eminenten Politikers Antoine Marquis de Condorcet begegnete der gesellschaftlich noch ungewandte, aber beeindruckend gebildete und vielsprachige Reinhard herausragenden politischen Köpfen der Generalstände³⁵. Zu ihnen zählten Talleyrand und Sieyès. Reinhard führte den letzteren in die Philosophie Kants ein und übersetzte ihm Kants Entwurf zum Ewigen Frieden³⁶. Talleyrand wie Sieyès trugen zu Reinhard's im April 1792 erfolgender Ernennung zum Ersten Legationssekretär der französischen Botschaft in London bei. Dort war das greifbar nahe scheinende politische Ziel der französischen Regierung zu verfolgen, Englands Anschluss an die Koalition zu verhindern und sich seiner Neutralität zu versichern. Im Gefolge der Hinrichtung König Ludwigs XVI. im Januar

31 REINHARD, Discours (wie Anm. 25), S. 4.

32 STERNBERGER, Verfassungspatriotismus (wie Anm. 11), S. 17–31, 21. Siehe zum Begriff des Verfassungspatriotismus auch Jürgen Habermas, Staatsbürgerschaft und nationale Identität (1990), in: DERS., Faktizität und Geltung. Beiträge zur Diskurstheorie des Rechts und des demokratischen Rechtsstaats, Frankfurt a. M. 1992, S. 632–660, hier: S. 642 f.

33 Der Bürgereid, den Reinhard ablegte, ist in der französischen Verfassung von 1791, Titre II, Article 5 vorgeschrieben: »Le serment civique est: Je jure d'être fidèle à la Nation à la loi et au roi et de maintenir de tout mon pouvoir la Constitution du Royaume, décrétée par l'Assemblée nationale constituante aux années 1789, 1790 et 1791«, <http://www.conseil-constitutionnel.fr/conseil-constitutionnel/francais/la-constitution/les-constitutions-de-la-france/constitution-de-1791.5082.html> (6.1.2016).

34 DELINIÈRE, Reinhard (wie Anm. 4), S. 64.

35 Talleyrand erinnerte den sieben Jahre jüngeren Reinhard in seiner Gedächtnisansprache (wie Anm. 20), S. 5–5 als jemanden, der fünf oder sechs Sprachen gut gesprochen und mit deren Literaturen vertraut gewesen sei: *Il eût pu se rendre célèbre comme poète, comme historien, comme géographe; et cet en cette qualité qu'il fût membre de l'Institut [de France], dès que l'Institut fût créé.*

36 Reinhard schrieb für Sieyès nicht nur die »Lettres sur la philosophie kantienne à un ami de Paris« (Johann Friedrich REICHARDT (Hg.), Deutschland. Ein Journal, Berlin 1796), sondern überreichte ihm auch im Januar 1796 eine Übersetzung von Kants 1795 erschienener Schrift »Zum ewigen Frieden. Ein philosophischer Entwurf«. Alain RUIZ, À l'aube du Kantisme en France. Sieyès, Karl Friedrich Reinhard et le traité Vers la paix perpétuelle (Hiver 1795–1796), in: Cahiers d'études germaniques 4 (1980), S. 147–193, hier S. 154. Als neueste deutschsprachige Biografie siehe Johannes WILLMS, Talleyrand. Virtuose der Macht. 1754–1838, München 2011.

1793, die in Großbritannien heftige Empörung auslöste, wurden der französische Botschafter und mit ihm Reinhard ausgewiesen. Wieder in Frankreich, avancierte Reinhard in enger Verbindung mit seinem Mentor Talleyrand rasch im diplomatischen Dienst. Von Februar bis September 1793 als Erster Legationssekretär in Neapel, scheiterte auch diese zweite Mission zur Gewinnung eines Verbündeten, da das in Personalunion mit Sizilien regierte Königreich Neapel nach einem Geheimvertrag mit England der ersten Koalition beitrug. Erst bei seiner Rückkehr nach Paris erfuhr Reinhard von der Hinrichtung seiner politischen Freunde von der Gironde. Scheinbar ungeachtet seiner eigenen girondistischen Sympathien wurde Reinhard zum Leiter der dritten Abteilung im Außenministerium bestellt, die für Schweden, Dänemark, Russland, Polen, Danzig, aber auch für die nordafrikanischen Staaten und das Osmanische Reich zuständig war. Alle Demarchen, die Reinhard unternahm, um den Wohlfahrtsausschuss von der Notwendigkeit des Eingreifens der französischen Diplomatie in die europäische Politik zu überzeugen, etwa den Kosciusko-Aufstand in Polen zu unterstützen, verliefen wegen »der nicht stattfindenden Außenpolitik des Jahres II« im Sande³⁷. Die heimliche Denunziation seines Vorgesetzten Philibert Buchot führte am 9. Thermidor des Jahres II im Rahmen einer »Säuberungsaktion« des Außenministeriums zu Reinhard und zur Verhaftung der anderen Abteilungsleiter. Dem sicheren Tod auf dem Schafott entging Reinhard allein durch den Sturz und die Hinrichtung Maximilien de Robespierres zwei Wochen später, mit der die Terreur endete. Nun übernahm ein fünfköpfiges Direktorium die Regierung der französischen Republik.

Im Juni 1795 wurde Reinhard französischer Gesandter und bevollmächtigter Minister bei den deutschen Hansestädten mit Sitz in Hamburg, wohin ihn der befreundete Württemberger Johann Georg Kerner (der Bruder des Dichterfreundes und spätere Hamburger Armenarzt) als persönlicher Sekretär begleitete³⁸. Als »ein französischer Diplomat, geborener Deutscher« hatte Reinhard eine doppelt schwierige politische Mission der Vertretung des revolutionären Frankreich in »Feindesland« übernommen³⁹. Allein die revolutionsfreundlichen Kreise um den Großreeder Georg Heinrich Sieveking, der zum Jahrestag des Sturms auf die Bastille 1790 ein Freiheitsfest initiiert hatte, und um dessen Schwager (Reinhard's künftigen Schwiegervater), den Arzt, Nationalökonom und Naturforscher Johann Albert Heinrich Reimar und seine Ehefrau Sophia durchbrachen Reinhard's gesellschaftliche Isolierung⁴⁰. »Als Minister in Hamburg bin ich so anhänglich an diese Stadt, als ein Minister der Republik es sein kann und darf. Als Privatmann habe ich noch mehr Gründe, diese Stadt zu lieben [...] Sie erraten, daß ich damit vornehmlich den reizenden Kreis der Familie Sieveking meine«, schrieb Reinhard nur zwei Monate nach seinem Eintreffen in der Hansestadt⁴¹. Bei der Großfamilie Sieveking-Reimar, die in den Worten des Schriftstellers Karl August Böttiger den »Licht- und Mittelpunkt des geistigen Hamburg« bildete, traf Reinhard die wissenschaftliche und literarische Elite des Landes; zwei ihrer Mitglieder seien genannt, die Reinhard's Leben in engerer oder weiterer Entfernung begleiteten, so der Sammler und Kunsthistoriker Sulpiz Boisserée und Wilhelm von Humboldt, damals Privatgelehrter und Gesprächspartner der Weimarer Klassiker, der den groß gewachsenen französischen Diplomaten im Gedankenaustausch flach und unbestimmt, ansonsten deutsch, schwäbisch, breit und steif fand⁴². Wegen Reinhard's wertvoller Dienste als

37 DELINIÈRE, Reinhard (wie Anm. 4), S. 96.

38 GROSS, Reinhard (wie Anm. 4), S. 27f.

39 Zitat: Reinhard an Goethe, Kassel, 30.8.1809, in: HEUSCHELE (Hg.), Goethe und Reinhard (wie Anm. 18), S. 101–103, hier S. 103.

40 Reinhard's Urteil über diesen nach seinem Urteil aufgeklärten, intellektuell anspruchsvollen, patriotischen und tugendhaften Kreis zitiert DELINIÈRE, Reinhard (wie Anm. 4), S. 115.

41 Zit. nach GROSS, Reinhard (wie Anm. 4), S. 27f.

42 »Diesen Reinhard sah ich nur Einen (sic) Tag lang, an dem ich aber Gelegenheit hatte, sehr viel mit ihm zu reden [...] Er ist besonders anfangs kalt und zurückhaltend, [...] Bei einem allgemeinen politischen Gespräch, das ich mit ihm hatte, fand ich ihn [...] in seinen Grundsätzen

französischer »Regierungswachtposten im Norden«, als der er die geheimdienstliche Überwachung des Emigrantenmilieus, die differenzierte Beobachtung des Hamburger Handels- und Finanzwesens und die Neutralisierung des preußischen Einflusses zu bewerkstelligen hatte, berief Talleyrand ihn erst im Dezember 1797 von Hamburg ab. Dabei kannte der Außenminister die gegen Reinhard gesponnenen Intrigen, die Zweifel an seiner Loyalität als französischer Staatsbürger säten. Während der Diplomat Reinhard in seiner Aufregung über diese Gerüchte offiziös sein »Glaubensbekenntnis« als Bürger der Französischen Republik erneuerte, überließ sich der Privatmann dem unpolitischen Patriotismus des Kosmopoliten⁴³: Mit seinem Hochzeitstag zählte er zu Württemberg und Frankreich die intellektuelle Welt seiner Frau – und sprach von seinem »dreifach Vaterland«⁴⁴.

Fünf Monate später ging Reinhard mit seiner Frau Christine nach Italien. Der Abschied von Hamburg im Februar 1797 fiel beiden Eheleuten schwer, doch war er für den Diplomaten ein Aufbruch von vielen, für die junge Frau jedoch der erste, der das Losreißen von ihrer wohlhabenden Familie, einem gesicherten gesellschaftlichen Umfeld und dem intellektuellen Milieu einer weltoffenen Stadt bedeutete; lebenslang sollte sie sich immer und von überall her in ihr Elternhaus zurücksehnen⁴⁵. Zum Empfang seiner Instruktionen reisten Reinhard und seine Ehefrau nach Paris und von dort aus nach einer ersten Begegnung mit Napoleon Bonaparte über wichtige Stätten von Reinhard's Kindheit in Württemberg; so liebenswürdig der französische Gesandte und seine Frau dort empfangen wurden, so wenig wollten sich bei Reinhard die »köstliche[n] Freuden des Wiedersehens« einstellen: »Ich kam an, ich war da, und alles hatte sich für mich geändert. Ich habe also keine andere Heimat mehr als Frankreich, und dies ist auch die beste«, bekannte er Sieyès⁴⁶.

Am großherzoglichen Hof von Toskana, einer habsburgischen Sekundogenitur, vertrat Reinhard bis Ende März 1799 die doppelgleisige Italienpolitik des Direktoriums, das ihm mit dem Einmarsch französischer Truppen in Florenz und der Vertreibung des Großherzogs das Amt des provisorischen Kommissärs der französischen Regierung übertrug. Reinhard erntete für seine dreimonatige Zivilverwaltung, während derer er liberale Toskaner in seine Regierung berief und die finanziellen Belastungen durch die französische Armee in Grenzen zu halten verstand, Anerkennung bei der Bevölkerung – auch deshalb, weil er die Kunstschatze des Palazzo Pitti vor der Zerstörung rettete. Achtung fanden seine idealistischen Reden und Schriften zur Popularisierung der Ideale der Französischen Revolution. »Man befiehlt den Menschen nicht, frei zu sein, sie selbst müssen den Wunsch verspüren, frei zu werden«, schrieb er etwa in

ziemlich flach, und im Ausdruck, in dem er überhaupt mir nicht glücklich scheint, unbestimmt.« notierte Wilhelm v. Humboldt am 11.9.1796 in sein Tagebuch, zit. nach HEUSCHELE, Goethe und Reinhard (wie Anm. 18), S. 21f. Zitat Böttiger: DELINIÈRE, Reinhard (wie Anm. 4), S. 114, Anm. 22.

43 »Aber mein Glaubensbekenntnis lautet: Ich bin Bürger der Französischen Republik, und ich werde es bis zu meinem Tode bleiben.« Zu Reinhard's Brief an Sieyès vom 4. Thermidor des Jahres IV (22.7.1796) siehe DELINIÈRE, Reinhard (wie Anm. 4), S. 121.

44 »Glücklich bin ich vor andern! Ein dreifach Vaterland ward mir / Jedes gab sein Geschenk, um zu vollenden den Mann / [...] / Und das dritte – wo nun vom Himmel weiblicher Treue / Auf dies flüchtende Herz Ruhe nach Stürmen sich senkt / [...]«, aus: Am Tage meiner Trauung. Den 12. Oktober 1796, zit. nach: DELINIÈRE, Reinhard (wie Anm. 4), S. 122.

45 GROSS, Reinhard (wie Anm. 4), S. 27. – Zu Christine Reinhard (1771–1815) siehe Erika SÜLLWOLD, Christine Reinhard. Leben einer Frau um 1800 zwischen Aufbruch, Anpassung und Resignation, in: Heimatblätter. Jahrbuch für Schorndorf und Umgebung 9 (1992), S. 86–101. Christine Reinhard starb im Alter von 44 Jahren in Paris an Meningitis und wurde auf dem Friedhof Père-Lachaise beigesetzt.

46 Reinhard an Sieyès am 9. Prairial des Jahres VI (28.5.1798), zit. nach DELINIÈRE, Reinhard (wie Anm. 4), S. 152.

einem in Florenz publizierten Zeitungsartikel⁴⁷. Im Rückblick hielt Reinhard seine toskanische Mission für den »Kulminationspunkt freier, selbstbewußter Tätigkeit«⁴⁸. Durch den von Papst Pius VI. und den Anhängern des Großherzogs unterstützten Volksaufstand aus Florenz vertrieben, mussten Reinhard und seine Frau Anfang Juli nach Frankreich fliehen; der Tod ihres gerade sechs Monate alten Sohnes Charles während der Schiffspassage nach Toulon war für Christine Reinhard eine traumatische Erfahrung⁴⁹.

In der Endzeit des Direktoriums wurde Reinhard auf Vorschlag Talleyrands, der sich während der machtpolitischen Unwägbarkeiten des nahenden Umbruchs klug zurückzog, zu dessen Nachfolger ernannt⁵⁰. Reinhard führte sein Amt im Sinne einer von der Linie des Direktoriums abweichenden, moderaten Außenpolitik, wie sie sich die französischen Bürger zunehmend wünschten. Das Ministerium unterzog er einer Reorganisation, die sein Nachfolger im Wesentlichen beibehielt. Fragt man nach Entscheidungen seiner kurzen Amtszeit, die mit seiner deutschen Herkunft verknüpft werden könnten, so ließe sich dergleichen mehr behaupten als beweisen: hätte nicht auch jeder andere Außenminister Frankreichs das kleine Württemberg mit seinen pro-französischen Landständen beachtet, deren Nebenaußenpolitik gegen den für Österreich optierenden Herzog die staatliche Existenz des Landes aufs Spiel setzte? »Alle reden nur Gutes von ihm«, berichtete der spanische Botschafter nach Madrid⁵¹.

Das Direktorium wurde am 18. Brumaire des Jahres VIII (9. November 1799) von dem aus Ägypten zurückgekehrten populären General Napoleon Bonaparte gestürzt. Keineswegs ahnungslos, hatte Reinhard doch keinen aktiven Anteil an dem Staatsstreich. Bonapartes Bemerkungen über die schwache Direktorialregierung, die er bei einem Besuch Reinhards im Außenministerium fallenließ, missverstand der Minister absichtlich, um »seinen Grundsätzen treu [zu] bleiben«⁵². Der abgedankte Kaiser erinnerte sich des grundsatztreuen Reinhard auf St. Helena als eines »ehrenwerten Mann[es] von durchschnittlichen Fähigkeiten«. Ebenfalls im Rückblick schrieb Reinhard 1829, hinsichtlich des 18. Brumaire habe er sich keiner Täuschung hingeeben: »Ich kannte die Menschen und den Mann«⁵³. Beide Kommentare spiegeln nicht ihr persönliches Verhältnis, sondern ihre wechselseitige Enttäuschung aus der Endzeit des Empire, hatte Napoleon doch Reinhard trotz einiger diplomatischer Missgriffe selbst noch nach seiner

47 Zit. nach: DELINIÈRE, Reinhard (wie Anm. 4), S. 164, Nachweis des Artikels der Gazette national [ou le Moniteur universel], Florenz Nr. 213 vom 18. Germinal des Jahres VII.

48 Reinhard an Goethe (Niederursel, Mühle, 4. Juni 1829), in: HEUSCHELE, Goethe und Reinhard (wie Anm. 18), S. 385–389, hier S. 386.

49 Gross, Reinhard (wie Anm. 4), S. 31; DELINIÈRE, Reinhard (wie Anm. 4), S. 167. Christine Reinhard erlitt nach dem Tod ihres Söhnchens, dessen Leichnam der Kapitän gemäß Seerecht im Meer versenken ließ, vermutlich einen traumatisierenden Schock, in der Terminologie der Zeit »Nervenkrämpfe«, die immer wieder kehrten und die ihre Gesundheit unterminierten.

50 Reinhard, der in Villefranche – der Stadt, die den Schiffspassagieren die Landung untersagt hatte – aus Zeitungen erfahren hatte, dass er zum Gesandten in der Schweiz ernannt worden war, erhielt die Ernennung durch das Direktorium in der Quarantänestation des Lazarets von Toulon zusammen mit einem Schreiben Talleyrands, dem er am 31.7.1799 (13 thermidor an VII) antwortete: Jean-René SURATTEAU, Glânes et Documents, in: Annales Historiques de la Révolution Française 56 (1984), Nr. 255 f., S. 285–287; DELINIÈRE, Reinhard (wie Anm. 4) S. 167.

51 Zitat: GEISSLER, Vorwort (wie Anm. 15), S. 47.

52 Une femme de diplomate. Lettres de madame Reinhard à sa mère. 1798–1815. Traduites de l'allemand et publiées pour la Société d'histoire contemporaine par la Baronne de Wimpffen, née Reinhard, sa petite-fille, Paris 1900, S. 107.

53 Zitat Napoleons in: Correspondance, publiée par ordre de l'empereur Napoléon III., Bd. 30: Oeuvres de Napoléon I^{er} à Sainte-Hélène, Paris 1869, S. 330. – Zitat: Reinhard an Goethe (Niederursel, Mühle, 4.6.1829), in: HEUSCHELE, Goethe und Reinhard (wie Anm. 18), S. 385–389, hier S. 386.

Rückkehr von Elba an seine Seite gerufen, während Reinhard Napoleon nach ihrer ersten Begegnung 1799 überwältigt als »ungeheuren Kopf« bezeichnete.

Jedenfalls trat Reinhard kaum zwei Wochen nach dem Staatsstreich zurück, den er als Akt zur Rettung der Republik begrüßte⁵⁴. Anstelle der Berliner Gesandtschaft, die Reinhard in der für Sieyès ausgearbeiteten Besetzungsliste aller französischen Gesandtenposten ostentativ für sich offen gelassen hatte, wurde er mit derjenigen bei der Helvetischen Republik betraut. Was der Erste Konsul euphemistisch als einen »der wichtigsten Gesandtschaftsposten« bezeichnete, war nach Reinhard professioneller Einschätzung der Instruktion eine unbequeme Mission⁵⁵. Wäre in der Schweiz bekannt gewesen, dass der Gesandte sowohl die gewünschte Wiederherstellung der Neutralität als auch die Verfassungsfrage dilatorisch zu behandeln hatte und die französisch besetzte Helvetische Republik lediglich zu guter Zusammenarbeit in Abhängigkeit von den Kriegsverläufen anhalten sollte, so wären die übersteigerten schweizerischen Hoffnungen auf den Beginn einer neuen politischen Ära herabgestimmt – und der Ende Februar 1800 in Bern als »Freund Helvetiens« begrüßte Reinhard mit realistischeren Erwartungen empfangen worden. Reinhard sah die konsularische Regierung in der Pflicht, inner- wie außerhalb Frankreichs ein gemäßigt demokratisches System zu verwirklichen und die wirtschaftliche Lage zu verbessern; er drängte Talleyrand allerdings vergebens zu einer in »Brot und Geld« bestehenden Unterstützung für die von Partekämpfen zerrissene Schweiz. Bald verwickelte sich Reinhard durch Parteinahme für die Föderalisten (die anstelle des Einheitsstaates nach französischem Vorbild die Wiederherstellung der kantonalen Verfassung erreichen wollten) in die innerschweizerischen Konflikte. »Was ich mir auch vornahm, ich konnte in der Schweiz kein Diplomat sein, sondern nur ein ehrlicher Mann«, schrieb er entschuldigend an Cotta⁵⁶. Reinhard's diplomatisches Scheitern führte zu seiner Ablösung im August 1801⁵⁷.

Sein Sekretär Kerner kehrte aus Enttäuschung über die politische Entwicklung Frankreichs nach dem 18. Brumaire nicht nach Paris zurück, wohingegen Reinhard mit seiner um eine in Bern geborene Tochter vergrößerten Familie während des Winters 1801/02 in der Hauptstadt überlegte, ob er dem französischen Staat weiter dienen solle. Erst im April 1802 – Bonaparte war inzwischen zum Ersten Konsul auf Lebenszeit gewählt worden – wurde Reinhard eine neue Mission übertragen, die ihn zum zweiten Mal in das nördliche Deutschland führte. In Hamburg erlebte er den allgemeinen Stimmungswandel gegenüber dem nachrevolutionären, halb Europa mit Krieg überziehenden Frankreich am eigenen Leibe, hatte dieser doch auch die Familie seiner Frau ergriffen. Da dieses »dritte Vaterland« nicht mehr trug, erweiterte Reinhard sein immaterielles um die freundschaftliche Verbindung mit dem damals in Lübeck lebenden Philosophen und Literaten Villers, dessen Bedeutung für das intellektuelle Leben in Frankreich und Deutschland kürzlich gewürdigt wurde⁵⁸.

54 Zur Tätigkeit Reinhard's als Übergangsmminister DELINIÈRE, Reinhard (wie Anm. 4), S. 170–179.

55 Zit. nach: *ibid.*, S. 183.

56 Reinhard an Cotta, 26.8.1801, zit. nach: *ibid.*, S. 206. Zu Cotta vgl. Annika HASS, *Der Verleger Johann Friedrich Cotta (1764–1832) als Kulturvermittler zwischen Deutschland und Frankreich. Frankreichbezüge, Koeditionen und Übersetzungen (Zivilisationen & Geschichte 33)*, Frankfurt a. M. 2015.

57 Der abberufene Diplomat konnte die Tatsache seiner Fehleinschätzungen der politischen Wirklichkeit der Helvetischen Republik nicht akzeptieren, sondern befand seiner Frau gegenüber, er »habe den Eindruck, eine Herberge zu verlassen, in der ich immer schlecht geschlafen habe«. Christine Reinhard am 25. Fructidor des Jahres IX (12.9.1801), zit. nach DELINIÈRE, Reinhard (wie Anm. 4), S. 208. Erst drei Jahrzehnte später gestand er Goethe, er habe bei seinem »unpraktischen« diplomatischen Wirken in der Schweiz den »Fluch der guten Intentionen« erfahren. vgl. Anm. 53, S. 386.

58 Im Januar 2015 veranstalteten die Université de Lorraine (site de Metz) und die Georg-August-Universität in Göttingen ein internationales Kolloquium mit dem Titel »Un homme, deux

Reinhard's diplomatische Tätigkeit als Gesandter beim Niedersächsischen Reichskreis in Hamburg wurde mit dem Einmarsch Frankreichs in Hannover im Mai 1803 auf die Beobachtung britischer Aktivitäten und eine Vermittlerrolle zwischen der französischen Armeeführung und den von deren finanziellen Forderungen betroffenen Hansestädten beschränkt – eine unpopuläre Tätigkeit, die für ihn persönlich durch eine weitere beschwerlich wurde: Reinhard musste auf Druck Bonapartes Zensurmaßnahmen gegen die antifranzösische Berichterstattung durchsetzen, die nach der in Europa empört zur Kenntnis genommenen Erschießung des Herzogs von Enghien im März 1804 drastisch zunahm. Als er dagegen mit einem Plädoyer für die Pressefreiheit protestierte, rügte ihn Talleyrand für seine Milde gegenüber den Hamburgern⁵⁹. Während Reinhard's gesellschaftliche Anerkennung in Frankreich wuchs – er war 1803 zum Mitglied des Institut de France in der Klasse »Histoire et littérature anciennes« berufen und 1804 zum Kommandanten der neugegründeten Ehrenlegion ernannt worden –, sank sein Stern im französischen Außenministerium. Reinhard's monatelange aufgeregte Berichterstattung über den britischen Geschäftsträger in Hamburg als angeblichem Drahtzieher eines antifranzösischen Spionagerings machte der Kaiser für seinen Befehl verantwortlich, Sir George Rumbold zu entführen zu lassen. Die kaiserliche Regierung sah sich wegen dieses neuerlich völkerrechtswidrigen Vorgehens öffentlich diskreditiert und entthob Reinhard als daran zumindest Mitschuldigen im März 1805 seines Postens⁶⁰. Im Juni 1805 machte sich der einkommenslose Reinhard mit seiner Frau, Tochter und dem in Hamburg geborenen Sohn Karl in Richtung Aachen auf, um in der Rheingegend einen Landsitz als Rückzugsort zu erwerben.

Seine erst ein Wartejahr später erfolgende Ernennung zum Residenten in den türkischen Donauprovinzen und Generalkonsul in der Moldau mit Sitz in Jassy war eine Strafversetzung. Reinhard's politischer Auftrag bestand in der Festigung des traditionellen französischen Einflusses auf die Pforte und deren Lenkung, nachdem Napoleons Vorstoß nach Ägypten Sultan Selim III. vorübergehend England zugeführt hatte. Kaum einen Monat nach seiner Ankunft im Juli 1806 ersuchte Reinhard um Abberufung von diesem Posten, der der Gesundheit seiner Frau abträglich und politisch sinnlos wäre, da ein französischer General zu gleichem Zweck wie er in Konstantinopel weilte, doch dieses und weitere Gesuche fanden kein Gehör. Immerhin hatte Reinhard das Glück, die Bekanntschaft des ebenfalls ungnädig versetzten österreichischen Diplomaten und herausragenden Orientalisten Joseph von Hammer zu machen, mit dem er nach ihrer örtlichen Trennung eine vom gemeinsamen Interesse an arabischer Literatur geprägte und beider diplomatische Standpunkte, nicht aber die Politik ausblendende Brieffreundschaft führte⁶¹. Ende November 1806 von einmarschierenden russischen Truppen nach Kremenchug am Dnjestr verschleppt, kam die Diplomatenfamilie Reinhard erst im Januar 1807 auf Intervention des Zaren wieder frei; Reinhard hatte zum Zeitvertreib mit Russisch-Studien begonnen⁶².

Während der zur Erholung von den vergangenen Strapazen gedachten Karlsbader Kur lernten Reinhard und seine Frau im Frühsommer 1807 Goethe kennen. Des Kosmopoliten Goethe ostentative Unbekümmertheit im Umgang mit der französisch-deutschen Diplomatenfamilie, die von den anderen Kurgästen als Vertreter der gegnerischen Nation geschnitten wurde, erlöste Reinhard aus der schwierigen, von neu erwachten Nationalgefühlen aufgeladenen gesell-

cultures. Charles de Villers entre France et Allemagne. 1765–1815. Ein Mensch, zwei Kulturen – Charles de Villers zwischen Deutschland und Frankreich. 1765–1815«.

59 GROSS, Reinhard (wie Anm. 4), S. 34.

60 DELINIÈRE, Reinhard (wie Anm. 4), S. 230 f.

61 Josef Freiherr VON HAMMER-PURGSTALL, Erinnerungen aus meinem Leben, bearb. v. Reinhart BACHOFEN VON ECHT, Wien, Leipzig 1940.

62 Reinhard an Goethe, Frankfurt, 1.2.1820, in: HEUSCHELE, Goethe und Reinhard (wie Anm. 18), S. 236–242, hier S. 238.

schaftlichen Situation⁶³. Beide verband fortan eine enge Freundschaft, die ihren Ausdruck in einer geistreichen, Politik und Privates streifenden, vor allem Goethes Farbenlehre, aber auch Kunst, (Natur-)Wissenschaften und Literatur angeregt diskutierenden und zuweilen über gemeinsame Bekannte amüsant medisierenden Korrespondenz fand. Nach einer Deutschlandreise kehrte Reinhard zur Regelung seiner Entschädigungsforderungen und in der Hoffnung auf eine neue Verwendung nach Paris zurück. Seinen dreimonatigen Aufenthalt dort nutzte Reinhard für die Popularisierung von Goethes in Frankreich noch unbekannter Farbenlehre. Die ihm angebotene diplomatische Verwendung als Generalkonsul in Mailand, eine zweite Italien-Mission, lehnte Reinhard ab.

Unterdessen erwarb Christine Reinhard mit Unterstützung des Familienfreundes Sulpiz Boisserée das Jagdschloss Falkenlust bei Brühl, wo sich die Familie im März 1808 nach einem in Köln mit den Brüdern Boisserée und dem Ehepaar Dorothea und Friedrich Schlegel verbrachten Winter niederließ. Die gewollte Distanz zwischen Reinhard's Tusculum und Paris war übrigens eine innerfranzösische, lag der Besitz doch in Frankreichs linksrheinischem Département de la Roer – das »deutsche Frankreich« sollte Reinhard noch nach 1815 die dann preußischen Rheinprovinzen nennen.

Um der lastenden Ungewissheit seiner beruflichen Zukunft zu entkommen, stellte Reinhard im September 1808 einen Pensionierungsantrag. Niedergedrückt, schweigsam und durch »seine Gegenwart jederzeit lästig und störend« erlebte ihn der norwegische Naturphilosoph Henrich Steffens damals im Hause Sieveking. Unberechtigt war diese wenig charmante Charakteristik wohl nicht, denn sechs Jahre später kritisierte der dänische Diplomat Johann Georg Rist, häufiger Gast in seiner Pariser Wohnung, Reinhard's in vergleichbarer Lage wiederum offen zur Schau getragene Gemütsverfassung – seine »ragende Gestalt« hätte zuweilen »der des Königs Saul« geglichen, »den der böse Geist ergriffen« habe⁶⁴. Im Herbst 1808 aber wurde Reinhard's Pensionsgesuch überraschend mit der »aus eigenem Antrieb des Kaisers« veranlassten Ernennung zum bevollmächtigten Gesandten am Kasseler Hof beantwortet, einer mitten in die Familie Bonaparte führenden Vertrauensstellung⁶⁵. Wie geschickt Reinhard sein Amt als *ministre de famille* des unreifen Königs Jérôme von Westphalen führte, zeigen seine detaillierten, die politisch-ökonomische Entwicklung des »Modellstaates« und die Stimmungslage der Bevölkerung kritisch spiegelnden Berichte; ganz französischer Außenpolitiker mit einer Sozialisation in der deutschen Spätaufklärung, setzte er sich für eine organische Reform- anstelle der eingeschlagenen Besatzungspolitik Frankreichs ein und riet nach den Unruhen 1809 zur Zurückhaltung. Im gleichen Jahr bewahrte Reinhard zusammen mit seinen Freunden aus der Schweizer bzw. Hamburger Zeit, Johannes von Müller, nun Generaldirektor des öffentlichen Unterrichts, und Villers, jetzt Ordinarius für Philosophie in Göttingen, die Universitäten Marburg, Göttingen und (zunächst auch) Halle vor der Aufhebung; durch die Einsparung ihrer Finanzmittel hätte nach Jérômes Willen der durch die königliche Miswirtschaft erschöpfte Staatshaushalt saniert werden sollen. Mit der Aufnahme Reinhard's in die Sozietät (heute: Akademie) der Wissenschaften in Göttingen folgten diesem Einsatz auch wissenschaftliche Ehren; der Kaiser genehmigte seine Ernennung zum *chevalier*, wenige Monate später zum *baron de l'Empire*.

63 Goethe zu seiner ersten Begegnung mit Reinhard: Irmtraud SCHMID (Hg.), Johann Wolfgang von Goethe, Sämtliche Werke. Briefe, Tagebücher und Gespräche, I. Abt., Bd. 17: Tag- und Jahreshefte, Frankfurt a. M. 1994, S. 205–208.

64 Bernd HENNINGSSEN (Hg.), Henrich Steffens. Was ich erlebte. Vollständige Neuausgabe, Berlin 2016, S. 192–194, zu Reinhard: Zitat S. 193. Zitat Rist nach GROSS, Reinhard (wie Anm. 4), S. 68.

65 Zitat: Reinhard an Goethe, Appollinarisberg, 24.11.1808), in: HEUSCHELE, Goethe und Reinhard (wie Anm. 18), S. 77. Siehe Robert Marquant, Der »Ministre de famille«, in: Else R. GROSS (Hg.) Karl Friedrich Reinhard 1761–1837, Gedenkschrift, Stuttgart 1961, S. 111–122.

Als Vermittler zwischen Paris und Kassel, zwischen Zentrale und Peripherie, zwischen dem Kaiser und seinem allzu unerfahrenen Bruder hatte Reinhard tiefen Einblick sowohl in die Intentionen Napoleons für seinen »Modellstaat« als auch in die grundstürzenden Konsequenzen der Implementierung des französischen Vorbildes für Administration, Ökonomie und den Alltag der Bevölkerung. Sein Engagement für Land und Leute Westfalens bis in die letzten Tage vor der Völkerschlacht bei Leipzig zeigen nicht Reinhard's heimliche Rückwendung zu Deutschland, sondern seine politische Urteilskraft und seine Loyalität gegenüber Paris, die ihn gegen Jérômes sprunghafte Direktiven vorgehen ließen.

War Reinhard in der Kasseler Zeit darüber hinaus »Partei«, dann diejenige Goethes, für dessen Farbenlehre er seinen (Brief-)Freundeskreis zu gewinnen suchte. Umgekehrt brachte er Goethe mit ihm nahestehenden Menschen in Verbindung. Die kluge, frankophile und von Reinhard verehrte Fürstin zur Lippe, mit der er von 1810 an bis zu ihrem Tod über Politik und Privates korrespondierte, stellte er Goethe als »eben die« vor, »die unsern Kaiser dadurch gewann, daß sie bei einer Audienz erst eine toisenlange Spezialkarte ihres Ländchens und dann noch ein ungeheures *Mémoire* aus ihrer Tasche zog«⁶⁶; seinen Freund Sulpiz Boisserée führte er über dessen Publikationsprojekt zum Kölner Dom 1811 bei Goethe ein, ebenso den russischen Gesandten Fürsten Nikolai Grigorjewitsch Wolonskij Repnin, den Reinhard als »kultivierten Europäer und Russen von ganzer Seele« schätzte⁶⁷. In ihrem Hause in Kassel – »wie zu allen Zeiten, der Sammelplatz von Gelehrten und Geschäftsleuten« – empfingen Reinhard und seine Frau zu intellektueller, nationaler Unterschiede nicht achtender Geselligkeit, die nach dem alliierten Sieg über Napoleon und der Rückkehr aller französischen Geschäftsträger nach Frankreich in Paris fortgesetzt wurde⁶⁸. Während Reinhard seit November 1813 wieder einmal in Unklarheit über seine nächste Verwendung war, wünschte seine Frau Christine nichts mehr als eine Rückkehr nach Falkenlust oder Hamburg, um zugunsten ihrer schwachen Gesundheit das Unstete und Öffentliche ihres Lebens als Ehefrau eines Diplomaten aufgeben zu können. Ein Übertritt in deutsche, vielleicht preußische Dienste, wie er kurz überlegte, war für den naturalisierten Franzosen Reinhard angesichts einer Mehrheitsmeinung so gut wie unmöglich, die ihn wie der frankreichfeindliche Nationalist Ernst Moritz Arndt als Verräter stempelte (»deutscher Apostat«, »Unreiner«, »Renegat«), und unter den herrschenden Bedingungen wünschte er ihn auch nicht: »Damals träumt ich wohl einige Tage lang von Deutschland (doch muß man ja Teutschland sagen) aber manches, was ich sah und hörte, wollte für meine Träume nicht passen«, distanzierte er sich ein Jahr später von dem »teutschen«, vom Nationalismus der Freiheitskriege erfüllten Deutschland⁶⁹.

Als ihm im Mai 1814 die Kanzleidirektion (*direction des chancelleries*) in dem wiederum von Talleyrand geführten Außenministerium der neuen Regierung König Ludwig XVIII. angetragen wurde, stimmte Reinhard ohne Zögern zu. Es sei »die Geschichte eines Augenblicks« gewesen, »Ja zu sagen, weil jede Bedenkzeit ein Nein gewesen wäre«⁷⁰. Dergestalt dem König aus

66 Reinhard an Goethe, Kassel, 16.2.1810, in: HEUSCHELE, Goethe und Reinhard (wie Anm. 18), S. 109–113, hier S. 112.

67 Reinhard an Goethe, Kassel, 30.12.1809, in: *ibid.*, S. 106.

68 Johann Georg Rist, ein Diplomat in dänischen Diensten und Freund des Hauses Reimarus, Mitte November zu Reinhard nach Paris, siehe LANG, Graf Reinhard (wie Anm. 4), S. 422.

69 ERNST MORITZ ARNDT, Erinnerungen aus dem äußeren Leben, Leipzig o. J., S. 112f., zit. nach: DELINIÈRE, Reinhard (wie Anm. 4), S. 357, Anm. 22. Vgl. ECHTERNKAMP, Aufstieg (wie Anm. 10). Reinhard an Goethe, Paris, 11.7.1814, in: HEUSCHELE, Goethe und Reinhard (wie Anm. 18), S. 203–205, hier S. 203.

70 Reinhard an Goethe, Paris, 11.7.1814, in: *ibid.*, S. 203–205, hier S. 204. Seine genaue Titulatur teilte Reinhard Goethe als Adresse mit: Monsieur le Baron Reinhard, Conseiller d'Etat de Sa Majesté Très Catholique et Directeur des chancelleries du département des affaires étrangères, S. 209f; BENNIGSEN, Henrich Steffens (wie Anm. 64, S. 194). Steffens kommentierte, dass es

dem Hause Bourbon verpflichtet, folgte Reinhard ihm während der »Hundert Tage« im März 1815 nach Brüssel und lehnte das Rückkehrangebot Napoleons ab. Ludwig XVIII. würdigte Reinhard's Entscheidung – es war die eines französischen Diplomaten für den Regimewechsel – später mit der Verleihung des gräflichen Adels und seiner Ernennung zum Staatsrat. »Ich gehöre nun dem wiedergeborenen alten Frankreich völlig an«, schrieb der ehemalige Revolutionär über die bourbonische Restauration, deren Verfassung liberaler war als die napoleonische – für Reinhard das maßgebliche Kriterium bei der Beurteilung jeden Staates⁷¹. Der Schicksalsschlag des Todes seiner Ehefrau im Februar 1815 und die abweisende Haltung des aus reaktionären Emigranten und Ultraroyalisten bestehenden Hofstaats Ludwig XVIII. verstärkten Reinhard's Wunsch, sich nach Falkenlust zurückzuziehen. Kaum unterwegs, wurde er als französischer Emissär von preußischem Militär aufgegriffen, von seinen Kindern getrennt, den ganzen April 1815 über in Frankfurt am Main inhaftiert und seiner Dokumente beraubt, in denen die preußische Regierung einen angeblichen Geheimvertrag zwischen Frankreich, Österreich und England suchte. Kaum einer seiner deutschen Bekannten besuchte Reinhard, während ihm der französische König persönliche Botschaften zukommen ließ, ihn seiner Wertschätzung versicherte und sich bei dem preußischen Staatskanzler von Hardenberg für ihn einsetzte. Nach seiner Freilassung sah sich Reinhard weiterhin mit der abwartenden Distanz der deutschen Freunde konfrontiert, die sich bei Goethe als einjähriges Schweigen auf Reinhard's in vorsichtigen Konjunktiven ausgebreiteten Plan manifestierte, sich möglicherweise »Weimar als Zufluchtsstätte« zu wählen⁷².

Seine Ängste vor der ihm feindlich gesinnten Entourage Ludwig XVIII. und der Abhängigkeit seines beruflichen Schicksals von demjenigen des eben geschassten und wieder zurückberufenen Ministers Talleyrand unterdrückend, kehrte Reinhard über Gent nach Paris zurück, um im Juli seinen Platz im Außenministerium wieder einzunehmen. Im Moment der von den Ultraroyalisten bewirkten zweiten Entlassung Talleyrands im September 1815 auf eigenes Ersuchen beurlaubt, reiste Reinhard hastig nach Falkenlust ab. Familiäre und ökonomische Angelegenheiten erforderten tatsächlich seine Anwesenheit dort, da seine Erhebung in den Grafenstand mit dem Erwerb eines französischen Majoratsgutes verbunden war; dieses konnte nur vom Verkaufserlös des deutschen Besitzes finanziert werden – in einer Zeit, in der viele Franzosen sich von ihren deutschen Immobilien trennten, glückte das Unterfangen erst 1817. Zu Reinhard's Erschrecken beantwortete der neue Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Armand Jean du Plessis, Herzog von Richelieu, den er ohnehin für einen Gegner hielt, die schriftliche Rechtfertigung seiner überstürzten Abreise mit der Verlängerung der Beurlaubung. Auf dem sorgenvoll angetretenen Rückweg nach Paris erreichte Reinhard am 20. November 1815 seine Ernennung als Bevollmächtigter Gesandter des französischen Königs beim Deutschen Bundestag und bei der Freien Stadt Frankfurt am Main. Der Minister übertrug Reinhard »diesen unter den gegenwärtigen Umständen so wichtigen Posten«, die erste Vertretung Frankreichs jenseits des Rheins, unter ausdrücklicher Wertschätzung seiner bisherigen Dienste; in den Folgejahren lernte Reinhard den liberal denkenden Herzog von Richelieu aufrichtig schätzen⁷³. Zu der Reinhard anvertrauten französischen Interessenwahrung in Deutschland – letzte-

Reinhard »in seinen besten Jahren, gewohnt in die großen Verhältnisse eines mächtigen Reiches bedeutend einzugreifen«, als »armen Predigersohne« wohl schwergesunken sei, zu vergessen, dass er einmal französischer Minister gewesen sei.

71 Reinhard an den befreundeten Kasseler Arzt Richard Maria Harnier, 9.7.1814, zit. nach DELINIÈRE, Reinhard (wie Anm. 4), S. 360.

72 HEUSCHELE, Goethe und Reinhard (wie Anm. 18), Reinhard an Goethe, 18. Mai 1815, S. 208; nach der Wiederaufnahme ihrer Korrespondenz zeigte sich Reinhard »müde, zwischen den Nationen länger [...] zu stehen« und endgültig für Frankreich entschieden: Ibid. 11.2.1816, S. 210.

73 Ibid., Reinhard an Goethe, S. 227.

res zu sehen als Preußen, Österreich und die wieder an Frankreich zu ziehenden Mittel- und Kleinstaaten des »dritten Deutschland« – gehörte auch die rasch an den Legationssekretär abgegebene Überwachung der Emigranten der bourbonischen Restauration, zu denen seine politischen Freunde aus Revolutionszeiten und dem Empire wie Sieyès oder Jean-Jacques Régis de Cambacères zählten. Dabei konnte Reinhard sein Amt offiziell erst im Herbst 1817 antreten, da sich Österreich, Preußen und weitere Mitglieder des Deutschen Bundes gegen die Zulassung ausländischer Gesandten wehrten. Vor diesem Hintergrund war »die Lage eines französischen Gesandten im Ausland« tatsächlich »weder glänzend noch angenehm«⁷⁴.

Zumindest aber fand der Intellektuelle Reinhard, der seit 1816 Mitglied der Académie des inscriptions et belles-lettres des Institut de France war, Kontakt zu einigen ebenso weltmännischen wie liberal denkenden Vertretern deutscher Klein- und Mittelstaaten, mit denen er sich über Politik, Literatur und Wissenschaften austauschen konnte; zu ihnen zählten der württembergische Gesandte Karl August von Wangenheim, der passionierte Briefschreiber und politische Schriftsteller Hans Christoph Ernst von Gagern als Vertreter des niederländischen Königreichs und des Herzogtums Nassau oder ein weiterer dezidiert Gegner der Metternichschen Politik in Gestalt des bremischen Gesandten Johann Smidt⁷⁵. Mit der Abberufung des den Artikel 13 der Bundesakte unermüdlich verfechtenden Gesandten von Württemberg 1821 löste sich dieser Zirkel auf, den Reinhard im Sinne seiner Regierung zur Förderung der so genannten Triasbestrebungen der mindermächtigen deutschen Staaten genutzt hatte; sie wurden von Württemberg angeführt, um dem Dritten Deutschland politisches Gehör verschaffen und die Dominanz der Großmächte Österreich und Preußen im Deutschen Bund wenn nicht zu brechen, so ihnen doch zumindest ein Gegengewicht zu bieten⁷⁶.

Während sich Reinhard bei den mondänen, intellektuell anspruchslosen Abendunterhaltungen des diplomatischen Corps mit ihren Pharaopartien, Witterungs- und Gesundheitsfragen langweilte, die ihm keinen Ersatz für den verlorenen geselligen »Vereinigungspunkt« in Frankfurt boten, suchte und fand er in zwei politisch-wissenschaftlichen Briefwechseln größtes Vergnügen⁷⁷. 1822 hatte er in Baden-Baden den Kanzler des Großherzogtums Sachsen-Weimar-Eisenach kennengelernt; Friedrich von Müller und er wurden rasch (Brief-)Freunde, die einander als »politische Menschen« bis zu Goethes eifersüchtiger Intervention 1825 häufiger und ungezwungener schrieben als Reinhard dergleichen mit Goethe möglich war⁷⁸. Gleichzeitig freundete sich Reinhard mit dem Administrator des Bistums Konstanz, Freiherrn von Wessenberg, an. Er hatte diesen bedeutenden Vertreter der katholischen Aufklärung während seiner Schweizer Gesandtenzeit kennengelernt; beide waren Theologen und tolerant, rationalistisch und der Moral mehr als dem Dogma verpflichtet⁷⁹. Auch stimmte der gemäßigt Liberale Reinhard mit Wessenberg mit dessen religiösen, literarischen und politischen Ansichten im Hinblick auf die Kirchenkonkordate und das Verhältnis der deutschen katholischen Kirche zum Heiligen Stuhl überein.

Mit dem restaurativen »System Metternich« sympathisierten beide nicht, doch räumte Reinhard dessen Ziel der europäischen Friedenswahrung Vorrang vor nationalen Freiheits- und Einigungsbestrebungen ein. Die Nationalgefühle der Deutschen – »Ihre[r, i. e. Goethes] lieben

74 Ibid., Reinhard an Goethe, Frankfurt, 11.2.1816, S. 210f., hier S. 210; DELINIÈRE, Reinhard (wie Anm. 4), S. 379.

75 GROSS, Reinhard (wie Anm. 4), S. 72.

76 DELINIÈRE, Reinhard (wie Anm. 4), S. 412f.

77 Reinhard an Goethe (Frankfurt, 9. April 1821), in: HEUSCHELE, Goethe und Reinhard (wie Anm. 18), S. 266–270, hier S. 266.

78 DELINIÈRE, Reinhard (wie Anm. 4), S. 429.

79 GROSS, Reinhard (wie Anm. 4), S. 72; DELINIÈRE, Reinhard (wie Anm. 4), S. 429–431 zu der Frage einer deutschen Nationalkirche bzw. zu den mit dem Heiligen Stuhl abzuschließenden Konkordaten der Staaten des Deutschen Bundes.

Landsleute« – blieben ihm so unverständlich wie die der Italiener oder Griechen; sie galten ihm als Partikularinteressen, die die für die ganze Menschheit gültigen Ideale der Aufklärung und der Revolution verdrangten⁸⁰. Ebenso wenig teilte Reinhard die Begeisterung für demokratisch-liberale Strömungen, wie sie sich während des Wartburgfestes manifestierten. »Einheit und Republik mag die Losung einiger Thoren sein«, schrieb er ein halbes Jahr nach Karl Ludwig Sands Attentat auf den Dramatiker August von Kotzebue, doch wirklich bedürften die Deutschen der ihnen zugesagten Verfassungen, also der Volksvertretungen und der »Regierungen mit Kontrolle (sic)«, wovon in den Karlsbader Beschlüssen nicht die Rede sei⁸¹. Dieser Ansicht war auch seine Brieffreundin Fürstin Pauline, die er bei der Ausarbeitung der 1819 erlassenen Verfassung für das Fürstentum Lippe beriet⁸². Kurz nach Beginn der Bundestagsferien im Herbst 1818 nahm Reinhard auf Wunsch des Herzogs von Richelieu für drei Wochen am Aachener Kongress teil, während dessen Frankreich wieder gleichberechtigt in den Kreis der europäischen Großmächte aufgenommen wurde. Reinhard teilte die Freude an diesem Erfolg der französischen Auenpolitiker, der zum Teil auch sein eigener war, denn sie bedeuteten ihm »eigentlich die Familie, durch die ich, nach so manchen Stürmen, in Frankreich einheimisch bin«⁸³.

Neben der deutschen Politik verfolgte Reinhard angespannt die kontroversen Debatten in der französischen Kammer, in der sich bis 1820 kontinuierlich die Anzahl der anfangs dominierenden gemäßigten Royalisten verminderte, während diejenige der Liberalen zunahm. Um sich vor Ort über die französische Innenpolitik zu unterrichten, unternahm er in den Sitzungspausen des Bundestages mehrfach Reisen nach Frankreich, wobei die erste des Herbstes 1817 dem Erwerb eines Majoratsgutes bei Caen für seinen Sohn diente. Nach seiner Rückkehr aus Paris ließ Reinhard den Herzog von Richelieu optimistisch wissen, er sei »voll der Erwartung einer glücklichen und dauerhaften Zukunft für diese Nation abgereist, der anzugehören [er] die Ehre habe«⁸⁴. Stabil blieb die von Reinhard vorgefundene politische Lage jedoch nicht. Nach der Ermordung des Herzogs von Berry, des einzigen legitimen Thronfolgers der Bourbonen, im Jahr 1820 stieg der Einfluss des klerikal-legitimistischen Flügels innerhalb der Regierung so unaufhaltsam wie die Jahre zuvor der der Liberalen. Im Zuge des Regierungswechsels vom Herbst 1821 wurde der ultrakonservative Mathieu Vicomte de Montmorency-Laval zum neuen Minister des Auswärtigen ernannt. Reinhard kreuzte seinen Weg im Herbst 1822 bei Épernay, als er nach Paris und der Minister zum Kongress nach Verona reisten⁸⁵. In dem herrschenden Klima der Angst vor einer europaweiten Verschwörung gegen die legitimen Dynastien ließ sich Frankreich von der Heiligen Allianz mit der militärischen Invention gegen den konstitutionel-

80 Reinhard an Goethe, Frankfurt, 16.4.1816, in: HEUSCHELE, Goethe und Reinhard (wie Anm. 18), S. 212–214. Zum revolutionären Nationsverstandnis, z. B. von Sieyès, siehe Alain FINKIELKRAUT, *La defaitte de la pensée*, Paris 1987, S. 24 ff.

81 Gross, Reinhard (wie Anm. 4), S. 75. Seit 1814 waren in einigen deutschen Klein- und Mittelstaaten Verfassungen erlassen, beginnend 1814 in Nassau, gefolgt 1816 von Schwarzburg-Rudolstadt, Schaumburg-Lippe, Waldeck und Sachsen-Weimar-Eisenach, 1818 dann Bayern und Baden sowie zuletzt vor den Karlsbader Beschlüssen 1819 noch Lippe-Detmold und Würtemberg.

82 DELINIÈRE, Reinhard (wie Anm. 4), S. 405 f. Als die seit der Kasseler Zeit treueste Brieffreundin Ende Dezember 1820 verstarb, widmete Reinhard der klugen Regentin in einem Brief an Goethe eine lesenswerte Hommage. Reinhard an Goethe, Frankfurt, 9.2.1821, in: HEUSCHELE, Goethe und Reinhard (wie Anm. 18), S. 256–260, hier S. 257.

83 Reinhard an August von Hennings, Okt./Nov. 1818, zit. nach: LANG, Graf Reinhard (wie Anm. 4), S. 453.

84 Zit. nach DELINIÈRE, Reinhard, S. 393.

85 Reinhard an Goethe, Frankfurt, 20.1.1823, in: HEUSCHELE, Goethe und Reinhard (wie Anm. 18), S. 287–291, hier S. 288.

len Militäraufstand in Spanien beauftragen, ein Vorgehen, das Reinhard und seine politischen Freunde entschieden ablehnten. Während seines dreimonatigen Frankreichtaufenthalts ging das auswärtige Departement Anfang 1823 an den französischen Chefunterhändler von Verona, François-René Vicomte de Chateaubriand über. Reinhard unterließ es unter diesen Umständen bewusst, seine liberalen Bekannten und nahen Freunde wie Benjamin Constant aufzusuchen. Mit seinem Satz »Allzukühnes durfte nicht gewagt werden« verwies er auf die neue ultraroyalistische Regierung Villèle, der er keinen Vorwand zu seiner Abberufung liefern wollte⁸⁶. Die Frankfurter Mission schätzte Reinhard nämlich »trotz den (sic) Unbehaglichkeiten, die mir fast ausschließlich von Ihren Landsleuten kommen«, wie er Goethe anvertraute, als »eine Rede, die gegen den größten Teil der jetzt herrschenden Winde schützt« – und das, obwohl er seine politische Bedeutung als diplomatischer Vertreter Frankreichs am Bundestag in Frankfurt am Main 1823 als »gleich Null« einschätzte⁸⁷. Allerdings fühlten sich die Gesandten dort samt und sonders in der »Rolle von Nachtwächtern« des geknebelten und durch die Dominanz der Großmächte marginalisierten Bundestages, zitierte Reinhard einen Berufskollegen⁸⁸. Da er als Diplomat keine großen Herausforderungen zu meistern hatte, nutzte er nach dem Verkauf seines neben Falkenlust zweiten Gutes Apollinarisberg bei Remagen 1821 an seinen Mitbesitzer Sulpiz Boisserée (»so wurde dies letzte materielle Band gelöst, das mich an Deutschland knüpfte«) die ungewohnten Freiräume für längere Reisen und die angesichts seiner Gicht notwendigen Kuraufenthalte in Baden-Baden oder später Kronberg am Taunus, das unfern des Gutes Hornau seines Freundes von Gagern lag. Dem ersten Besuch Goethes in Weimar in den Bundestagsferien 1823, sechzehn Jahre nach ihrer Begegnung in Karlsbad, folgte Anfang April 1825 ein zweiter, dem sich zwei Hochzeiten anschlossen, nämlich die von Reinhard's Tochter Sophie und einen Tag später seine eigene, nach evangelischem wie katholischen Ritus vollzogene Vermählung mit der vier Jahrzehnte jüngeren Französin Virginie von Wimpffen, einer Freundin seiner Tochter, die seit dem Winter 1821/22 in Reinhard's Haushalt gelebt hatte⁸⁹. Reisend machte er sie in den folgenden Jahren mit der Schweiz, Oberitalien, Norwegen und ihm wichtigen Orten im nördlichen Deutschland und seinem Geburtsland Württemberg bekannt. Besuchsreisen führten beide zwischen 1827 und 1831 noch vier Mal zu Goethe, zu dessen engem Familienkreis Reinhard seit der Übernahme der Patenschaft für den zweiten Goethe-Enkel zählte.

Nach dem Tod König Ludwigs XVIII. im September 1824 bestieg dessen 67-jähriger Bruder als Karl X. den Thron, der ganz unter dem Einfluss reaktionärer und ultramontaner Remigranten stand. Zur Feier der Krönung, die in Reims nach mittelalterlichem Ritus vollzogen wurde, veranstaltete der französische Bundestagsgesandte einen Ball und ließ dabei eine selbstgedichtete Hymne vortragen, die Jean Delinière trotz ihrer Anspielung auf die Charte mit Recht als »Höflingsmachwerk« apostrophiert hat⁹⁰. In diesem Moment seines Lebens schien Reinhard seine girondistischen Ideale zu verraten, ähnlich dem ehemaligen Revolutionsgeneral Jean-Baptiste Jourdan, der in der Kathedrale dem Bourbonen die Krone dargeboten hatte. Die zur Schau getragene Zustimmung zu Karls X. Regierungsbeginn spiegelte nicht Reinhard's innere Gewissheit einer verfassungstreuen Regierungsführung, und so machte er sich wiederum auf, um während der Herbstferien des Bundestages die politische Lage in Paris zu sondieren. Sein freundlicher Empfang durch den König überraschte und die »viel mildere Temperatur als vor

86 DELINIÈRE, Reinhard (wie Anm. 4), S. 420 und Reinhard an Goethe, Frankfurt, 20.1.1823, in: HEUSCHELE, Goethe und Reinhard (wie Anm. 18), S. 287–291, hier S. 289.

87 Ibid., Reinhard an Goethe, PS vom 23.1.1823 zu dem Brief vom 20.1.1823, wie Anm. 86, S. 288; vgl. GROSS, Reinhard (wie Anm. 4), S. 80.

88 Zit. nach DELINIÈRE, Reinhard (wie Anm. 4), S. 418, Anm. 26 (Bericht vom 31.5.1825).

89 Johanna Antoinette Virginie von Wimpffen (1801–1886). Eine Charakteristik der trotz des großen Altersunterschiedes sehr glücklichen Ehe gibt GROSS, Reinhard (wie Anm. 4), S. 81 f.

90 DELINIÈRE, Reinhard (wie Anm. 4), S. 423 mit Abdruck des Textes.

drei Jahren« erfreute ihn, auch wenn er »hin und wieder eine jesuitische Zugluft« verspürte; dieses Mal besuchte Reinhard die ihm befreundeten Liberalen Constant und Victor Cousin, durch die er in Kontakt zu den bedeutendsten Vertretern der liberalen Opposition wie Pierre Paul Royer-Collard und François Mignet kam⁹¹. Cousin und Mignet gewannen in der Folgezeit nicht nur maßgeblichen Einfluss auf die französische Politik, sondern sie spielten auch eine Rolle in der übernational ausgerichteten Literaturzeitschrift »Le Globe«. Diese 1824 durch Philosophen, Politiker, Schriftsteller und Journalisten unter Federführung von Paul François Dubois und Pierre Leroux gegründete Zeitschrift, deren Leitgedanke »la liberté réglée dans la politique par les lois, dans la philosophie par la raison, dans les lettres par le goût« Reinhard's Überzeugungen so nahe wie möglich kam, wurde nach der 1828 vollzogenen Öffnung ihres philosophisch-literarischen Themenspektrums für die Tagespolitik für einige Jahre zum wichtigsten Medium des französischen Liberalismus⁹². Reinhard stimmte hoffnungsvoll mit den politischen Zielen dieser jüngeren Generation der Liberalen überein, während sich Goethe aus dem gleichen Grund von »Le Globe« distanzierte, dessen literarisch-philosophische Programmatik er als seiner Weltliteraturkonzeption verwandt unterstützt hatte⁹³. Auf diese seinem Freund eignende Distanz zur praktischen Politik bezog sich Reinhard zu Beginn des Jahres 1826, als er Goethe angesichts der ganz Europa bewegenden, für den Fortgang des griechischen Freiheitskampf entscheidenden, aber aufgrund verwandtschaftlicher Beziehungen auch für das Weimarer Fürstenhaus wichtigen Nachfolgefrage in Russland versicherte, dass er »der Politik [...] diesmal wenigstens sich nicht [werde] entziehen (sic) können«, denn »was uns andern schon als Weltbürgern so naheliegt, wird für Sie zur Familienangelegenheit«⁹⁴. Der weltbürgerliche Diplomat Reinhard empfahl seiner Regierung in einer Denkschrift zur Griechenlandfrage mit Blick auf die Haltung von Regierungen und Bevölkerung des Deutschen Bundes, sich auf die auch von der französischen Öffentlichkeit geforderte philhellenische Politik einzulassen. Frankreich solle an der russisch-englischen Friedenspolitik teilnehmen, wozu es mit der Unterzeichnung des Londoner Abkommens im April 1827 auch kam; die zur Friedensstiftung gedachte trinationale Flottenpräsenz im Mittelmeer scheiterte allerdings mit der Schlacht bei Navarino⁹⁵.

Nachdem im November 1827 vorzeitige Neuwahlen den Liberalen erheblichen Stimmenzuwachs in der Kammer eingebracht hatten, berief König Karl X. im Januar 1828 ein Kabinett der gemäßigten Rechten unter Jean Baptiste Gay Comte de Martignac, das vergeblich den Ausgleich zwischen der liberalen Opposition und dem König suchte. Es wurde im August 1829 durch ein Kabinett aus politisch unerfahrenen und unpopulären Ultrakonservativen unter Außenminister Jules Armand Prince de Polignac abgelöst. Dem verdienten Diplomaten Reinhard, der der liberalen Historisierung der Französischen Revolution Adolphe Thiers' oder François Guizots beipflichtete und der stolz darauf war, sich »die Freyheit des Worts und des Urtheils erhalten« zu haben⁹⁶, verließ der König das Großkreuz der Ehrenlegion – und ließ ihn drei Wochen später, am 17. September, aus Frankfurt mit der Ankündigung seiner Pensionierung abbe-

91 Zitat: DELINIÈRE, Reinhard (wie Anm. 4), S. 424 und GROSS, Reinhard (wie Anm. 4), S. 83.

92 Zit. nach HASEMANN-FRIEDRICH, Reinhard (wie Anm. 4), S. 252. Zu Reinhard's erstem Kontakt mit »Le Globe« *ibid.*, S. 248 f., zu seiner Korrespondenz darüber mit Goethe, Friedrich von Müller u. a. m., S. 249–251.

93 HASEMANN-FRIEDRICH, Reinhard (wie Anm. 4), S. 252; zu Goethe *ibid.* S. 262–265; LANG, Graf Reinhard (wie Anm. 4), S. 493 f.

94 Reinhard an Goethe, Frankfurt, 7.1.1826, in: HEUSCHELE, Goethe und Reinhard (wie Anm. 18), S. 339–343, hier S. 339.

95 DELINIÈRE, Reinhard (wie Anm. 4), S. 433; LANG, Graf Reinhard (wie Anm. 4), S. 487.

96 Ausführlich dazu unter Anführung gut gewählter Zitate aus Reinhard's Briefen an Goethe aus den Jahren 1828/29: HASEMANN-FRIEDRICH, Reinhard (wie Anm. 4), S. 259. Zitat: GROSS, Reinhard (wie Anm. 4), S. 80.

rufen⁹⁷. »Wir, Söhne und Zeugen der Revolution müssen und sollen ihr Opfer sein!« kommentierte der 68-jährige Reinhard seine Entlassung durch die ultrakonservative Regierung⁹⁸. Das Ausscheiden aus seinen Amtsverhältnissen fiel ihm als einem mit Scharfsinn und seit geraumer Zeit mit gereizter Routine den Frankfurter Bundestag teilnehmend beobachtenden Diplomaten nicht schwer; die Amtsgeschäfte wurden seinem Sohn übertragen, der ihm schon seit einigen Jahren als Attaché zur Seite gestanden hatte⁹⁹. Den Abschied aus Deutschland empfand Reinhard hingegen als »schmerzlich«, doch sah er ihn mit dem Neubeginn in Frankreich ausgeglichen, »aber eine Trennung, für die ich schwerer Ersatz finden werde, ist die von den Freunden, die ich zurücklasse«¹⁰⁰. Nach einem Abschiedsbesuch bei Goethe in Weimar, wo auch seine Tochter Sophie von Diemar mit ihren Kindern lebte, reiste Reinhard Ende Oktober von Frankfurt aus nach Paris.

Dort wurde das Ehepaar Reinhard, auf den Einzug in ihr von Reinhard's engstem französischen Freund Hugues Maret, Herzogs von Bassano, gemietetes Haus in der Rue Saint-Lazare (N° 58 hôtel Delaroche) wartend, Zeugen der Kammerauflösung im Mai. Als eine weitere im Juli 1830 erfolgte, mit der der König auf die erheblichen Stimmengewinne der oppositionellen Mehrheit bei den Neuwahlen reagierte, hielten sie sich als Gäste auf Marets Landsitz Beaujeu in Burgund auf¹⁰¹. Die »Juli-Ordonnanzen«, mit denen die Pressefreiheit aufgehoben, ein neues Wahlrecht verfügt, die Zahl der Abgeordneten einschneidend verringert und der Wahlzensus erhöht werden sollten, führten am 26. Juli erst zu Massenprotesten und dann in die *Trois Glorieuses* der Revolution. Am 30. Juli übergaben die Kammern des Parlaments die provisorische Regierung Louis Philippe, dem aus einer bourbonischen Seitenlinie stammenden Herzog von Orléans. Aus dessen Händen erreichte Reinhard am 4. August in Beaujeu die Ernennung zum *commissaire provisoire pour les affaires étrangères*¹⁰². Unverzüglich begab sich Reinhard nach Paris und stellte ohne Bitterkeit fest, dass man das kommissarische Amt inzwischen seinem politischen Freund Pierre Louis Edouard de Bignon übergeben hatte, der es selbst nur wenige Tage ausfüllte. Reinhard begrüßte die neue konstitutionell-parlamentarische Monarchie als Vollendung der Revolution »in der Weise, wie sie seit vierzig Jahren in den so häufig vergeblichen Wünschen, Gedanken und Bemühungen der Menschheitsfreunde, der Freunde der Aufklärung und der wahren Freiheit erhofft wurde«¹⁰³. Mit dieser Aussage stand er dem *parti de l'Ordre* näher als dem von Thiers angeführten *parti du Mouvement*, der auf weitere Konstitutionalisierung und Demokratisierung im Sinne der girondistischen Ideale setzte; später neigte er der von André Dupin angeführten *tiers Parti* zu, deren Mitglieder je nach Abstimmungsgegenstand mit der Rechten oder der Linken votierten. Seine beiden »ehrenvolle[n] Beweggründe, um in den aktiven Dienst zurückzukehren«, nämlich von dem gestürzten Reaktionär Polignac in den Ruhestand versetzt und von der neuen Regierung unmittelbar für ein hohes Regierungsamt vorgesehen worden zu sein, führten zu seiner Reaktivierung¹⁰⁴. Vor die Wahl

97 GROSS, Reinhard (wie Anm. 4), S. 91.

98 Reinhard an Friedrich v. Müller, 23.10.1829, zit. nach: GROSS, Reinhard (wie Anm. 4), S. 91.

99 Vgl. Bignons Würdigung von Reinhard's Berichten, der etwa als erster auf die Folgen des preußischen Zollsystems aufmerksam gemacht habe, in: LANG, Graf Reinhard (wie Anm. 4), S. 513.

100 Reinhard an Ignaz Heinrich v. Wessenberg, o. O., 26.10.1829, zit. nach: LANG, Graf Reinhard (wie Anm. 4), S. 512.

101 GROSS, Reinhard (wie Anm. 4), S. 92.

102 Vgl. den Bericht von Reinhard's Sohn Karl an Kanzler v. Müller, o. O., 5.8.1830, in: LANG, Graf Reinhard (wie Anm. 4), S. 519f.

103 Reinhard an den Minister der auswärtigen Angelegenheiten Louis Mathieu Comte de Molé, o. O., 14.10.1830, zit. nach DELINIÈRE, Reinhard (wie Anm. 4), S. 463.

104 Reinhard an Ignaz Heinrich v. Wessenberg, o. O., 26.10.1829, zit. nach: DELINIÈRE, Reinhard (wie Anm. 4), S. 463; vgl. LANG, Graf Reinhard (wie Anm. 4), S. 520.

zwischen Bern und Dresden gestellt, optierte Reinhard für letzteres und wurde im Oktober 1830 zum bevollmächtigten Gesandten für die sächsischen Höfe ernannt. Freunde aus den Frankfurter Tagen wie den Freiherrn Bernhard August von Lindenau, einen gelehrten Juristen und Astronomen, der jetzt leitender Minister des Königreichs Sachsen und federführend bei den Verfassungsbestrebungen war, trafen er und seine Frau Virginie in Dresden wieder, neue Bekanntschaften mit der Familie des Grafen von der Schulenburg, mit Elisabeth von der Recke oder der Herzogin Dorothea von Sagan, einer Nichte Talleyrands, wurden geschlossen. Schließlich lag Weimar jetzt räumlich nahe, das Reinhard durch Goethes Freundschaft über all die Jahre hinweg seine »eigentliche Heimat« in Deutschland zu sein schien¹⁰⁵. Auf seinem Reisezug von Paris nach Dresden unterrichtete sich Reinhard in Frankfurt in Kürze über die Haltung der deutschen Regierungen zu der neuen Regierung Frankreichs. Diese politische Momentaufnahme bildete einen wichtigen Hintergrund für seine Dresdener Mission, die nicht nur auf die Pflege der traditionell guten französisch-sächsischen Beziehungen zielte, sondern auch auf die Beobachtung der Außen- und Wirtschaftsbeziehungen Sachsens in Bezug auf die preußischen Zollvereinsbestrebungen; weiterhin sollte die Aufmerksamkeit des Gesandten Preußen, Österreich und Polen gelten. Im Mai 1831 unternahm Reinhard mit seiner Frau eine Rundreise zu den herzoglich-sächsischen Höfen, an denen er ebenfalls akkreditiert war, und sah dabei Goethe ein letztes Mal¹⁰⁶. Nach Dresden zurückgekehrt, erfuhr er gerüchtweise von seiner bevorstehenden Abberufung. Diese Gerüchte verdichteten sich durch die Ernennung eines französischen Gesandten für die 1813 letztmals besetzte, nun neu eingerichtete diplomatische Vertretung Frankreichs in Weimar, die Reinhard wahrgenommen und auf die er besonderen Wert gelegt hatte¹⁰⁷. Er bat in Paris und Weimar um Aufklärung, erhielt keine ihn befriedigende Antwort und ignorierte daraufhin den jungen Gesandten bis zu einer scharfen Abmahnung durch den Außenminister im Dezember 1831¹⁰⁸.

Doch hatte das Jahr 1831 auch Gutes für den liberalen Verfassungsfreund Reinhard bereithalten. Als direkte Folge der revolutionären Erschütterung Europas durch die Julirevolution kam es zu einer zweiten Welle des Erlasses frühkonstitutioneller Verfassungen im Deutschen Bund; die Ausarbeitung der Repräsentativverfassung des Königreichs Sachsen begleitete Reinhard erst enttäuscht von ihrer Differenz zur französischen Charte, lernte dann aber ihren Tradition mit Revolution verbindenden Charakter zu schätzen und wohnte im Oktober »der Überreichungszeremonie [...] mit Andacht und Rührung« bei¹⁰⁹. Im Juli 1832, nur vier Monate nach Goethes Tod, wurde Reinhard durch den Minister Grafen Horace François Sébastiani – den er wegen der Weimarer Gesandtschaft ohnehin für seinen geschworenen Feind hielt – aus Dresden abberufen, wobei dieser Abschied sogar nach Meinung des leicht zu kränkenden 71-jährigen Diplomaten »in den lebenswürdigsten Formen« ablief¹¹⁰. Seit September 1832 lebte Reinhard in Paris im persönlichen wie brieflichen Verkehr mit guten Freunden und den Verwandten seiner Frau; auch unterhielt er nach lebenslang geübter Manier gemeinsam mit seiner Ehefrau einen Salon, den sein erster Biograf Gottschalk Eduard Guhrauer aus eigenem Erleben als »einen Vereinigungspunkt der bedeutendsten Schriftsteller, Gelehrten und Akademiker von

105 Reinhard an Goethe, Niederursel, Mühle, 4.6.1829, S. 385–389, hier S. 385: *Dem Geburtsland entfremdet, [...] scheint mir oft Weimar meine eigentliche Heimat, und dies ist sie durch Sie geworden.*

106 GROSS, Reinhard (wie Anm. 4), S. 94 mit Tagebuchauszügen Goethes zum Besuch des Ehepaars Reinhard vom 5. bis 9.5.1831.

107 GROSS, Reinhard (wie Anm. 4), S. 94.

108 DELINIÈRE, Reinhard (wie Anm. 4), S. 482.

109 Reinhard an Goethe, Dresden, 8.10.1831, in: HEUSCHELE, Goethe und Reinhard (wie Anm. 18), S. 418. Ausführlich dazu: DELINIÈRE, Reinhard (wie Anm. 4), S. 468 f.

110 Das Schreiben Reinhard's an Ignaz Heinrich v. Wessenberg, o. O., 8.9.1832) zitiert DELINIÈRE, Reinhard (wie Anm. 4), S. 482 und Anm. 65.

Paris« apostrophierte¹¹¹. Reinhard nahm lebhaften Anteil an allen Debatten über Wissenschaft, Kunst und Politik oder über literarische Neuerscheinungen aller Art, wie er auch – seit 1832 Mitglied der von Guizot wiederhergestellten *Académie des sciences morales et politiques des Institut de France*, 1834 ihr Vizepräsident und 1835 Präsident – nach Möglichkeit an den Sitzungen der Akademie und an denen der Pairskammer teilnahm, der er seit seiner Erhebung zum Pair von Frankreich am 11. Oktober 1832 angehörte¹¹².

Von der Überzeugung motiviert, dass »Frankreich und Deutschland sich gegenseitig durch [...] enge Zusammenarbeit auf dem Gebiet der Wissenschaften und Künste anregen sollten«, konnte Reinhard für verschiedene Wissenschaftszweige korrespondierende Mitglieder aus Deutschland ernennen lassen; unter ihnen waren für den Bereich Geschichte der badische Liberale Karl von Rotteck, den er erst später persönlich kennenlernte, und für den Bereich der moralischen Wissenschaften 1837 sein Theologenfreund von Wessenberg¹¹³.

Immer wieder geriet Reinhard während der andauernden Regierungskrisen und Kabinettsumbildungen in Versuchung, sich aktiv in die Politik einzumischen – zuletzt Ende des Jahres 1834, als der befreundete Herzog von Bassano Ministerpräsident wurde, dem kurze Zeit später Thiers nachfolgte¹¹⁴. Aus Protest gegen das massive Vorgehen der Regierung gegen die republikanischen Aprilaufständischen, dem Reinhard eine Amnestie als Zeichen der »moralische[n] Stärke« des französischen Staates vorgezogen hätte, ließ er sich 1835 wegen seiner von ihm selbst als »Taubheit« bezeichneten Schwerhörigkeit von den einschlägigen Sitzungen der Pairskammer dispensieren¹¹⁵. Auch die »Septembargesetze« des Jahres 1835 missbilligte Reinhard, mit denen die Regierung nach einem misslungenen Attentat auf den König die Strafbestimmungen gegen Aufruhr verschärfte und die Pressefreiheit massiv einschränkte, und hätte sie höchstens als zeitlich befristete Maßnahmen gebilligt: »was ich nicht begreifen oder zugeben kann, ist, daß man durch dauernde Gesetze den Gang der Ideen und erworbenen Rechte zurück zu drängen sich vermißt. *Eppur si muove!*«¹¹⁶ Dieses »sie bewegt sich doch!« galt auch für Reinhard's Korrespondenz mit Wessenberg über neue Entwicklungen auf dem Feld der Theologie und der Kirchen, wobei sie sich über den Mischehenstreit ebenso austauschten wie über David Friedrich Strauß' aufsehenerregendes »Leben Jesu«¹¹⁷. Zu Beginn seiner Teilnahme an den Sitzungen der Pairskammer 1833 beschäftigte sich Reinhard intensiv mit der eben dort verhandelten Frage der Zuziehung von Geistlichen bei der Schulaufsicht und stimmte – wie er es in den Tagen der Revolution zusammen mit Ducos verfochten hatte – weiterhin für eine strenge Trennung von Staat und Kirche und damit gegen Erziehungsminister Guizot¹¹⁸. Die Interessen der Protestanten förderte Reinhard seit 1833 als Mitglied des Konsistoriums der Augsburger Konfession von Paris, als Mitglied der Bibelgesellschaft und der Gesellschaft für christliche

111 G.E. GUHRAUER, Graf Karl Friedrich Reinhard. Eine Skizze. Vortrag, gehalten in der Gesellschaft für vaterländische Cultur zu Breslau im December 1843, in: Friedrich VON RAUMER (Hg.), *Historisches Taschenbuch*, Neue Folge, 7. Jg., Leipzig 1846, S. 189–275.

112 LANG, Graf Reinhard (wie Anm. 4), S. 530–532, 536f.; *Ibid.*, S. 541 zu Reinhard's Haltung zu zeitgenössischer schöner Literatur und Theologie.

113 Zitat: DELINIÈRE, Reinhard (wie Anm. 4), S. 488, der weiterhin die Philosophen Friedrich Wilhelm Schelling und Friedrich Daniel Schleiermacher, den Juristen Friedrich Karl von Savigny für Volkswirtschaft, den Historiker und Statistiker Karl Heinrich Ludwig von Pölitz für Statistik und den Historiker Ottfried Müller für Geschichte nennt.

114 Vgl. die Zitate Reinhard's und verschiedener Freunde bei LANG, Graf Reinhard (wie Anm. 4), S. 539–541.

115 Zitate: *Ibid.*, S. 544 f.

116 Reinhard an Ignaz Heinrich v. Wessenberg, Paris, o.D. (vermutlich August 1835 vor dem Erlass der Septembargesetze), zit. nach *ibid.*, S. 546.

117 *Ibid.*, S. 451–454.

118 DELINIÈRE, Reinhard (wie Anm. 4), S. 491.

Moral, wobei er der rationalistischen Theologie seiner Studienzeit treu blieb und der Polemik des liberal reformierten Predigers Athanase-Charles Coquerel gegen die neue methodistische Frömmigkeit (»eine Seuche, die aus England zu uns gekommen ist«) nur zustimmen konnte¹¹⁹.

Bis in sein letztes Lebensjahr 1837 waren ihm wie seiner Frau monatelange Reisen »Bedürfnis und Arznei«¹²⁰. Die Sommerreise des Jahres 1835 führte durch die Schweiz, das Elsass und Lothringen, wo die Familie der Gräfin Reinhard lebte¹²¹. Vier Wochen des Sommers 1836 verbrachte das Ehepaar Reinhard auf dem Landgut der Familie von Lerchenfeld im oberfränkischen Heinersreut, das dem mit Reinhard seit Frankfurter Tagen befreundeten Schwiegervater des jungen Grafen Reinhard gehörte, umgeben von Familienmitgliedern und Freunden, die wie Wangenheim oder Lindenau zu Besuch kamen. Das Ehepaar setzte seine Reise über Regensburg fort, um die im Bau begriffene Walhalla zu sehen, und feierte Reinhard's 75. Geburtstag auf dem Münchener Oktoberfest mit Sulpiz Boisserée, der eben seine berühmte Gemäldesammlung an den bayerischen König verkauft hatte¹²². Nach einem Besuch in Stuttgart, wo der junge Reinhard französischer Legationssekretär mit Bestimmung für die Berner Gesandtschaft war, kehrte man nach Paris zurück. Reinhard freute sich seinen Brieffreunden gegenüber besonders darüber, dass ihn der württembergische König Wilhelm I., den er schon als Kronprinzen gekannt hatte, an seine Tafel gezogen hatte¹²³. Seine längste und letzte Sommerreise unternahm Reinhard mit seiner Frau Virginie nach England, den Niederlanden und Norddeutschland und nahm zu deren Abschluss gemeinsam mit seinen Freunden von Müller, von Gagern und Richard Maria Harnier, des seit der Kasseler Zeit befreundeten Arztes und Briefpartners, an den Feierlichkeiten zum 100. Gründungstag der Universität Göttingen teil; zu seiner Überraschung und Freude wurde er in Anwesenheit des berühmten Alexander von Humboldt als Ehrengast behandelt¹²⁴. Müller als präsumtivem Herausgeber händigte er bei dieser Gelegenheit die von Goethe an ihn gerichteten Briefe aus.

Ab Anfang Oktober wieder in Paris, beschäftigte sich Reinhard unmittelbar wieder mit der Tagespolitik in Frankreich und Deutschland, ob als treuer Anhänger der Julimonarchie mit dem Auftreten der Bonapartisten nach dem gescheiterten Staatsstreich Louis Napoléons vom Vorjahr oder als empörter Liberaler mit dem Verfassungsbruch in Hannover und den Kölner Wirren des November 1837¹²⁵. An der Eröffnung der neuen Sitzungsperiode am 18. Dezember nahm er ebenso teil wie an der ersten Sitzung der Pairskammer vom 19. Dezember; er erkrankte am gleichen Tag und erlag am 25. Dezember den Folgen eines Schlaganfalls.¹²⁶ Drei Tage später wurde er unter allen einem verstorbenen Pair von Frankreich und Akademiepräsidenten des Institut de France zustehenden Ehren auf dem Friedhof Montmartre beigesetzt. Die brillianteste der Trauerreden hielt sein Mentor und auf seine spezifische Weise auch Freund, Talleyrand, der Reinhard würdigte und sich ein bleibendes Denkmal setzte, die wahrhaftigste Baron Bignon, der Reinhard »das ›Geschenk der berühmten Universität Tübingen‹ an Frankreich« nannte, und die warmherzigste der Freiherr von Gagern, der sich gegen die Arndts seiner Zeit darüber freute, dass »ein so ausgezeichnete Mann seine Fähigkeiten und seine Bemühungen [...] Frankreich in der Epoche der großen Conflict« zugewandt habe¹²⁷.

119 Zitat: Lang, Graf Reinhard (wie Anm. 4), S. 542; DELINIÈRE, Reinhard (wie Anm. 4), S. 488.

120 Zitat: Lang, Graf Reinhard (wie Anm. 4), S. 543.

121 Ibid., S. 457; DELINIÈRE, Reinhard (wie Anm. 4), S. 489.

122 Vgl. die Tagebucheinträge vom 1.–6.10.1836, in: Hans-J. WEITZ (Hg.), Sulpiz Boisserée, Tagebücher 1808–1854, Bd. III, 1834–1843, Darmstadt 1983, S. 161–163.

123 LANG, Graf Reinhard (wie Anm. 4), S. 549–551; DELINIÈRE, Reinhard (wie Anm. 4), S. 489.

124 DELINIÈRE, Reinhard (wie Anm. 4), S. 490; LANG, Graf Reinhard (wie Anm. 4), S. 558–561.

125 Ibid., S. 562–564 mit Briefzitat Reinhard's.

126 DELINIÈRE, Reinhard (wie Anm. 4), S. 501–505; LANG, Graf Reinhard (wie Anm. 4), S. 565–575.

127 Talleyrand, Eloge (wie Anm. 21); Louis Baron de Bignon, Éloge funèbre du comte Reinhard,

Als sich Europa dem nationalen Denken zuwandte, ließ »le Français d'origine allemande« Karl Friedrich Reinhard nicht vom kosmopolitischen Denken der europäischen Aufklärung. Für Vorstellungen von aufgeklärtem Kosmopolitismus, wie sie seine Zeitgenossen hegten, war »kommunikative[s] Denken« kennzeichnend, das »sich von lokalen und provinziellen Beschränkungen frei zu machen wusste« und in Geselligkeit und Korrespondenz seine angemessene Ausdrucksform fand¹²⁸. Deshalb war Reinhard's Kosmopolitismus keine »Leit- und Wunschidee«, sondern zeigte sich bei ihm als »eine Verbindung von Ideen und Lebenspraxis«¹²⁹: »Je saurai opter quand il le faudra«, hatte er seinen politischen Freunden von der Gironde 1791 in Bordeaux zugerufen – und seine bleibende Wahl nicht zwischen zwei Nationen, sondern für die Ideale der Französischen Revolution und die französische Verfassung getroffen, die den lebenslangen Bezugspunkt seiner Art des Patriotismus bildeten. Dieser Freiheits- und Verfassungspatriotismus ließ ihn wie andere Girondisten den konstitutionell gesicherten Liberalismus in den verschiedensten politischen Gewändern guthießen und sich in seinen Dienst begeben, ohne seine Überzeugungen zur Disposition zu stellen. Reinhard's Verfassungspatriotismus war umgekehrt aber auch Voraussetzung seines Weltbürgertums, das er auf den »formlosen Verband der Gleichgesinnten« bezog, mit denen er sich in fortwährendem intellektuellen Austausch über Politik, Wissenschaften und Künste geistesverwandt und freundschaftlich verbunden fühlte¹³⁰. Der französische Diplomat und kosmopolitische Intellektuelle Reinhard erfüllte seine Lebensaufgabe als Kulturmittler zwischen Deutschland und Frankreich, die er nicht nur *à vol d'oiseau*, sondern *mit scharfem Auge* kannte, und sperrte sich so späteren Versuchen nationaler Vereinnahmung¹³¹.

prononcé le 14 mai 1838 à la Chambre des pairs, in: *Le Moniteur universel*, 15.5.1838; VON GAGERN, *Dem Andenken* (wie Anm. 4). Zitat Bignon: DELINIÈRE, Reinhard (wie Anm. 4), S. 504.

128 Abgewandelt zitiert nach: Georg ECKERT, Art. Weltbürger, in: Friedrich JÄGER (Hg.), *Enzyklopädie der Neuzeit*. 1450–1850, Bd. 14, Stuttgart 2011, Sp. 829–833, hier Sp. 829.

129 Abgewandelt zitiert nach: COIGNARD, *Kulturmuster Kosmopolitismus* (wie Anm. 9).

130 Reinhard an Goethe, Frankfurt, 13.3.1828, in: HEUSCHELE, *Goethe und Reinhard* (wie Anm. 18), S. 380–384, hier S. 382.

131 Abgewandelt zitiert nach: Reinhard an Goethe, Niederursel bei Frankfurt, 2.7.1829, in: *ibid.*, S. 392–394, hier S. 393.

Atelier

FAIRE RÉFÉRENCE À BISMARCK: MÉMOIRE ET CIRCULATION TRANSNATIONALE DES MODÈLES DE POLITIQUE SOCIALE (XIX^e–XXI^e SIÈCLE)

Symposium, organisé le 3 juillet 2015 par l'Institut historique allemand
et le réseau franco-allemand de recherche »Saisir l'Europe«,
en coopération avec le Centre interdisciplinaire d'études et de recherches
sur l'Allemagne

KARIM FERTIKH – HEIKE WIETERS

SOZIALPOLITIK IN BEWEGUNG

Zur Einführung

Dieses Themenheft richtet den Fokus auf aktuelle sozial- und geschichtswissenschaftliche Forschungsdebatten über die transnationale Dimension, grenzüberschreitende Verflechtungen und Transfers sozialpolitischer Ideen, Akteure und Institutionen seit Ende des 19. Jahrhunderts¹. Zweck ist die Reflektion der inter- und transnationalen Dimensionen des »Bismarckschen Sozialmodells«. Vermittelt über die Erforschung der zwischen 1883 und 1889 erlassenen – und landläufig oft mit dem Namen Bismarck in Zusammenhang gebrachten – Gesetze zur deutschen Sozialversicherung, nehmen die hier versammelten Beiträge sowohl Entstehung und Weiterentwicklung als auch internationale Bezugnahme auf das deutsche Sozialversicherungssystem in den Blick². Der Fokus gilt dabei den konkreten Bewegungen – oder um es im Sprach-

- 1 Exemplarisch hier z. B. Christoph CONRAD, Vorbemerkung zum Themenheft *Geschichte Transnational*, in: *Geschichte und Gesellschaft* 32/4 (2006), S. 437–444; Sandrine KOTT, *Sozialstaat und Gesellschaft. Das Deutsche Kaiserreich in Europa*, Göttingen 2014. Für die transatlantische Dimension siehe auch Daniel T. RODGERS, *Atlantic Crossings. Social politics in a Progressive Age*, Cambridge 1998; allgemeiner: Bénédicte ZIMMERMANN, Michael WERNER, *Vergleich, Transfer, Verflechtung. Der Ansatz der Histoire croisée und die Herausforderung des Transnationalen*, in: *Geschichte und Gesellschaft* 28/4 (2002), S. 607–636; DIES., *De la comparaison à l'histoire croisée*, Paris 2004.
- 2 Dieses Themenheft ist das Ergebnis einer ganzen Reihe von wissenschaftlichen Veranstaltungen, die im Jahr 2015 anlässlich der Zweihundertjahrfeier der Geburt Otto von Bismarcks in Paris stattfanden. Am 25.6.2015 fand insbesondere eine Podiumsdiskussion über Sozialstaatlichkeit in Deutschland und Frankreich gestern und heute in der Deutschen Botschaft in Paris statt, an der die hier interviewte Historikerin Sandrine Kott teilnahm (<http://www.bismarck-stiftung.de/index.php/aktuelles/item/541-strahlende-gesichter-in-paris>). Das deutsch-französische For-

duktus der französischen Sozialwissenschaften zu formulieren – den vielfältigen Formen der *Zirkulation* eines bestimmten, als »deutsch« identifizierten Sozialmodells. Untersucht wird nicht nur die Bewegung dieses Modells in Raum und Zeit, sondern auch die Diffusion, Aneignung und Umdeutung sowie Denationalisierung sozialpolitischer (Teil-)Konzepte und Praktiken durch die beteiligten Akteure in unterschiedlichen soziohistorischen Kontexten.

Die hier thematisierten »nationalen Modelle« erscheinen vor diesem Hintergrund nicht als gegebene, gleichsam »objektive« Ausgangspunkte der Recherche, sondern als zu hinterfragende und zu historisierende Gegenstände. Sie werden als Konstruktionen verstanden, als fluide Resultate intendierter Stilisierung durch unterschiedliche Akteure ebenso wie als Ergebnis kontingenter Prozesse, deren Dynamiken erst retrospektiv wirklich erkennbar werden³. Konkret beleuchten die Beiträge also das Spannungsfeld zwischen Nationalisierung, Denationalisierung und Transnationalisierung von Sozialpolitik⁴. Die deutsche Sozialpolitik bzw. das »Bismarcksche Modell« dient dabei in gewisser Weise als Vehikel, das es ermöglicht, generelle Prozesse der politischen, wissenschaftlichen und alltäglichen Modellbildung, -weiterentwicklung und -verbreitung besser zu erfassen. Dieser Ansatz erlaubt es zudem, den nationalen Rahmen zu sprengen und Sozialpolitik als etwas zu begreifen, das erst durch vielfältige Formen der Aneignung, Abgrenzung und Umdeutung von einem unscharfen Bündel legislativer und administrativer Maßnahmen zu einem klar umrissenen Bereich werden konnte⁵.

Die hier versammelten Beiträge zeichnen sich daher durch ihr besonderes Interesse an den Ideen, Strategien und Aneignungspraktiken der involvierten Akteure aus und situieren letztere in einem Umfeld, das zumindest teilweise quer zu den bekannten Kategorien von Klasse, Staat und Nation liegt⁶. Somit schreibt sich das Themenheft in die Neubewertung der Rolle internationaler Organisationen für den Ausbau der Sozialpolitik ein⁷. Das Bismarcksche Sozialmodell wurde zum Objekt akademischen und intellektuellen Austausches und hinterließ – vermittels

schungsnetzwerk *Saisir l'Europe* (Arbeitsgruppe Sozialstaat) organisierte zudem in Kooperation mit dem DHI Paris vom 1.–2.7.2015 ein wissenschaftliches Symposium mit dem Titel »Faire référence à Bismarck: mémoire et circulation transnationale des modèles de politique sociale (XIX^e–XXI^e siècles)« (<http://etatsocial.hypotheses.org/773>).

- 3 Zahlreiche soziohistorische Forschungen der letzten Jahre haben darauf hingewiesen, dass die nationale Perspektive nicht als primär zu betrachten ist, sondern dass die Interaktion zwischen nationalen und transnationalen Einflüssen als dynamischer Prozess zu denken ist, s. z. B. Jörg REQUATE, Martin SCHULZE WESSEL, *Europäische Öffentlichkeit. Transnationale Kommunikation seit dem 18. Jahrhundert*, Frankfurt a. M. 2002; Christian TOPALOV (Hg.), *Laboratoires du nouveau siècle. La nébuleuse réformatrice et ses réseaux en France, 1880–1914*, Paris 1999.
- 4 Madeleine HERREN, *Sozialpolitik und die Historisierung des Transnationalen*, in: *Geschichte und Gesellschaft* 32 (2006), S. 542–559; Christoph CONRAD, *Pour une histoire des politiques sociales après le tournant transnational*, in: Axelle BRODIEZ-DOLINO, Bruno DUMONS (Hg.), *La protection sociale en Europe au XX^e siècle*, Rennes 2014, S. 75–98.
- 5 Bénédicte ZIMMERMANN, *Arbeitslosigkeit in Deutschland. Zur Entstehung einer sozialen Kategorie*, Frankfurt a. M. 2006.
- 6 Michael MANN, *Globalization, Macro-Regions and Nation States*, in: Gunilla BUDE, Sebastian CONRAD, Sebastian JANZ (Hg.), *Transnationale Geschichte. Themen, Tendenzen und Theorien*, Göttingen 2006, S. 21–31; Patricia CLAVIN, *Defining Transnationalism*, in: *Contemporary European History* 14 (2005), S. 421–439, hier S. 422; zur Debatte um die Überwindung methodischer Nationalismen im Bereich der Sozialstaatsforschung siehe darüber hinaus z. B. Daniel CHERNILO, *A Social Theory of the Nation-State. The Political Forms of Modernity Beyond Methodological Nationalism*, London 2007; Bruno DUMONS, *Introduction*, in: BRODIEZ-DOLINO, DUMONS (Hg.), *La protection sociale en Europe* (wie Anm. 4), S. 9–18.
- 7 Thomas CAYET, Paul-André ROSENAL, *Politiques sociales et marché(s). Filiations et variations d'un registre transnational d'action, du BIT des années 1920 à la construction européenne et à la Chine contemporaine*, in: DIES. (Hg.), *Internationalisation des politiques sociales et du droit au XX^e siècle*, Paris 2013, S. 3–16, insb. S. 5–6.

deutscher und internationaler Diplomaten, Parteipolitiker, Gewerkschafter, Arbeitgeber und Wissenschaftler, einen bleibenden Fußabdruck, sowohl als »Exportprodukt« der deutschen Diplomatie, als auch als Vorbild oder Kontrastfolie innerhalb transnationaler Netzwerke und internationaler Organisationen, wie beispielsweise der International Labor Organisation (ILO) oder der International Social Security Association (ISSA)⁸. Dass dieser Fußabdruck keinesfalls nur positiv war und das »Bismarcksche Modell« international oftmals auch in polemischer oder pejorativer Absicht benutzt wurde, verweist auf die Spannungen, die sich aus dem Nebeneinander nationaler und transnationaler Impulse für die Konstruktion von Sozialpolitik ergeben⁹. Denn Ideen, Konzepte und administrative Lösungsansätze für soziale Problemlagen zirkulieren in dem Sinne, dass sie jenseits ihres Entstehungskontextes (der keinesfalls immer auf der Ebene nationaler Verwaltung liegen muss) rezipiert, diskutiert, verändert und versuchsweise implementiert werden. Diese Prozesse wirken darüber hinaus auch zurück, sodass *Zirkulation* auch den Reimport von veränderten Ideen und Praktiken, und damit die Anpassung und Verwandlung der sozialpolitischen Praktiken beinhaltet¹⁰. Diese international konstruierte Sozialpolitik fungierte so auch als transnationales Element der Nationenbildung¹¹. Sozialpolitische Institutionen sind immer wieder als nationale Alleinstellungsmerkmale oder Ausweis der »Fortschrittlichkeit« einer Nation interpretiert worden. Nationalstaatliche Grenzen haben zudem wiederholt dazu beigetragen andere Formen solidarischer Beziehungen zu überdecken¹². Die in diesem Dossier eingenommene Perspektive versucht daher der inhärenten Spannung zwischen lokaler, regionaler, nationaler und internationaler Ebene Rechnung zu tragen, ohne die Bedeutung des Nationalstaates für die Analyse der Sozialpolitiken des 19. und 20. Jahrhunderts zu negieren¹³.

Auch wenn bis hierher viel von Zirkulation die Rede war: Zunächst sagt dieser Begriff noch nichts über die Akteure, genauen Austauschprozesse und Modi der Aneignung über Grenzen hinweg aus. Daher fokussieren alle hier versammelten Beiträge auf konkrete Akteure und analysieren mit unterschiedlichen Ansätzen die Art und Weise der Zirkulation von Sozialpolitik. Von intellektuellem Austausch, tagespolitischen Auseinandersetzungen und Propaganda im Parlament und auf der Straße, über internationale Organisationen, Kongresse und Expertenrunden, bis hin zu Lehrtätigkeit und wissenschaftlicher Bezugnahme auf publizierte Forschungsleistungen – die Autoren dieses Themenheftes beschäftigen sich mit dem konkreten Gebrauch des »Bismarckschen Modells« sowie mit den Bedingungen, die diesen Gebrauch erst ermöglichten. Es zeigt sich, dass die konkreten Modelle, bzw. Objekte des Transfers von den unterschiedlichen Akteuren (akademisch, national-administrativ, politisch, philanthropisch,

- 8 Andreas ECKERT, Exportschlager Sozialstaat. Europäische Sozialstaatlichkeit und Kolonialismus in Afrika nach dem Zweiten Weltkrieg, in: *Geschichte und Gesellschaft* 32 (2006), S. 467–488. Zur Entstehung von ILO und ISSA sowie zur Rolle Deutscher Experten darin siehe z. B. Cédric GUINAND, The Creation of the ISSA and the ILO, in: *International Social Security Review* (2008), S. 81–98.
- 9 Kenneth BERTRAMS, Sandrine KOTT, Actions sociales transnationales, in: *Genèses* 71/2 (2008), S. 2f.; Aiqun HU, Patrick MANNING, The Global Social Insurance Movement Since the 1880s, in: *Journal of Global History* 5 (2010), S. 125–148.
- 10 Sandrine KOTT, Constructing a European Social Model. The Fight for Social Insurance in the Interwar Period, in: Jasmien VAN DAELE, Magaly RODRÍGUEZ GARCIA, Geert VAN GOETHEM, Marcel VAN DER LINDEN (Hg.), *ILO Histories. Essays on the International Labour Organization and its Impact on the World during the Twentieth Century*, Bern, New York 2010, S. 173–195.
- 11 Anne-Marie THIESSE, *La création des identités nationales*, Paris 1999; Gérard NOIRIEL, *La tyrannie du national. Le droit d'asile en Europe, 1793–1993*, Paris 1991.
- 12 Diesbezüglich sei auf Maurizio FERRERA, *Les nouvelles frontières du social*, Paris 2005 verwiesen.
- 13 Hierzu Pierre-Yves SAUNIER, Circulations, connexions et espaces transnationaux, in: *Genèses* 57/4 (2004), S. 110–126.

gewerkschaftlich, wirtschaftlich etc.) stets in ihre Einzelteile zerlegt und kontextbezogen neu zusammengesetzt wurden. Dabei spielte auch die Frage der Kommunikationsbedingungen, das heißt sowohl konkrete Sprachkompetenzen als auch die Entstehung internationaler Nomenklaturen, eine Rolle. Über den Fall der deutschen Sozialversicherung hinaus generiert die grenzüberschreitende Zirkulation sozialpolitischer Modelle (neue) internationale Schlüsselbegriffe und Verwaltungskategorien, deren Bedeutungen und Benutzungsregeln sich teils deutlich vom originären lokalen oder nationalen Sprachgebrauch unterscheiden können¹⁴.

Schließlich zielt dieses Themenheft darauf ab, den interdisziplinären Dialog zwischen Geschichtswissenschaft, Soziologie und Ökonomie im Feld der Sozialstaatsforschung zu intensivieren. Die hier vertretenen Autorinnen und Autoren der verschiedenen Fachrichtungen tragen mit eigenen Methoden, aber auch mit gemeinsam erarbeiteten Ansätzen und Blickwinkeln zur Reflektion über die Entstehung und Verbreitung von sozialpolitischer Expertise, Konzepten, Begriffen und (administrativen) Kategorien bei. Diese interdisziplinäre Perspektive erlaubt es, Sozialpolitik als Feld zu begreifen, das lokale, nationale und transnationale Räume verbindet und transzendiert.

Exemplarisch hierfür steht das Interview der Herausgeber dieses Themenheftes mit der Historikerin Sandrine Kott und dem Sozioökonomem Arnaud Lechevalier als ausgewiesenen Spezialisten der Sozialstaatsforschung in ihren jeweiligen Disziplinen. Beide Gesprächspartner betonen, dass der Sozialstaat als rein nationale deutsche Erfindung eher dem Reich der Mythen zuzuordnen sei. Stattdessen verweisen sie auf den Einfluss translokaler und transnationaler Austauschprozesse, die der »Nationalisierung« – auch im Sinne einer »Durchstaatlichung« – sozialer Sicherungssysteme vorausgingen. In diesem Kontext zeigt sich zudem die Wichtigkeit der empirischen Untersuchung konkreter Bedingungen und Netzwerke, die eine Zirkulation von sozialpolitischem Wissen, institutionellen Praktiken und konkreten Akteuren erst möglich machen. Beide Gesprächspartner plädieren also für einen Ansatz, der Zirkulation empirisch über konkrete Praktiken erschließt und wenden sich damit gegen den Trend zur ahistorischen Modellbildung, der auch heute noch einige Bereiche der vergleichenden Sozialstaatsforschung dominiert¹⁵.

Diesen Faden nimmt auch der Sozialwissenschaftler Jean-Claude Barbier in seinem Kommentar auf. Im Anschluss an einige der Schlüsselthemen des Interviews formuliert er weiterführende Fragen und Hypothesen zur internationalen Konstruktion und Zirkulation von sozialpolitischen Modellen und dem Zusammenspiel von nationalen Traditionen und politischen Kulturen und internationalem Austausch. Er beschäftigt sich mit der Rolle, die Sprache für die Konstruktion, Zirkulation und Weiterentwicklung sozialpolitischer Konzepte und Modelle spielt sowie für die unterschiedlichen Aneignungen von sozialpolitischen Begriffen in den verschiedenen Ländern. Darüber hinaus blickt er ganz grundsätzlich auf längere Entwicklungslinien und den momentanen Zuschnitt internationaler (europäischer) Foren, in denen Sozialpolitik verhandelt wird und unterstreicht die vielschichtigen Rollen, die Akteure unterschiedlicher Ebenen in Deliberationen und Konflikten einnehmen.

14 Jean-Claude BARBIER, *La longue marche vers l'Europe sociale*, Paris, 2008; DERS., *Néolibéralisme* (wie Anm. 13); DERS., *Néolibéralisme, cultures politiques et européanisation des politiques sociales*, in: Nicole KERSCHEN, Monique LEGRAND, Michel MESSUR (Hg.), *La symphonie discordante de l'Europe sociale*, Paris 2013, S. 93–110; DERS., *Languages of ›social policy‹ at ›the EU level*, in: Daniel BELAND, Klaus PETERSEN (Hg.), *Analysing Social Policy Concepts and Language: Comparative and Transnational Perspectives*, Cambridge 2014, S. 59–81. Für einen generellen Überblick siehe auch: Isabelle CHARPENTIER, *Comment sont reçues les œuvres*, Grenoble 2006; Bénédicte ZIMMERMANN, Claude DIDRY, Peter WAGNER (Hg.), *Le travail et la nation. Histoire croisée de la France et de l'Allemagne*, Paris 1999.

15 Gøsta ESPING-ANDERSEN, *The Three Worlds of Welfare Capitalism*, Princeton 1990.

Der Historiker Jürgen Kocka beschäftigt sich in seinem Beitrag »Bismarck und die Entstehung des Deutschen Sozialstaates« mit dem Mythos der deutschen Sozialversicherung als vorwiegend von Bismarck initiierte Reaktion auf den als bedrohlich wahrgenommenen Aufstieg der Sozialdemokratie. Der Text zeigt, dass sich das Narrativ der Bismarckschen Sozialversicherungen als rein vertikaler strategischer Befriedungsinstitution nicht halten lässt, zumindest dann, wenn zwischen Intention und Effekt unterschieden wird. Auch wenn Kocka auf einer starken strategisch-politischen Intention Bismarcks beharrt, unterstreicht er mit Blick auf die Interaktion lokaler, regionaler und (zentral-)staatlicher Akteure die Ungleichzeitigkeiten sozialpolitischer Entwicklungsschübe und zeichnet so ein differenziertes Bild der Entstehungsphasen des deutschen Sozialversicherungssystems.

Dieser Befund wird gestützt und diachron erweitert durch den Beitrag von Gabriele Metzler. In ihrem Aufsatz »Bismarck als Referenz« widmet sie sich einer Analyse des politisch-strategischen Rückgriffes auf Bismarck in sozialpolitischen Debatten in den fünf deutschen Staaten seit dem deutschen Kaiserreich. Gabriele Metzler zeigt, wie die Referenz auf Bismarck auch über politische Lager hinweg den Diskurs der Akteure im sozialpolitischen Bereich prägte. Besonders herauszuheben ist dabei ihre These, dass eine Analyse der Referenzen auf Bismarck nicht nur die direkte Bezugnahme, sondern auch das Fehlen einer solchen erfordert. Eine solche »Analyse des Schweigens« eröffnet die Chance, diskursive Brüche und sozialpolitische Kontinuitäten auf unterschiedlichen Ebenen gemeinsam in den Blick zu nehmen, was vor allem im Fall sozialpolitischer Debatten in der ehemaligen DDR interessante Erkenntnisse birgt.

Unter der Überschrift »Von einem Kontinent zum anderen« beschäftigt sich Erik Grimmer-Solem mit der Rolle, die deutsche Universitäten und die an ihnen ausgebildeten ausländischen Studierenden für den internationalen bzw. transatlantischen Transfer sozialpolitischer Konzepte spielten. Neben der Humboldtschen Universität, die sowohl für amerikanische als auch japanische Studenten eine starke Anziehungskraft besaß, waren es vor allem deutsche Vereine und Experten, die eine internationale Diffusion sozialpolitischen Expertenwissens über das deutsche Modell begünstigten. Neugründungen von Pendants zum Deutschen Verein für Sozialpolitik in den USA und Japan, ebenso wie rege Kongress- und Reisetätigkeit sowie Briefkontakte zeigen zudem, wie Zirkulation und Austausch in der Praxis funktionierten. Gleichzeitig weist Grimmer-Solem auf den paradoxen Charakter dieser Ideendiffusion hin. Der direkte und öffentliche Bezug auf das »deutsche« Modell nahm im Ausland in dem Maße ab, wie außenpolitische Spannungen zunahmen. Während dies weder die Zirkulation von Expertenwissen noch grenzüberschreitenden Austausch an sich behinderte, wurde die Identifikation bestimmter Ideen und Verwaltungspraktiken als »deutsch« zunehmend vermieden: das deutsche Modell wurde »entnationalisiert« – ein Befund, den auch Sandrine Kott im Interview mit dem Hinweis auf die Aneignung und Umstrukturierung des »deutschen Modells« durch internationale Gewerkschafter und ILO-Mitglieder unterstreicht.

Das Themenheft schließt mit einem Forschungsausblick von Bénédicte Zimmermann, in dem sie die in diesem Heft versammelten Beiträge auf ihre Implikationen für künftige Forschungen und gegenwartsrelevante Fragestellungen prüft. In Anschluss an ihre Lektüre der Texte in diesem Schwerpunkt verweist sie auf zentrale Forschungsfragen, die trotz umfangreicher vorhandener Arbeiten über die europäischen Wohlfahrtsstaaten im Wandel und die Zirkulation sozialpolitischer Praktiken weiterhin zu beantworten bleiben. Dazu zählt nicht nur die weitere Erforschung der Rolle, die Innovation für Modellbildungsprozesse spielt, sondern auch die fortgesetzte Auseinandersetzung mit den Effekten, die sozialpolitische Reformen etwa in Deutschland auf sozialpolitische Akteure unterschiedlichster Ebenen in anderen EU-Mitgliedsländern haben. Soziohistorische Forschung über die Zirkulation sozialpolitischer Konzepte kann, so macht Bénédicte Zimmermann deutlich, nie nur aktuelle Reformen in den Blick nehmen. Ganz im Gegenteil zeigt sich die Reichweite »neuer« sozialpolitischer Instrumente oft erst im Kontrast zu den ursprünglichen Gestaltungsprinzipien sozialstaatlicher

Institutionen, wie es sich am Beispiel der Hartz-Reformen gut nachvollziehen lässt. Denn, wie Zimmermann darlegt, ist keine Reform sozialer Sicherungsinstitutionen je nur mit technischen, finanziellen oder wirtschaftlichen Herausforderungen konfrontiert: Es geht immer auch um ethische Dimensionen und um die Frage, wie Solidarität in modernen Gesellschaften gedacht und gestaltet werden soll.

JÜRGEN KOCKA

BISMARCK UND DIE ENTSTEHUNG DES DEUTSCHEN SOZIALSTAATS

In dankbarer Erinnerung an Gerhard A. Ritter.

1.

In jüngster Zeit wurde in der deutschen Öffentlichkeit des Öfteren Otto von Bismarcks gedacht und daran erinnert, dass er vor zweihundert Jahren, am 1. April 1815 geboren wurde. Führende Politiker blickten zurück, so Wolfgang Schäuble in einer bemerkenswerten Rede voll Hochschätzung für Bismarcks pragmatischen Konservatismus, aber doch aus Distanz: Wenn der Zusammenhalt Europas das brennende Gegenwartsproblem ist, erscheint Bismarcks nationalpolitische Leistung, die Reichsgründung, bei aller Zustimmung weit weg und vergangen. Historiker hielten Vorträge, Biografien und Sammelbände erschienen, die gebildeten Medien gaben dem Thema Raum. Workshops und Tagungen fanden statt. Doch insgesamt war der Ton der Einlassungen gemessen und ruhig. Es fehlte an großen Kontroversen und an großen Emotionen, weder zu Bismarcks Glorifizierung noch zu seiner Verdammung bestand viel Neigung¹.

Zweifellos, der Mensch Bismarck fasziniert: eine komplexe Persönlichkeit mit Ecken und Kanten, unbürokratisch und geprägt durch seine adlig-bürgerliche Herkunft, jähzornig und sarkastisch, aber auch charmant und nachdenklich. Bismarck weckt weiterhin großes Interesse als märkischer Landedelmann, Gutsherr und Unternehmer, als geschickter Diplomat, als »weißer Revolutionär« (Henry Kissinger), als »Urpreuße« (Ernst Engelberg), als Gründer und erster Kanzler des Deutschen Reichs, als Staatsmann, dessen große Leistungen und große Misserfolge mit der zeitlichen Distanz immer klarer erkannt werden². Er führte Regie bei der gewaltsamen Entstehung des deutschen Nationalstaats, der, wenn auch mit stark reduzierter Fläche und ganz anderer Verfassung, auch heute noch existiert. Er führte und gewann drei riskante Kriege, dann erklärte er das entstandene Deutsche Reich außenpolitisch für saturiert. Im

- 1 Wolfgang SCHÄUBLE, Politik ist die Lehre vom Möglichen, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung 7.4.2015, Nr. 80, S. 7; Tilman MAYER (Hg.), Bismarck: Der Monolith. Reflexionen zu Bismarck am Beginn des 21. Jahrhunderts, Hamburg 2015; Bismarck. Reaktionär, Revolutionär, Opportunist der Macht, Themenheft Zeit Geschichte. Epochen. Menschen. Ideen 14/4 (2015). Das Deutsche Historische Museum machte anlässlich des Geburtstags auf zehn Exponate, die in einem Zusammenhang zu Bismarck stehen, mit dem Flyer »Otto von Bismarck 1815–2015 in zehn Objekten aus der Dauerausstellung« aufmerksam. Vgl. auch Ulf MORGENSTERN, Tagungsbericht: Realpolitik für Europa – Bismarcks Weg, Berlin 31.3.2015–1.4.2015, in: H-Soz-Kult, (<http://www.hsozkult.de/conferencereport/id/tagungsberichte-6110>), Zugriff am 5.8.2015. – Leicht überarbeitete und mit Anmerkungen versehene Fassung eines Vortrags im DHI Paris am 2.7.2015.
- 2 Vgl. Christoph NONN, Bismarck. Ein Preuße und sein Jahrhundert, München 2015; Henry A. KISSINGER, The White Revolutionary. Reflections on Bismarck, in: Daedalus 97 (1968), S. 888–924; Ernst ENGELBERG, Bismarck. Urpreusse und Reichsgründer, Berlin 1985; Jonathan STEINBERG, Bismarck. A Life, Oxford 2011; Otto PFLANZE, Der Reichsgründer, München 1997; DERS., Der Reichskanzler, München 1998; Lothar GALL, Bismarck. Der weiße Revolutionär, Frankfurt am Main 1980.

Vergleich zu seinen Nachfolgern in den nächsten Jahrzehnten sehen wir ihn zu Recht als verantwortllich abwägenden, nicht hasardierenden Außenpolitiker, den nach 1871 die Sorge vor einem Zweifrontenkrieg plagte. Der, das wusste er, würde Deutschland überfordern. Er war kein Kriegstreiber, aber er hinterließ ein außenpolitisches Werk, das den Keim zur Instabilität in sich trug und dessen Beitrag zum Ausbruch des Ersten Weltkriegs eben deshalb so gewichtig werden sollte. Er hinterließ ein zutiefst unbereinigtes Verhältnis – die Feindschaft – zwischen Frankreich und Deutschland, als Preis der Reichsgründung und schwere Hypothek für die Zukunft.

Bismarck verhinderte die im preußischen Verfassungskonflikt der 1860er Jahre möglich werdende Parlamentarisierung, die die deutsche Verfassungsgeschichte der nächsten Jahrzehnte vermutlich bürgerlicher, liberaler, westlicher gestaltet hätte. Er prägte die Reichsverfassung von 1871, die den alten Eliten viel Macht bewahrte, die aber auch bürgerlich-liberalen Vorstellungen viel Einfluss gewährte, und in die er mit der Institutionalisierung des allgemeinen, gleichen und direkten Männerwahlrechts auf Reichsebene ein für die Zeit ungewöhnlich starkes demokratisches Element einbaute. Vom demokratischen Wahlrecht erhoffte sich Bismarck, dass es zum Machtverlust der von ihm wenig geliebten Liberalen und zur Stärkung des Konservatismus führen würde, denn das Volk glaubte er aus eigener Erfahrung als konservativ und monarchisch loyal zu kennen, jedenfalls auf dem Lande – und damals lebte trotz aller Industrialisierung erst eine Minderheit der Deutschen in Städten, die meisten dagegen auf dem Land³.

Aber Bismarcks Herrschaft von 1862 bis 1890 in Preußen und Deutschland hinterließ auch sozialgeschichtliche Spuren. Ich greife jetzt nur die Konsequenz seines Regierens für die Arbeiterschaft und die Arbeiterbewegung heraus. Das demokratische Wahlrecht (für Männer) auf Reichsebene ermöglichte die im internationalen Vergleich relativ frühe Entstehung einer großen, selbständigen, kritischen Arbeiterpartei, deren rasanter Aufstieg seit der Reichsgründung die Liberalen schwächte, aber den Konservativen nicht nützte. Bismarcks Art der Reichsgründung, besonders der auch gegen die Republik fortgesetzte Krieg gegen Frankreich wie auch die konservativ-autoritären Züge des Verfassungskompromisses von 1871, drängten die bis dahin politisch noch unentschiedene Arbeiterbewegung in eine grundsätzliche Oppositionsrolle und kriminalisierten die sozialistischen Arbeiterführer als »vaterlandslose Gesellen«, die es gewagt hatten, die Pariser Kommune öffentlich zu verteidigen und die, so sahen es große Teile des Bürgertums und der herrschenden Eliten, mit Revolution drohten. Das sogenannte Sozialistengesetz (»Gesetz gegen die gemeingefährlichen Bestrebungen der Sozialdemokratie«) von 1878 war ein Sondergesetz zum Verbot politischer Aktivitäten der Sozialdemokratischen Partei und der Gewerkschaften. Es drückte die Arbeiterbewegung noch weiter ins Abseits, wenngleich es letztlich als Misserfolg endete, über den Bismarck stürzte. Aber als gegenläufig, nämlich integrierend war die mit Bismarcks Namen verbundene Sozialgesetzgebung gemeint, bestehend aus den drei großen staatlichen Pflichtversicherungen von 1883, 1884 und 1889, die oft als Beginn des deutschen Sozialstaats begriffen werden.

Bismarck – eine Jahrhundertgestalt mit historischer Langzeitwirkung, zweifellos. Trotzdem wurde jetzt zu seinem zweihundertsten Geburtstag immer wieder davor gewarnt, seine Wirkung als Akteur zu überschätzen. Wie es schon sein Biograf Lothar Gall herausarbeitete: Bismarck verstand es, die großen Bewegungen seiner Zeit wahrzunehmen, sich zunutze zu machen, sie zu beeinflussen, aber letztlich generierte, lenkte oder gestaltete er sie nicht. Ähnlich im Tenor die bisher jüngste, sehr gelungene Biografie aus der Feder des Düsseldorfer Historikers Christoph Nonn. Er schreibt: »Doch ob Erfolg oder Misserfolg: Bismarck war stets eine Hebamme historischer Ereignisse, nicht ihr Schöpfer. Er brachte die Dinge mit auf die Welt, ohne sie gezeugt zu haben«⁴. Gilt das auch für Bismarck und die Entstehung des deutschen Sozialstaats?

3 Vgl. Hans-Ulrich WEHLER, Deutsche Gesellschaftsgeschichte, Bd. 3, München 1995, S. 251–335.

4 NONN, Bismarck (wie Anm. 2), S. 356.

2.

Am 31. März 1883 wird das »Gesetz betreffend die Krankenversicherung für Arbeiter« im Reichstag verabschiedet. Gewerbliche Arbeiter werden verpflichtet, in einer von zahlreichen Krankenkassen, die staatlicher Aufsicht unterstehen, Mitglied zu werden. Finanziert werden die Krankenkassen über Beiträge. Zwei Drittel tragen die Arbeitnehmer, ein Drittel die Arbeitgeber. Die Versicherten haben einen Rechtsanspruch auf freie Behandlung für maximal dreizehn Wochen. Das ausgezahlte Krankengeld beträgt 50 % des Arbeitslohnes. Eine bescheidene Rente soll bei Arbeitsunfähigkeit und ab dem 70. Lebensjahr ausgezahlt werden.

Nach zwei gescheiterten Gesetzentwürfen verabschiedet der Reichstag am 6. Juli 1884 im dritten Anlauf ein »Unfallversicherungsgesetz«. Damit löst die öffentlich-rechtliche Unfallversicherung die bis dahin übliche privatrechtliche Haftpflicht des Arbeitgebers ab, die begrenzt gewesen war und zu zahlreichen gerichtlichen Auseinandersetzungen geführt hatte. Die Finanzierung der Unfallversicherung übernimmt allein der Arbeitgeber. Als Versicherungsträger fungieren zu diesem Zweck neu gegründete Berufsgenossenschaften, die bei jedem Arbeitsunfall die Kosten für die ärztliche Behandlung übernehmen, ungeachtet der Schuldfrage. Zudem sind die Berufsgenossenschaften für die Unfallverhütung und entsprechende Maßnahmen in den Betrieben verantwortlich – ein Schritt vorwärts auf dem Gebiet des Unfallschutzes.

Das »Gesetz betreffend die Invaliditäts- und Altersversicherung« wird vom Reichstag am 24. Mai 1889 angenommen. Arbeiter und einfache Angestellte ab dem 16. Lebensjahr sind versicherungspflichtig. Träger der Versicherung sind neu gegründete Landesversicherungsanstalten. Finanziert wird die Versicherung durch Beiträge von Arbeitgebern und Arbeitnehmern zu gleichen Teilen. Außerdem wird zu jeder Rente ein Reichszuschuss von 50 Mark pro Jahr gezahlt. Eine bescheidene Altersrente soll ab dem 70. Lebensjahr ausgezahlt werden. Dieses später unter *einem* organisatorischen Dach zusammengefasste Versicherungssystem hatte Vorläufer: in der Armenfürsorge der Gemeinden, die durch das neue staatliche System entlastet werden sollten; in den örtlichen, von den Gemeinden unterstützten Kranken- und Hilfskassen, in denen um 1880 bereits jeder zweite gewerbliche Arbeiter versichert gewesen sein soll; in den kleinen Pflichtversicherungen von einzelnen Berufen, z. B. von Seeleuten und Bergleuten; in den zahlreichen freiwilligen Unterstützungskassen von Gesellenbrüderschaften, Arbeitervereinen, Gewerkschaften und Unternehmen.

Das Krankenversicherungsgesetz war am wenigsten neu. Das Unfallversicherungsgesetz stellte mit seinem völligen Verzicht auf die Klärung der Schuldfrage einen bemerkenswerten Neuanfang dar. Die Invaliden- und Altersversicherung war das wagemutigste der drei Gesetze, ein Sprung ins Dunkle. Die Absicherung von Alten und Invaliden durch Renten oder Pensionen hatte vergleichsweise wenig Vorbilder und Vorläufer, außer in der Beamtenschaft und im Militär, bei den Bergleuten und in einzelnen Unternehmen. Bismarck selbst hat auf französische Anregungen verwiesen, und in der Literatur wird die »Caisse nationale de retraites pour la vieillesse« von 1850 genannt. Aber genauere Quellenstudien haben diesen Einfluss nicht nachweisen können. Bekannt ist der Frankreich-Verweis in Bismarcks letzter Reichstagsrede von 1889, als er für die Invaliden- und Altersversicherung in Anspruch nahm: »Ich habe lange genug in Frankreich gelebt, um zu wissen, dass die Anhänglichkeit der meisten Franzosen an die Regierung [...], aber doch schließlich auch an das Land, wesentlich damit in Verbindung steht, dass die meisten Franzosen Rentenempfänger vom Staat sind, in kleinen, oft sehr kleinen Beträgen...«. Es ist unklar, was sich Bismarck von dieser groben Übertreibung in einer politischen Rede versprochen hat. Jedenfalls tendieren Kenner der Materie wie Florian Tennstedt zu der Annahme, dass ausländische Vorbilder weniger wirksam gewesen sind als etwa die bergmännischen Knappschaftsvereine und konservative Einflüsse innerhalb Deutschlands, beispielsweise seitens des Saarländischen Bergwerksunternehmers Karl Ferdinand Stumm⁵.

5 Vor allem Gerhard A. RITTER, Sozialversicherung in Deutschland und England. Entstehung und

Aber blickt man auf diese Sozialversicherungsgesetze der achtziger Jahre des 19. Jahrhunderts als ein Ensemble, war einiges daran wirklich neu. Während die herkömmliche Armenfürsorge nach Ermessen gewährt wurde, die Bedürftigen zugleich disziplinierte, zu Almosenempfängern degradierte und beispielsweise durch den Entzug des Wahlrechts diskriminierte, gewährte die neue Versicherung einen nicht von der Prüfung der Bedürftigkeit abhängigen *Rechtsanspruch* auf Unterstützung bei Unfall, Krankheit, Invalidität und Alter. Implizit erkannte der Staat dadurch an, dass es *soziale* Ursachen der Not gab, für die der Einzelne nicht verantwortlich war; und dass die Förderung der individuellen Wohlfahrt bei Respektierung der Würde und Freiheit des Einzelnen eine Aufgabe der Allgemeinheit sei.

Weitgehend neu war der obligatorische Charakter dieser Versicherungen unter nationalstaatlicher Regie, so sehr sie auch Arbeiter und Arbeitgeber aktiv beteiligten. Neu war überdies die Definition der Adressaten. Die neue Sozialversicherung zielte anders als frühere Kassen nicht auf Angehörige eines Berufs, eines Unternehmens oder einer Lokalität, sondern auf breitere Personenkreise, auf die gewerbliche Arbeiterschaft (zunächst ohne Heimarbeiter, ohne das Gesinde und ohne die landwirtschaftlichen Arbeiter, die erst später einbezogen wurden). Und sie wandte sich an *Arbeiter*, an Lohnarbeiter und nicht an die *Armen* – die beiden Kategorien waren keineswegs deckungsgleich. Vielmehr fand in jenen Jahrzehnten ein immer deutlicherer Prozess der Ausdifferenzierung zwischen Armut und Arbeiterschaft, zwischen Armen und Arbeitern statt, ein Prozess, den die neue Versicherung weiter vorantrieb. Tendenziell wandte sie sich an die Arbeiterschaft als Ganze. Dadurch trug sie ungewollt zur Arbeiterklassenbildung bei.

Die Bismarckschen Sozialversicherungen waren also keine Fortsetzung der herkömmlichen Armenfürsorge, sondern eine moderne Strategie zum Umgang mit modernen Problemen des Industriezeitalters, das in Preußen und Deutschland im zweiten Drittel und dritten Viertel des 19. Jahrhunderts angebrochen war. Wie kam es dazu?

3.

Zu den allgemeinen Ursachen für die Entstehung und Durchsetzung der Sozialversicherung zählten das rasante Bevölkerungswachstum, die Industrialisierung, Binnenwanderung und Verstädterung im Zuge der Industrialisierung sowie die politische Mobilisierung wachsender Teile der Bevölkerung im Zuge der Nationalstaatsbildung und sich zuspitzender sozialer Konflikte⁶. Die Auflösung von Ständegesellschaft und Zunftverfassung, der Bedeutungsverlust der

Grundzüge im Vergleich, Berlin ³1984, Kap. II; DERS., *Der Sozialstaat. Entstehung und Entwicklung im Internationalen Vergleich*, München 1991; Jürgen KOCKA, *Weichenstellung im Kaiserreich: Bismarcks Sozialversicherungen*, in: Gunilla BUDDE u. a. (Hg.), *Geschichts-Quellen. Brückenschläge zwischen Geschichtswissenschaft und Geschichtsdidaktik. Festschrift für Hilke Günther-Arndt*, Berlin 2008, S. 132–140; zuletzt Sandrine KOTT, *Sozialstaat und Gesellschaft. Das deutsche Kaiserreich in Europa*, Göttingen 2014. Des Weiteren: Ulrike HAERENDEL, *Die Anfänge der gesetzlichen Rentenversicherung in Deutschland. Die Invaliditäts- und Altersversicherung von 1889 im Spannungsfeld von Reichsverwaltung, Bundesrat und Parlament*, Speyer 2001; E. P. HENNOCK, *The Origin of the Welfare State in England and Germany, 1850–1914: Social Policies Compared*, Cambridge 2007; Florian TENNSTEDT, *Napoleon III. oder Zitelmann & Co., Frankreich oder Braunschweig. Anmerkungen zu möglichen Vorbildern der Alterssicherungspolitik Bismarcks*, in: *Zeitschrift für Sozialreform (im Folgenden ZSR)* 41 (1995), S. 543–551; DERS., *Peitsche und Zuckerbrot oder ein Reich mit Zuckerbrot? Der Deutsche Weg zum Wohlfahrtsstaat 1871–1881*, in: *ZSR* 43 (1997), S. 88–101.

6 Vgl. zum Folgenden auch Werner PLUMPE, *Otto von Bismarck und die soziale Frage – Überlegungen zu einem alten Thema der deutschen Wirtschafts- und Sozialgeschichte*, in: MAYER, *Bismarck (wie Anm. 1)*, S. 178–201.

Familie als Produktionsgemeinschaft und als Institution zur Vorsorge gegen Not; die Krise des traditionellen, auf Nachbarschaftshilfe und Herkunftsgemeinde aufgebauten Systems der Armenunterstützung infolge von Massenwanderung und Verstädterung; die steigende Abhängigkeit von kapitalistischen Arbeitsmärkten; die Entstehung und Vermehrung des Industrieproletariats; die Erhöhung des Unfallrisikos bei der sich ausbreitenden Maschinenarbeit; die Schwankungen der wirtschaftlichen Konjunktur und die damit verbundenen neuen Formen des Massenelends sowie dessen Thematisierung als »soziale Frage« – all dies ließ ein Bedürfnis nach neuen Formen sozialer Sicherheit entstehen.

Doch das reicht zur Erklärung nicht aus. Offensichtlich ist eine staatliche Sozialversicherung nicht einfach die Antwort auf einen bestimmten Grad an Industrialisierung und Urbanisierung und die dadurch ausgelösten sozialen Probleme. Sonst hätten nicht Deutschland und Österreich in den achtziger Jahren die ersten großen Sozialversicherungssysteme in Europa geschaffen, sondern die industriell führenden Länder wie Großbritannien, Belgien, die Schweiz, Frankreich oder die Niederlande.

Für Preußen, Österreich und andere Staaten des Deutschen Bundes muss man in diesem Zusammenhang an die Tradition des starken Staats erinnern. Modernisierungen, die im westlichen Europa entweder revolutionär oder durch zivilgesellschaftliche Anstöße bewerkstelligt wurden, setzten sich in Preußen, Bayern und Österreich zum Teil aufgrund der Initiativen des Beamtenstaats, als »Reformen von oben« durch, so in der Reformzeit zu Beginn des 19. Jahrhunderts unter dem Druck der Französischen Revolution und Napoleons, so aber eben auch noch im Zeitalter der Industrialisierung mit seinen neuen sozialen Herausforderungen. Dem entsprachen Ideen und Diskurse, Philosophien und Staatslehren, die in Deutschland von *laissez-faire* wenig, von staatlicher Verantwortung für die allgemeine Wohlfahrt dagegen sehr viel hielten. Man denkt natürlich an Hegel, aber auch an Liberale wie Robert von Mohl und an den großen frühen Theoretiker des Sozialstaats, Lorenz von Stein (1815–1890). Der kannte Frankreich gut und benutzte die sozialen Bewegungen in Frankreich als empirische Basis für seine weitreichenden staatssoziologischen Folgerungen. Er setzte sich seit den 1840er/1850er Jahren für ein »Königtum der sozialen Reformen« ein, das die mit der Industrialisierung anschwellegenden sozialen Konflikte mildern und erträglich halten sollte. In den 1870er und 1880er Jahren spielten konservative Reformer wie Hermann Wagener oder »Kathedersozialisten« wie Adolph Wagner eine große Rolle. Sie plädierten für eine aktiv-reformerische Rolle des Staates in der zunehmend zerklüfteten bürgerlichen Gesellschaft. Man kann nachweisen, dass ihre Ideen Bismarck wie auch einige seiner wichtigsten Mitarbeiter deutlich beeinflusst und für die Idee einer staatlich getragenen Arbeitersozialversicherung eingenommen haben⁷.

So mag man erklären helfen, warum es in Deutschland und fast zeitgleich in Österreich zu solchen staatlich getragenen, obligatorischen Sozialversicherungen kam, früher und ausgeprägter als anderswo. Aber warum gerade zu diesem Zeitpunkt, in diesem Jahrzehnt? Hier spätestens rückt für das Deutsche Reich Bismarck ins Zentrum des Blickfeldes.

7 Frühzeitig: Hans ROTHFELS, Theodor Lohmann und die Kampfjahre der staatlichen Sozialpolitik 1871–1905, Berlin 1927; vgl. auch Gerhard A. RITTER, Staat, Arbeiterschaft und Arbeiterbewegung in Deutschland. Vom Vormärz bis zum Ende der Weimarer Republik, Berlin 1980; H. BECK, The Origins of the Authoritarian Welfare State in Prussia: Conservatives, Bureaucracy, and the Social Question, 1815–70, Ann Arbor 1995; Christoph CONRAD, Die Entstehung des Modernen Ruhestandes. Deutschland im Internationalen Vergleich 1850–1960, in: Geschichte und Gesellschaft 14 (1988), S. 417–447; Hartmut KÄELBLE, Das Europäische Sozialmodell. Eine historische Perspektive, in: DERS., Günther SCHMID (Hg.), Das Europäische Sozialmodell: auf dem Weg zum transnationalen Sozialstaat, Berlin 2004, S. 31–51; Eckart REIDEGELD, Staatliche Sozialpolitik in Deutschland, Bd. I: Von den Ursprüngen bis zum Untergang des Kaiserreiches 1918, Wiesbaden 2006.

Bismarck stand, es ist klar, an der Spitze der großen Umwälzung, die unter preußischer Führung in drei Kriegen – gegen Dänemark, zwischen Preußen und Österreich und gegen Frankreich – das Deutsche Reich hervorbrachte: mit »Eisen und Blut«, wie er sagte (statt durch parlamentarische Debatten), aber eben auch mit viel diplomatischem Geschick und in Übereinstimmung mit der mächtigen nationalen Bewegung jener Jahre, die mit dem erstarkenden Liberalismus aufs Engste verbunden war. Nationalstaatsgründungen mögen ein festes Datum haben, in diesem Fall am ehesten die Kaiserproklamation am 18. Januar 1871 im Spiegelsaal von Versailles. Nationsbildungsprozesse aber ziehen sich länger hin, haben keinen klaren Beginn und kein klar definierbares Ende. In diesem Fall nahm die innere Nationsbildung erst nach der Errichtung des Reiches schnellere Fahrt auf. Nur allmählich gelang es, aus Bayern und Preußen, aus Katholiken und Protestanten, aus Bauern, Arbeitern und Bürgern Deutsche werden zu lassen.

Bismarck, der Reichsgründer, sah es als seine Aufgabe an, auch zur inneren Nationsbildung beizutragen. Zunächst, in den 1870er Jahren, kooperierte er dabei mit den Liberalen, die im Reichstag die Mehrheit stellten. In kurzer Zeit entstanden im neuen Staat eine Wirtschafts- und Währungsunion, eine einheitliche Rechtsordnung und allmählich auch Reichsbehörden – all dies zunächst in relativ liberalem Geist. In den späten 1870er Jahren wechselte Bismarck aber seine hauptsächlichen Regierungspartner im Inneren aus, weg von den sich spaltenden, in den Wahlen Unterstützung verlierenden Liberalen, hin zu den sich als Partei neu konstituierenden Konservativen, die ihren Frieden mit dem zunächst skeptisch beäugten Nationalstaat machten, in den Wahlen zulegten und dem Herzen Bismarcks ohnehin viel näher standen als die Liberalen.

Die Idee einer staatlichen Sozialversicherung hatte Bismarck schon seit den 1860er Jahren bedacht. Sie passte zum christlich-moralischen, ständisch-patriarchalischen, preußisch-staatlichen Ethos dieses Politikers, der zum landadligen Gutsherrn erzogen worden war, als solcher begonnen hatte und seit den 1880er Jahren immer mehr Zeit auf seinen Gütern statt im wenig geliebten Berlin verbrachte. Aber erst jetzt, als Teil der Umgründung des Reiches von einer primär liberalen zu einer primär konservativen Machtbasis kam der Moment, da Bismarck die innere Nationsbildung verstärkt mit sozialen Maßnahmen voranzutreiben versuchte, die er mit den Konservativen und der katholischen Zentrumsparterie eher durchzusetzen hoffte als mit den Liberalen.

Die staatlichen Sozialversicherungen wurden von Bismarck auch als Vehikel der inneren Nationsbildung geplant und betrieben, nicht zufällig folgten sie so bald auf die Errichtung des Deutschen Reichs. Wie es in der Begründung des ersten Entwurfs des Unfallversicherungsgesetzes 1881 hieß: es sei nicht nur »Pflicht der Humanität und des Christentums [...], sondern auch eine Aufgabe der staaterhaltenden Politik«, auch den »besitzlosen Klassen der Bevölkerung, welche zugleich die zahlreichsten und am wenigsten unterrichteten sind«, durch »erkennbare direkte Vorteile« zu verdeutlichen, dass »der Staat nicht nur eine notwendige, sondern auch eine »wohlthätige, ihren Bedürfnissen und Interessen dienende Institution« ist. Die staatliche Sozialversicherung sollte helfen, den neuen, noch wenig verwurzelten Staat, in den Köpfen und Herzen seiner weniger bemittelten, arbeitenden Bevölkerung verankern⁸.

Und das hieß für Bismarck und seine Helfer, sie gegen den wachsenden Einfluss der Sozialdemokratie zu immunisieren. Ich habe bereits von dem raschen Aufschwung der sozialdemokratischen Arbeiterbewegung in den späten 1860er und 1870er Jahren gesprochen. 1875 ent-

8 Vgl. Gerhard A. RITTER, Sozialpolitik im Zeitalter Bismarcks, in: HZ 264 (1997), S. 683–720; DERS., Sozialpolitik im Deutschen Kaiserreich, in: HZ 282 (2006), S. 97–147; Wolfgang AYASS, Sozialdemokratische Arbeiterbewegung und Sozialversicherung bis zur Jahrhundertwende, in: Ulrich BECKER u. a. (Hg.), Sozialstaat Deutschland. Geschichte und Gegenwart, Bonn 2010. – Zitat nach RITTER, Staat (wie Anm. 7), S. 28.

stand aus zwei Vorläuferparteien die Sozialistische Arbeiterpartei Deutschlands, die spätere SPD. Schon in den Reichstagswahlen von 1877 gewann sie über 9 % der Stimmen, ungefähr so viele wie die Konservativen, nur die Nationalliberalen und das katholische Zentrum waren stärker. Oben wurde bereits erwähnt, dass die Art der Reichsgründung und Bismarcks Politik erheblich dazu beitrugen, diese hauptsächlich von Arbeitern, Handwerkern und anderen kleinen Leuten getragene Partei so rasch wachsen zu lassen und so weit ins fundamental-oppositionelle Abseits zu drängen – durch das relativ demokratische Reichstagswahlrecht einerseits, durch eine Repressionspolitik andererseits, die im sog. »Sozialistengesetz« von 1878 ihren Höhepunkt fand. Nachdem die sozialistischen Reichstagsabgeordneten Bebel und Liebknecht 1871 den Aufstieg der Pariser Kommune begrüßten, gegen die Fortsetzung des Kriegs gegen Frankreich protestierten und wegen Hochverrats verurteilt wurden, klagte Bismarck immer wieder über die »ernste Gefahr«, die die sozialistische Bewegung für Europa darstelle. Er warb in den frühen siebziger Jahren, ohne viel Erfolg, um internationale Kooperation gegen die sozialistische Bewegung, er förderte die anti-sozialistische Repressionspolitik in Preußen und im Reich. Aber zugleich plädierte er immer wieder dafür, die sozialistische Bewegung aus ihrer »gegenwärtigen Beirung« auf »heilsamere Wege zu leiten, [dadurch] dass man realisiert, was in den sozialistischen Forderungen als berechtigt erscheint und in dem Rahmen der gegenwärtigen Staats- und Gesellschaftsordnung verwirklicht werden kann«. Die »Kaiserliche Botschaft« von 1881, war eine Art sozialpolitisches Regierungsprogramm, das den Anlauf zur staatlichen Versicherungsgesetzgebung einläutete und manchmal als Gründungsdokument des deutschen Sozialstaats angesehen worden ist. In dieser Kaiserlichen Botschaft hieß es, »dass die Heilung der sozialen Schäden nicht ausschließlich im Wege der Repression sozialdemokratischer Ausschreitungen, sondern gleichmäßig auf dem der positiven Förderung des Wohles der Arbeiter zu suchen sein werde«. In einer Aufzeichnung von 1880 hat Bismarck seine diesbezüglichen Überlegungen sehr deutlich gemacht. Es gehe ihm darum, schrieb er, die Arbeiter an den Staat zu binden und sie der Sozialdemokratie abspenstig zu machen. Umfangreiche staatliche Zuschüsse zur Sozialversicherung erschienen ihm deshalb unabdingbar. Nur so sei »in der großen Masse der Besitzlosen die konservative Gesinnung zu erzeugen, welche das Gefühl der Pensionsberechtigung mit sich bringt«. Er wollte möglichst viele, nicht nur die Arbeiter, zu Staatsrentnern machen⁹.

Die jüngere Forschung warnt davor, die Entstehung der langfristig wirksamen Sozialversicherungsgesetze zu eng an die kurzfristig wirksame Unterdrückung der Sozialdemokratie durch das Sozialistengesetz zu rücken. Zu Recht wird betont, dass Bismarck und seine Helfer in der zuständigen Ministerialdemokratie auch andere Motive hatten. In der Tat spielten soziale, fürsorglich-paternalistische und kirchlich-religiös-moralische Überzeugungen ihre Rolle. Ich habe zudem die innere Nationsbildung als Motiv betont, also das Ziel, »dem Vaterlande neue und dauernde Bürgschaften seines inneren Friedens« zu gewinnen, wie es in der Kaiserlichen Botschaft von 1881 hieß. Aber zugleich sollte man ernst nehmen, dass im preußischen Staatsministerium die Sozialversicherung unter Bismarcks Einfluss intensiv erst seit dem Herbst 1878 diskutiert worden ist, ganz parallel zur parlamentarischen Beschlussfassung über das Sozialistengesetz¹⁰. Und die Evidenz ist erdrückend, die zeigt, dass die Bekämpfung der sozialistischen Bewegung ein Hauptmotiv der entstehenden Sozialversicherungsgesetzgebung

9 Ankündigung der Sozialversicherungsgesetze in der Kaiserlichen Botschaft vom 17. November 1881, in: Quellensammlung zur Geschichte der Deutschen Sozialpolitik 1867–1914, Abt. II, Bd. 1: Grundfragen der Sozialpolitik. Die Diskussion der Arbeiterfrage auf Regierungsseite und in der Öffentlichkeit, bearb. v. Wolfgang AYASS u. a., Mainz 2003, S. 62–64; Zitat aus Bismarcks Aufzeichnung von 1880 bei NONN, Bismarck (wie Anm. 2), S. 253.

10 Vgl. *ibid.*, S. 252.

war, dass Repressivmaßnahmen und Integrationsangebote wie Peitsche und Zuckerbrot zusammengehörten – so eine lange vertretene These, die ich weiterhin für zutreffend halte.

Bismarck verfolgte mit den Gesetzen zur Sozialversicherung noch weitere, taktische Ziele: beispielsweise hoffte er so, den Einfluss des Parlaments zu beschneiden. Das führte nicht weit, und ich lasse es jetzt beiseite. Aber klar geworden sein sollte, dass die Initiierung und die Durchsetzung der Bismarckschen Sozialversicherung viel mit der gesellschaftlichen und politischen Konstellation im neu gegründeten Deutschen Reich zutun hatte: mit der stürmischen Industriellen Revolution jener Jahrzehnte und – ich ergänze – ihrer Krise in den mittleren siebziger Jahren; mit dem im Bürgertum als bedrohlich empfundenen Aufschwung der Sozialdemokratie; und mit der inneren Nationsbildung, die in Deutschland von Anfang an sehr stark mit dem Versprechen sozialer Solidarität und staatlich gewährleiteter Sicherheit vorangetrieben worden ist. Die Sozialversicherungsgesetzgebung war ein wichtiger Bestandteil der konservativen Wende der Bismarckschen Politik seit Ende der siebziger Jahre, einer Wende, die überhaupt zur Verstärkung staatlicher Interventionen in Wirtschaft und Gesellschaft geführt hat, sodass einige liberale und linke Kritiker vor einem beginnenden »Staatssozialismus« warnen. Der beginnende Sozialstaat war also – in Deutschland – kein genuin linkes Projekt, im Gegenteil¹¹.

4.

Soviel zu den Motiven und ihren gesellschaftlichen Bedingungen. Aber diese Motive wurden nicht direkt umgesetzt. Die drei Gesetze, die Ende der 1880er Jahre vorlagen, entsprachen zum großen Teil *nicht* den Absichten Bismarcks, mit denen er Anfang der achtziger Jahre den Gesetzgebungsprozess in Gang gesetzt hatte. Bismarck war entscheidend für die Initiierung des gesamten Prozesses, ohne seine prinzipielle Unterstützung wären die drei Versicherungen jedenfalls damals nicht entstanden. Er hat die Entstehung des Unfallversicherungsgesetzes 1880–1884 im Einzelnen verfolgt. Am Krankenversicherungsgesetz von 1883 hat er kaum mitgewirkt. Die staatliche Invaliditäts- und Altersversicherung hat er zwar energisch gewollt, ihre Aushandlung im Einzelnen aber kaum beeinflusst und sie in der schließlich gefundenen Form sehr misstrauisch beäugt, wenn auch letztlich unterstützt. Bismarck hat die Finanzierung, die Leistungsstruktur und die Institutionalisierung der drei Versicherungen, die seitdem mit seinem Namen verbunden werden, nicht entscheidend bestimmt. Insgesamt war er am Ende über das Ergebnis enttäuscht. In seinen sehr ausführlichen Lebenserinnerungen hat er die Sozialversicherungsgesetzgebung nicht einmal erwähnt¹².

Es hing, systematisch gesprochen, mit zwei Hauptursachen zusammen, dass der mächtige Bismarck seine Versicherungspläne nur stark reduziert durchsetzen konnte und das Ergebnis der ursprünglichen Absicht nur sehr partiell entsprach. Zum einen fehlte dem Reich, fehlte Bismarck das Geld. Seine gleichzeitigen Anstrengungen, dem Reich neue Einkommensquellen zu erschließen, waren zwar nicht ganz erfolglos – man denke an die Verstaatlichung der damals gewinnbringenden Eisenbahnen und die Einführung eines hohen Schutzzolls auf den Import landwirtschaftlicher Erzeugnisse und industrieller Rohstoffe. Schutzzölle auf Importe bedeuteten Einkünfte für den Staat. Aber anderes scheiterte (so das Streben nach einem staatlichen Tabakmonopol), und vor allem gelang es den Einzelstaaten immer wieder, die Einnahmen des Reiches zu deckeln. Ihrer Meinung nach sollte das Reich »Kostgänger« der Einzelstaaten bleiben. Damit setzten sie sich durch. Bismarck konnte die von ihm initiierten Sozialversiche-

11 Vgl. generell Peter BALDWIN, *The Politics of Social Solidarity: Class Bases of the European Welfare State 1875–1975*, Cambridge 1990.

12 Vgl. GALL, *Bismarck* (wie Anm. 2), S. 642–683, bes. S. 648–652; PFLANZE, *Der Reichskanzler* (wie Anm. 2), S. 399–434.

rungen nicht aus Steuermitteln finanzieren, wie er es eigentlich gewollt hatte. Sie wurden zum erheblichen Teil durch Beiträge der Versicherten und ihrer Arbeitgeber finanziert. Der finanzielle Staatsbeitrag blieb sehr begrenzt, und entsprechend begrenzt blieb der staatliche Einfluss insgesamt. Damit aber scheiterte ein zentrales Moment der Bismarckschen Pläne. Er konnte die Arbeiter nicht zu Staatsrentnern machen.

Zum anderen mussten die Gesetzesvorlagen durch den Reichstag, durch das Parlament. Das dauerte Jahre und erforderte immer wieder neue Anläufe. Kompromisse mussten geschlossen werden. Der Willensbildungsprozess war diffizil. An ihm zeigt sich die große und wachsende Macht des Reichstags, der Parlamentarier und der Parteien in der konstitutionellen Monarchie des Kaiserreichs. Auf das Kräftigste haben die Reichstagsfraktionen, einzelne Parlamentarier und vor allem Interessengruppenvertreter, aber auch Bevollmächtigte der deutschen Mittelstaaten mitgemischt. Zeitweise vermittelte eine »Verständigungskommission« zwischen der Reichstagsmehrheit und der zweiten Kammer, dem die Einzelstaaten vertretenden Bundesrat. Die Reichsregierung handelte unter sich rasch verändernden parteipolitischen Verhältnissen. Die Abstimmungen waren bisweilen knapp und spalteten die einzelnen Fraktionen.

Über die Fraktionen hinweg entwickelte sich Misstrauen gegen zu viel zentralstaatliche Macht. Das Zwangsprinzip war umstritten. Es fanden sich Koalitionen, die die Interessen der bestehenden privatwirtschaftlichen Versicherungen und der ebenfalls bereits bestehenden lokalen und beruflichen Kassen gegenüber dem neuen staatlichen Gesamtsystem erfolgreich verteidigten. Industrielle Interessen flossen ein, so vor allem beim Unfallversicherungsgesetz. Später wirkten die großen Unternehmer, aber eher verzögernd, bremsend, limitierend. Links orientierte Abgeordnete versuchten, ihre Zustimmung zu den Versicherungen als Hebel zu benutzen, um den Arbeiterschutz in den Betrieben (beispielsweise Höchstarbeitszeiten) zu forcieren – ohne Erfolg. Bismarck blockierte den betrieblichen Arbeiterschutz ganz im Einvernehmen mit der Industrie, während er die Sozialversicherung propagierte. Die Sozialdemokraten standen keineswegs jedem Detail der neuen Gesetze ablehnend gegenüber. Sie arbeiteten an der Gesetzgebung mit. Aber am Ende stimmten sie dagegen, und warfen der entstehenden staatlichen Pflichtversicherung vor, eine antisozialistische Zwangsveranstaltung zu sein. Erst später, nach Bismarcks Abgang, begannen sie, die anfallenden Novellierungen zu unterstützen. Bald schrieben sie sich das Gesetzeswerk als ihren Verdienst zu, denn sie seien schließlich der herausfordernde Gegner gewesen, den der Staat mit den Sozialversicherungen habe besiegen wollen.

5.

Ich hebe abschließend drei Besonderheiten der von Bismarck initiierten Sozialversicherung hervor, die sich herauskristallisiert haben, gerade weil sich Bismarck *nicht* voll durchsetzen konnte.

Zum einen: Die Durchstaatlichung der Versicherungssysteme blieb begrenzter als Bismarck es gewollt hatte. Die Versicherungen wurden basisnäher als Bismarck sie geplant hatte. Das zeigt sich an ihrer Finanzierung bis heute. Diese stammt sehr viel mehr aus den Beiträgen von Arbeitnehmern und Arbeitgebern, sehr viel weniger aus Steuermitteln als beispielsweise später in England. Die geringere Durchstaatlichung der deutschen Sozialversicherungen zeigt sich aber auch an der starken Rolle intermediärer Institutionen und damit gesellschaftlicher Gruppen in der Praxis der staatlichen Sozialversicherung. Ich weise besonders auf die starke Rolle der selbstorganisierten Berufsgenossenschaften in der Unfallversicherung hin, aber auch auf die starke Rolle der berufsspezifischen, regionalen oder lokalen Ersatz- und Hilfskassen in der Krankenversicherung sowie auf die starken Elemente von Selbstverwaltung in der Invaliden- und Altersversicherung. Diese haben Arbeitnehmern wie Arbeitgebern bedeutende Partizipationschancen eröffnet. Denn Arbeitervertreter wie Vertreter von Unternehmen und Arbeitge-

berverbänden arbeiteten in den Organen der Versicherungen regelmäßig mit. Das hat die Integration der anfangs so fundamentalkritischen Arbeiterbewegung in Gesellschaft und Politik des Kaiserreichs stark gefördert. Es hat auch geholfen, das noch heute in Deutschland erfolgreiche Modell der Sozialpartnerschaft zwischen organisierten Arbeitgebern und organisierten Arbeitnehmern vorzubereiten. Der von Bismarck ursprünglich favorisierte Etatismus des deutschen Modells ist im parlamentarischen Prozess der achtziger Jahre abgemildert worden. Unerwarteterweise zeigt der genaue Vergleich mit England, dass dort manches etatistischer verlief, besonders im Bereich der Krankenversicherung und der öffentlichen Gesundheitsversorgung. Es ist richtig: unter Bismarck entstanden staatliche Pflichtversicherungen. Aber ihre Staatslastigkeit blieb begrenzt, ihre zivilgesellschaftliche Verankerung war erheblich.

Zum anderen: Es wurden nicht nur die Beiträge zur Pflichtversicherung, sondern auch ihre Leistungen – vor allem die Renten – nach der Höhe des im Erwerbsleben erzielten Lohns und Gehalts (unterhalb einer bestimmten Bemessungsobergrenze) gestaffelt. So wenig man in den ersten Jahrzehnten nach Erlass der Gesetze als Arbeiter von einer Invaliden- oder Altersrente allein leben konnte, so eindeutig wurde damit die Abwendung vom Prinzip der gleichen Grundsicherung für alle festgeschrieben. Das Prinzip der gleichen Grundsicherung für alle war jedoch Teil des ursprünglichen Bismarckschen Entwurfs des Invaliditäts- und Altersversicherungsgesetzes gewesen. Wohl aufgrund der Intervention der Nationalliberalen wurde dies verändert: besserverdienende Arbeiter zahlten höhere Beiträge und erwarben sich dadurch das Anrecht auf höhere Renten, und umgekehrt. Dem stimmten die Sozialdemokraten ausdrücklich zu. Sie nahmen damit auf ihre besser verdienenden, zur Facharbeiterschaft zählenden Mitglieder Rücksicht. Gerhard A. Ritter schreibt: »Während die meisten europäischen Länder nur eine Grundsicherung auf niedrigem Niveau vorsahen, beruhte die deutsche Rentenversicherung vor allem seit der Schaffung der späteren Angestelltenversicherung von 1911, jedenfalls im Prinzip auf der, wenn auch eingeschränkten Sicherung des im aktiven Berufsleben erreichten Lebensstandards«¹³. Die langfristige Bedeutung dieser Weichenstellung war immens. Sie sorgte dafür, dass die im Erwerbsleben entstandene Ungleichheit in die Zeit nach dem Erwerbsleben verlängert wurde. Damit trug sie zur weiteren Aufwertung der Erwerbsarbeit in der Arbeitsgesellschaft bei. Die Abstufung der Beiträge und Leistungen förderte auch die auffallende Expansivität des Systems, das Schritt für Schritt weitere Sozialgruppen einbezog, so 1911 die Angestellten, die höhere Beiträge zahlten und höhere Leistungen beanspruchten, später auch andere Arbeiterkategorien und am Ende auch Selbständige.

Doch die Staffelung der Beiträge und Leistungen trug langfristig auch zur Entstehung neuer Probleme bei. Dazu gehörte die Verstärkung sozialer Ungleichheit durch den Sozialstaat selbst, übrigens einschließlich der Ungleichheit zwischen den Geschlechtern. Das deutsche System war auf den meist männlichen Haushaltsvorstand fixiert¹⁴.

Schließlich: Bismarck hat sein Ziel, mit Hilfe der Sozialversicherung der oppositionellen Sozialdemokratie das Wasser abzugraben, eindeutig nicht erreicht. Während vor dem Ersten Weltkrieg Millionen deutscher Arbeiter Renten aus dem Versicherungssystem bezogen, erhielt die SPD in der letzten Reichstagswahl vor dem Ersten Weltkrieg 35 % aller Stimmen. Sie stellte die bei weitem stärkste Fraktion, mehr als doppelt so umfangreich wie die zweitgrößte. Nach

13 RITTER, Sozialpolitik im Kaiserreich (wie Anm. 8), S. 122. Belege bei KOCKA, Weichenstellung (wie Anm. 5), S. 139f., bes. Anm. 19.

14 Vgl. HAERENDEL, Gender Disparities in Social Law: The Treatment of Male and Female Pensioners by the Pension Insurance Institutions of the German »Kaiserreich«, in: Karin GOTTSCHALK (Hg.), Gender Difference in European Legal Cultures. Historical Perspectives, Stuttgart 2013, S. 209–220; Marion RÖWEKAMP, Gerechtigkeit für Frauen im Sozialstaat? Weibliche Staatsangehörigkeit im Kaiserreich und in der Weimarer Republik, in: *ibid.*, S. 71–88; Hans G. HÖCKERTS, Vom Problemlöser zum Problemerzeuger? Der Sozialstaat im 20. Jahrhundert, in: *Archiv für Sozialgeschichte* 47 (2007), S. 3–29.

1890 wuchsen die sozialistischen Gewerkschaften zu einer millionenstarken Massenbewegung heran. Man könnte im Einzelnen zeigen, wie die Sozialdemokraten die Selbstverwaltung in den Organen der Sozialversicherungen benutzt haben, um ihren Einfluss zu stärken. Die Sozialversicherung wurde zur Ressource der Arbeiterbewegung. Bismarck hatte das Gegenteil erreichen wollen, er war damit gescheitert.

Aber auf einer grundsätzlichen Ebene war er erfolgreich. Zwar wird man rückblickend vorsichtig sein, die damaligen Sozialversicherungsgesetze als *den* Anfang des deutschen Sozialstaats zu feiern. Denn der hat einerseits ältere Wurzeln, und andererseits war der Ausbau der Versicherungen mit einer Blockierung anderer sozial- und arbeiterpolitischer Leistungen durch Bismarck verbunden: Im Hinblick auf Arbeiterschutz, Arbeitszeitbegrenzung und Tarifvertragsrecht war Deutschland bei Bismarcks Abgang im Vergleich zu anderen Staaten rückständig. Trotzdem waren die Sozialversicherungen der 1880er Jahre eine gewichtige Innovation und ein entscheidender Schritt auf dem Weg zum Sozialstaat in Deutschland. Und sie haben zwar nicht zur Verhinderung der Sozialdemokratie, wohl aber zur Integration der Arbeiter in den neuen Nationalstaat erheblich beigetragen: durch ein Minimum an materieller und sozialer Absicherung, durch Gewährung von Hilfe im Notfall ohne Demütigung, durch prinzipielle Anerkennung und Solidarität. Die Sozialversicherung verknüpfte die Arbeiterschaft mit dem neuen Nationalstaat. Das galt auch im Alltag. Sandrine Kott weist darauf hin: Die Quittungskarte der Invaliditäts- und Altersversicherung, auf die die Arbeitgeber Woche für Woche die mit dem kaiserlichen Adler geschmückten Marken klebten, stellte um 1890 oft das erste und einzige Dokument dar, das die Arbeiter besaßen und das sie mit dem neuen Reich verband, vielleicht neben der Urkunde ihrer ehrenvollen Entlassung aus dem Militärdienst¹⁵. Das Versicherungssystem wurde akzeptiert und geschätzt. Viele Arbeiter haben es dem deutschen Staat zugerechnet, der dadurch bei ihnen an Legitimität gewann und beim Kriegsausbruch 1914, wie sich zeigte, tief in der breiten Bevölkerung verankert war. Dieser Integrationserfolg dürfte gerade deshalb eingetreten sein, weil Bismarcks Absicht, mit Hilfe der Sozialversicherungen die sozialdemokratische Arbeiterbewegung obsolet zu machen, scheiterte.

Schluss

In drei Thesen seien noch einmal die wichtigsten Ergebnisse zusammengefasst:

Erstens: Bismarck war mehr als die Hebamme, er war einer der Väter der Sozialversicherung. Trotzdem sollte man besser nicht von der »Bismarckschen Sozialversicherung« sprechen, denn viele andere haben an ihrer Entstehung mitgewirkt, und zu viele von Bismarcks Intentionen blieben auf der Strecke. Doch der Begriff ist fest eingewurzelt. Dies gilt auch für die allgemeine sozialwissenschaftliche Diskussion über den Sozialstaat, in der oft das Bismarcksche Modell dem Modell Beveridge entgegengestellt wird.

Zweitens: Intention und Ergebnis klafften weit auseinander. Was an Sozialversicherung entstand, unterschied sich von den Absichten Bismarcks, aber wohl auch von den Absichten aller anderen Hauptakteure. Nicht intendierte Konsequenzen anders intendierten Handelns sind in der Geschichte häufig. In diesem Fall erweist sich die Inkongruenz von Absicht und Ergebnis in einigen Hinsichten als segensreich. Bismarcks partielles Scheitern trug zum langfristigen Erfolg des von ihm initiierten Werkes bei.

Drittens: Die Entstehung des Nationalstaats und die Entstehung des Sozialstaats waren in Deutschland aufs engste miteinander verbunden. Beides fiel hier schon zeitlich näher zusammen als zum Beispiel in England, Frankreich oder Südeuropa. Bismarck verkörperte diese Verbindung und realisierte sie auf seine Art. Für das kollektive Bewusstsein der Deutschen, für

15 Vgl. Sandrine KOTT, *Der Sozialstaat*, in: Étienne FRANÇOIS, Hagen SCHULZE (Hg.), *Deutsche Erinnerungsorte II*, München 2001, S. 485–501, hier S. 492.

ihre nationale Identität spielte der Sozialstaat, spielten Werte wie Sicherheit, Solidarität und Wohlfahrt eine große Rolle. Ihr nationaler Zusammenhalt gründete mehr im System der Arbeit als in der Idee von Staatsbürgerrechten. Das wirkt, wie mir scheint, bis heute.

WAS HEISST »BISMARCK«?

Bismarck als Referenz in sozialpolitischen Debatten seit dem Kaiserreich

Wohl kaum ein deutscher Staatsmann wurde nach dem Ende seiner aktiven Dienstzeit so sehr zum Mythos überhöht und über so lange Zeit zu einem historischen – und bisweilen auch tagespolitischen – Referenzpunkt wie Otto von Bismarck. Mochte sich die weitere Öffentlichkeit nach seiner Entlassung durch Kaiser Wilhelm II. 1890 noch weitgehend desinteressiert, ja in Teilen gar erleichtert gezeigt haben, dass »der Lotse nun von Bord ging«, wie es die populäre englische Karikatur aus diesem Anlass darstellte, so setzte mit Fortschreiten des ›Neuen Kurses‹ seines Nachfolgers Caprivi, vor allem aber mit dem sich ausprägenden ›persönlichen Regiment‹ des eigenwilligen, wenig diplomatischen und zu einem erratischen Führungsstil neigenden Kaisers ab Ende der 1890er Jahre ein veritabler Bismarck-Kult ein. Getragen wurde er in erster Linie vom protestantischen Bürgertum, das sich reichsweit anschickte, dem »Alten im Sachsenwald« in Gestalt von regelrechten Pilgerfahrten, Zigtausenden von salbungsvollen Schreiben, Denkmalserrichtungen und sonstigen Ehrerweisungen zu huldigen. Zum Zeitpunkt seines Todes, am 30. Juli 1898, war Bismarcks Popularität dem liberalen Historiker Erich Eyck zufolge »vielleicht größer als in irgendeinem Zeitpunkt seiner Laufbahn«¹.

Der Historiker Robert Gerwarth und andere haben den Bismarck-Mythos vom Kaiserreich bis zur deutschen Wiedervereinigung 1990 nachgezeichnet, und eine ganze Reihe weiterer Studien haben sich Einzelaspekten des Kults um Bismarck gewidmet². Im Mittelpunkt standen zumeist die Bedeutung und Nachwirkung Bismarcks für das Nationalbewusstsein und die politische Kultur der Deutschen. In meinem Beitrag wende ich mich Bismarcks Rolle als Referenzpunkt für Debatten über Sozialpolitik zu. Inwieweit wurde »Bismarck« als Referenz genutzt, um bestimmte Leitvorstellungen des deutschen Sozialstaats kommunizieren, legitimieren und durchsetzen zu können? Kurz: Wer bezog sich wann auf Bismarck, und was war eigentlich gemeint, wenn die Rede von Bismarck war?

»Bismarck« als Referenz ist historisch insofern ernst zu nehmen, als das historische Argument bewusst in tagespolitischen Debatten platziert wurde. Mit Geschichte zu argumentieren, hieß immer, eine bestimmte Deutung der Vergangenheit zu kommunizieren, die andere Akteure und Interessen integrieren oder ausgrenzen, vereinnahmen oder abstoßen sollte³. Mit »Bismarck« sozialpolitisch zu argumentieren, konnte aber, so meine These, auch nur so lange Er-

1 Zit. nach Robert GERWARTH, *Der Bismarck-Mythos. Die Deutschen und der eiserne Kanzler*, München 2007, S. 29; zum gesamten Absatz: *ibid.*, S. 21–36.

2 *Ibid.*; Jost DÜLFER, Hans HÜBNER (Hg.), *Otto von Bismarck. Person – Politik – Mythos*, Berlin 1993; Lothar MACHTAN (Hg.), *Bismarck und der deutsche Nationalmythos*, Bremen 1994; DERS. (Hg.), *Bismarcks Sozialstaat. Beiträge zur Geschichte der Sozialpolitik und zur sozialpolitischen Geschichtsschreibung*, Frankfurt a. M., New York 1994 (dort die Beiträge von Martin H. GEYER, Lothar MACHTAN, Karl Heinz ROTH und Kristian KÄHLER); DERS., *Bismarck*, in: Etienne FRANÇOIS, Hagen SCHULZE (Hg.), *Deutsche Erinnerungsorte*, Bd. II, München 2001, S. 86–104; Sandrine KOTT, *Bismarck*, Paris 2003; DIES., *Der Sozialstaat*, in: *ibid.*, S. 485–501.

3 Siehe die diesbezüglichen Überlegungen in der Einleitung zu: Edgar WOLFRUM, *Geschichte als Waffe. Vom Kaiserreich bis zur Wiedervereinigung*, Göttingen 2002, S. 5–9.

folg versprechen, wie er als Bezugsfigur in nationalen Debatten präsent und überzeugend war. Als sozialpolitische Referenz war »Bismarck« auf die Einbettung in allgemeinere geschichtspolitische Zusammenhänge zwingend angewiesen, wie im folgenden zu zeigen sein wird.

I.

Wissenschaftliche Literatur und die ersten Quelleneditionen zur Geschichte der deutschen Sozialpolitik stellten bereits im Kaiserreich Bismarck in den Mittelpunkt der Betrachtung. Gustav Schmoller beispielsweise erkannte in Bismarck nicht allein den »staatenbildenden, weltbeherrschenden Genius«, der die Sozialversicherungen politisch durchzusetzen vermocht habe, sondern hielt ihn auch für den maßgeblichen Ideen- und Impulsgeber für die »weltgeschichtliche Wendung der Sozialpolitik«⁴. Eingebettet in den im Todesjahr 1898 sich massiv steigernden Bismarck-Kult, war diese Referenz ein starkes Argument in den sozialpolitischen Debatten der wilhelminischen Zeit, in denen Schmoller sein Plädoyer für Staatsinterventionismus unter monarchischen Vorzeichen gegenüber anderen Positionen gut zu fundieren hatte⁵. Dass die neuere historische Forschung mittlerweile Bismarcks Anteil am Zustandekommen der Versicherungen deutlich relativiert und andere Schlüsselfiguren wie Theodor Lohmann oder Tonio Bödiker in den Vordergrund hat treten lassen, sei nur am Rande erwähnt⁶. Wichtiger in unserem Zusammenhang ist, dass der sozialpolitische Bismarck-Mythos allein auf den Sozialversicherungen aufbaute; andere Felder der Sozialpolitik, etwa Arbeitsrecht oder Arbeiterschutz, wurden hingegen vollkommen ausgeblendet. Hier wäre es auch weitaus schwieriger gewesen, positive Leistungen des Reichskanzlers zu würdigen, und zudem hätte ein Blick auf die Schutzbedürfnisse und Partizipationsansprüche der Arbeiter konkurrierende Interessen deutlich hervortreten lassen⁷. Als leitende Referenz konnte »Bismarck« nur den Sozialversicherungsstaat meinen, als das deutsche Kaiserreich moderner war als vergleichbare Staaten⁸.

II.

Mit Blick auf den tiefen politischen Umbruch von 1918 wäre zu erwarten, dass die Überfigur des kleindeutsch-konservativen Reichsgründers mit der Revolution von 1918 ins Archiv politischer Referenzen gewandert wäre. Aus Sicht der die Weimarer Republik tragenden politischen Parteien waren die Ordnungsvorstellungen der Bismarck-Zeit nun tatsächlich überwun-

- 4 Gustav SCHMOLLER, Vier Briefe über Bismarcks sozialpolitische und volkswirtschaftliche Stellung und Bedeutung [1898], zit. nach: Eckart REIDEGELD, Schöpfermythen des Wilhelminismus: Kaiser und Kanzler an der »Wiege des deutschen Sozialstaates«, in: MACHTAN (Hg.), Bismarcks Sozialstaat (wie Anm. 2), S. 261–279, hier S. 270.
- 5 Gerhard A. RITTER, Der Sozialstaat. Entstehung und Entwicklung im internationalen Vergleich, München 21991, S. 76. Dort auch der Verweis auf die klassische, immer noch gültige Studie von Dieter LINDENLAUB, Richtungskämpfe im Verein für Socialpolitik. Wissenschaft und Sozialpolitik im Kaiserreich, vornehmlich vom Beginn des »Neuen Kurses« bis zum Ausbruch des Ersten Weltkrieges (1890–1914), 2 Bde., Wiesbaden 1967.
- 6 Zur Rolle Lohmanns siehe: Florian TENNSTEDT, Theodor Lohmann, Gesetzgebungskunst im politischen Prozess, in: Lothar GALL, Ulrich LAPPENKÜPER (Hg.), Bismarcks Mitarbeiter, Paderborn 2009, S. 91–122. Zu Tonio Bödiker: Eckhard HANSEN, Florian TENNSTEDT (Hg.), Biographisches Lexikon zur Geschichte der deutschen Sozialpolitik 1871 bis 1945, Bd. 1, Kassel 2010, S. 16–18.
- 7 Vgl. exemplarisch: Wolfgang AYASS, Bismarck und der Arbeiterschutz. Otto von Bismarcks Ablehnung des gesetzlichen Arbeiterschutzes – eine Analyse der Dimensionen und Hintergründe, in: Vierteljahresschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte (2002), S. 400–426.
- 8 RITTER, Sozialstaat (wie Anm. 5), S. 62.

den. Die neue Republik sollte ein »sozialer Volksstaat« werden⁹. Wohl zögerten die Weimarer Sozialpolitiker nicht, sich in die Kontinuität des deutschen Sozialstaats zu stellen, wie er sich seit den 1880er Jahren entfaltet hatte; aber in der Republik, so ließ etwa Reichsarbeitsminister Heinrich Brauns vom Zentrum immer wieder wissen, sei man doch darüber hinaus, indem die Adressaten der Sozialpolitik nun als Subjekte mit einem Rechtsanspruch anstatt als Objekte fürsorgender, patriarchalischer Politik gelten und aus ihrem Untertanenstatus befreit werden sollten¹⁰. Gerade mit dem Ausbau des Arbeitsrechts, des zentralen Felds der Weimarer Sozialpolitik, traten die Sozialpolitiker der 1920er Jahre aus dem Schatten Bismarcks deutlich heraus¹¹.

Freilich ist nicht zu leugnen, dass der Grundkonsens über die Weiterentwicklung des deutschen Sozialstaats nach der Revolution in der Hauptsache von den Parteien der Weimarer Koalition getragen wurde, also von den Sozialdemokraten, dem Zentrum und den Linksliberalen der DDP. Auf Reichsebene büßten sie ihre Mehrheit, die sie zur Gestaltung des Sozialstaats hätten nutzen können, von einem kurzen Zwischenspiel 1922 abgesehen, bereits bei den ersten Reichstagswahlen im Juni 1920 ein.

Während sich die gemäßigte Linke und die katholisch-linksliberale Mitte einerseits in die Kontinuität der Bismarckschen Sozialpolitik stellten, andererseits aber über sie hinausgehen wollten¹², betrieb die Rechte eine autoritär gefärbte Geschichtspolitik¹³. Besonders in jungkonservativen Kreisen wurde ganz offen die Idee einer ständestaatlich orientierten Reorganisation des deutschen Sozialstaats ventiliert, wie es Bismarcks ursprüngliche Absicht vermeintlich immer gewesen sei. Im Umfeld des »Tat-Kreises« und des »Deutschen Herrenklubs« diskutierten etwa Max Hildebert Böhm oder Oswald Spengler über Bismarcks wahre Intentionen, die sich nun in einen »preußisch-neudeutschen Staat« übersetzen sollten¹⁴. Flankiert wurden derlei – vorerst ja nur intellektuell-ideenpolitische – Übungen von der Geschichtsschreibung, für die Hans Rothfels' Analyse (und Quellenedition) der Bismarckschen Sozialpolitik erst einmal einschlägig wurde¹⁵. Er, der in jenen Jahren im rechtsintellektuellen Milieu verwurzelt war und jungkonservativen Ideen nahestand¹⁶, wie auch andere Historiker akzentuierten im Begriff »Sozialstaat« weniger das Soziale als vielmehr den Staat. Bismarck habe mit seiner Sozialpolitik vor allem die »Staatsräson« und nicht die Gesellschaft im Blick gehabt, argumentierten Rothfels und andere¹⁷. Demnach galt es, den Staat nicht widerstrebenden gesellschaftlichen Interessen »auszuliefern«, sondern in seiner übergeordneten Dignität zu verteidigen. Als sich die Krise der Republik zuspitzte, akzentuierte das rechte Milieu, dem Rothfels angehörte, noch stärker die »Volksgemeinschaft«, die auch sozialpolitisch zu fundieren sei¹⁸. Anders kritisierten Öko-

9 So der vielverwendete Terminus der Weimarer Republik: RITTER, Sozialstaat (wie Anm. 5), S. 12.

10 Heinrich BRAUNS, Neue Wege der Sozialpolitik [1928], zit. nach: Martin H. GEYER, Bismarcks Erbe – welches Erbe?, in: MACHTAN (Hg.), Bismarcks Sozialstaat (wie Anm. 2), S. 280–309, hier S. 285.

11 RITTER, Sozialstaat (wie Anm. 5), S. 124–126.

12 GEYER, Bismarcks Erbe (wie Anm. 10), S. 286 f.

13 GERWARTH, Bismarck-Mythos (wie Anm. 1), S. 68–70.

14 Karl Heinz ROTH, Die nationalsozialistischen Bemühungen um Bismarcks Erbe in der Sozialpolitik, in: MACHTAN (Hg.), Bismarcks Sozialstaat (wie Anm. 2), S. 385–450, hier S. 400.

15 Hans ROTHFELS, Theodor Lohmann und die Kampfjahre der staatlichen Sozialpolitik (1871–1905). Nach ungedruckten Quellen, Berlin 1927; DERS., Prinzipienfragen der Bismarckschen Sozialpolitik, Königsberg 1929.

16 Jan ECKEL, Hans Rothfels. Eine intellektuelle Biographie im 20. Jahrhundert, Göttingen 2005, S. 167–175.

17 GEYER, Bismarcks Erbe (wie Anm. 10), S. 294 f.; Lothar MACHTAN, Hans Rothfels und die sozialpolitische Geschichtsschreibung in der Weimarer Republik, in: DERS. (Hg.), Bismarcks Sozialstaat (wie Anm. 2), S. 310–384; ECKEL, Rothfels (wie Anm. 16), S. 151 f.

18 Ibid., S. 168, 170.

nomen Bismarck gerade dafür, dass er primär den Staat und nicht die Wirtschaft zur Richtschnur seines Handelns gemacht habe. Adolf Weber etwa stellte Bismarck in eine Linie mit dem »Staatssozialismus« des Ersten Weltkriegs, der sich nach 1918 fortgepflanzt habe und zum Merkmal der Weimarer Sozialpolitik geworden sei¹⁹.

Mochte die Weimarer Sozialbürokratie, gerade unter der Führung des Zentrums, sich zumindest rhetorisch in die Kontinuität der Bismarckschen Sozialpolitik gestellt haben, so änderte sich dies in den Jahren der wirtschaftlich-sozialpolitischen Krise nach 1929/30 grundlegend. Um das Werk Bismarcks, die Sozialversicherung, zu retten, so hieß es nun aus diesen Kreisen, müssten Leistungen radikal beschnitten werden. Freilich ging es nicht allein um den Abbau von Leistungen oder die Begrenzung des Kreises der Anspruchsberechtigten, sondern um elementare Ordnungsvorstellungen. Denn die Referenz »Bismarck« zielte hier geradewegs auf die sozialdemokratische Ausgestaltung des deutschen Wohlfahrtsstaates, wie er sich in der Weimarer Republik vollzogen hatte. »Bismarck« zu retten hieß eben auch, den Einfluss von SPD und Gewerkschaften zurückzudrängen²⁰. Damit wurde geradewegs eine Brücke in den NS-Wohlfahrtsstaat gebaut, in dem Bismarck als Referenz weiterhin instrumentalisiert wurde.

III.

Der Schwerpunkt der Bismarck-Deutung verschob sich nach 1933 dahin, das »wahre Erbe« Bismarcks hüten und in schweren Zeiten verteidigen zu wollen. So galt Bismarck für die frühe NS-Zeit als Gewährsmann für den Imperativ nationalen Wiederaufstiegs, und mehr als einmal wurde Bismarcks Erbe beim denkwürdigen »Tag von Potsdam« beschworen, an dem der Reichstag in einer einzigen Farce eröffnet wurde²¹. Freilich war hier die Rücksichtnahme auf die konservativen Koalitionspartner noch maßgeblich gewesen; sobald diese nicht mehr notwendig war, erstarrte der Bezug auf Bismarck zur bloßen historischen Referenz, aus der sich aus Sicht der NS-Propaganda nichts weiter ableiten ließ, als dass nun das begonnene historische Werk deutscher Größe von Hitler vollendet würde. Bismarck als Schöpfer der nationalen Einheit ließ sich als symbolischer Garant der von Hitler geschaffenen Volksgemeinschaft instrumentalisieren²².

Längst vorbereitet durch die Weimarer Präsidialkabinette war der Sozialabbau, den die Nationalsozialisten nach 1933 vorantrieben und bei dem sie sich wie zuvor die späten Weimarer Sozialpolitiker auf Bismarck beriefen. Auch die NS-Sozialpolitiker beanspruchten, den wahren Absichten des »eisernen Kanzlers« zu ihrem Recht zu verhelfen. Das Bismarcksche Œuvre ließe sich nur bewahren, so die Argumentation der Zeit, wenn man es auf seinen wahren Kern zurückführe, der vom »Sozialismus« der Weimarer Republik überformt worden sei, wie es pejorativ hieß²³. In der Praxis wurden auf diese Weise Kürzungen in den Leistungen der Sozialversicherungen gerechtfertigt, insbesondere im Bereich der Alterssicherung. Im Zuge der Aufrüstung fielen weitere Sozialleistungen dem Imperativ der Kriegsvorbereitung zum Opfer. Ebenfalls auf Bismarcks vermeintlich »wahre Absichten« ließ sich die Zerstörung der Selbstverwaltung in den Sozialversicherungen zurückführen. Bismarck habe, so der Staatssekretär im Reichsarbeitsministerium Johannes Krohn, ein »Rechtsgebilde rein deutschen Ursprungs geschaffen«; nun gelte es, »dieses nur von den Schlacken zu befreien und die Entwicklung in kla-

19 GEYER, Bismarcks Erbe (wie Anm. 10), S. 296 f.

20 Ibid., S. 306–309.

21 GERWARTH, Bismarck-Mythos (wie Anm. 1), S. 168.

22 Ibid., S. 171; Lothar MACHTAN, Bismarck (wie Anm. 2), S. 86–104, hier S. 96–101.

23 ROTH, Die nationalsozialistischen Bemühungen um Bismarcks Erbe (wie Anm. 14), bes. S. 392–396; KOTT, Sozialstaat (wie Anm. 2), S. 494 f.

re Bahnen zu lenken«²⁴. Zwangskorporatistische Konzepte ließen sich auf dieser Basis umstandslos legitimieren.

Freilich wiegten sich die Bürokraten aus dem Reichsarbeitsministerium womöglich zu sicher in der Überzeugungskraft ihres historischen Arguments. Denn aus den Reihen der Deutschen Arbeitsfront (DAF) wurden andere Pläne lanciert, die auf ein Modell der umfassenden »Staatsbürgerversorgung« zielten. Schon Bismarck, so suchten die Sozialplaner aus dem Arbeitswissenschaftlichen Institut (AWI) der DAF ihre Ideen historisch zu legitimieren, hätte dieses Modell favorisiert, sei in der Umsetzung jedoch gescheitert. Nun aber sei es an der Zeit, mit einem reichsweiten System der »Volksversorgung« die Gemeinschaftsideale Bismarcks, die im »Dritten Reich« aktueller denn je seien, zu verwirklichen²⁵. Damit wurde »Bismarck« instrumentalisiert im polyzentrischen Ringen der NS-Sozialpolitiker, von denen beide Seiten diese Referenz nutzten; das AWI der DAF freilich mit dem Anspruch, mit der Besinnung auf den »wahren Bismarck« eine »moderne«, zeitgemäße Sozialpolitik zu betreiben²⁶.

IV.

Aus dem von der DAF projektierten »Versorgungswerk des deutschen Volkes« ist bekanntlich nichts geworden. Anstelle der vorgesehenen Steuerfinanzierung und damit einer grundlegenden Umsteuerung des deutschen Sozialversicherungssystems überwog nach 1945/49 die Kontinuität der beitragsfinanzierten Versicherung. Entgegen alliierten Konzepten einer Neuordnung des Sozialversicherungswesens überwog die Kontinuität deutscher Sozialstaatlichkeit. Die Bismarcksche Tradition zu wahren, erschien im Moment tiefen Umbruchs nach 1945 nicht nur dringend geboten, wurde argumentiert, sondern auch sinnvoll; habe sich das von ihm inaugurierte Versicherungswesen mit der Selbstverwaltung doch bewährt²⁷. Zudem hatte eine Rückkehr dazu den Reiz, die Überformungen aus der NS-Zeit rasch abtragen zu können; kurz: die Referenz »Bismarck« wurde nun gegen »Hitler« ins Feld geführt.

Freilich gelang es nicht, »Bismarck« zu einer politischen Leitreferenz zu machen, wie dies die Rechten in der Weimarer Republik vermocht hatten. Zu sehr war »Bismarck« mit dem Aufstieg des nationalen Machtstaats konnotiert, der 1945 in seiner übersteigerten Form in den Abgrund geführt hatte²⁸. Insofern ist verständlich, dass sich die wegweisenden sozialpolitischen Debatten in der Bundesrepublik seit den 1950er Jahren nur wenig an Bismarck abarbeiteten. Lediglich für die radikale Linke, die in Gestalt der KPD im ersten Bundestag noch vertreten war, diente Bismarck immer wieder als negative Referenz, ja nachgerade als politischer Kampf-

24 Johannes KROHN, Der Aufbau der staatlichen Sozialversicherung [1937], zit. nach ROTH, Nationalsozialistische Bemühungen (wie Anm. 14), S. 395.

25 Zu den entsprechenden historischen Deutungen des AWI: Karl Heinz ROTH, Intelligenz und Sozialpolitik im »Dritten Reich«. Eine methodisch-historische Studie am Beispiel des Arbeitswissenschaftlichen Instituts der Deutschen Arbeitsfront, München u. a. 1993, hier S. 173. Zu den Plänen eines »Versorgungswerks des deutschen Volkes« vgl. auch: Marie-Luise RECKER, Nationalsozialistische Sozialpolitik im Zweiten Weltkrieg, München 1985, S. 109.

26 Unter der Leitfrage der spezifischen »Modernität« hat die Geschichtswissenschaft vor einigen Jahren die NS-Sozialpolitik diskutiert; vgl. dazu v. a. Ronald SMELSER, Die Sozialplanung der Deutschen Arbeitsfront, in: Michael PRINZ, Rainer ZITELMANN (Hg.), Nationalsozialismus und Modernisierung, Darmstadt 1991, S. 71–92, bes. S. 82–86.

27 Hans Günter HOCKERTS, Der deutsche Sozialstaat. Entfaltung und Gefährdung seit 1945, Göttingen 2011, S. 46f.

28 Winfried SCHULZE, Der Neubeginn der deutschen Geschichtswissenschaft nach 1945. Einsichten und Absichtserklärungen der Historiker nach der Katastrophe, in: DERS. (Hg.), Deutsche Geschichtswissenschaft nach dem Zweiten Weltkrieg (1945–1965), München 1989, S. 1–37, hier S. 7f.; GERWARTH, Bismarck-Mythos (wie Anm. 1), S. 180ff.

begriff. Unermüdlich prangerten die KPD-Abgeordneten die repressive Seite der Bismarckschen Sozialpolitik an, als die sie das Sozialistengesetz deuteten²⁹; während für die Sozialdemokraten Bismarck als politischer Gegner offensichtlich ausgedient hatte. Gut möglich, so der SPD-Abgeordnete und Sozialstaatskenner Ludwig Preller 1952, dass Sozialpolitik und Sozialistengesetz zwei Seiten derselben Medaille gewesen seien. Gleichwohl sei der von Bismarck maßgeblich begonnene Sozialstaat eine fortschrittliche »Leistung, und zwar eine Leistung von internationaler Bedeutung«³⁰.

Spätestens im Kontext der großen Rentenreform von 1957 stand außer Zweifel, dass Bismarck und mit ihm der Bismarcksche Sozialstaat Geschichte waren; für die Gegenwart und ihre Probleme wurden den leitenden Prinzipien der Bismarckzeit weitere Geltungskraft schlicht abgesprochen. Wie Bundesarbeitsminister Anton Storch 1956 ausführte, hatten sich die Zeiten seit Bismarck grundlegend gewandelt; an die Stelle familiärer Netze und kleinräumlicher Verbindungen seien Verstärker, Industrialisierung und Individualisierung getreten³¹. Noch bündiger fasste sich der FDP-Vorsitzende Thomas Dehler: Bismarcks Politik sei eine Antwort »auf die soziale Frage des 19. Jahrhunderts. [...] Was von uns gefordert ist, ist die Antwort auf die soziale Frage des 20. Jahrhunderts«³². Und schließlich gelte es auch die Konsequenzen aus den veränderten Wissensgrundlagen zu ziehen, gerade im Hinblick auf den Wandel in den »volkswirtschaftlichen und finanztechnischen Auffassungen«, wie aus den Reihen der SPD verlautete³³.

Mit der Rentenreform von 1957 ging eine »radikale qualitative Aufwertung von Sozialstaat« einher³⁴, die Reform der Sozialhilfe 1961 setzte einen starken Akzent auf die Ermöglichung von Partizipation³⁵ und stellte insofern eine denkbar deutliche Abkehr von den Bismarckschen Leitgedanken dar. Kurz, der westdeutsche Sozialstaat ließ seit den späten 1950er Jahren »Bismarck« konsequent hinter sich.

Es waren lediglich die Liberalen, die sich in den 1970er Jahren gegen einen weiteren Ausbau des Systems sozialer Sicherung wandten und noch einmal »Bismarck« als historischen Gewährsmann dessen nominierten, was man nun »schlanken Staat« nannte³⁶. Besonders tragfähig war dies als politisches Argument nicht, viel eher wollten die Liberalen damit ihr grundsätzliches Bekenntnis zum Sozialstaat ausdrücken, den sie auf ein – aus ihrer Sicht – vernünftiges Maß zurückschrauben wollten.

Als positive Referenz eignete sich Bismarck zu dieser Zeit nicht mehr. Mit der Geschichtsschreibung war auch die hegemoniale politische Kultur auf Abstand zu ihm gegangen, die Kritik an seiner autoritären Politik der Ausgrenzung hatte im soziokulturellen Wandel der westdeutschen Gesellschaft in den 1960er Jahren einen wirksamen Nährboden gefunden, seine Rolle als »Reichsgründer« wurde in einer postnationalen Gesellschaft für irrelevant erklärt³⁷. Im Grunde trat Bismarck in der Bundesrepublik erst wieder in Erscheinung, als der »Mantel

29 Verhandlungen des Deutschen Bundestags, 1. WP, 33. Sitzung, 1.2.1950, S. 1037 (Oskar Müller); 195. Sitzung, 21.2.1952, S. 8383 f. (Renner).

30 Ibid., (21.2.1952), S. 8376 (Preller).

31 Verhandlungen des Deutschen Bundestages, 2. WP, 154. Sitzung, 27.6.1956, S. 8335 f. (Storch).

32 Ibid., S. 8364 (Dehler).

33 Verhandlungen des Deutschen Bundestages, 2. WP, 186. Sitzung, 18.1.1957, S. 10424 (Schellenberg).

34 Walter BOGS [1989], zit. nach HOCKERTS, Sozialstaat (wie Anm. 27), S. 71.

35 Ausführlich dazu: Gabriele METZLER, Konzeptionen politischen Handelns von Adenauer bis Brandt. Politische Planung in der pluralistischen Gesellschaft, Paderborn 2005, S. 91–105.

36 KOTT, Sozialstaat (wie Anm. 2), S. 496 f.

37 Siehe dazu etwa die Kontroversen um die Rede von Bundespräsident Gustav Heinemann zum 100-jährigen Jubiläum der Reichsgründung 1971: WOLFRUM, Geschichte als Waffe (wie Anm. 3), S. 88–95.

der Geschichte« durch das Land wehte und der »Kanzler der Einheit« einen Zipfel davon zu ergreifen trachtete³⁸.

Das Bismarck-Bild in der DDR war über lange Jahre eindeutig negativ aufgeladen. Zur positiven historischen Referenz konnte der ostelbische Junker gewiss nicht taugen. Als in Ostdeutschland überhaupt erst wieder offiziell die Rede von Sozialpolitik aufkam – in Gestalt der Honeckerschen »Einheit von Wirtschafts- und Sozialpolitik«, da waren die historischen Anleihen bei den Weimarer Sozialisten so deutlich, dass für Bismarck kein Raum war. Gleichwohl ist bemerkenswert, dass die sozialpolitische Wende der 1970er und 1980er Jahre in anderer Hinsicht Bismarck zur Rehabilitierung und vermehrter Aufmerksamkeit verhalf: denn seine Wiederkehr als Sujet der historischen Forschung und öffentlicher Beachtung verdankte sich vor allem der Deutung, dass Sozialpolitik ein zentrales Thema in seinem politischen Wirken gewesen sei³⁹.

Fazit

»Bismarck« war als eine gewichtige Referenz in den sozialpolitischen Debatten vor allem der Weimarer Republik und der frühen NS-Zeit präsent. In Weimar machte sich namentlich die Rechte den Mythos Bismarck zu eigen, um den paternalistisch-konservativen Charakter des von ihm begründeten Sozialstaats zu verteidigen und seine sozialdemokratisch-katholische Umdeutung zu verhindern. Sie stellten den Staat in den Mittelpunkt allen politischen Handelns, ganz so, wie sie es Bismarck zuschrieben: um gesellschaftliche Einflüsse auf den Staat abzuwehren. Für die Nationalsozialisten war der Bezug auf Bismarck ein probates Mittel, die Konservativen für sich zu gewinnen und die ersten Einschnitte in das bestehende und in der Weimarer Republik systematisch ausgebaute System sozialer Sicherung zu legitimieren. Indem sich Hitler als Vollender dessen stilisierte, was Bismarck begonnen hatte, konnte er eine historische Tradition abrufen und okkupieren, die vor allem das protestantische Bürgertum seit Bismarcks Entlassung kontinuierlich gepflegt hatte. Nachdem sich die NS-Herrschaft fest etabliert hatte, waren solche Bezugnahmen aus Sicht der Propaganda nicht mehr notwendig, »Bismarck« verblasste.

Nach 1945 konnten konservative westdeutsche Politiker wieder an ihn anknüpfen, um alliierten Konzepten einer Umgestaltung des deutschen Sozialversicherungswesens das Konstrukt einer bewährten historischen Tradition entgegenzusetzen. In der politischen Praxis der jungen Bundesrepublik wurde die Referenz »Bismarck« dann kaum noch benötigt, lediglich die Kommunisten instrumentalisierten ihn noch als Negativfigur. Stattdessen wurde immer wieder betont, dass die soziale Frage sich ganz anders stelle als im 19. Jahrhundert, der deutsche Sozialstaat also modernerer Formen bedürfe. In der DDR war »Bismarck« für die sozialpolitische Wende der Ära Honecker bedeutungslos, umgekehrt verhalf eher die neue Sozialpolitik »Bismarck« zur historischen Rehabilitierung.

Dass die Figur Bismarck so langlebig war und noch Jahrzehnte nach seiner Entlassung Wirkmächtigkeit entfalten konnte, mag daran liegen, dass der in den 1880er Jahren entstehende Sozialstaat so eng mit seiner Person verbunden war. Vor allem eine borussozentrisch-späthistorische historische Forschung hat zu dieser Deutungsfigur nachhaltig beigetragen. Hinzu kommt, wie Sandrine Kott verdeutlicht hat, dass der deutsche Sozialstaat als ein spezifischer *lieu de mémoire* eine ganz besondere Rolle für die Herausbildung und die immer wiederkehrende Rekonstruktion einer nationalen Identität gespielt hat⁴⁰; gerade in der langen Dauer der Wirkmächtigkeit als Erinnerungsort dürfte ein Spezifikum der modernen deutschen Geschich-

38 GERWARTH, Bismarck-Mythos (wie Anm. 1), S. 195–197.

39 KOTT, Sozialstaat (wie Anm. 2), S. 497.

40 KOTT, Sozialstaat (wie Anm. 2).

te liegen. Dazu hat Bismarck sicherlich beigetragen, und dass sich die deutsche Sozialpolitik über die Wechselfälle gesellschaftlicher Entwicklung hinweg immer wieder auf ihn berufen hat, ist konstitutiver Teil dieses Erinnerungsortes.

ERIK GRIMMER-SOLEM

BISMARCK VON EINEM KONTINENT ZUM ANDEREN

Der Transfer sozialpolitischer Ideen nach Japan und in die Vereinigten Staaten

Dieser Aufsatz widmet sich der Frage des Transfers und der Zirkulation Bismarckscher Ideen und sozialpolitischer Konzepte um die Jahrhundertwende vom 19. zum 20. Jahrhundert. Wie wurden deutsche sozialpolitische Modelle in den USA und Japan, und damit in vom Deutschen Kaiserreich abweichenden Kulturen, Gesellschaften und Staatsformen, aufgenommen und angepasst? Welche Vermittler und Institutionen waren dabei aktiv? Welche Umstände ermöglichten einen Transfer?

Bereits vor 1914 gab es einen außergewöhnlich regen Verkehr zwischen Deutschland, Japan und den Vereinigten Staaten, der sich schon seit 1880 rasch entwickelt hatte. Die neuen Kommunikations- und Verkehrsmittel, die Telegrafie, die Eisenbahn, die Dampfschiffahrt und der Kanalbau, ermöglichten den Verkehr zwischen diesen Ländern in bis dahin noch nicht vorhandener Form. Der Suezkanal und die amerikanische transkontinentale Eisenbahn, die beide erst 1869 in Betrieb genommen wurden, waren besonders wichtig für die Vernetzung Japans, Amerikas und Deutschlands um 1880. Die Kontakte zwischen diesen Ländern wurden auch durch den Umstand besonderer gemeinsamer Herausforderungen angespornt: die Industrie entwickelte sich in allen drei Ländern spät und der Staat spielte dabei eine wichtige Rolle als Förderer; Japan, die USA und Deutschland mussten zudem nach Bürgerkriegen in den 1860er Jahren weitreichende Staatsreformen durchführen, um eine gesplante Nation wieder zusammenzufügen. Alle drei Staaten waren zudem mit den Problemen der stark zunehmenden Urbanisierung konfrontiert. Japaner, Amerikaner und Deutsche hatten die Möglichkeit, im fernen Ausland im Bereich der Wissenschaft und Technik neue Erfahrungen zu sammeln, um den Fortschritt zu fördern und diesen Herausforderungen gerecht zu werden.

Was die Sozialpolitik und Sozialversicherung betrifft, war Deutschland ein Vorreiter, auch wenn die drei großen Gesetze zur Kranken-, Unfall-, Invaliden- und Altersversicherung (1883, 1884, 1889), die mit Bismarck verbunden sind, aus einem eigenartigen Gemisch von Althergebrachtem und Modernem entstanden sind. Diese drei Gesetze schmolzen Autoritäres und Liberales, Christliches und Säkulares, Arbeitgeberlobby und Arbeiterfrage, Beamtenvorrecht und Parlamentarismus, Selbsthilfe sowie Staatshilfe zusammen. Sie geben also ein getreues Spiegelbild der vielen Widersprüche des Kaiserreichs der damaligen Zeit wieder (siehe dazu auch den Beitrag von Jürgen Kocka in diesem Band). Wie der deutsche Nationalökonom und Sozialpolitiker Gustav Schmoller es einmal trefflich ausgedrückt hat, waren die damalige volkswirtschaftliche Krise und die Sozialdemokratie »die geburtshelferische Zange, um dem längst ausgereiften Kinde einer reformatorischen Wirtschaftspolitik großen und nationalen Stiles zum Leben zu verhelfen«¹. Bismarcks Initiative in der Gesetzgebung war zweifelsohne von großer Bedeutung. Schmoller beschrieb ihn gar als einen »Moses, der mit seinem Stabe auf den

1 Gustav SCHMOLLER, Die beiden kaiserlichen Erlasse vom 4. Februar 1890 im Lichte der deutschen Wirtschaftspolitik von 1866–1890, in: Jahrbuch für Gesetzgebung, Verwaltung und Volkswirtschaft im Deutschen Reich 14 (1890), S. 697–700, hier S. 697.

harten, dünnen Stein schlug und das lebendige Wasser der sozialen Versicherung hervorquellen machte«².

Ihrer eigenartigen Herkunft zum Trotz wurden die Gesetze damals – wie heute – als etwas gänzlich Neues wahrgenommen. Dies betraf zum Beispiel die Anwendung des Versicherungsprinzips auf alte Kernprobleme der Armenfürsorge und auf die neuen Herausforderungen der Arbeiterfrage: den Aufbruch aus der Welt der Almosen in Richtung Versicherungszwang und rechtliche Verbindlichkeiten gegenüber Versicherten, die nun bei Krankheit und Unfall, im Alter und Tod nicht mehr ihre Unabhängigkeit und Würde einbüßen mussten. Gewiss, bis zum heutigen Sozialstaat war es noch ein langer Weg, dennoch ging man mit der Bismarckschen Sozialgesetzgebung die ersten Schritte.

Die wichtigsten vermittelnden Institutionen im Transfer dieser Ideen in den 1880er Jahren waren die deutschen Universitäten. Sie waren in ihrer Vielfalt, der Breite ihres Lehrangebots und ihren hochwertigen Forschungsinstituten weltweit unübertroffen. Bei amerikanischen und japanischen Studierende galten sie mit Abstand als erste Wahl. Während sich im Jahre 1885 200 Amerikaner an der Berliner Universität immatrikulierten, lagen die Zahlen an der Pariser Sorbonne gerade einmal bei 30 Studierenden³. Zwischen 1820 und 1920 studierten mehr als 9000 Amerikaner in Deutschland⁴. Ähnliche Relationen galten für japanische Studierende, auch wenn deren Gesamtzahl im Ausland wesentlich bescheidener war. Von den 28 Japanern, die auf Staatskosten im Jahre 1901 zum Studium ins Ausland entsandt wurden, gingen nicht weniger als 22 nach Deutschland⁵. Nimmt man die japanischen Studierenden, die ihr Studium selbst finanzierten, hinzu, verschiebt sich der Fokus noch stärker in Richtung Deutschland. Zwischen 1868 und 1914 studierten mehr als 1000 japanische Medizinstudenten in Deutschland⁶.

Fast ausnahmslos berichten diese amerikanischen und japanischen Studierenden über die erstaunliche Offenheit deutscher Lehranstalten, die ihnen eine neue Welt des ernststen Forschens und Entdeckens eröffneten und Freundschaften mit Kommilitonen und Professoren sowie Bindungen zu Deutschland schufen, die oft ein Leben lang anhielten. Die deutschen Universitäten wurden damit zu Knotenpunkten der Vernetzung eines weltweiten Bildungsbürgertums und nahmen somit eine Schlüsselfunktion in der transnationalen Vermittlung sozialpolitischer Ideen ein. Deutsche Gelehrte in den Staatswissenschaften, wie etwa der schon erwähnte Gustav Schmoller und sein Kollege Adolph Wagner an der Berliner Universität, oder Lujo Brentano in München, waren zudem unter den ersten, welche die Arbeiterfrage schon in den 1860er Jahren durch wissenschaftliche Arbeiten, Lehre und Publizistik einer breiten deutschen Öffentlichkeit darlegten. Im von ihnen im Jahre 1873 gegründeten Verein für Sozialpolitik sollten die frapierende Wissenslücke und das fehlende Verständnis über soziale Fragen, die sie im Staat

- 2 DERS., Vier Briefe über Bismarcks volkswirtschaftliche und socialpolitische Stellung und Bedeutung, in: *Forschungen zur brandenburgischen und preußischen Geschichte* 12/1 (1899), S. 1–55, hier S. 34.
- 3 Jürgen HERBST, *The German Historical School in American Scholarship. A Study in the Transfer of Culture*, Ithaca 1965, S. 8–9.
- 4 *Ibid.*, S. 1. Siehe auch Konrad JARAUSCH, *American Students in Germany, 1815–1917: The Structure of German and U.S. Matriculants at Göttingen University*, in: Henry GEITZ, Jürgen HEIDEKING, Jürgen HERBST, *The German Influences on Education in the United States to 1917*, Washington, Cambridge 1995, S. 195–211.
- 5 Geheimes Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz, I. HA Rep 76 Kultusministerium, V c Sekt. 1, Tit. 11, Teil VII, Nr. 22, Bd. 1, Bl. 283–284, Abschrift des Verzeichnisses aus dem Japanischen Staatsanzeiger vom 2. Oktober 1901.
- 6 Hoi-Eun KIM, *Doctors of Empire. Medical and Cultural Encounters between Imperial Germany and Japan*, Toronto 2014, S. 87.

und der deutschen Gesellschaft festgestellt hatten, gefüllt werden⁷. In den Versammlungen des Vereins für Sozialpolitik in den 1870er Jahren, an denen Gelehrte, Beamte, Unternehmer und Journalisten teilnahmen, wurden Themen wie Fabrikinspektion, Haftpflicht für Betriebsunfälle, Invaliden- und Alterskassen, Arbeiterschutz, und Tarifverhandlungsrecht durch eigene Erhebungen untersucht und verhandelt⁸.

Schlüsselpersonen, die an der Abfassung der Bismarckschen Versicherungsgesetze beteiligt waren, wie z. B. Theodor Lohmann, der seit 1881 vortragender Rat im Reichsamt des Innern war und den Entwurf des Unfallversicherungsgesetzes ausarbeitete, nahmen an Tagungen und Verhandlungen des Vereins für Sozialpolitik teil. Sie gelangten auch durch dieses Engagement zu ihrem theoretischen und praktischen Fachwissen in Bezug auf Fragen der Sozialversicherung⁹. Scherzhaft bemerkte sogar Bismarck zu Schmoller im Jahre 1875, er sei selber auch »Kathedersozialist«, es fehle ihm nur die Zeit, um im Verein aktiv zu werden¹⁰.

Die »Kathedersozialisten«, wie diese Professoren von ihren Gegnern spöttisch genannt wurden, allen voran Schmoller, Wagner und Brentano, hatten in diesen Jahren eine ganze Reihe amerikanischer und japanischer Studierender, die durch ihr Studium bei ihnen oder durch Teilnahme an Jahrestagungen des Vereins für Sozialpolitik selbst in der Sozialreform aktiv wurden. Einige der später in der amerikanischen Sozialpolitik wichtigsten Personen waren Richard T. Ely, Henry Farnam, Edmund J. James, Edwin Seligman und Adna F. Weber. Ely, James und Seligman gründeten nach ihrer Rückkehr in die Vereinigten Staaten nach einer Reihe von erfolgreichen amerikanischen Arbeiterstreiks 1885 einen amerikanischen Verein für Sozialpolitik, die American Economic Association, die noch heute besteht¹¹. Im Jahre 1893 schrieb Edmund J. James, der erste Vizepräsident der American Economic Association, im Namen der American Academy of Political Science in Philadelphia einen Dankesbrief an Schmoller und den Verein für Sozialpolitik:

»We Americans are under a special obligation to you, not merely for the fact that [...] you have contributed such a large part of what is valuable to the literature of our subject, but especially for the liberal, indeed, one may say munificent way in which you have placed at our disposal the unparalleled opportunities for instruction offered by your system of universities. [...] and] the extraordinary good-will and kindness which the German professors as a class have shown to American students as a class, who have had the opportunity to sit at their feet in so many departments of instruction, and in none to greater advantage than that of economics and politics¹².«

Bei den Japanern war das ähnlich. Die Anregungen zur Beschäftigung mit sozialen Fragen, die sie von ihren deutschen Lehrern bekamen, hatten einen nachhaltigen Einfluss auf Fukuda Tokuzō, Kanai Noburu, Kuwata Kumazō, Takano Iwasaburō und Wadagaki Kenzō. Sie zählten später zu den wichtigsten japanischen Sozialreformern. Kanai besuchte nach seinem Studium

7 Erik GRIMMER-SOLEM, *The Rise of Historical Economics and Social Reform in Germany 1864–1894*, Oxford 2003, S. 171–186.

8 *Ibid.*, S. 184–186; Irmela GORGES, *Sozialforschung in Deutschland 1872–1914. Gesellschaftliche Einflüsse auf Themen- und Methodenwahl des Vereins für Sozialpolitik*, Frankfurt a. M. 1986, S. 78–104.

9 GRIMMER-SOLEM, *The Rise of Historical Economics* (wie Anm. 7), S. 185–186, 212–215.

10 SCHMOLLER, *Die beiden kaiserlichen Erlasse* (wie Anm. 1), S. 698.

11 Daniel T. RODGERS, *Atlantic Crossings. Social Politics in a Progressive Age*, Cambridge 1998, S. 101–107.

12 Geheimes Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz, I. HA, Rep. 196 Bestand Verein für Sozialpolitik, Nr. 67, Bl. 92–93, Edmund J. James an die Mitglieder des Vereins für Sozialpolitik, Philadelphia, 27. Februar 1893.

bei Schmoller in Berlin auf dessen Empfehlung England, um dort vor Ort die soziale Frage genauer zu erforschen. Im Oktober 1889 schrieb Kanai Noburu an Schmoller folgende Zeilen:

»Für Ihre persönliche Liebenswürdigkeit und ihre gütige Leitung in der nationalökonomischen Wissenschaft danke ich Ihnen nochmals. Seitdem ich Deutschland verlassen habe, ist es mir ganz gut gegangen. Ich [...] tue das Beste, die englischen sozialen volkswirtschaftlichen Verhältnisse kennenzulernen. Die wissenschaftliche Arbeit im strengen Sinn habe ich noch nicht angefangen; aber ich habe schon einige Wohltätigkeitsanstalten gesehen, wie z. B. die ›Homes‹ des Herrn Barnardo¹³, und interessiere mich sehr dafür. Mit der Frage des jüngsten great strikes of the dock-labourers habe ich mich auch einigermaßen beschäftigt¹⁴.«

Kanai Noburu und sein Kollege Kuwata Kumazō – der letztere war auch bei Schmoller und Wagner in Berlin gewesen – gründeten im Jahre 1896 einen japanischen Verein für Sozialpolitik auf der Kaiserlichen Universität Tokio, den Nihon Shakai Seisaku Gakkai¹⁵. Kanai Noburu glaubte, man könne aus den Erfahrungen in Deutschland und England lernen und im sich rasch industrialisierenden Japan vorbeugend eingreifen, um die schlimmsten Missstände der Europäer – auch die Sozialdemokratie – zu vermeiden¹⁶. Kanai Noburu diente ab 1898 als Delegierter im japanischen Hohen Rat für Landwirtschaft, Handel und Industrie, wo er seine Ansichten der japanischen Beamtschaft erstmalig vortrug. Die Gespräche des Hohen Rats wandten sich infolgedessen dem Thema der gefährlichen Arbeiterverhältnisse in japanischen Betrieben und der Frage der Rolle des Staates bei der Behebung dieser Gefahren zu¹⁷. Im Jahre 1900 wurde schließlich sogar ein Büro zur Untersuchung der Fabrikzustände im Ministerium für Landwirtschaft, Handel und Industrie eingerichtet und Kuwata als Berater und Forscher herangeholt, der dann mit anderen Mitarbeitern im Jahre 1903 die erste umfangreiche öffentliche Studie darüber vorlegen konnte (*Shokko Jijo*)¹⁸.

In den USA um 1880 und in Japan um 1890 war das Problem ein ähnliches wie in Deutschland um 1870: fehlendes empirisches Wissen über die Dimensionen der sozialen Probleme und Unverständnis und Skepsis bei den Behörden, die sich fast ausnahmslos auf Seiten der Unternehmer stellten, gepaart mit der fatalistischen Überzeugung der Öffentlichkeit, der Presse und der Politik, das Schicksal der Armen und der Arbeiterschaft sei eine gleichmäßige, ja von Gott oder der Natur geschaffene Ordnung, deren naturwissenschaftlicher Gesetzmäßigkeit man sich nur mit größten Gefahren entgegenstellen könne. Armut sei zwar bedauerlich, hieß es, aber doch ein nötiger Ansporn zur Strebsamkeit und deshalb für den Fortschritt unentbehr-

13 Thomas John Barnardo (1845–1905), Arzt, Philanthrop, und Pionier in der Sozialarbeit, der Heime für verarmte und verwahrloste Kinder in Londons East End gründete.

14 Geheimes Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz, VI. HA NI Schmoller, Nr. 183, Kanai Noburu an Gustav Schmoller, Saigon, 30. Oktober 1890.

15 Siehe hierzu Etsuji SUMIYA, Nihon Keizai Gakushi, Kyoto 1958, S. 151–198, 250–290; IIDA Kanae, Nihon shakai seisaku gakkai to keizaigaku kenkyū, in: Hiroshi TAKAYNAGI (Hg.), Nihon no keizaigaku. Nihonjin no keizaiteki shisui no kiseki, Tokio 1984, S. 51–92; Sheldon GARON, The State and Labor in Modern Japan, Berkeley 1987, S. 25–33.

16 Hannah KREIS, Bertram SCHEFOLD, Die Einführung des Gedankenguts der Deutschen Historischen Schule in Japan: Karl Rathgen und Noburu Kanai – eine weitreichende Lehrer-Schüler-Beziehung und die Gründung des Japanischen Vereins für Sozialpolitik, in: Heinz D. KURZ (Hg.), Der Einfluss deutschsprachigen wirtschaftswissenschaftlichen Denkens in Japan, Berlin 2012 (Schriften des Vereins für Sozialpolitik, Studien zur Entwicklung der ökonomischen Theorie, 115/XXVII), S. 29–46, hier S. 39–40.

17 GARON, The State and Labor (wie Anm. 15), S. 26.

18 Ibid., S. 27.

lich. Es war also nötig, die Arbeiterfrage nicht nur durch Forschung und Lehre zu erhellen, sondern das Bewusstsein der Behörden und der Öffentlichkeit zu ändern und die Politik zu beeinflussen, um bereits bewährte Lösungen wie Fabrikgesetze und die Unfallversicherung auch in den USA und Japan einzuführen. Hierzu gründeten in den Vereinigten Staaten im Jahre 1905 die beiden Schmoller-Schüler Henry Farnam und Adna F. Weber die sich an der deutschen Gesellschaft für soziale Reform anlehrende American Association for Labor Legislation (AALL)¹⁹. Die AALL verstand sich explizit als Lobby für die Errichtung eines Sozialversicherungssystems und legte in ihren Publikationen Entwürfe für amerikanische Versicherungsgesetze vor, die sich stark an deutschen Vorbildern orientierten²⁰.

Japan erlebte eine erstaunlich schnelle industrielle Entwicklung nach 1895 und immer häufiger wurde über die neue *Rōdō Mondai*, die Arbeiterfrage, diskutiert, insbesondere über die sozialen Missstände, die der rasante und zügellose Industriefortschritt verursacht hatte. Schon während seines Grundstudiums in Tokio unter Wadagaki Kenzō und Kanai hatte sich Takano Iwasaburō an den ersten Versammlungen des japanischen Vereins für Sozialpolitik beteiligt²¹. Takano ging dann auf Staatskosten nach Deutschland, um Nationalökonomie und Statistik bei Georg von Mayr und Lujo Brentano zu studieren. 1919 gründete der osakanische Textilunternehmer und Philanthrop, Ohara Magosaburō, das bis heute bestehende Ohara Shakai Mondai Kenkujo (das Ohara Institut zur Erforschung der sozialen Frage) und holte Takano als ersten Direktor heran²². Das Ohara Institut leistete in den Folgejahren Pionierarbeit in der systematischen statistischen Erfassung von Arbeiterverhältnissen und sozialen Problemen in Japan und begann gleichzeitig damit vergleichende Länderstudien zu entwickeln.

Während des Russisch-Japanischen Kriegs (1904–05) kam es in Japan zu Arbeiterunruhen und Streiks, die die japanische Gesellschaft erschütterten und zu großer gesellschaftlicher Verunsicherung führten. Im Dezember 1907 hielt der japanische Verein für Sozialpolitik seine erste Jahresversammlung an der Kaiserlichen Universität Tokio ab, deren Hauptthema die Fabrikgesetzgebung war. Die Vorträge und Besprechungen waren öffentlich und unter den etwa 800 Hörern waren auch einige hohe Beamte aus dem japanischen Ministerium des Innern, dem Finanzministerium und dem Ministerium für Landwirtschaft, Handel und Industrie²³.

Trotz der engen Beziehungen zwischen Deutschland und Japan auf der Ebene des Rechts, der Verwaltung, und der Bildung war die japanische öffentliche Meinung nach 1895 zunehmend negativ gegen Deutschland gefärbt. Die öffentlichen Vorbehalte wurden unter anderem durch die taktlose deutsche Intervention zugunsten Russlands im Frieden von Shimonoseki im Jahre 1895 verursacht, die den ersten Chinesisch-Japanischen Krieg beendete²⁴. Ab 1898 war

19 ROGDGERS, *Atlantic Crossings* (wie Anm. 11), S. 236.

20 *Ibid.*, S. 251–257.

21 BYRON K. MARSHALL, *Academic Freedom and the Japanese Imperial University, 1868–1939*, Berkeley 1992, S. 100.

22 TSUYOSHI WADA, *Shoki Takano Iwasaburō no kōgyō keizairon—Fukuoka kōen* (1918) wo chūshin ni, in: *Keizai to keizaigaku* 81 (Juli 1996), S. 109–131; DERS., *Ohara Magosaburō, Takano Iwasaburō, Kawakami Hajime—Ohara shakai mondai kinkyū jo wo meguru shisō danshō*, in: *Keizai to keizaigaku* 82 (Februar 1997), S. 1–15.

23 SUMIYA, *Nihon Keizai Gakushi* (wie Anm. 15), S. 174, 188; KENNETH B. PYLE, *The Advantages of Followership: German Economics and Japanese Bureaucrats, 1890–1925*, in: *Journal of Japanese Studies* 1 (1974), S. 127–164, hier S. 151; JIRO KUMAGAI, *Orchestrating Economic Ideas: The Formation and Development of Economic Societies in Modern Japan*, in: Massimo M. AUGELLO, Marco E. L. GUIDI, *The Spread of Political Economy and the Professionalization of Economics. Economic Societies in Europe, America and Japan in the Nineteenth Century*, London, New York 2001 (Routledge Studies in the History of Economics, 50), S. 200–215, hier S. 209–211.

24 ROLF-HARALD WIPPICH, *Japan und die deutsche Fernostpolitik 1894–1898. Vom Ausbruch des Chinesisch-Japanischen Krieges bis zur Besetzung der Kiautschou-Bucht. Ein Beitrag zur Wilhelmischen Weltpolitik*, Wiesbaden 1987, S. 129–170.

Deutschland mit seinem Pachtgebiet Kiautschau auf der Shandong-Halbinsel zudem ein direkter Konkurrent Japans bei der machtpolitischen und wirtschaftlichen Erschließung Nordchinas geworden. 1902 stand Japan schon in einem Militärbündnis mit Großbritannien²⁵. In der Anpassung sozialpolitischer Ideen in Japan mied man deshalb nach 1900 jede direkte Assoziierung mit Bismarck oder Deutschland. In der Rechtfertigung der ersten japanischen Fabrikgesetze im Jahre 1911 berief man sich entsprechend demonstrativ nicht auf die Bismarcksche Idee eines preußischen sozialen Königtums – obwohl sie für die Überlegungen von Ministerpräsident Katsura Tarō eine deutliche Rolle gespielt hatten (General Tarō war übrigens selbst Absolvent der Berliner Kriegsakademie und sehr germanophil). Stattdessen betonte Katsura Tarō die Kontinuität mit althergebrachten konfuzianischen Traditionen der Fürsorge, die schon in der Sozialpolitik der Tokugawa Schogune in Japan maßgebend gewesen waren²⁶.

Ein Krankenversicherungsgesetz für Arbeitnehmer wurde in Japan erst 1921 verabschiedet. Im Jahre 1938 wurde der Krankenversicherungszwang auf Selbstständige erweitert und eine rudimentäre Alters-, Invaliden und Hinterbliebenenversicherung verabschiedet. 1944 unter dem Druck der Entbehrungen des Zweiten Weltkriegs wurde schließlich eine Altersversorgung für Arbeitnehmer eingeführt. Allerdings wurde der japanische Sozialstaat, wie er heute jedem Japaner bekannt ist, erst in der Nachkriegszeit ausgebaut²⁷.

In den Vereinigten Staaten war die Assoziierung der deutschen Sozialversicherung mit Bismarck und Deutschland ebenfalls ein Problem in der Popularisierung von Sozialpolitik. Dies zeigte sich z. B. auch anhand des germanophilen Theodore Roosevelt, der Deutsch sprach, einen Teil seiner Jugend in Dresden verbracht hatte, Bismarck verehrte und während seiner Amtszeit freundschaftliche Beziehungen zu Deutschland pflegte²⁸. In der intensiven Kampagne für die Unfallversicherung vor 1914 berief er sich merkwürdigerweise eher auf das Beispiel David Lloyd Georges – merkwürdig deshalb, weil Großbritannien im Gegensatz zu Deutschland den Arbeiterschutz durch Fabrikgesetze und das Haftpflichtprinzip bewältigt hatte und erst viel später (1906) einen allgemeinen Unfallversicherungszwang gesetzlich verabschiedete²⁹. Spannungen mit Deutschland während des Spanisch-Amerikanischen Kriegs 1898, um Samoa 1899 und um Venezuela 1902/03 beeinflussten die öffentliche Meinung in den USA in dieser Zeit merklich negativ gegenüber Deutschland³⁰. Ab 1915 und besonders nach dem amerikanischen Kriegseintritt 1917 war jeder Hinweis auf deutsche Vorbilder in der Sozialversicherung tabu³¹. Die Bezugnahme auf Lloyd George war indes später nicht unberechtigt, denn mit dem National Insurance Act von 1911 hinkte Deutschland im Ausbau des Sozialstaats Großbritannien zunehmend hinterher – erst im Jahre 1927 wurde in Deutschland die Arbeitslosenversicherung eingeführt. Ihre ersten Erfolge konnten die amerikanischen Bestrebungen allerdings nicht auf nationaler, sondern auf Länderebene feiern. 1910 trat im Bundesstaat New York ein Unfallversicherungsgesetz in Kraft und bis 1913 verabschiedeten 21 weitere US-Bundesstaaten ähnliche Gesetze³².

25 Ibid., S. 346–400; zum Hintergrund dieses Bündnisses siehe Thomas G. OTTE, *The China Question. Great Power Rivalry and British Isolation, 1894–1905*, Oxford 2007, S. 269–325.

26 GARON, *The State and Labor* (wie Anm. 15), S. 32.

27 Für eine Übersicht der Entwicklung des japanischen Sozialstaats siehe Naomi MARUO, *The Development of the Welfare Mix in Japan*, in: Richard ROSE, Rei SHIRATORI, *The Welfare State East and West*, New York, Oxford 1986, S. 64–78.

28 Edmund MORRIS, *The Rise of Theodor Roosevelt*, New York 1979 [2001], S. 43–47; DERS., *Theodore Rex*, New York 2001, S. 178; Nancy MITCHELL, *The Danger of Dreams. German and American Imperialism in Latin America*, Chapel Hill, London 1999, S. 75–76, 132–135.

29 RODGERS, *Atlantic Crossings* (wie Anm. 11), S. 254, 257.

30 MITCHELL, *The Danger of Dreams* (wie Anm. 28), S. 21–42, 82–107.

31 RODGERS, *Atlantic Crossings* (wie Anm. 11), S. 257.

32 Ibid., S. 247.

Der erste Weltkrieg und der danach folgende amerikanische Wirtschaftsboom nahmen der amerikanischen Progressiven Bewegung ihren Schwung. Alles Deutsche, teilweise sogar alles Europäische, wurde suspekt, und Unternehmer, Ärzte und Versicherungen gingen in die Offensive gegen öffentliche Versicherungsbestrebungen. Sie beriefen sich dabei gerne auf einen *American Exceptionalism*, einen Diskurs, der Sozialversicherungen schnell als Ausgeburt deutscher bzw. europäischer Formen des Sozialismus abstempeln ließ³³. Doch in der Wirtschaftskrise der 1930er Jahre gab es einen dramatischen Kurswechsel mit Präsident Franklin Delano Roosevelts *New Deal*. Die Wirtschaftskrise zeigte deutlich, wie leicht sogar die Mittelschicht durch Börsen- und Bankkrach und Massenarbeitslosigkeit in Armut gestürzt werden konnte. Banken und Versicherungsfirmer gingen unter und mit ihnen Sparbücher, Renten, sowie Kranken- und Lebensversicherungen. Dauerarbeitslosigkeit traf Millionen Menschen, die ihre Versicherungsbeiträge nicht mehr zahlen konnten. Armut und Abhängigkeit wurden besonders akute Probleme bei älteren Menschen, derer damals nur ein kleiner Teil Anspruch auf Rentenzahlungen des Staates oder des früheren Arbeitgebers hatte.

Roosevelts Ministerin für Arbeit, Frances Perkins, die erste Bundesministerin in einem amerikanischen Regierungskabinett, wurde deshalb von Roosevelt mit dem Entwurf eines bundesweiten Sozialversicherungssystems beauftragt³⁴. Perkins versammelte eine hervorragende Gruppe von Experten um sich, die sich gut in deutschen und anderen europäischen Sozialversicherungssystemen auskannten. Zu ihnen zählten Bryce Stewart, Barbara Armstrong und Edwin Witte. Viele von ihnen hatten selbst durch Studium und Forschungsreisen in Europa ihr Fachwissen erworben und viele waren Schüler der Generation amerikanischer Nationalökonominnen, die vor 1914 zum Studium in Deutschland gewesen waren³⁵. Frances Perkins selbst hatte bei Edwin Seligman an der Columbia University Volkswirtschaft und Soziologie studiert³⁶. Seligman, der durch sein Studium bei Schmoller und Wagner in Berlin sehr stark geprägt worden war, war – wie schon erwähnt – Mitbegründer des amerikanischen Vereins für Sozialpolitik und im Progressive Movement sehr aktiv, unter anderem in Florence Kellys National Consumers League³⁷. Seligman war zu seiner Zeit der führende Verfechter der progressiven Einkommenssteuer in den USA³⁸.

Unter den Umständen der 1930er Jahre war es verständlich, dass Frances Perkins und ihr Expertenteam bei der Abfassung des Social Security Acts jeden direkten Hinweis auf Deutschland mieden. Trotz starker Opposition im US-Kongress wurde der Social Security Act im Jahre 1935 verabschiedet, ein Gesetz zur universalen Invaliden-, Alters- und Hinterbliebenenversicherung. Eine öffentliche Krankenversicherung war ursprünglich auch Teil der Gesetzesvorlage, scheiterte aber an der Opposition der Ärztelobby³⁹. *Social Security* ist übrigens heute zusammen mit *Medicare* (Krankenversicherung für Ältere und Behinderte) und den Nationalparks laut Umfragen das populärste Regierungsprogramm der Vereinigten Staaten⁴⁰.

33 Ibid., S. 259–65, 305–306, 377–380.

34 Kirsten DOWNEY, *The Woman Behind the New Deal. The Life of Frances Perkins, FDR's Secretary of Labor and His Moral Conscience*, New York 2009, S. 230–245.

35 RODGERS, *Atlantic Crossings* (wie Anm. 11), S. 438–442.

36 Susan WARE, *Beyond Suffrage. Women in the New Deal*, Cambridge, London 1981, S. 23.

37 RODGERS, *Atlantic Crossings* (wie Anm. 11), S. 237.

38 Über Seligman und Perkins im New Yorker *Progressive* Milieu siehe John Louis RECCHIUTI, *Civic Engagement. Social Science and Progressive-Era Reform in New York City, Philadelphia 2007*.

39 RODGERS, *Atlantic Crossings* (wie Anm. 11), S. 442–446.

40 Humphrey TAYLOR, *Medicare, Crime-fighting, Social Security, Defense – the Most Popular Federal Government Services*, in: *The Harris Poll 5* (10. Januar 2010). (<http://www.harrisinteractive.com/NewsRoom/HarrisPolls/tabid/447/ctl/ReadCustom%20Default/mid/1508/ArticleId/257/Default.aspx>), Zugriff am 12. Mai 2015.

Fazit

Die Verbreitung der Bismarckschen Sozialpolitik, insbesondere der Sozialversicherung, in den USA und in Japan kann man mit gutem Grund als Globalisierung des bildungsbürgerlichen Engagements in sozialen Fragen bezeichnen. Die neuen Verkehrsmittel, die deutschen Universitäten und die frühe sozialpolitische Tätigkeit deutscher Professoren haben diesen Prozess ermöglicht. Die Integration der Arbeiterfrage in Lehre und Forschung, die Gründung von Vereinen und Instituten, die aktive Publizistik für Reformen, die Belehrung und Beratung der Behörden, und die Lobby für Sozialgesetze waren Bestandteile der deutschen Sozialpolitik, die in ihren Grundzügen auch in den Vereinigten Staaten und in Japan ihren Siegeszug antraten.

Eine direkte Übertragung Bismarckscher Konzepte und Deutscher Sozialversicherungsmodelle kam jedoch in den wenigsten Fällen in Betracht. Vielmehr musste die Bismarcksche Sozialversicherung den Bedingungen und Institutionen vor Ort angepasst und auf spezifisch nationale Weise legitimiert werden. Bismarck und Deutschland waren wegen der internationalen politischen Spannungen nach 1895 umstritten und belasteten die Legitimierung und Popularisierung neuer sozialpolitischer Konzepte, die auch innenpolitisch nicht unumstritten war. Dennoch ist es unbestreitbar, dass der deutsche Einfluss auf die japanische und amerikanische Sozialpolitik, wenn auch oft hinter den Kulissen der nationalen Politik, von tiefgreifender, ja entscheidender Bedeutung war. Trotz ihres besonderen deutschen Ursprungs zeigte sich die Sozialversicherung als eine ungemein flexible und effektive Institution, die Krankheit, Invalidität, Armut, Unsicherheit, Abhängigkeit und Erniedrigung der Arbeiterschaft wirksam und kosteneffektiv begegnete. Die Sozialversicherung bleibt trotz des industriellen Strukturwandels, der Alterung der Gesellschaft, und den Herausforderungen der Globalisierung eine der größten Errungenschaften des modernen Zeitalters und ist heute einer der Eckpfeiler effektiver Staatlichkeit und funktionierender Demokratie weltweit.

KARIM FERTIKH – HEIKE WIETERS

L'ÉTAT SOCIAL EN CIRCULATION

Un entretien avec Sandrine Kott et Arnaud Lechevalier¹

Karim FERTIKH: Nous nous inscrivons ici dans une réflexion sur la circulation internationale des politiques sociales. Une de nos questions est de comprendre comment la recherche est passée de la comparaison internationale à des réflexions sur la circulation et sur l'entrecroisement de ces politiques: à des réflexions sur les manières dont les acteurs interagissent, s'observent, parlent les uns des autres, dont les spécialistes de politiques sociales parlent des expériences locales ou étrangères. Nous voudrions axer nos interrogations autour de deux points: la mise en circulation et les effets de domination. Comment, d'après vous, la recherche sur les circulations a-t-elle permis de dépasser le cadre des comparaisons internationales?

Sandrine KOTT: Même si elles sont revendiquées comme éléments d'une politique ou d'une construction nationale, les politiques sociales sont en réalité élaborées au terme d'une co-construction internationale. Les acteurs qui président à l'émergence de ces politiques sociales sont des groupes internationalisés. D'une part, on trouve les industriels, préoccupés par un certain nombre de problèmes qu'ils observent dans différents pays comme par exemple le travail des enfants. Dans mes premiers travaux sur l'Alsace², j'ai découvert l'importance de ce groupe pour l'élaboration des premières mesures de protection sociale. Si, bien entendu, tous les industriels ne sont pas favorables à la réglementation sur le travail des enfants, certains (pour des raisons économiques, philosophiques ou religieuses) le sont activement; ils entrent en relation avec des industriels dans d'autres pays; font pression pour la mise en place de législations internationales pour éviter ce que l'on pourrait appeler, par anachronisme, le *dumping* social. Il ne faut pas négliger ce premier groupe dont le rôle a été important dans certains domaines de la législation sociale. Un deuxième groupe lui aussi internationalisé est constitué par le mouvement ouvrier. Au XIX^e siècle, le mouvement ouvrier n'est pas spontanément favorable à une législation étatique en matière d'assurance sociale. Une raison peut être mise en avant: la puissance des syndicats est en partie fondée sur l'existence des mutuelles qui constituent l'épine dorsale de l'organisation. La social-démocratie allemande s'est ainsi opposée aux lois d'assurance sociale votées sous Bismarck pour des raisons politiques, mais aussi par souci de préserver les systèmes mutualistes autogérés. Par la suite, les syndicalistes sont entrés massivement dans la gestion des systèmes d'assurance obligatoire (sauf en ce qui concerne les accidents du travail) et en sont devenus d'importants défenseurs. Les internationales socialistes, surtout la Deuxième Internationale, ainsi que l'Internationale syndicale d'Amsterdam ou celle chrétienne de La Haye, ont constitué des espaces de circulation des modèles d'assurances sociales. Le troisième groupe est

- 1 Sandrine Kott est historienne à l'université de Genève et Arnaud Lechevalier, socio-économiste à l'université Paris 1 Panthéon Sorbonne. Cet entretien est suivi par un commentaire du sociologue (CNRS) Jean-Claude Barbier. Ce dossier a été préparé par Karim Fertikh (EHESS) et Heike Wieters (Humboldt Universität Berlin).
- 2 Voir par exemple: De la philanthropie patronale aux assurances sociales bismarckiennes. Le cas des accidents du travail en Haute-Alsace, dans: Colloque sur l'histoire de la Sécurité sociale de Strasbourg en 1988, Paris 1989, p. 187–208.

constitué par ceux qu'on appelle les savants ou les experts, selon la période considérée. Ce milieu est internationalisé, à commencer par les statisticiens dont le rôle dans les politiques de protection sociale (travail et assurances) est crucial. Ces acteurs circulent et se connaissent. Les membres du Verein für Sozialpolitik sont en relation avec les Anglais de la Société fabienne ou encore avec les Français du Musée social. Enfin, le dernier groupe est composé des administrateurs ou des praticiens (comme les inspecteurs du travail) des systèmes sociaux ou de protection du travail. Ces acteurs sont les plus »nationaux« et ils contribuent à la nationalisation des politiques sociales, mais ils ont recours aux compétences réunies par les autres groupes. Par ailleurs, ils assistent régulièrement aux congrès internationaux de politique sociale. En résumé, ces politiques sociales, observées à partir des groupes sociaux qui en sont les porteurs, sont largement élaborées dans la discussion internationale. Cela ne signifie pas que les solutions mises en œuvre soient internationales, mais cela nous rappelle que l'élaboration de ces politiques est, dès l'origine, internationale – si l'on veut bien entendre par là les grands pays industrialisés. L'OIT résulte d'ailleurs très largement de cette internationalisation précoce des politiques sociales et lorsque l'organisation est constituée en 1919, ceux qui s'y rencontrent et y travaillent ensemble se connaissent déjà pour la plupart.

Arnaud LECHEVALIER: L'État social – et il faudrait définir précisément ce qu'on entend par là – en tous les cas, ici *a minima*, la législation sur ce qu'on appelle aujourd'hui la protection sociale, est d'emblée, pour les raisons qui viennent d'être exposées, accompagnée d'une expertise internationale. Ainsi, avant même la législation bismarckienne sur les assurances sociales, des rencontres se déroulent en parallèle des expositions universelles entre experts autour de ces problèmes, par exemple sur l'assurance concernant les accidents du travail. En ce sens, la législation bismarckienne a immédiatement une dimension internationale. Elle fait, en outre, l'objet d'un travail de mise en modèle – même si le »modèle« construit ne correspond pas à une réalité. L'Europe entière discute de cette législation, s'en inspire ou prend ses distances. De ce point de vue, le cas franco-allemand est tout à fait passionnant: lorsque la discussion sur les accidents du travail en France commence, les seules statistiques disponibles sont les statistiques allemandes, et cela a une importance pour les débats. De même, le débat sur l'obligation d'assurance reprend en partie des discussions qui ont eu lieu en Allemagne même si l'obligation légale a été mise en œuvre plus facilement dans ce dernier pays. C'est, bien sûr, surtout le cas dès après la Première Guerre mondiale lorsque, en France, on commence à élaborer le programme sur les assurances sociales au Parlement finalement adopté en 1928 et 1930. Mais l'observation vaudrait aussi pour la fin du XIX^e siècle. François Ewald montre ainsi qu'au cours des débats sur la loi concernant l'assurance accident, l'une des grandes questions posée est de savoir comment »être ou ne pas être allemand«, l'Allemagne constituant le modèle en place servant de point de référence³. C'est aussi ce que montre Henri Hatzfeld à propos des débats au Parlement après la Première Guerre mondiale⁴. Les parlementaires, là aussi, font état du cas allemand, les uns disant »si l'Allemagne a perdu la guerre, c'est à cause des assurances sociales« et d'autres, à l'inverse, que »si elle a pu tenir aussi longtemps, c'est en raison de ces assurances«. Aussi, la législation sur les assurances maladie et vieillesse est-elle très inspirée de ce qui existe en Allemagne à l'époque. On pourrait poursuivre la même démonstration après la Seconde Guerre mondiale. Pour résumer, les ordonnances de 1945 sur la Sécurité sociale sont indépendantes du débat allemand, mais par la suite, à partir des années 1970, les discussions sur les réformes de la protection sociale dans les deux pays reprennent cette forme asymétrique »d'histoire croisée«. Ce sont plutôt les Français qui débattent de ce qui se fait en Allemagne que l'inverse, à l'exclusion de la question des prestations familiales au sens large où la politique française fait l'objet de dis-

3 François EWALD, L'État providence, Paris 1986.

4 Henri HATZFELD, Du paupérisme à la Sécurité sociale, 1850–1940. Essai sur les origines de la Sécurité sociale en France, Nancy 1989.

cussion en Allemagne. De même, le débat sur la dépendance, en France auquel des experts participent par leurs travaux, se fait souvent en référence à l'Allemagne⁵. On peut donc synthétiser en disant qu'il y a d'emblée internationalisation, et qu'il faut aussi prendre en considération une forme de singularité franco-allemande à ce sujet.

Sandrine KOTT: Il est vrai que les parlementaires français regardent l'Allemagne et s'inspirent du modèle allemand en particulier en matière d'assurance sociale et ils ne sont pas les seuls⁶. Mais il faut ajouter que les premières lois d'assurance ouvrière s'inspirent largement de pratiques existant en Allemagne ou ailleurs. Ainsi l'assurance allemande sur les accidents du travail de 1884 s'inspire de ce qu'ont fait les industriels alsaciens. Ceux-ci avaient fondé en 1867 l'Association pour la protection des accidents de machines (APAM) pour répondre aux difficultés judiciaires que commencèrent à poser les accidents dans les années 1860. Cette association fondée par la Société Industrielle de Mulhouse salariait un inspecteur de machines qui conseillait les industriels pour éviter les accidents. Ce modèle a été repris par l'assurance accident du travail allemande et jusqu'à aujourd'hui, en Allemagne, il y a une double inspection du travail, l'inspection technique de l'assurance accident et l'inspection « sociale » du travail. La première, la plus ancienne, est entièrement dominée par les industriels qui la financent et donc en assurent la gestion⁷. Outre cet exemple, il faut insister sur le fait qu'il existait déjà de multiples solutions locales, en Allemagne ou ailleurs dont les législateurs allemands ont pu s'inspirer et qui permettent de comprendre la forme que prennent les assurances ouvrières obligatoires dans les années 1880⁸.

Arnaud LECHEVALIER: J'en viens à la construction des modèles nationaux. Pour moi, il y a là une somme d'incertitudes, mais ce qui est sûr c'est que d'un point de vue factuel, ce modèle d'assurance sociale n'est en rien bismarckien. Le modèle « bismarckien » tourne le dos aux intentions du chancelier Bismarck: ce dernier était animé par la question de l'industrialisation, de la lutte contre le mouvement socialiste et la mise en place du Reich allemand.⁹ Dans ce cadre, il voulait des assurances étatiques financées par des ressources fiscales en cohérence avec un projet politique visant à attacher la classe ouvrière à l'État allemand naissant. Il a été obligé de céder sur ses ambitions en raison de forces qui s'opposaient à la montée en puissance du champ des compétences fédérales – pour prendre les catégories contemporaines – et donc qui refusaient qu'il y ait un impôt et des ressources fiscales affectées spécifiquement à l'État fédéral. Les industriels étaient aussi opposés à ce dispositif étatique car ils voulaient pouvoir en contrôler la gestion, qui était aussi celle de la main d'œuvre.

Sandrine KOTT: Ce constat vaut pour l'essentiel des acteurs politiques hostiles à ces mesures. Au-delà des libéraux, les conservateurs catholiques ou protestants à quelques exceptions ne voulaient pas d'étatisation de la solidarité et de l'assurance. Theodor Lohmann, le rédacteur des deux premiers projets de loi d'assurance (Maladie et accidents), très inspiré du piétisme, n'était pas plus favorable à une solution étatique que les sociaux-démocrates. Il n'existait à ce moment

5 Arnaud LECHEVALIER, Yves ULLMO, La réforme de la protection sociale du risque dépendance. Les enjeux économiques et sociaux, dans: *Revue de l'OFCE* 77/4 (2001), p. 157–198; Id., Le financement de la dépendance des personnes âgées. Quelques enseignements de l'expérience allemande, dans: *Revue d'économie financière* 68 (2002).

6 Voir pour l'Angleterre: E. P. HENNOCK, *British Social Reform and German Precedents: The Case of Social Insurance, 1880–1914*, Oxford, New York 1987.

7 Sandrine KOTT, De la philanthropie patronale aux assurances sociales bismarckiennes. Le cas des accidents du travail en Haute-Alsace. Colloque sur l'histoire de la Sécurité sociale de Strasbourg en 1988, Paris 1989, p. 187–208.

8 Sandrine KOTT, *L'État social allemand. Représentations et pratiques*, Paris 1995, p. 25–58.

9 Voir: Gerhard A. RITTER, *Sozialversicherung in Deutschland und England. Entstehung Grundzüge im Vergleich*, Munich 1983.

aucun soutien politique réel pour une assurance financée par l'État. Seule l'assurance invalidité de 1889 introduit un petit financement de l'État.

Arnaud LECHEVALIER: Ce que je voulais dire va dans ce sens: les employeurs voulaient non seulement que le système soit légal – c'est-à-dire obligatoire – pour les raisons qu'on a déjà évoquées, mais ils voulaient aussi pouvoir contrôler ce système. En tout cas, cette volonté est claire en ce qui concerne l'assurance accident. La configuration est différente en matière d'assurance maladie. Toujours est-il que, les principales caractéristiques du système allemand, tel qu'il apparaît à l'origine, n'ont rien de bismarckiennes. Or, dans les échanges internationaux, se construit un modèle bismarckien qui épouse des principes des assurances sociales. Sans doute, il s'agit d'un acte de qualification qui pourrait être un effet de la circulation internationale: on a qualifié les assurances sociales allemandes de bismarckiennes.

Sandrine KOTT: Ces assurances ne sont pas bismarckiennes: Bismarck souhaitait explicitement un système étatique et voulait transformer les ouvriers en «rentiers de l'État» or nous avons vu que ce n'est pas ce qui s'est passé. Bismarck ne fait pas une seule référence à ce système d'assurance dans ses mémoires très embellies écrites à la fin de sa vie. Ce qui indique bien qu'il ne les compte pas parmi ses œuvres. Pourquoi alors les désigner ainsi? On peut donner deux raisons. La première est liée à la réception immédiate, et souvent négative, de ces assurances sociales, aussi bien en France, qu'en Angleterre ou aux États-Unis. Il me semble que pour insister sur le caractère contraint, obligatoire, dictatorial – puisque c'est en ce sens que les opposants à l'introduction de ces assurances argumentent – on les dit «bismarckiennes»: le nom de Bismarck est associé, pour les Français à la guerre franco-prussienne et cette désignation stigmatisante fait fond sur l'image publique négative du chancelier. En ce sens, Bismarck est une marque de fabrique négative¹⁰. Les opposants à ces assurances ont donc tout intérêt à les disqualifier comme «bismarckiennes». À ce titre, il est donc étonnant que les sciences sociales aient repris ces catégories, à mon avis, très politiques dans des typologies scientifiques.

Karim FERTIKH: Comment se solidifient et se diffusent ces labellisations en matière d'État social?

Arnaud LECHEVALIER: La renaissance et la diffusion du label est tardive. Il faut sans doute la dater des travaux de Titmuss et des premiers travaux comparatifs des familles ou régimes d'État social à l'échelle internationale¹¹. Ces travaux font réapparaître un modèle dont les dénominations sont d'abord variables, mais qui visent cet objet et qui redevient bismarckien en quelque sorte, de manière stable, à partir des années 1980–1990 dans un grand nombre de travaux comparatifs.

Sandrine KOTT: Les modèles sont largement construits: à des moments déterminés de l'histoire, certains acteurs les utilisent comme des expressions routinisées. L'Organisation internationale du Travail constitue un bon observatoire de ce phénomène, j'y reviendrai. Il existe des vecteurs et des acteurs de l'internationalisation du modèle allemand et il importe de les identifier. En pensant en catégories strictement nationales, on commet une erreur. Ainsi, la Deuxième Internationale socialiste – comme plus tard le Bureau international du Travail – est un des vecteurs de l'internationalisation de ce qu'on a coutume d'appeler le modèle allemand. Les acteurs, de l'Internationale, pensent d'abord ce modèle comme favorable aux travailleurs et à leurs syndicats dans la mesure où pour la maladie et partiellement pour l'invalidité il repose sur des caisses et des institutions dans lesquelles les syndicats sont bien représentés. Les assurés contribuant aux deux tiers aux financements de ces caisses de maladie, leurs représentants y sont même majoritaires. Quand on dit que les Français adoptent le modèle allemand, il serait aussi juste de dire qu'ils adoptent une solution promue par le mouvement socialiste et par le mouve-

10 Voir: Sandrine KOTT, *Bismarck*, Paris 2003.

11 Richard TITMUSS, *Essays on the «Welfare State»*, Londres 1976 (1958) et Gøsta ESPING ANDERSEN, *The Three Worlds of Welfare Capitalism*, Cambridge, Princeton 1990.

ment syndical d'obédience socialiste. Le mouvement ouvrier chrétien est d'ailleurs également favorable au type d'assurances ouvrières autogérées instaurées par les lois allemandes des années 1880. Il faut sortir du face-à-face franco-allemand ou franco-britannique sur cette question car on a affaire à une internationalisation de solutions encouragée par des organisations internationales ou acteurs internationaux. À partir de l'OIT ou plutôt son bureau, le Bureau international du Travail (BIT), on peut observer comment sont discutés les régimes d'assurance – on parle à l'époque d'assurances sociales et non sécurité sociale; la terminologie est un enjeu important. Dans les années 1920, les grandes conventions portées par le BIT sont des conventions d'assurance sociale très inspirées par ce qui se fait en Allemagne parce qu'elles donnent du pouvoir aux partenaires sociaux (travailleurs et employeurs dans le langage OIT) et s'accordent parfaitement avec le fonctionnement tripartite (travailleurs, employeurs, gouvernement) de l'OIT. La Seconde Guerre mondiale a été un moment crucial de la construction de ce stigmat. C'est à ce moment-là que le « modèle allemand » largement utilisé, il est vrai, par les Nazis a été délégitimé. Pour s'en convaincre, il suffit de regarder les débats qui ont lieu à l'OIT durant ces années de Guerre¹². Dans la continuité des promesses faites par la Charte de l'Atlantique de 1941, le plan Beveridge fait l'objet d'un énorme travail de promotion internationale y compris par les fonctionnaires du BIT¹³. Celle-ci est aussi dirigée contre la propagande sociale de l'Allemagne nazie qui a alors tenté de fonder une organisation concurrente de l'OIT réfugiée à Montréal. Toutefois, les spécialistes des assurances sociales au BIT et en particulier Oswald Stein qui est juif et tchécoslovaque et n'a évidemment aucune sympathie pour le nazisme connaissent les limites du système Beveridge. Ils savent que ce système qui sera ensuite interprété comme le couronnement d'une évolution démocratique, propose un système de couverture sociale, plutôt inférieur à ce que garantit l'assurance allemande (il relève selon eux de la tradition de l'assistance). Par ailleurs, le système assurantiel tel qu'il existe en Allemagne ouvre très tôt la possibilité d'avoir des ayant-droit et donne donc accès aux soins à une très large part de la population. Enfin Oswald Stein souligne que les assurances allemandes fondent une démocratie sociale qui, redoute-t-il, sera perdue avec le système Beveridge.

Arnaud LECHEVALIER: On peut d'ailleurs aussi dire que ce qu'on a appelé le système beveridgien n'a pas grand-chose à voir avec le plan Beveridge.

Sandrine KOTT: Absolument, et l'appellation Sécurité sociale qui s'impose internationalement durant la Seconde Guerre mondiale est pour moi davantage un « label » qu'une vraie politique sociale universelle comme elle l'a été présentée. Mais la Charte de l'Atlantique promet la Sécurité sociale pour tous en cas de victoire dans la Seconde Guerre mondiale et globalise en quelque sorte le discours de Roosevelt de 1934 dans lequel il déclarait la guerre à la pauvreté. C'est alors que la Sécurité sociale devient le label « universel » pour désigner certaines formes de politiques redistributives. On peut y voir en miroir une délégitimation forte des assurances dites « bismarckiennes » mais ce changement de vocabulaire relève plus alors d'un phénomène de relabellisation que d'un vrai changement de paradigme. Dans ce contexte l'adjectif « bismarckien » convient très bien à la délégitimation d'un système que pourtant, les Français par exemple (et y compris Laroque lui-même) adoptent sans le dire après la Seconde Guerre mondiale.

Arnaud LECHEVALIER: Je voudrais ajouter deux réflexions. D'abord, ma première observation est qu'il convient de réintroduire la dimension nationale. Un des enseignements fondamentaux de cette histoire a été bien souligné notamment dans les travaux de Maurizio Ferrera

12 Sandrine KOTT, *Fighting the War or Preparing for Peace. The ILO during the Second World War*, dans: *Journal of Modern European History* 4 (2014), p. 359–376.

13 Peter BALDWIN, *Beveridge in the Longue durée*, dans: John HILLS, John DITCH, Howard GLENNERSTER, *Beveridge and Social Security. An International Retrospective*, Oxford 1994, p. 37–55.

en Italie¹⁴. La protection sociale est une des ressources de pouvoir importante au sein d'un espace délimité par des frontières. Pierre Rosanvallon décrit la Nation comme un espace de redistribution consentie¹⁵. Je pense qu'il y a des manières d'agir, de sentir, de penser pour reprendre les catégories durkheimiennes¹⁶, qui sont en la matière spécifiquement nationales. Le fait national reste essentiel d'un point de vue politico-culturel mais aussi parce que la politique sociale est demeurée une ressource de pouvoir pour les institutions politiques. Ma deuxième observation est de conserver la dimension franco-allemande comme dimension importante. Du reste, ce que vous venez de dire sur Laroque ajoute encore une étape à ce processus de transfert.

Sandrine KOTT: Ce modèle d'assurance mis en œuvre en Allemagne est en fait rapidement internationalisé. Durant l'entre-deux-guerres, les experts allemands jouent un rôle décisif dans le comité d'experts sur les assurances sociales du BIT. Dans le même temps, la section des assurances sociales est dirigée par un socialiste français, Adrien Tixier qui devient par la suite résistant et sera ministre de l'Intérieur dans le premier gouvernement. Adrien Tixier et Albert Thomas, premier directeur du BIT recrutent des allemands comme experts parce qu'ils sont compétents et, pour certains d'entre eux, parce qu'ils sont socialistes¹⁷. Ces conventions internationales s'inspirent de modèles qui ont fait leurs preuves nationalement et qui sont porté par des groupes internationaux qui sont capables de les promouvoir, comme la nébuleuse réformiste (sociaux-démocrates et syndicalistes) particulièrement puissante au BIT. J'y insiste donc le fameux modèle allemand a été dénationalisé très tôt, dès la fin des années 1920. Cela n'empêche pas que différents acteurs allemands, en particulier les hommes politiques et les administrateurs (puis ensuite les nazis) considèrent qu'il s'agit bien d'une invention allemande. En réalité, nous avons affaire à un modèle international approprié nationalement, sous une forme améliorée, refaçonnée, réorganisée. C'est la raison pour laquelle je pense qu'il faut sortir des grilles de lectures exclusivement nationales.

Arnaud LECHEVALIER: Je suis tout à fait d'accord sur ce point et je vais revenir sur le rôle des organisations internationales et sur le fait qu'il y ait une pensée spécifiquement internationale, ce que l'on voit par exemple à travers le fameux rapport de l'OCDE de 1981 *The Welfare State in Crisis*¹⁸. Mais je vais d'abord dire un mot encore sur l'Allemagne. Il est en effet difficile d'éluider le fait qu'il y a en Europe depuis au moins une dizaine d'années un débat autour de l'Allemagne, de la politique de l'emploi et de la politique sociale en Allemagne. Or, ce que l'on peut dire c'est que via l'Union économique et monétaire l'Allemagne a cherché à exporter une partie de sa culture économique et monétaire à travers les institutions européennes (statut et mandat de la Banque centrale, politique budgétaire peu active, séparation stricte entre politique monétaire et politiques budgétaires nationales, etc.), sans les complémentarités institutionnelles propres à la société allemande: un système fédéral fortement redistributif, un système de relations professionnelles et un État social développés, des relations banque-industrie originales permettant au capital d'être «patient», un système de coproduction par les entreprises de qualifications professionnelles «spécifiques» au service de spécialisations industrielles fortes et d'un effort de recherche et développement intense.¹⁹ La dépense publique allemande hors protection

14 Maurizio FERRERA *The Boundaries of Welfare: European Integration and the New Spatial Politics of Social Protection*, Oxford 2005.

15 Pierre ROSANVALLON, *La société des égaux*, Paris 2011.

16 Émile DURKHEIM, *Les règles de la méthode sociologiques*, Paris 2013 (1895).

17 Sandrine KOTT, Une «communauté épistémique» du social? Experts de l'OIT et internationalisation des politiques sociales dans l'entre-deux-guerres, dans: *Genèses* 71 (2008), p. 26–46.

18 OCDE, *The Welfare State in Crisis: an Account of the Conference on Social Policies in the 1980s*, Paris, 20–23 October 1981.

19 Arnaud LECHEVALIER, La dynamique du pacte social et fédéral en Allemagne, dans: *Sociétés contemporaines* 51 (2003), p. 33–56; ID., La grande transformation de l'Allemagne réunifiée dans le contexte européen, dans: *L'économie politique* 60 (2013), p. 17–34.

sociale est l'une des plus faibles de l'UE, mais ses dépenses de protection sociale sont à l'inverse élevées. Laissant de côté ces spécificités, l'Allemagne a défendu en Europe un modèle ordo- et néolibéral tout en ayant en interne des institutions issues de l'après-Deuxième Guerre mondiale, qui lui ont permis, grâce à des mécanismes de flexibilité interne aux branches et aux entreprises, accompagnés par l'État fédéral, de résister à la crise de 2009²⁰. Elle a donné en exemple aux autres pays de la zone euro «l'agenda 2010», alors que ce qui lui a permis de préserver l'emploi à un haut niveau en 2009 puis de l'accroître depuis relève moins des fameuses réformes Hartz que d'arrangements institutionnels et de formes d'ajustement qui plongent leurs racines dans la longue durée: ces institutions et complémentarités institutionnelles forgées dans l'après-guerre, et plus loin encore en ce qui concerne les performances à l'exportation (le *Made in Germany*, qui naît dès la fin du XIX^e siècle).

Sandrine KOTT: Faire de la politique sociale un instrument de rayonnement international est une grande constante allemande. Ce qu'on appelle le «modèle allemand» est ainsi, pour partie, une création allemande. Certes, les étrangers ont contribué à styliser ce modèle, mais il existe une forme d'«impérialisme social» allemand depuis la grande conférence de 1891 où l'empereur Guillaume II, à la tête d'un pays doté d'une faible légitimité politique et à l'unité récente, a fait de la politique sociale un grand produit d'exportation. Ainsi, l'Allemagne ne devient membre de la Société des nations qu'en 1926, mais elle entre à l'Organisation internationale du Travail en 1919; la République fédérale entre aux Nations unies en 1973 mais en 1953 à l'OIT²¹. La politique sociale est un produit d'exportation pour les autorités allemandes, un produit qui permet à l'Allemagne de se vendre internationalement. Les fonctionnaires du ministère du Travail dans la période de l'entre-deux-guerres ont déployé une grande activité dans ce domaine, on les connaît, on peut les identifier extrêmement précisément, et ils produisent des savoir-faire spécifiques. Au BIT, bien qu'en nombre réduit, ces fonctionnaires détachés contribuent à «vendre» l'Allemagne stylisée en un modèle. Ce qu'ils défendent sur la scène internationale n'est pas forcément ce qu'ils font en Allemagne. Il s'agit là d'une entreprise de promotion prise en charge par les fonctionnaires et les hommes politiques allemands quand ils y ont intérêt. Partant de ce constat, dans le projet que je mène dans le cadre d'un contrat avec le ministère allemand du Travail, nous avons cherché à savoir comment ce système de promotion des politiques sociales allemandes fonctionnait à l'époque nazie. On s'aperçoit que les fonctionnaires du ministère du Travail ont, d'une certaine manière, utilisé le nazisme comme une fenêtre d'opportunité pour continuer à exporter leurs savoir-faire sur le terrain sans avoir à passer par les organisations internationales mais de manière plus limitée que ce que nous avons anticipé²².

Toutefois, encore une fois, il faut bien distinguer la construction du modèle et la circulation réelle des idées. Dans la circulation des idées, les acteurs allemands jouent un rôle important mais, nous l'avons vu, ils ne sont pas seuls. Et l'on doit se pencher sur la manière dont la circulation internationale des idées a donné lieu à des appropriations nationales différenciées.

Arnaud LECHEVALIER: Dans ce débat international, s'est sédimentée une manière de considérer la protection sociale, le droit social et le droit du travail sous l'angle exclusif d'un conflit entre efficacité économique et redistribution, ou, entre protection de l'emploi et emploi. De ce point de vue, la construction européenne illustre ces complexités de l'articulation entre le national et l'international: à l'origine, et cela est un héritage de l'ordolibéralisme allemand, le progrès social devait venir de la construction d'une intégration par les marchés. Quand l'Union européenne a voulu à partir du milieu des années 1980, si l'on choisit le moment Delors comme

20 On renvoie en particulier à Arnaud LECHEVALIER, Jan WIEGOHS (dir.), *Social Europe: A Dead-End? What the Eurozone Crisis is doing to Europe's Social Dimension*, Copenhague 2015.

21 Sandrine KOTT, *Dynamiques de l'internationalisation. L'Allemagne et l'Organisation internationale du travail (1919-1944)*, dans: *Critique internationale* 52/3 (2011).

22 Voir <http://www.historikerkommission-reichsarbeitsministerium.de/>.

référence, mettre en place des politiques sociales et des politiques d'emploi à l'échelle européenne, les acteurs se sont heurtés au fait que les régulations des systèmes de protection sociale et d'emploi restaient largement nationaux. En raison des résistances nationales, et avec l'objectif d'avancer vers l'harmonisation ou au moins une certaine convergence des lignes directrices pour reprendre la terminologie de la direction générale Emploi de la Commission européenne, les fonctionnaires européens ont mobilisé un discours particulier. Ce discours n'était pas à proprement parler néolibéral car nous nous trouvons à une époque où onze gouvernements sur douze sont centristes, de centre-gauche, sociaux-démocrates dans la CEE. Cependant, il commençait à s'orienter vers les problématiques du »third way« anglais auquel Gerhard Schröder s'est rallié. L'emploi y est considéré comme un facteur de croissance plus que comme un droit social: c'est le basculement de grande portée, au cœur de la Stratégie européenne de l'emploi (SEE) au tournant du siècle, d'un objectif de lutte contre le chômage à celui d'une maximisation des taux d'emploi.²³ La clef commune a été de diffuser un discours à l'échelle internationale, discours unifié, globalement néolibéral, réapproprié dans les logiques nationales. Quand les experts et les fonctionnaires de la Commission européenne parlent par exemple de »flexi-sécurité«, la notion ne prend de signification que lorsqu'elle est appropriée nationalement. Dans ce domaine, il convient donc de penser l'articulation entre des systèmes nationaux qui résistent plus ou moins selon les spécificités nationales et les majorités politiques en place, d'un côté, et de l'autre un discours unificateur d'orientation néolibérale. C'est à ce point précis de l'articulation que la question allemande revient sur le devant de la scène. Dans le cours de la crise de la zone euro, le gouvernement allemand Merkel-Schäuble reprend en large partie ces finalités et ces instruments propres à sa version nationale du néolibéralisme en les réactualisant à l'échelle de l'UEM. Ce discours devient un programme de politiques publiques dans le cours de la crise de la zone euro: on le voit de manière éclatante avec les *memorandum of understanding* dans les conditions imposés aux pays contraints de faire appel aux dispositifs de prêt mis en place par nécessité à l'échelle de la zone euro (»fonds européen de stabilité financière«, pérennisé par le »mécanisme européen de stabilité«) en termes d'austérité budgétaire et de dérégulation des marchés du travail (temps de travail, emplois atypiques, droit du licenciement et des conventions collectives) et de certains biens et services ou professions.

Karim FERTIKH: Après 1919, et même avant avec les Internationales socialiste et syndicale, un rôle important est dévolu aux syndicats dans l'internationalisation des politiques sociales. Or, ce rôle ne semble pas aussi évident aujourd'hui: l'OCDE ou l'Union européenne que vous avez décrites ne semblent pas accorder une telle place aux syndicalistes. Est-ce un effet de présentation? Les syndicats ont-ils encore un rôle dans le débat européen sur les politiques sociales ou économiques?

Sandrine KOTT: Pour ma part, je reviendrai sur la période de formation de l'Organisation internationale du Travail. Il s'agit d'une plateforme à partir de laquelle on peut observer la manière dont se construisent les discours internationaux. L'OIT n'est pas réellement un acteur dans l'élaboration des politiques sociales: il s'agit bien plutôt d'un lieu à partir duquel, comme à l'OCDE, par exemple, on peut regarder comment s'élaborent ces discours internationaux. À partir de cette plate-forme, il est clair que l'idée de concevoir l'emploi d'abord comme un facteur de croissance n'est pas nouvelle. Ce discours se construit dès les années 1930. Avec la crise économique, le discours de l'OIT sur la protection sociale change et la question de la rationalisation et de la productivité devient centrale. Ce paradigme s'impose dans les années 1950 et 1960. Le dernier grand programme de développement porté par l'organisation à partir de la fin des années 1960, le *World Employment Program*, n'est pas un programme de lutte contre le chômage mais contre le non-emploi ou le sous-emploi considéré comme dommageable à la

23 Voir Robert SALAIS, Europe and the Deconstruction of the Category of »Unemployment«, dans: Archiv für Soziologie 47 (2007), p. 371–401.

croissance économique. Son ambition centrale n'est pas d'indemniser les gens qui sont sous-employés, mais de les mettre au travail, d'accroître leur productivité et la production. Ce discours, même s'il est alors décalé par rapport aux politiques nationales en Europe et en Amérique latine, circule de manière extrêmement puissante à l'international. Est-ce un discours néolibéral? C'est en tout cas un discours productiviste qui a une longue histoire. Depuis les années 1920, un des objectifs importants du BIT est de promouvoir l'organisation rationnelle du travail. L'idée implicite est que cela permet la croissance économique et l'amélioration de la situation de tous. Ce discours est tout à fait assumé par des syndicats très puissants au sein de l'OIT. Il conviendrait d'opérer une contextualisation précise, mais il est probable que la fin de la Guerre froide, et la disparition de ce que l'on imagine être l'autre modèle en termes de protection sociale, a pu jouer un rôle. On sait que la Guerre froide a produit les conditions d'une concurrence vertueuse entre les pays et a été un moment d'augmentation des dépenses de protection sociale de part et d'autre du Rideau de fer²⁴. Bien entendu, là encore c'est moins le socialisme tel qu'il existait vraiment que ce qu'il représentait à l'Ouest qui a alimenté cette dynamique. Le simple fait qu'on imaginait qu'une alternative au capitalisme était possible contribuait à rendre certains discours inaudibles. Il est intéressant que l'Allemagne ait fait son retour comme modèle au début des années 2000, donc après la fin de la Guerre froide. Je pense qu'il faudrait faire des recherches sur la manière dont les acteurs gouvernementaux ou les experts et spécialistes allemands exportent l'Allemagne comme modèle et s'intéresser aux lieux où ce modèle se diffuse. Pour la Suisse, Matthieu Leimgruber a montré, en suivant les acteurs, que le soi-disant modèle suisse des trois piliers est une construction qui passe par le Chili et la Banque mondiale²⁵. La nation est en fait utilisée comme marque au terme d'une sorte de «nation branding».

Arnaud LECHEVALIER: Alfred Müller-Armarck, le «père» de la notion de *Soziale Marktwirtschaft* – notion ambiguë qui fait l'objet d'usages contrastés dans la République fédérale depuis lors – faisait déjà usage de la notion de *Sozialinvestitionsstaat*, dans les années 1960. Un numéro spécial de la revue de la Verein für Sozialpolitik lui est consacré dès 1970. Or la thématique du «social investment state» est l'axe majeur de la Commission européenne en réponse à la crise sociale sans précédent dans la zone euro visant à remettre en cause l'État social: s'il doit se faire actif, c'est qu'il est censé être «passif» et qu'il conviendrait remettre en cause les niveaux des retraites et les niveaux des allocations chômage. À l'inverse, il faudrait «investir» sur la petite enfance, la conciliation de la vie de famille et de la vie professionnelle. Ce discours peut faire l'objet d'un consensus de façade puisqu'il reprend des problématiques sociales-démocrates, mais il est très largement un cadre rhétorique dont l'objet est la remise en cause du niveau des prestations sociales. S'il fallait identifier un moment symbolique de basculement, nous l'avons daté dans nos travaux avec Olivier Giraud du «papier» de Gerhard Schröder de 1999²⁶. Le cadre d'ensemble est la conviction qu'un certain nombre de complémentarités institutionnelles propres à une forme de modèle social européen seraient à bout de souffle. Être moderne serait alors adopter ces problématiques néolibérales et Gerhard Schröder a été l'artisan de ce basculement en Allemagne, qui a reçu l'aval de l'opposition conservatrice (CDU) et libérale (FDP) à l'époque.

24 Klaus PETERSEN, The Early Cold War and the Western Welfare State, dans: *Journal of International and Comparative Social Policy* 29/3 (2013), p. 226–240; Herbert OBINGER, Carina SCHMITT, Guns and Butter? Regime Competition and the Welfare State during the Cold War, dans: *World Politics* 63/2 (2011), p. 246–270.

25 Matthieu LEIMGRUBER, La doctrine des trois piliers: entre endiguement de la Sécurité sociale et financiarisation des retraites (1972–2010), Yverdon-les-Bains 2010.

26 Olivier GIRAUD, Arnaud LECHEVALIER, L'évolution des modèles allemand et français d'emploi depuis quinze ans: des segmentations différenciées, dans: Michèle DUPRÉ, Olivier GIRAUD, Michel LALLEMENT (dir.), *Trajectoires des modèles nationaux. État, démocratie et travail en France et en Allemagne*, Bruxelles 2012, p. 291–312.

Karim FERTIKH: Dans l'ensemble de ces processus, on a beaucoup parlé de domination de certains modèles, en particulier du modèle allemand, redéfini continuellement durant cette période. Peut-on aussi noter des points de clivage entre experts? Observe-t-on des communautés ou des groupes d'experts en opposition les uns aux autres, par exemple des communautés disciplinaires? Peut-on dire les experts internationaux fonctionnent comme un groupe?

Sandrine KOTT: Les experts ne constituent pas des communautés épistémiques réconciliées²⁷. D'une part, ces experts ont des formations et des professions de départ différentes. À l'OIT comme dans d'autres organisations internationales le profil des fonctionnaires et des experts change avec le temps. En termes méthodologique, toutefois, il est très difficile de faire un travail prosopographique complet en raison de la quantité d'acteurs impliqués de diverses manières mais aussi de la diversité des parcours liée au caractère international du recrutement. On peut toutefois indiquer des grandes lignes. Au départ, le droit semble dominer: au BIT, la centralité de l'élaboration des conventions explique que les formations juridiques jouent un rôle important. Mais l'on observe dans les années 1930 un accroissement de la part des économistes parmi les acteurs participant aux activités de l'Organisation. Cela s'accompagne d'une modification du discours avec l'arrivée sur le devant de la scène des questions touchant à l'organisation du travail et à la productivité. Le paradigme protectionniste semble perdre de son importance. À cet égard, les pays de l'Est et ceux de l'Ouest s'entendent très bien, et échangent leurs savoir-faire sur les questions touchant à la mesure et aux moyens d'accroître la productivité, y compris durant la Guerre froide. Néanmoins, les conflits entre juristes et économistes sont présents dans les politiques de développement comme le *World Employment Program*, un programme mondial destiné aux pays en développement et, en particulier, à ceux de l'Amérique latine. Les économistes promeuvent dans ce cadre des mesures pour encourager la productivité qui sont largement en contradiction avec un certain nombre de conventions de l'OIT. Cela conduit les juristes à intervenir contre des mesures qui contreviennent aux conventions de l'Organisation. Actuellement, les juristes gagnent à nouveau en importance dans les organisations internationales. On le voit dans certaines d'entre elles comme la Chambre de commerce internationale où des cohortes de juristes sont entrés dans les vingt dernières années. Ils promeuvent une nouvelle culture juridique très liée à la contractualisation des relations commerciales. En tout état de cause, il est extrêmement important, en termes de méthode d'investigation, de revenir aux acteurs, à leur sociologie et de regarder qui sont les gens qui produisent les discours et les normes, de revenir sur leur formation, leurs origines etc.

Arnaud LECHEVALIER: Les travaux de Didier Georgakakis nous renseignent sur cette question au sujet de l'Union européenne²⁸. Ces travaux montrent notamment que désormais le diplôme qui ouvre une carrière à la Commission est le PhD en économie d'une université américaine. En tout cas, on peut supposer que l'uniformisation des cursus engendre une certaine homogénéité dans les catégories de pensée. On sait ainsi l'importance qu'a acquise la production d'indicateurs de performance au sein de l'Union. De même, lorsque ces acteurs s'interrogent sur les causes du chômage, la réponse qu'ils mettent en avant n'est jamais l'architecture de la zone euro, mais le droit du travail. Lors de la crise de la zone euro, la direction générale à l'Emploi de la Commission s'est vue marginalisée, en même temps que les partenaires sociaux, les syndicats surtout. Aux côtés de l'Eurogroupe, la direction générale à l'Économie et aux finances, la DG EcoFi, a dominé les processus, notamment la production

27 On renvoie à KOTT, Une «communauté épistémique» du social? (voir n. 17).

28 Didier GEORGAKAKIS, *Le champ de l'Eurocratie: Une sociologie politique du personnel de l'UE*, Paris 2012.

des protocoles d'accord tant décriés. S'observe donc une marginalisation des directions sociales au profit de négociations intergouvernementales organisées sous la houlette de la DG EcoFi. Or, pour des raisons tant externes qu'internes propres à l'Allemagne, les gouvernements successifs Merkel-Schäuble ont joué un rôle clé dans les réponses à la crise de la zone euro²⁹.

29 Arnaud LECHEVALIER, Eucken under the Pillow: The Ordoliberal Imprint on Social Europe, dans: Arnaud LECHEVALIER, Jan WIELGOHS (Eds.), *Social Europe: A Dead End. What the Eurozone Crisis is doing to Europe's Social Dimension*, Copenhagen 2015, p. 49–102.

JEAN-CLAUDE BARBIER

PROTECTION SOCIALE ET FORUMS INTERNATIONAUX: L'ÉVOLUTION HISTORIQUE

Commentaires à l'entretien avec Sandrine Kott et Arnaud Lechevalier

Parler des systèmes de protection sociale: ce que «Sécurité sociale» veut dire

Je voudrais d'abord revenir sur l'usage du terme «Sécurité sociale». J'accorde beaucoup d'importance à l'usage des termes qui se sont forgés au cours de l'histoire pour désigner les systèmes et leurs formes variées, en essayant d'en retrouver la genèse, dans les différents pays européens. Cette genèse se déploie sur de longues périodes, parfois, et se diffuse à travers plusieurs nations, souvent. Les termes sont directement soumis à la question de la traduction quand ils circulent. Beaucoup de sociologues et de politistes passent ce point sous silence. Il s'agit d'une dimension sous-estimée par des collègues historiens à l'instar de Michel Margairaz dans sa contribution récente au tome II de *La Guerre-monde*¹, quand il réfléchit sur ce qu'il appelle la «matrice du *Welfare State*». Ce n'est pas le cas de Sandrine Kott dont les travaux sont attentifs à la question². Dans le présent débat, je voudrais me permettre deux remarques.

D'abord, il faut rappeler que l'origine du terme *social security* est britannique. Elle est attestée et attribuée à Winston Churchill³. Il faut donc faire un sort à l'idée assez communément répandue en France selon laquelle le terme français viendrait de l'importation des États-Unis et qu'ainsi, la Sécurité sociale française trouverait son origine dans l'américaine. C'est une idée qu'on trouve couramment (par exemple, dans l'article «Sécurité sociale» de l'édition de 1968 de l'*Encyclopedia Universalis*, dû à Francis Netter, conseiller maître de la Cour des Comptes)⁴. Si elle est souvent reprise, elle apparaît trompeuse si l'on recherche l'origine des expressions à travers les langues. Il n'y a en effet pas grand sens à se borner à examiner la séquence du passage de l'expression des États-Unis à la France, car, avant d'être «rooseveltienne», elle vient de la Grande-Bretagne, et, du point de vue de l'usage précis, de Winston Churchill.

Ce dernier, membre du Liberal Party, occupe en 1907 la fonction d'Undersecretary at the Colonial Office; il se passionne pour la réforme sociale et en devient l'un des acteurs, se saisissant du thème comme un instrument de sa carrière, s'initiant au socialisme pendant un tour d'Afrique qu'il effectue en 1907. Il est President of the Board of Trade à partir d'avril 1908⁵ dans le cabinet Asquith et met en œuvre de nombreuses réformes sociales à ce titre. C'est dans une

1 Chapitre LII. La guerre-monde, matrice du Welfare State?, dans: Alya AGLAN, Robert FRANK (dir.), *La Guerre-Monde 1937–1947*, Paris 2015, 2 vol., tome 2, p. 883–913.

2 Sandrine KOTT, Une «communauté épistémique» du social? Experts de l'OIT et internationalisation des politiques sociales dans l'entre-deux-guerres, dans: *Genèses* 71 (2008).

3 Jean-Claude BARBIER, *La longue marche vers l'Europe sociale*, Paris 2008, p. 23.

4 Netter prend cependant soin d'insister sur l'influence du rapport Beveridge et de la conférence de Philadelphie.

5 Il remplace David Lloyd George qui devient Chancelier de l'Échiquier, voir: Paul ADDISON, *Churchill on the Home Front (1900–1955)*, Londres 1992, p. 52 sq.

lettre du 4 janvier 1908⁶ que Churchill emploie pour la première fois en anglais, dans ce sens, le terme *social security*: il en est en quelque sorte »l'inventeur⁷«. Dans la même lettre adressée à Arthur Wilson Fox, haut fonctionnaire de l'administration du Board of Trade, Churchill commence par cette phrase, tout à fait typique de l'importance du terme »security«: »The main need of the English working classes is Security« (majuscule de l'auteur). Il compare ensuite les réalisations allemandes dont il admet la supériorité par rapport au système britannique, lequel est fragmentaire:

»In Germany, where the industrial system was developed under State control with all the advantages of previous British experience, uniform & symmetrical arrangements exist for insurance of workmen against accidents and sickness, for provision for old age, and through Labour bureaux etc. for employment. No such State organization exists in England; [...] in one respect the German system has an enormous advantage. It catches everybody.«

On admirera, au passage, »all the advantages of the British previous experience«, dont l'Allemagne est censée bénéficier, et la vision du système allemand par le Churchill du début du XX^e siècle comme universel... De la comparaison, il tire en tous cas la conclusion suivante, pragmatique et adaptée à ses projets:

»No one would propose to substitute the German for the English system. Such a change is beyond the wit of man to execute. But if we were able to underpin the whole existing social security apparatus with a foundation of comparatively low-grade state safeguards, we should in the result obtain something that would combine the greatest merits both of the English & the German systems.«

Cette citation pourrait fort bien venir à l'appui des thèses de Sandrine Kott sur le caractère transnational des débats, des idées et des projets de sécurité sociale. Au demeurant, avoir inventé l'acception anglaise de *social security* ne dit nullement que Churchill aurait inventé la »sécurité sociale« au sens où nous l'entendons depuis la Seconde Guerre mondiale. L'histoire des échanges entre États-Unis et Grande Bretagne, à propos des politiques sociales en général a été faite par Daniel T. Rodgers qui a consacré un développement à l'influence des libéraux britanniques: la réminiscence des réalisations des Libéraux britanniques des années 1906–1911 était bien présente aux États Unis quand y fut inventée la *Social Security*⁸.

Franz-Xaver Kaufmann a par ailleurs montré que le concept est utilisé internationalement dans les années 1920 et doit être situé dans le cadre de l'opposition construite dans l'entre-deux-guerres entre »sécurité« et »insécurité«⁹. Kaufmann cite aussi un discours de Roosevelt prononcé en 1934 dans lequel celui-ci thématise la sécurité comme »promise that we can offer to the American people«, en trois dimensions, »security of social insurance«, »security of the home«, et »security of livelihood«¹⁰. Il y a donc une large diffusion internationale du thème de la sécurité sociale (au sens générique de *social security*) qui explique son adoption en France à la

6 Voir: R. S. CHURCHILL, *W. S. Churchill Companion, II (1901–1914)*, Londres 1969, p. 759.

7 Il emploie la formule la première fois dans cette lettre, mais cette formule se forme évidemment parmi le petit nombre des Britanniques qui travaillent sur la question à ce tournant du siècle.

8 Daniel T. RODGERS, *Atlantic Crossings. Social Politics in a Progressive Age*, Cambridge 1998, p. 422–423.

9 Franz Xaver KAUFMANN, *Sicherheit: das Leitbild beherrschbarer Komplexität*, dans: Stephan LESSENICH (dir.) *Wohlfahrtsstaatliche Grundbegriffe, Historische und aktuelle Diskurse*, Frankfurt/Main 2003, p. 73–104.

10 *Ibid.*, p. 81.

Libération (voir la Charte de l'Atlantique, en août 1941, et la déclaration de Philadelphie, article III, alinéa f). Des années 1920 aux années de la Seconde Guerre mondiale, la notion de sécurité porte une symbolique forte, partagée, de façon transnationale, par les hommes politiques occidentaux, et, sans doute, une partie des citoyens. Ceci dit, si cela était possible du point de vue de la méthode de recherche, il faudrait explorer plus avant, dans chaque pays, la signification politique de la «sécurité» dans la langue du pays, dans le langage politique courant, mais aussi dans le débat philosophique et de sciences sociales «local», afin de comparer ces ensembles de significations avec leur correspondant politique/philosophique «supranational» en quelque sorte¹¹.

National/international: à propos de la convergence et de la diversité des systèmes de protection sociale

On ne peut qu'être convaincu par les éléments de preuve de l'importance des échanges internationaux que Sandrine Kott a apportés par sa recherche, mais cela ne va pas, je le crois, jusqu'à interdire de penser en «catégories nationales». La littérature de sociologie politique et de science politique est jalonnée de catégories qui sont nées dans une «tradition nationale», pour citer l'expression de Pierre Bourdieu¹². La notion de *salariat*, par exemple, n'a pas d'équivalent dans la langue anglaise d'aujourd'hui, et on peut voir comment Marx, qui écrit dans trois langues, l'allemand, l'anglais et le français, joue avec les concepts¹³. Sous l'homogénéité apparente des échanges dans les organisations internationales, et l'anglais que G. Steiner a qualifié de «lait de chaux» (*thin wash* en anglais)¹⁴, il peut y avoir non seulement des nuances fortes, mais aussi de profonds malentendus, en tous les cas aujourd'hui, dans ce que j'appelle les «forums», en reprenant ce concept des travaux essentiels de Bruno Jobert¹⁵.

De manière générale, peut-on considérer qu'il faille donner le «primat» au niveau «international»? Ulrich Beck a, pour disqualifier ce qu'il a appelé le «nationalisme méthodologique», favorisé la confusion en construisant un concept de méthode à partir d'un mot polémique par construction, le nationalisme, à plus forte raison dans la bouche d'un chercheur allemand. Dans son ouvrage avec E. Grande sur «l'empire européen¹⁶», traduit dans un si grand nombre de langues, Beck promeut la confusion entre les notions. Les deux auteurs vont jusqu'à identifier une liste de «traditions» qu'ils mettent sur le même plan: ce sont celles du «colonialisme, du nationalisme, de la persécution et du génocide» qui sont «d'origine européenne, mais les valeurs et les catégories juridiques à l'aune desquelles elles sont jugées et condamnées au titre de crimes contre l'humanité le sont tout autant¹⁷. Avoir diffusé cette notion a fait beaucoup de dégâts je

11 Cette suggestion de recherche rejoint les principes comparatifs qui sont à la source de l'ouvrage coordonné par Barbara CASSIN (dir.), *Vocabulaire européen des philosophies: dictionnaire des intraduisibles*, Paris 2004.

12 Pierre BOURDIEU, *Les conditions sociales de la circulation internationale des idées*, dans: *Actes de la recherche en sciences sociales* 145 (2002), p. 3–8.

13 BARBIER, *La longue marche vers l'Europe sociale* (voir n. 3), p. 31–33 (dans sa traduction en anglais, 2013: p. 18–19).

14 George STEINER, *After Babel: Aspects of Language and Translation*, Oxford 1975 (traduit en français, *Après Babel. Une poétique du dire et de la traduction*, Paris 1978).

15 Bruno JOBERT, *Le retour du politique*, dans: ID. (dir.), *Le tournant néolibéral en Europe*, Paris 1994, p. 9–20.

16 Ulrich BECK, Edgar GRANDE, *Pour un Empire européen*, Paris 2007.

17 Ibid., p. 20. (En allemand: »Die Traditionen des Kolonialismus, des Nationalismus, der Vertreibung und des Völkermordes sind europäischen Ursprungs, aber ebenso sind es die Werte und Rechtskategorien, an denen sie gemessen und als Verbrechen gegen die Menschheit verurteilt

le pense car, précisément, cela a amené des chercheurs à privilégier un seul niveau de cohérence des systèmes, le niveau »supranational«.

Loin de moi l'idée d'associer les propositions de Sandrine Kott avec cette école »cosmopolitiste« (*cosmopolitan*) ou cosmopolite. Ce que je souhaiterais proposer c'est de ne pas opposer entre eux plusieurs niveaux d'analyse, mais plutôt de les combiner: (a) le cadre national de la »construction« des politiques sociales est un premier niveau qu'il faudrait en outre, étroitement associer à un cadre plus local – ce que fait par exemple Sandrine Kott quand elle étudie les origines régionales du *Sozialstaat*, par exemple dans le cas de l'Alsace¹⁸; (b) le cadre de fonctionnement »en miroir« de deux nations, par exemple l'anglaise (britannique) et la française, ou l'allemande et la française; (c) le cadre inter- et transnational¹⁹, niveau auquel on peut placer les enseignements des recherches de Sandrine Kott dans les travaux sur les organismes internationaux de la politique sociale, puis sur l'OIT.

Au premier niveau se trouve une complexité et une diversité extraordinaires, qu'on a beaucoup de mal à réduire de façon stylisée. C'est ici que se construit ce que François-Xavier Merrien²⁰ a très pertinemment nommé »l'empreinte des origines«. Il me semble que l'on ne peut, du point de vue des significations sociales et politiques collectives – inscrites dans des langues différentes – ignorer ou mésestimer la singularité des diverses »empreintes des origines«. La façon dont les »secours«, par exemple, sont pensés en France lors de la Révolution, est singulière. Leur conception initiale ne se traduit pas dans des institutions et des prestations qui les mettent en œuvre durablement, mais leur portée de signification, d'imaginaire pour parler comme Cornelius Castoriadis, s'installe dans les siècles, pour réapparaître dans la loi française sur le revenu minimum d'insertion en 1988. Une large diversité d'institutions et de significations collectives se construisent ainsi, qui ne peuvent être réduites par le chercheur à une commune fonctionnalité sans perdre une substance importante de la »vérité« qui est sa boussole. Le second niveau est celui qui a été exploré par Michael Werner et Bénédicte Zimmermann²¹. Il existe ainsi un travail remarquable qui illustre sur une longue durée la construction »en miroir« des nations anglaise et française, depuis le Roi-Soleil²². Ici on s'aperçoit combien la rivalité et l'imitation, l'admiration et la jalousie façonnent les deux nations. Enfin se situe le troisième niveau, celui des échanges inter- et trans-nationaux. Les développements précédents sur la dénomination de la »sécurité« et de la »sécurité sociale« en relèvent.

Les forums internationaux et leurs transformations

Si j'en avais le temps et les forces, j'aimerais, dans le futur, explorer plus cette question des débats et des accords dans les organisations internationales. Les recherches de Sandrine Kott y invitent. Il me semble qu'il est très complexe d'analyser accords et divergences qui se font à partir de textes écrits dans différentes langues, car des effets de traduction s'interposent. Sauf erreur, les recherches sur l'OIT menées par Sandrine Kott montrent une organisation au moment où

werden«, dans: Ulrich BECK, Edgar GRANDE, *Das kosmopolitische Europa: Gesellschaft und Politik in der Zweiten Moderne*, Berlin 2004, p. 21)

18 Voir: Sandrine KOTT, *Sozialstaat und Gesellschaft. Das deutsche Kaiserreich in Europa*, Göttingen, Bristol 2014.

19 Dans les travaux sur l'espace européen contemporain des politiques sociales, on utilisait couramment le terme international, mais l'évolution, notamment à partir de la fin des années 1990, des forums »à Bruxelles« a eu tendance à souligner le caractère transnational comme bien plus pertinent. Il faudrait identifier cette évolution avec plus de précision.

20 Voir: François-Xavier MERRIEN, Raphaël KERNEN, Antoine PARCHET, *L'État social*, Paris 2005.

21 Michael WERNER, Bénédicte ZIMMERMANN, *De la comparaison à l'histoire croisée*, Paris 2004.

22 Robert TOMBS, Isabelle TOMBS, *That Sweet Enemy. Britain and France, the History of a Love-Hate Relationship*, New York 2008.

les participants allemands sont dominants, alors même que l'allemand n'est pas langue officielle. Cependant la langue française est très présente, comme l'anglais, en tant que langues officielles. Par exemple, – mais cela reste une observation isolée – se déroule, dans la Conférence de 1927 de l'OIT (10^e session, volume I, 5^e séance, 30 mai, p. 39–45) une controverse à propos de l'usage des langues. Les Allemands, qui, comme l'a montré Sandrine Kott, sont dominants dans l'organisation à ce moment, sans demander que l'allemand soit langue officielle, demandent des facilités de traduction à financer par le secrétariat des conférences, et non par leurs propres moyens (ce qui était la pratique précédente). Le règlement est modifié en conséquence, mais cela ouvre à des interventions nombreuses, polonaise, norvégienne, italienne, et surtout espagnole où les différentes délégations essaient de faire triompher leurs souhaits. Le président de la Commission du règlement, le Belge Mahaim, prend bien soin de repousser comme non souhaitables, des « questions de sentiment de prestige, et d'égalité nationale » lesquelles, dit-il, conduiraient à des difficultés insurmontables. Mais la question de l'égalité de traitement des langues n'en est pas moins posée explicitement. Sur demande espagnole, on en vient à admettre que, pour l'attribution de moyens de traduction, le secrétariat devra tenir compte de l'importance « continentale » des langues en question (à savoir le nombre et l'importance des pays qui, sur un même continent, partagent la même langue). La recherche qui serait peut être intéressante à faire serait de comparer les versions « nationales » des débats et résolutions avec la version traduite dans les deux langues officielles, qui d'ailleurs ne sont pas toujours sans contradictions et nuances. J'ai appliqué systématiquement cette méthode dans les forums de l'Union européenne et cela a été très productif selon moi. Une partie de mes collègues dans la sociologie politique de la protection sociale ont considéré qu'avec les langues, il s'agissait d'un phénomène périphérique... Cela serait peut-être aussi intéressant de travailler sur les traductions des textes de l'OIT en allemand, après que les autorités nazies aient été exclues par l'organisation, et son refuge à Montréal, où, l'allemand n'était donc plus, au moins temporairement, un enjeu de fonctionnement. Quoiqu'il en soit, il me semble que le fonctionnement des forums inter- et trans-nationaux d'aujourd'hui ont des caractéristiques très différentes de celles d'un « forum » comme l'OIT dans les années où Sandrine Kott l'étudie. Je me base ici sur un travail d'une vingtaine d'années, mené au moyen de l'observation participante dans ces forums et d'une myriade d'entretiens menés avec des fonctionnaires, des syndicalistes, des experts de toute sorte, des membres d'ONG et des lobbyistes, ainsi que quelques hommes politiques, dans de nombreux pays et à « Bruxelles ».

Sandrine Kott indique, à partir de son terrain, que les groupes participant à la fabrication des politiques sociales sont largement internationalisés, et elle en propose une liste: industriels, mouvement ouvrier, les savants et les experts, et les administrateurs gouvernementaux. Il me semble que le travail de recherche sur le fonctionnement des forums contemporains présents dans l'aire de l'Union européenne rencontre des acteurs bien différents et structurés aussi bien différemment. D'abord le mouvement ouvrier et les industriels, au niveau de l'Union, sont marginaux dans le fonctionnement de l'Union; ils se sont transformés, dans le traité de l'Union européenne (TUE) en « partenaires sociaux », mais, comme je l'ai montré²³, en Grande-Bretagne et dans d'autres États de l'Union, il n'y a pas de « partenaires sociaux » mais deux acteurs « labour and management », alors qu'au Danemark, par exemple, ce ne sont pas des « partenaires » non plus, mais, en danois, par exemple, des *parter*, c'est-à-dire en quelque sorte des « parties propriétaires » du marché du travail, face à l'État. Ensuite, les participants se sont diversifiés, comme les forums eux-mêmes. On s'aperçoit que les organismes représentant les salariés et les employeurs sont de plus en plus assimilés, de fait, et encore plus depuis la crise, à des ONG (Organisations non gouvernementales); la NGO (*Non Governmental-Organization*) est devenue l'atome pertinent du débat, des colloques, des échanges, de l'écriture des *position papers* etc.

23 BARBIER, La longue marche (voir n. 3), p. 207–208 (dans la traduction anglaise: p. 124–125).

Elle se distingue de moins en moins des *lobbies* dont l'action est obscure, et tous ces organismes sont plus ou moins financés par l'Union européenne, sur décision des Commissaires de chaque domaine (et donc dépendants d'eux, de façon discrétionnaire, dans un univers où les conflits d'intérêts sont nombreux et profonds). Ces organismes ne répondent, en général, qu'à leurs mandants et leurs financeurs, et, quand ils sont liés à des réseaux nationaux, ils en sont largement autonomisés. Ainsi telle ONG «bruxelloise» de lutte contre la pauvreté, alors qu'elle est associée à un réseau de correspondants dans les différents pays, n'a aucune règle de représentativité (ou légitimité) vis-à-vis d'eux et ne rend compte qu'à son administration «locale» (à Bruxelles, en l'occurrence, donc, transnationale). Il faut ajouter le *think-tank*, un autre type d'acteur dont la variété et le nombre prolifèrent, au niveau transnational, mais de plus en plus aussi au niveau national. Ce qui différencie peut être le fonctionnement de l'espace transnational qu'étudient les historiens de la protection sociale et les espaces contemporains tient à la diversité des participants, et au «mélange des genres»: tel expert est professeur, il est financé par un *think tank*, et il se peut qu'il agisse aussi pour une organisation d'employeurs, ou un organe bruxellois de syndicat... La diversité des parties prenantes au *grand marché bruxellois du discours* est telle que la langue qui en constitue le véhicule principal, l'anglais, doit être examinée de près. Les *lobbies* et les *think-tanks* jouent un rôle majeur alors qu'ils n'ont pas d'autre source de légitimité que l'identité de leurs financeurs²⁴. Les arènes de décision sont très nombreuses et fragmentées, et enquêter sur leur hiérarchie est à chaque fois une question empirique nouvelle de recherche, alors même qu'on ne peut que constater la prééminence des acteurs économiques et la force sans cesse croissante du droit de l'Union, droit des libertés économiques et de la concurrence, pour l'essentiel, qui s'impose à des domaines de plus en plus étendus²⁵. Ceci est une autre dimension de la réalité que la «domination» (au sens de *Herrschaft*, ou hégémonie), bien réelle elle aussi, de tel ou tel État membre, et les coalitions changeantes ou stables, entre eux.

Ce qui paraît aussi important à souligner, c'est la structuration complexe des forums. Sur ce sujet, l'inspiration des travaux de Bruno Jobert est essentielle, bien qu'il ait peu travaillé sur les forums empiriques transnationaux²⁶. Dans cette optique, on réservera le terme d'*arène* pour distinguer les espaces où se forment les décisions, fréquentés par une catégorie particulière d'acteurs. Il existe des arènes nationales, bien sûr et des arènes transnationales, à distinguer selon les «secteurs» de politique. Quant aux forums, Jobert a proposé d'en distinguer au moins trois types: il y a d'abord les forums scientifiques, peuplés de chercheurs et de professeurs; ensuite, les forums de communautés de politique publique (les spécialistes organisés en communauté qu'on dit aussi «épistémiques»); ensuite, les forums de la communication politique: ces derniers regroupent à la fois les espaces publics (au sens d'*Öffentlichkeiten* où se jouent les débats publics et les élections, etc.) mais ils sont aussi le lieu où se diffusent les discours de communication politique (au sens anglais de *spin*) conçus et promus directement par les «communicants», les *spin doctors*, au service des hommes et femmes politiques. De tels forums existent au plan national; certains sont bi-nationaux; mais, de plus en plus, les forums isolés sont rares et, quand on travaille méthodologiquement sur un forum national, on ne peut faire abstraction du fait qu'il n'est pas fermé, au contraire, il est *de facto* ouvert parce que la majorité des participants sont en liaison avec d'autres participants dans de multiples espaces. Toutefois, quand tel

24 Rubrique sur leur site internet: Home/About us.

25 Jean-Claude BARBIER, Fabrice Colomb (2012): EU Law as Janus bifrons, a Sociological Approach to «Social Europe», dans: Jean-Claude BARBIER (dir.), EU Law, Governance and Social Policy, European Integration online Papers (EIoP), Special Mini-Issue 1, Vol. 16, Article 2, <http://eiop.or.at/eiop/texte/2012-002a.htm>.

26 JOBERT, Le retour du politique (voir n. 15); Pierre MULLER, L'analyse cognitive des politiques publiques: vers une sociologie politique de l'action publique, dans: Revue française de science politique 50/2 (2000), p. 189–208, ici p. 203–206.

ou tel forum national est précisément relié/couplé avec une arène nationale de décision dans son secteur, le forum et l'arène en question sont, au moins pour un temps, *fermés par la langue nationale* concernée. Il existe une myriade de difficultés pour entrer dans les forums, même s'ils sont ouverts, car les »gate-keepers« n'ont pas disparu. Pour parler comme Castoriadis encore, on se trouve plutôt, quand on enquête sur l'intégration européenne, en présence de »magmas« de forums. En outre, ces forums sont de plus en plus hybrides: les participants des arènes, qui sont dans le cercle de la décision, sont tous concernés par la surveillance étroite des acteurs qui se pressent pour en faire partie, mais, dans le cas des forums, ce n'est pas la même chose, les frontières sont floues et poreuses, la plupart sont de fait hybrides, comme tout particulièrement les forums scientifiques, même si la publication dans les revues reste organisée par disciplines et par les pairs. Cette prolifération, qui entraîne en même temps une haute concurrence et un renouvellement des thèmes est particulièrement visible dans les domaines nouveaux, qui viennent à la mode, et qui sont encore faiblement institutionnalisés. J'ai montré quelques-uns de ces aspects dans ma contribution à Béland et Pedersen²⁷.

J'ai été frappé, depuis les années 1990, de l'importance des forums transnationaux, par exemple, dans mes travaux sur la pauvreté et les systèmes de protection sociale des chômeurs. Cette importance ne m'a pas amené à décréter, systématiquement, le primat du transnational. Par exemple, la réforme du service de l'emploi en France est à l'ordre du jour depuis la fin des années 1980: l'OCDE, l'OIT, et au début de façon plus marginale, l'Union européenne (Directions générales et comités divers) se sont engagés dans cette réforme. À un moment donné, des acteurs se saisissent des débats (et d'éventuelles décisions de la Commission) pour faire triompher un type de réforme qu'ils souhaitent. Dans les forums »bruxellois«, une façon de »denrée commune« est diffusée et partagée par des experts, consultants, fonctionnaires, chercheurs, etc. de toute provenance. Ces gens partagent un discours commun, »qui est maintenant toujours en anglais«. Mais il y a loin de la solution standard à la »réforme concrète que le système concret« des décideurs français va décider et mettre en œuvre, en français (voire, en français). Si l'OCDE et la Commission européenne ont ainsi poussé pour qu'on instaure partout des *one-stops* c'est-à-dire des points uniques de réception pour les chômeurs, cette solution est loin d'avoir triomphé partout, à commencer par deux des principaux pays de l'Union, l'Allemagne et la France. Je vais revenir sur ce point ci-après, mais je voudrais dire deux choses pour terminer sur la question des forums.

Ce qui se passe dans tout forum, c'est qu'on se met d'accord, par des moyens divers d'établissement de consensus, sur un »état du monde«: par exemple le marché du travail fonctionne comme ceci, les chômeurs se conduisent comme cela, etc. et d'autres choses bien plus compliquées. Cet état du monde est souvent construit, pour circuler en anglais, dans une forme relativement schématisée. Il fonctionne avec l'usage de codes divers, de mots clés, et d'argumentaires. Les effets d'hégémonie et de domination des forums fonctionnent à plein: c'est l'inégalité qui règne, inégalités entre les disciplines, entre les pays, entre les secteurs et sous-secteurs de politique publique. L'état du monde en question est le résultat d'une lutte acharnée; c'est le contraire de la démocratie délibérative à la Habermas. On est vraiment alors dans la réalisation d'une des hypothèses de Max Weber. Les intérêts pour le dire vite, se battent via les »idées«:

»Interessen, materielle und ideelle, nicht: Ideen, beherrschen unmittelbar das Handeln der Menschen. Aber: die »Weltbilder« welche durch »Ideen« geschaffen wurden, haben sehr oft als Weichensteller die Bahnen bestimmt, in denen die Dynamik der Interessen das Handeln fortbewegte²⁸?«

27 Jean-Claude BARBIER, Languages of »Social Policy« at »the EU level«, dans: Daniel BELAND, Klaus PEDERSEN (dir.), *Analyzing Social Policy Concepts and Language: Comparative and Transnational Perspectives*, Cambridge 2014, p. 59-81.

28 Max WEBER, *Gesammelte Aufsätze zur Religionssoziologie I*, Tübingen 1978, p. 252.

Ces *Weltbilder* sont portées par une variété considérable d'acteurs sociaux. L'accord temporaire sur l'état du monde débouche sur des accords à propos de la façon de le faire changer ou de le maintenir: des orientations prescriptives, dont une part importante ne participe pas du droit contraignant.

Par exemple, à un moment donné, la flexicurité/flexicurity, devient une sorte de «monnaie» circulante²⁹; il s'agit de l'imposer, pour ses protagonistes, comme discours dominant, de façon que, comme le disait ingénument un de mes interviewés, en 2005, «sur l'idée tout le monde est d'accord, il n'y a que les attardés qui s'en défient». Il y a des forums danois, français, allemands, etc. de la «flexicurity», on les a observés d'abord par exemple à l'université (forums scientifiques); mais il y a aussi des forums nationaux parmi les communautés correspondantes de politiques publiques. Les forums transnationaux correspondants (scientifique, de communautés de politique) sont articulés avec les précédents. Les règlements de compte arrivent rarement, mais c'est là que cela devient intéressant. J'ai raconté ailleurs qu'à un débat au parlement européen, en 2007, John Monks, ancien secrétaire général de la CES (ETUC) refusait mordicus de se laisser emmener, dans un accord sur la flexicurité, des «partenaires sociaux» européens³⁰. En tant que Britannique, et ancien secrétaire du TUC, il était bien placé pour savoir la limite du terme *social partners* en anglais mais la bataille, à laquelle il a finalement résisté, était menée par la Commission européenne, entre autres, et les autorités danoises, avec l'appui du patronat européen, pour faire accroire au public concerné que, précisément, «tout le monde était d'accord». Pendant ce temps, plusieurs professeurs, transformés en «experts» et rémunérés, voire recrutés à la tête de tel ou tel «think tank», diffusaient des «modèles» très sophistiqués de «flexicurity», censés mettre tout le monde d'accord. Il restait pourtant des hommes ou femmes politiques qui résistaient à ce bel unanimité. Franz Müntefering, ancien président du SPD, et vice-chancelier d'un des gouvernements de Mme Merkel, qualifia la *flexicurity*: «Es ist ein unechtes Wort», car elle annonce une solution facile alors qu'il n'en existe pas («eine leichte Lösung, die es aber nicht gibt»). C'était en 2007, en pleine conférence sur la promotion de la flexicurité.

L'autre aspect, enfin, des forums contemporains sur lequel j'insisterai, c'est la trace permanente des rivalités nationales. Si, en tant que chercheur, il se laisse «capturer» par les milieux de la Commission (ce qui est une tendance logique de la proximité des formes des élites, universitaire, administrative), le scientifique adopte vite le langage de la dénonciation des «égoïsmes nationaux», face à l'apparente noblesse de ceux, qui, au sein des services des directions générales, s'échinent à faire triompher un intérêt commun, censé ne pas être «égoïste». Mais le rôle du sociologue, dans ces forums, est de voir ce qui fait finalement qu'il y a accord, avec la prosaïque réalité des «égoïsmes» tels qu'ils sont, et de la «noblesse» telle qu'elle est, empiriquement. Pendant les quelque vingt ans de mon travail d'enquête, et encore aujourd'hui, je rencontre partout ces rivalités nationales. En France, on les baptise souvent défense du «modèle français», comme s'il existait quelque chose comme un modèle, c'est-à-dire, au fond, quelque chose à imiter et à «transférer» comme disent les politistes, ce qui supposerait qu'il existe quelque chose de cohérent, ou, encore un «modèle français» au sens d'un ensemble de relations qu'on pourrait «modéliser». Il n'existe rien à rencontrer de tel dans les forums, mais il s'y joue une lutte acharnée pour faire triompher, dans le combat pour établir «l'état du monde» qui fera consensus pour un temps, les intérêts nationaux: d'ailleurs, les rivalités sont souvent assez stables pour une période

29 Jean-Claude BARBIER, From Political Strategy to Analytical Research and Back to Politics, a Sociological Approach of «Flexicurity», dans: Henning JØRGENSEN, Per KONGSHØJ MADSEN (dir.), *Flexicurity and Beyond, Finding a New Agenda for the European Social Model*, Copenhague 2007, p. 155–188.

30 Jean-Claude BARBIER, Le voyage des idées politiques: une exploration européenne, dans: *Les politiques sociales*, dossier La flexicurité: mutation symbolique de la sécurité 3 et 4 (2012), p. 53–67.

assez longue. Ainsi l'opposition britannique-français dans la stratégie européenne de l'emploi (SEE) est une donnée que nous avons été plusieurs à repérer sur une longue durée. Il est important de continuer à élaborer, à travers la recherche sur les forums, les outils méthodologiques dont nous avons besoin.

BÉNÉDICTE ZIMMERMANN

POSTFACE

Au-delà de Bismarck – un modèle de solidarité et de partage du risque

Les contributions réunies dans ce dossier appréhendent, chacune à leur manière, les assurances ouvrières promulguées sous l'autorité du Chancelier Otto von Bismarck, à partir d'un jeu d'échelles spatiales et temporelles¹. Elles montrent de façon éclairante en quoi faire varier la focale d'analyse permet de déplacer les questionnements et d'introduire une distance critique par rapport l'objet, en l'occurrence le «modèle bismarckien» ou les «assurances bismarckiennes».

À travers les arcanes de la politique du Chancelier, les enjeux et les acteurs, les arènes et les scènes qui ont contribué à la façonner (Jürgen Kocka); à travers la manière dont les gouvernements allemands successifs se sont ensuite rapportés à Bismarck (Gabriele Metzler); en suivant la mobilité d'étudiants japonais et américains dans les universités du Kaiserreich et en explorant comment les idées et les enseignements qu'ils y trouvent en viennent à s'agrèger à leur retour en «modèle bismarckien» (Erik Grimmer-Solem); en explorant l'influence des organisations internationales au tournant du XX^e siècle (Sandrine Kott); en attirant notre attention sur la façon dont la référence à Bismarck est (re)travaillée par les instances européennes du XX^e siècle (Arnaud Lechevalier); ou encore en retraçant la circulation des mots et des langues en-dehors de leur communauté linguistique d'origine et en pointant la pluralité des espaces sémantiques associés (Jean-Claude Barbier), les différents contributeurs se confrontent à la même question: pourquoi parle-t-on de «modèle bismarckien»? Pourquoi Bismarck a-t-il laissé son nom à ce qui a été érigé en un modèle de protection sociale?

Gabriele Metzler montre comment la référence à Bismarck se transforme dans les vicissitudes de ses appropriations ou mises à l'écart par des gouvernements aux couleurs politiques changeantes. Erik Grimmer-Solem met en lumière le rôle des institutions académiques allemandes dans la circulation des idées et la constitution d'un modèle allemand. Sandrine Kott et Arnaud Lechevalier soutiennent de manière plus radicale l'absurdité qu'il y a à parler de «modèle bismarckien», et ce pour deux raisons. D'abord parce que les trois lois d'assurance contre la maladie (1883), les accidents du travail (1884), l'invalidité et la vieillesse (1889) s'écartent dans leur forme finale des principes défendus par Bismarck en matière de financement, puisque c'est l'idée de cotisations patronales et salariales qui a finalement été retenue au détriment d'un financement intégral par l'État. Ensuite, parce que ces assurances sont redevables d'expériences locales et étrangères préalables et donc d'un processus de circulation qui dépasse la seule personne de Bismarck. Jürgen Kocka converge vers une conclusion similaire: les assurances du Kaiserreich ne sont pas spécifiquement l'œuvre de Bismarck, mais résultent d'une coconstruction associant une diversité d'acteurs, à différents échelons du Reich (des municipalités au parlement) et au-delà. Son propos se veut cependant plus nuancé. Tout en suggérant qu'il serait préférable de ne pas parler d'«assurances sociales bismarckiennes», il insiste sur la paternité bismarckienne de ces lois: Bismarck en a été l'initiateur et c'est sous son gouvernement qu'elles ont été promulguées. Ces simples faits permettent de comprendre l'attachement du nom du

1 Jacques REVEL (dir.), *Jeux d'échelles*, Paris 1996.

Chancelier aux assurances ouvrières du Kaiserreich. Mais ils laissent entière la question de pourquoi et comment ces dernières ont été érigées en modèle de protection sociale.

À cette question, les auteurs apportent des réponses moins tranchées; ils identifient un faisceau d'éléments dispersés dont il conviendrait d'établir les interdépendances et les articulations, entre enjeux domestiques et circulations transnationales. Mises bout à bout les contributions offrent des pistes stimulantes pour établir un programme de recherches socio-historiques sur la constitution, les usages et la transformation des modèles de politique sociale. Mais un tel programme reste à construire et je me contenterai ici d'approfondir la piste du rapport entre innovation et constitution de modèles suggérée au détour d'un paragraphe par Jürgen Kocka. Elle pose la question des conditions dans lesquelles une innovation, lorsqu'elle est mise en œuvre à grande échelle et qu'elle s'inscrit dans la durée, peut générer un effet de modèle.

Le cas des assurances ouvrières instaurées sous Bismarck se prête tout particulièrement à une réflexion sur la place et le rôle de l'innovation dans le processus de modélisation, plus exactement sur la tension entre l'innovation et sa cristallisation dans des traits suffisamment stables pour être identifiables comme caractéristiques d'un modèle. Jürgen Kocka voit de telles caractéristiques dans un accès aux prestations fondé sur des critères de droit plutôt que de besoin, dans le caractère obligatoire du dispositif ou encore la définition de nouvelles communautés de solidarité qui se différencient des municipalités jusqu'alors en charge de l'assistance. Ces caractéristiques sont significatives d'une nouvelle manière de concevoir le social autour de la notion de risque². C'est là un point décisif qui mérite toute notre attention pour faire sens du modèle associé aux assurances »bismarckiennes«, mais aussi pour cerner les enjeux de sa remise en question aujourd'hui. Commençons par examiner les principaux éléments fondateurs du modèle.

Pour faire court, l'assurance substitue le langage du droit et du risque à celui du devoir et de la faute qui caractérisait jusqu'alors l'assistance. Elle mobilise des techniques statistiques et juridiques d'identification et de regroupement des individus, qui délimitent de nouveaux espaces et modes d'intervention publique comme alternative à la logique discriminatoire de l'assistance. Elle consacre une rupture entre politique d'assistance aux pauvres (*Armenpolitik*) et politique de protection ouvrière (*Arbeiterpolitik*), dans laquelle on peut voir un clivage historique au fondement de l'État social contemporain³. L'idée de partage du risque qui l'accompagne introduit les prémisses d'une responsabilité collective là où régnait jusqu'alors le primat de la responsabilité individuelle ou de la solidarité de proximité⁴.

Mais la portée de cette politique reste limitée sous le Kaiserreich. Elle s'adresse au cœur productiviste de la population ouvrière, laissant pour compte les travailleurs qui évoluent aux marges de la pauvreté, du travail et du non-travail. Seuls les ouvriers répondant à des critères restrictifs sont admissibles dans le cercle des assurés sociaux. Dans le cas de l'assurance maladie, ils doivent exercer une activité non temporaire, avoir un contrat de travail d'une validité supérieure à une semaine et travailler dans l'un des secteurs d'activités listés par la loi⁵. Cette accep-

2 Bénédicte ZIMMERMANN, La constitution du chômage en Allemagne. Entre professions et territoires, Paris 2001.

3 Stephan LEIBFRIED, Florian TENNSTEDT (dir.), Die Spaltung des Sozialstaates, Francfort/Main 1985.

4 Le principe de la responsabilité collective, notamment en cas de maladie, existait déjà dans le cadre de caisses locales, professionnelles ou de fonds mutualistes. Voir Georg STEINMETZ, Regulating the Social. The Welfare State and Local Politics in Imperial Germany, Princeton, 1993, p. 125-126. Sur l'invention d'un espace social autour de la notion de risque, voir Jacques DONZELOT, L'invention du social. Essai sur le déclin des passions politiques, Paris 1984; Ulrich BECK, Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne, Francfort/Main 1986; François EWALD, L'État providence, Paris 1986; Adalbert EVERS, Helga NOWOTNY, Über den Umgang mit Unsicherheit. Die Entdeckung der Gestaltbarkeit von Gesellschaften, Francfort/Main 1987.

5 »Gesetz betreffend die Krankenversicherung der Arbeiter«, Reichsgesetzblatt 1883, 9, p. 73 sq.

tion exclut entre autres le personnel de maison (*Gesinde*), les ouvriers agricoles (*Landarbeiter*), les travailleurs à domicile (*Heimarbeiter*) et les journaliers. Elle coïncide avec la définition de l'*Arbeiter* proclamée en 1848 par le Congrès général des ouvriers allemands, puis reformulée en 1869 par le Code de l'industrie et de l'artisanat (*Gewerbeordnung*)⁶, à cette figure sa légitimité.

Les classifications socioprofessionnelles élaborées en vue de la mise en œuvre du projet assurantiel viennent préciser les contours du groupe des ouvriers. Le premier recensement professionnel et industriel de l'Empire entrepris en 1882 répond à cet objectif. Il combine deux principes de classification du monde du travail: maître, compagnon, apprenti, d'une part; ternaies, *Angestellter*, employeur de l'autre. Le croisement de ces six positions avec la profession et le domaine d'activité préside à la définition de catégories socioprofessionnelles construites autour de la position dans la profession (*Stellung im Beruf*). Faiblement hiérarchisée, la topographie sociale ainsi produite reflète une classification fort hétérogène, se référant tantôt à un produit (bougies, savon, cannes, parapluies, corsets, etc.), tantôt à une spécialité professionnelle (affûteurs, couvreurs, etc.).

Cette logique de construction de groupes professionnels relativement larges, à partir du croisement de la branche d'activité et de la position de l'individu dans l'entreprise, trouve sa pertinence dans l'objectif de construire des catégories susceptibles de favoriser un équilibre du risque. Illustrant la dialectique qui s'instaure à la fin du XIX^e siècle entre mises en forme statistiques et définition des politiques publiques, le recensement de 1882, destiné à fournir les bases techniques de la politique assurantielle, tend plus généralement à produire des catégories de référence pour de futures politiques sociales⁷. Mobilisées à l'occasion des recensements de 1895 et 1907, opératoires dans leurs grandes lignes jusqu'en 1925, ces catégories conçues en 1882 pour servir le projet assurantiel sont investies, une fois établies, d'un caractère de naturalité d'autant plus fort qu'elles se trouvent ensuite actualisées à travers le fonctionnement des assurances ouvrières. Aussi par l'intermédiaire des catégories statistiques sur lesquelles elles s'appuient, ces dernières contribuent-elles à produire une nouvelle cartographie de la société, une nouvelle manière de lire et de produire le social.

Le risque, tel qu'il est construit par la législation promulguée sous Bismarck, procède d'un double principe d'association des individus: à la fois territorial et professionnel. Alors que l'assurance maladie, instaurée en 1883, procède d'un mélange de logiques territoriales et professionnelles de partage du risque⁸ et reste, par son enracinement local, dans une grande proximité avec le type d'articulation entre travail et territoire au fondement de l'assistance, l'assurance accident consacre la branche comme entité de partage du risque, selon une logique strictement professionnelle⁹. L'assurance invalidité-vieillesse, quant à elle, inaugure une nouvelle forme de

6 Le Code prussien est étendu en 1871 à l'ensemble du *Reich*. Son titre VII régleme les relations de travail des ouvriers de l'artisanat et de l'industrie. Il concerne plus précisément les »Gewerbegehilfen, Gesellen, Lehrlinge, Fabrikarbeiter« (Gewerbeordnung vom 21. Juni 1869, 1875: p. 33 sq.).

7 En France, Émile Cheysson, ingénieur social leplysien, fait du recensement professionnel allemand de 1882 un modèle à suivre afin de disposer d'un »relevé indispensable à une bonne assiette des lois sociales«. D'après Yves BRETTON, Émile Cheysson et l'économie sociale, dans: Jean LUCIANI (dir.), Histoire de l'Office du travail (1890-1914), Paris 1992, p. 188.

8 À côté des caisses locales (*Ortskrankenkassen*) créées par la loi selon un principe mixte d'organisation professionnelle et territoriale, subsistent les caisses préexistantes à la législation: celles des entreprises (*Betriebskrankenkassen*), des corporations (*Innungskrankenkassen*) ou encore des fonds mutualistes du mouvement ouvrier (*Freie Hilfskrankenkassen*). Voir notamment Sandrine KOTT, L'État social allemand. Représentations et pratiques, Paris 1995, p. 30-31.

9 Le risque est porté par les *Berufsgenossenschaften*, associations patronales instituées par la loi de 1884 selon un principe de regroupement des entreprises par branches au niveau du *Reich* ou à des échelons intermédiaires selon le degré de cartellisation et la taille des entreprises.

regroupement territorial des individus par la création en 1889 des *Landesversicherungsanstalten* à l'échelon du *Land*. Si, comme le suggère François Ewald, l'assurance procède, par rapport à l'assistance, d'une »reterritorialisation du lien social« autour de la définition de communautés de risque¹⁰, cette reterritorialisation présente dans le cas de la législation du Kaseirreich de multiples facettes, impliquant diverses combinaisons de regroupements professionnels et territoriaux des individus. Cette diversité permet de comprendre pourquoi les assurances ouvrières ont pu fonctionner comme un référent aux usages multiples, voire contradictoires, dans les débats politiques ultérieurs, comme le montre Gabriele Metzler.

C'est pourtant bien un nouveau modèle de solidarité, par comparaison avec celui de l'assistance, qu'instaurent les assurances ouvrières. Certes composite, inégalitaire et partiel, ce modèle institutionnalise un mode de définition et de hiérarchisation du social autour du travail salarié qui marquera un siècle de politique sociale allemande, plus largement européenne. Ce point s'avère d'autant plus important si l'on considère les remises en question contemporaines du modèle. Les lois Hartz ont été en Allemagne à partir de 2003 une importante source de remise en question des politiques sociales liées au marché du travail. Elles redonnent un poids plus important à la logique de l'assistance et introduisent des pratiques de »workfare« qui rappellent, par certains aspects, les politiques de »travaux d'urgence« de la fin du XIX^e siècle. Elles établissent une nouvelle donne entre responsabilité collective et individuelle, et amorcent un déplacement de paradigme, du risque prévisible et collectivement assumé, vers celui de l'incertitude contre laquelle l'individu est sommé de s'équiper par différentes formes de capitalisation (de savoir pour faire face à l'incertitude du marché du travail, d'actifs financiers pour parer à l'incertitude des vieux jours etc.). À travers ce déplacement, c'est le principe même de solidarité, la manière de faire société et de concevoir le social qui sont remis sur le métier¹¹.

Activer les demandeurs d'emploi tel était l'objectif des lois Hartz. Pour ce faire, elles ont limité l'allocation chômage à 12 mois (pour les moins de 45 ans) et instauré l'obligation d'un retour à l'emploi pour bénéficier de l'aide sociale à l'issue de ces 12 mois. Elles ont ainsi encouragé la création massive d'emplois aux conditions dégradés: des jobs dits »à 1 euro«, à moins de 400 euros mensuels sans cotisations sociales¹². Ces mesures ont mécaniquement fait chuter le taux de chômage, mais elles ont aussi considérablement augmenté la précarité et la pauvreté. Moins de chômeurs, mais plus de pauvres. Ce jeu de bascule statistique du chômage vers la pauvreté s'accompagne d'un effet de stigmatisation des chômeurs et a fait resurgir la vieille image de la fin du XIX^e siècle du chômeur paresseux, moralement coupable et responsable de son sort. Il en résulte un clivage social marqué entre ceux qui ont un emploi »classique« et ceux qui évoluent aux marges du marché du travail, qui n'ont pas accès aux mêmes protections, aux mêmes possibilités de formation et ont d'autant moins de chances de revenir vers l'emploi classique, alors même que ces emplois dégradés étaient censés favoriser leur réinsertion sur le marché du travail.

Comme le soulignent Arnaud Lechevalier et Jean Claude Barbier, ces transformations nationales des politiques sociales ne peuvent être analysées indépendamment des impulsions de la Commission européenne en vue d'une »modernisation du modèle social européen«. À travers des notions comme celle d'»activation«, d'»employabilité« ou d'»investissement social«, les

10 EWALD, L'état providence (voir n. 4), p. 403, 527.

11 Bénédicte ZIMMERMANN, Changes in work and social protection: France, Germany and Europe, dans: International Social Security Review 59/4 (2006), p. 29-45; Guillaume DUVAL, Made in Germany. Le modèle allemand au-delà des mythes, Paris 2013; Franz SCHULTHEIS, Kristina SCHULZ (dir.), Société à responsabilité limitée. Enquête sur la crise du modèle allemand, Paris 2015.

12 Gerhard BÄCKER, Arbeit um jeden Preis. Um- und Abbau des Sozialstaates durch Niedriglohnbeschäftigung dans: WISO. Wirtschafts- und Sozialpolitische Zeitschrift des Instituts für Sozial- und Wirtschaftswissenschaften Linz, 25/3 (2002), p. 69-103.

instances européennes diffusent un corpus réformateur commun, une représentation européenne de ce que doit être une «bonne» politique de l'emploi et de la protection sociale. L'importance ainsi prise par les transactions internationales amène à questionner la pertinence contemporaine de la notion de modèle national. En l'absence d'un système politique européen plus intégré, la mise en œuvre de référentiels communs se heurte toutefois à d'indéniables limites. Leur opérationnalisation est tributaire de leur traductibilité dans des espaces sémantiques et institutionnels nationaux, mais aussi de configurations d'acteurs contrastées d'un pays à l'autre. Il en résulte de fortes variations nationales¹³.

La vivacité de la référence au «modèle allemand» dans les débats politiques français des quinze dernières années illustre la forte pertinence que gardent les cadres nationaux. Les malentendus et le brouillage qui caractérise l'évocation de ce modèle frappent cependant. De quoi parle-t-on au juste aujourd'hui, lorsqu'on convie le modèle allemand en France? Faible taux de chômage, baisse des charges sociales, compétitivité des entreprises, croissance économique: le modèle est caractérisé par ses performances, mais la confusion et les désaccords s'installent dès lors qu'il s'agit d'en identifier les principes fondateurs. La difficulté est d'autant plus grande que le système socio-économique allemand contemporain est lui-même composé d'éléments en tension. Les assurances sociales dites bismarckiennes en constituent une pierre, il convient d'y ajouter le droit du travail weimarien et le «modèle» de relations professionnelles qu'il instaure, la reformulation de ce dernier après la Seconde Guerre mondiale, mais aussi les nouvelles orientations introduites par le gouvernement Schröder et les lois Hartz. Conformément à ces dernières, la réduction des prestations sociales est en passe de devenir le trait d'un nouveau modèle allemand. Mais à lui seul ce trait ne peut être source de performance, il l'est parce qu'il s'articule à d'autres caractéristiques historiques du modèle allemand, en particulier celles posées par les juristes de la république de Weimar. En 1922, Heinz Potthoff, juriste d'obédience libérale démocrate, écrivait: «la relation de travail n'est pas en premier lieu une relation contractuelle, mais une relation sociale»¹⁴. Cette petite phrase offre une clé de compréhension du système allemand de relations professionnelles. Distinct de la pure relation d'échange, la relation de travail est conçue comme une relation interpersonnelle qui fait intervenir des personnes humaines, avec leurs attentes propres, de respect, de reconnaissance, de dignité. À ce titre, elle implique un ensemble de droits et de devoirs réciproques tels que la loyauté et la sécurité. Le droit weimarien fait ainsi du collectif des employeurs et des salariés sa source, il les réunit dans une même communauté orientée vers un effort productif commun, consolidant le principe des assurances ouvrière du Kaiserreich, tout en le dépassant. L'idée d'une responsabilité collective, associant employeurs et salariés et incarnée par la codétermination, est ici décisive. Comme le souligne Arnaud Lechevalier, elle n'est pas étrangère à la rapidité avec laquelle l'Allemagne a réussi à surmonter la crise de 2008.

Mais comment ce pilier historique du modèle allemand, à savoir l'implication des salariés avec les employeurs dans une communauté de production solidairement responsable de ses résultats, est-il conciliable sur le moyen terme avec la réduction des prestations sociales, le renforcement de la responsabilité individuelle et l'instauration d'un salariat à deux vitesses? La capacité à se serrer les coudes en temps de crise au nom du bien commun de l'entreprise est un atout indéniable. Cependant, elle suppose des contreparties pour les salariés et une convention de confiance entre les différentes parties-prenantes de l'entreprise. La question se pose dès lors de

13 Pour une comparaison entre la France et l'Allemagne en matière de politiques de lutte contre le chômage, voir Sabine RUDISCHHAUSER, Bénédicte ZIMMERMANN, De la critique à l'expertise. La modernisation de l'action publique: le cas du chômage en France et en Allemagne, dans: Bénédicte ZIMMERMANN (dir.), Les sciences sociales à l'épreuve de l'action. Le savant, le politique et l'Europe, Paris 2004, p. 247-285.

14 Heinz POTTHOFF, *Das neue Arbeitsrecht*, Munich 1922, p. 15.

savoir si les nouveaux ingrédients du modèle allemand du XXI^e siècle introduits par les lois Hartz ne risquent pas à termes d'entamer son socle historique qui reste pourtant un point d'appui décisif de la performance économique allemande. L'Allemagne a basculé en un siècle d'un modèle social vers un modèle économique, mais n'est-elle pas aussi inexorablement entraînée à miner l'édifice social qui soutient ce dernier ?

Le retour aux assurances sociales du Kaiserreich opéré dans ce dossier montre que le défi des réformes contemporaines de la protection sociale, n'est pas seulement financier, il est également politique et éthique. Il met en jeu les projets de société sur lesquels ont été bâtis la France et l'Allemagne au cours du dernier siècle; projets dans lesquels l'emploi et les assurances sociales pourvoient aussi bien à la sécurité individuelle que collective et à l'intégration sociale. Or de plus en plus de personnes se trouvent aujourd'hui rejetées aux marges ou hors du travail, et par conséquent d'une protection sociale historiquement fondée sur l'emploi. Réformer la protection sociale s'avère donc une nécessité, mais une telle réforme ne soulève pas seulement des enjeux techniques, financiers et économiques, elle pose la question des conceptions de la solidarité, de la justice et du bien commun susceptibles de présider à un projet de société renouvelé.

Nekrologe

FLORENTINE MÜTHERICH

(1915–2015)

Florentine Mütterich s'est éteinte à Munich le 12 juin 2015, quelques mois à peine après que de nombreux amis et collègues l'aient entourée à l'occasion de son entrée dans sa cent unième année. Avec elle disparaît, au terme de soixante quinze ans d'activité scientifique presque ininterrompue, une exceptionnelle et charismatique personnalité de savante et de médiéviste, l'une de celles qui a le plus contribué, après la Seconde Guerre mondiale, à renforcer et confirmer le rôle de *leader* de l'érudition allemande dans le domaine des études sur l'art du haut Moyen Âge européen, ses intérêts s'étant plus particulièrement attachés, dans ce champ particulier, aux manuscrits enluminés carolingiens, ottoniens et romans.

Sans entrer dans le détail de sa considérable bibliographie, qui consiste essentiellement en publications savantes, mais compte aussi quelques ouvrages de synthèse destinés au public cultivé, rappelons ici les principaux jalons de sa carrière. Son premier travail fut une thèse sur l'orfèvrerie de la région rhénane à l'époque des Hohenstaufen soutenue à Berlin en 1940, sous la direction du professeur Wilhelm Pinder. Ce n'est qu'en 1949 que Florentine Mütterich entra véritablement dans la vie professionnelle, sa carrière se déroulant désormais à Munich où elle anima, aux côtés du professeur Ludwig Heydenreich, le tout nouveau Zentralinstitut für Kunstgeschichte, auquel elle restera attachée jusqu'en 1980, tout en assurant parallèlement la rédaction de l'excellente revue «Kunstchronik», et en enseignant à la Ludwig-Maximilians-Universität de Munich, puis, en tant que *visiting professor*, à l'université Columbia de New York. Son nom restera surtout attaché à l'aboutissement de deux entreprises scientifiques majeures, les «Denkmale der deutschen Könige und Kaiser», auxquels elle collabora, de 1962 à 1983, aux côtés des professeurs Percy Ernst Schramm et Hermann Fillitz, poursuivant parallèlement, à partir des années 50, la publication du titanesque corpus des manuscrits enluminés carolingiens («Die karolingischen Miniaturen») entrepris dès 1908 par le professeur Wilhelm Koehler pour le compte du Deutscher Verein für Kunstwissenschaft. Elle bénéficia tout au long de cette tâche, des avis du grand expert qu'était, en matière de paléographie carolingienne, le professeur Bernhard Bischoff. Son immense contribution à la connaissance de l'art du haut Moyen Âge fut reconnue par une *Festschrift* qui lui fut remis en 1985 à l'occasion de son 70^e anniversaire par des collègues venus de tous les horizons (Studien zur mittelalterlichen Kunst 800–1250. Festschrift für Florentine Mütterich zum 70. Geburtstag, éd. Katharina Bierbrauer, München 1985). Dix ans plus tard, ceux-ci se réunissaient à nouveau pour la fêter, ce qui donnait lieu notamment à la publication d'une mise à jour de sa bibliographie (Schriften zur Kunst des frühen und hohen Mittelalters. Bibliographie Florentine Mütterich zum 26. Januar 1995, éd. Karl Dachs, Matthias Exner, Ulrich Kuder, Ursula Nilgen, München 1995). Cet événement ne marqua nullement le terme de ses activités scientifiques pourtant déjà impressionnantes: son indomptable énergie lui permit encore de faire paraître, – avec l'aide de jeunes collègues, ses anciens disciples, Katharina Bierbrauer, Matthias Exner et Fabrizio Crivello, aujourd'hui professeur à l'université de Turin –, les deux derniers volumes de la série «Die karolingischen Miniaturen», le volume VII, consacré aux manuscrits du groupe franco-saxon (Berlin 2009), et

le volume VIII, contenant les addenda et l'index général des volumes précédents (Berlin 2013). Bel exemple de la capacité allemande de mener à terme un projet scientifique de longue haleine! Et tout cela sans compter les nombreux articles et contributions accompagnant les facsimilés de manuscrits, tous relevant de la période qui lui tenait le plus à cœur, le haut Moyen Âge et l'ère ottonienne.

Grande voyageuse, Florentine Mütterich parlait couramment plusieurs langues, notamment le français et avait tissé peu à peu, grâce à sa personnalité rayonnante, un solide réseau de relations à travers le monde, se liant d'amitié avec les représentants les plus en vue de cette génération légendaire d'historiens de l'art médiéval qu'étaient Otto Pächt, Ernst Kitzinger, Kurt Weitzmann, Hanns Swarzenski et d'autres. Je me souviens encore du joyeux trio qu'elle formait avec Ludwig Heydenreich et Carl Nordenfalk, lorsque je les croisais à New York, en 1970, à l'occasion de la mémorable exposition »The Year 1200« organisée au Metropolitan Museum par Florens Deuchler et Konrad Hoffmann. Pour la poursuite du corpus carolingien de Koehler dont elle avait assumé la charge, elle était devenue, dès les années 1950, une lectrice assidue du département des Manuscrits de la Bibliothèque nationale que dirigeait alors (de 1945 à 1962) mon maître Jean Porcher, autre figure éminente, qui contribua tant au renouveau des recherches sur l'enluminure médiévale, jusque-là un peu délaissées au sein de ce département. Avec l'appui de l'administrateur Julien Cain, Jean Porcher venait d'organiser coup sur coup, en 1954 et en 1955, deux expositions mémorables, sur les »Manuscrits à peintures en France du VII^e au XII^e siècle« et sur les »Manuscrits à peintures en France du XIII^e au XVI^e siècle«. Il aida maintes fois Florentine, qui lui vouait un véritable culte et évoquait toujours son souvenir avec émotion. C'est sans doute à ses liens avec Jean Porcher, mais aussi avec André Grabar, Louis Grodecki et Marie-Madeleine Gauthier, qu'elle fut appelée à collaborer à la prestigieuse collection »L'Univers des formes«, lancée par André Malraux, rédigeant dans le volume consacré au siècle de l'an Mil, paru en 1973, les chapitres sur l'enluminure continentale des X^e et XI^e siècles, principalement ottonienne, Francis Wormald s'étant réservé pour sa part la production insulaire de l'école dite de Winchester. Élue en 1968 à la Société nationale des Antiquaires de France, au titre d'associé correspondant étranger, puis de correspondant honoraire à partir de 1988, elle participait, à l'occasion de ses séjours parisiens, aux débats de cette assemblée et y fit deux communications (Le scriptorium de Saint-Germain-des-Prés au IX^e siècle, dans: Bulletin de la Société nationale des Antiquaires de France [1968], p. 210–212; À propos de la Cathedra Sancti Petri, *ibid.* [1976], p. 193–199).

J'ai eu personnellement le privilège d'approcher et d'échanger avec Madame Mütterich (nous l'appelions familièrement entre nous Florentine), quasiment dès mon entrée au département des Manuscrits, en 1967. Pour ce département, en souvenir des années Porcher, Florentine s'est toujours montrée d'une inépuisable générosité, nous procurant sans discontinuer les publications les plus récentes parues en Allemagne ayant trait aux manuscrits. Nous avions ainsi la primeur, grâce à elle, des dernières avancées de la recherche sur les manuscrits médiévaux Outre-Rhin. Peu après mon départ à la retraite en 2003, d'autres collègues plus jeunes, Marie-Pierre Laffitte et Charlotte Denoël, ont pu apprécier à leur tour son aide efficace et sa disponibilité, lorsqu'elles préparaient leur grande exposition »Trésors carolingiens. Livres manuscrits de Charlemagne à Charles le Chauve«, tenue en 2007. Parmi les services signalés qu'elle rendit à notre département, il me plaît de rappeler le rôle tout à fait décisif, bien que discret, qu'elle joua, aux côtés de Marcel Thomas, dans l'acquisition par la Bibliothèque nationale des »Heures de Jeanne de Navarre«. Je n'entrerai pas ici dans les détails de cette affaire rocambolesque, qui a été fort bien narrée par Christopher de Hamel (Les Rothschild collectionneurs de manuscrits, Paris 2004, p. 80–81). Toujours est-il que c'est en partie grâce à ses conseils avisés que ce chef d'œuvre de l'enluminure parisienne du XIV^e siècle, provenant des collections d'Edmond de Rothschild, et spolié par les occupants Nazis pendant la dernière guerre, trouva son

havre final dans notre département, après de délicates tractations, et à la satisfaction des différentes parties concernées.

Je n'aurai garde d'oublier son intervention dans l'obtention auprès de la fondation Fritz Thyssen d'un mécénat qui permit de lancer en 1988 un projet qui nous tenait à cœur, celui du catalogage des manuscrits enluminés d'origine germanique de la BnF. Là encore la diplomatie et l'entregent de la chère Florentine firent merveille, car elle eu l'idée de trouver un relais parisien pour le suivi technique et la gestion financière de l'entreprise, qui furent pris en charge par l'Institut historique allemand de Paris, en accord avec son directeur d'alors, le professeur Werner Paravicini, efficacement secondé par son adjoint, Harmut Atsma, autre figure très populaire au département des Manuscrits. J'ai le grand plaisir d'annoncer ici que ce catalogue, dont un premier volume (*Manuscrits enluminés d'origine germanique*, t. 1: X^e–XIV^e siècle) rédigé par Claudia Rabel, avec la collaboration d'Isabelle Delaunay, avait paru en 1995, a été repris en main, après bien des palinodies et des interruptions, par ma jeune collègue Laure Rioust et devrait trouver prochainement son aboutissement.

Femme d'action, Florentine n'était pas une grande épistolière. Pour poser une question, évoquer un problème ou diffuser une information, elle préférait de loin les commodités du téléphone. J'ai eu avec elle, jusque dans les années récentes, de mémorables et longs échanges téléphoniques, au cours desquels nous passions en revue les événements du jour, nouvelles publications, expositions, ventes de manuscrits, problèmes de commandes photographiques, etc. Je me souviens encore des multiples appels et relances qu'elle me fit, en 2008–2009, pour obtenir de nouvelles prises de vue des pages enluminées des »Évangiles de Jouarre«, pour les planches qui devaient accompagner un de ses derniers grands travaux, le volume du corpus de Koehler consacré aux manuscrits franco-saxons. On ne disposait alors pour cet insigne représentant de l'enluminure carolingienne, conservé à l'évêché de Meaux, que de médiocres photographies noir et blanc remontant à l'époque où le chanoine Leroquais l'avait publié pour la première fois. C'est grâce à la ténacité de notre vénérable collègue munichoise, à la compréhension de l'évêque de Meaux, Frère Albert-Marie de Monléon, o. p., et à l'appui de Thierry Delcourt, lointain successeur de Jean Porcher à la tête du département des Manuscrits, que le précieux volume put être déplacé à Paris, pour être entièrement numérisé dans les ateliers photographiques de la Bibliothèque nationale de France. Les excellentes images couleur du manuscrit prises à cette occasion purent ainsi être publiées dans le corpus et, autre retombée heureuse de l'opération, le manuscrit figure depuis cette époque sur le site »Gallica«, où tout un chacun peut le feuilleter intégralement.

Énergique, pragmatique, généreuse, et grande amie de la France, Florentine Mütterich était la vie même. Elle manquera – elle manque déjà – à tous ceux, très nombreux qui l'ont côtoyée et aimée.

François AVRIL, Paris

JOACHIM WOLLASCH

(1931–2015)

Joachim Wollasch nous a quittés le lundi 8 août 2015, à l'âge de 84 ans. Professeur d'histoire du Moyen Âge à l'université de Münster, en Allemagne (Westfälische Wilhelms-Universität), il était spécialiste de l'histoire du monachisme et notamment de l'abbaye de Cluny. Formé par la célèbre école de Gerd Tellenbach de Fribourg-en-Brisgau (Freiburger Arbeitskreis/École de Fribourg), il soutient en 1955 sa thèse de doctorat »Königtum, Adel und Klöster im Berry während des 10. Jahrhunderts«. En 1963, il présente sa thèse d'habilitation, »Mönchtum des Mittelalters zwischen Kirche und Welt«. Après quelques années passées à l'Institut historique allemand de Rome, il devient en 1973 professeur à Münster. Directeur de l'Historisches Seminar et de l'Institut für Frühmittelalterforschung, il était également membre du fameux Sonderforschungsbereich 7 »Mittelalterforschung (Bild, Bedeutung, Sachen, Wörter und Personen)« jusqu'en 1981, puis membre du Sonderforschungsbereich 231 »Träger, Felder, Formen pragmatischer Schriftlichkeit im Mittelalter«. Joachim Wollasch fut aussi, pendant longtemps, profondément attaché à l'administration interne de l'université, comme doyen, comme porte-parole des professeurs au sénat, comme porte-parole du Sonderforschungsbereich. Il était associé correspondant étranger de la Société nationale des Antiquaires de France, membre de l'Historische Kommission für Westfalen, de la Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg et de la Sectio historica de la Bayerische Benediktinerakademie. Ses travaux sur l'histoire du monachisme lui valent en 2009 le prix Fürststabt-Martin-Gerbert de la ville de St. Blasien en Forêt Noire.

Ses recherches portent sur le monachisme médiéval. Le sujet de sa thèse de doctorat lui a permis d'élargir le panorama du monachisme réformateur en Berry et en Mâconnais. Sa thèse d'habilitation, publiée en 1973, expliquait les rapports entre les monastères et le monde séculier dans une perspective principalement prosopographique. Une analyse minutieuse des nécrologes, s'appuyant dans la plupart des cas sur manuscrits inédits, décrivait les relations personnelles entre les moines ou monastères d'une part et les laïques ou familles d'autre part. Passionné par tout ce qui touchait à l'historiographie de Benoît de Nursie et à l'influence de sa règle sur la civilisation européenne médiévale, Joachim Wollasch a étudié à plusieurs reprises les origines de ce mouvement, la notion de piété monastique, ainsi que le développement des abbayes bénédictines en Allemagne et en Italie. Mais au centre de ses recherches restaient l'abbaye de Cluny, en Bourgogne, d'abord les grands abbés, comme Hugues de Sémur, Ponce de Melgueil ou Pierre le Vénérable, puis les coutumes monastiques, leurs modifications et leur adaptation aux nécessités de la vie quotidienne, enfin la mémoire des défunts pratiquée dans les communautés clunisiennes.

Comme les plus grands nécrologes et obituaires du Moyen Âge proviennent de monastères fondés ou réformés par l'abbaye de Cluny, c'est surtout la commémoration liturgique au sein de la *Cluniacensis ecclesia* qui attira l'intérêt de Joachim Wollasch. Développant pour la première fois de nouvelles méthodes prosopographiques, comme elles l'avaient été par l'École de Fribourg, ces études marquèrent un tournant décisif pour la recherche sur la mémoire des morts au Moyen Âge. L'identification en 1967 du nécrologe du prieuré suisse de Villars-les-Moines (ct. Berne) avec l'ancien nécrologe du monastère féminin de Marcigny (départ. Saône-et-Loire), rédigé en quelque sorte à l'imitation de la mémoire nécrologique perdue de l'abbaye de Cluny, fit l'effet d'un coup de foudre. Si, au début, les résultats ne furent pas toujours acceptés

par quelques historiens, il continuait quand même à étudier avec succès les particularités de la transmission des noms, leur inscription dans les nécrologes et leur transfert dans d'autres manuscrits. La mémoire étant presque toujours une combinaison de prières, d'aumônes et de donations comme œuvres de charité, ses recherches touchaient également beaucoup d'aspects de l'histoire sociale.

Des analyses prosopographiques se référant aux milliers d'entrées de noms dans les livres de confraternités ou dans des nécrologes n'étaient réalisables à grand échelle qu'avec l'application de méthodes informatiques. Titulaire de la chaire d'histoire médiévale à Münster, Joachim Wollasch pouvait élargir et approfondir ses sondages en s'appuyant sur les outils informatiques développés par son prédécesseur Karl Schmid. Avec l'aide d'une équipe interdisciplinaire de chercheurs, ses enquêtes ont abouti à toute une série d'éditions et d'études. Un des beaux résultats de ces travaux est la »Synopsis« des nécrologes clunisiens (»Synopsis der cluniacensischen Necrologien«), parue en 1982, l'édition de presque 100 000 noms de personnes transmis par les nécrologes des monastères dépendants ou rattachés à l'abbaye de Cluny. En collaboration avec son ami Karl Schmid fut organisé en 1981 le colloque novateur »Memoria. Der geschichtliche Zeugniswert des liturgischen Gedenkens im Mittelalter«, dont les actes ont été publiés en 1984. Autres fruits de cette coopération, la série de publications consacrées aux sources de la mémoire des morts et aux études sur le même sujet sous le titre: »Societas et Fraternitas« – plus de trente publications à partir de 1975 – et la création d'une nouvelle série dans le cadre des *Monumenta Germaniae historica* (»Libri memoriales et necrologia. Nova series«). À la fin de sa carrière professionnelle, Joachim Wollasch publia en 1996, véritable somme de ses études sur l'abbaye de Cluny, le beau livre »Cluny – »Licht der Welt«. Aufstieg und Niedergang der klösterlichen Gemeinschaft«. Bien que réduit aux aspects internes de l'abbaye et de la congrégation, ce livre est très vite devenu un ouvrage de référence pour les chercheurs et les étudiants. Le grand spécialiste de Cluny qu'il était n'a malheureusement pas pu profiter du progrès technique offert par internet et le support des technologies numériques, permettant aujourd'hui d'utiliser facilement, par exemple, les textes des milliers d'actes de Cluny pour effectuer des recherches approfondies. Mais c'était lui qui était à l'origine de ce développement.

Très apprécié par ses étudiants, il les encouragea à se pencher dès le début de leurs études sur les manuscrits des livres de confraternité et des nécrologes, leur faisant partager ainsi son enthousiasme pour ce champ de recherche si fertile. La preuve visible en est une ample récolte de dissertations et d'éditions de nécrologes provenant de France et d'Allemagne. Dans son mode de vie, plutôt modeste, presque ascétique, Joachim Wollasch montra au début une certaine retenue, très vite transformée dans une ambiance chaleureuse pour ses intimes, y incluant naturellement sa famille. Toujours conscient de ses obligations professionnelles, il ne manquait jamais de respecter une échéance. Sa profonde foi chrétienne lui a certainement facilité la compréhension des particularités de la vie monastique et la mentalité religieuse du Moyen Âge.

Il aimait beaucoup la montagne et les randonnées. Son endurance et la vitesse de ses promenades étaient proverbiales. Beaucoup d'étudiants qui participaient aux excursions en témoignent encore avec une certaine admiration. Les longues promenades dans sa ville natale Fribourg, où il séjourna après sa retraite, ne purent satisfaire aux exigences d'un vrai amateur de la haute montagne: l'alpinisme était la passion secrète de Joachim Wollasch. À Münster, dans la plaine de Westphalie, il n'avait pas les mêmes possibilités. Mais en faisant le tour, toujours à grande vitesse, du petit lac de la ville et en marchant sous les arbres de la »Promenade«, il rapelaient – sans le savoir – le dernier abbé de Cluny, le cardinal Dominique de La Rochefoucauld, qui, expulsé pendant la Révolution, passa les dernières années de sa vie à Münster en Westphalie jusqu'à sa mort en 1800. Son biographe raconte les courses de l'abbé en ville »par les boulevards, agréablement plantés«, et il n'hésite pas à avouer: »Je l'ai plusieurs fois accompagné dans

ses promenades journalières, et, quoique j’eusse une trentaine d’années de moins que lui, il me lassait par la vitesse et la longueur de sa marche.»

Joachim Wollasch, qui nous a appris à mieux comprendre les dimensions de la mémoire des morts au Moyen Âge, mérite notre mémoire reconnaissante.

Franz NEISKE, Münster

HANS MOMMSEN

(1930–2015)

Issu d'une famille de savants, dont le plus prestigieux était l'antiquisant Theodor Mommsen, prix Nobel de littérature en 1902, l'historien Hans Mommsen n'a jamais écrit son autobiographie, ni une histoire de sa famille. Il n'en parlait que rarement, sauf dans quelques interviews. Certes il en était fier, mais ne le montrait que discrètement. Peut-être que cette retenue était liée au fait que la biographie de son propre père, professeur d'histoire à l'université de Marburg (et fils de député au Reichstag), lui semblait un chapitre plutôt sombre, voire scandaleux. Wilhelm Mommsen, en effet, a été destitué de sa chaire en 1945, alors que beaucoup de ses collègues bien plus impliqués que lui dans le régime nazi ont pu conserver la leur. Or, les quatre enfants Mommsen, dont les jumeaux Hans et Wolfgang, ont été traumatisés par la situation de précarité où se trouvait la famille après la perte d'emploi du père; leurs études même étaient mises en question.

Au départ, les frères Mommsen, qui se ressemblaient comme deux gouttes d'eau, n'avaient pas du tout l'intention de devenir historiens à leur tour. Tandis que Wolfgang se tournait d'abord vers les sciences, Hans s'intéressa aux lettres avant de revenir à l'histoire, mais en mettant l'accent sur le haut Moyen Âge. Ce n'est qu'après quelques semestres qu'ils se retrouvèrent tous les deux, Hans à Tübingen et Wolfgang à Cologne, parmi une nouvelle génération de doctorants en histoire bien décidée à renouveler une discipline réputée pour son conservatisme. Car rappelons-nous le contexte: le monde universitaire des années 1950 était encore largement le même que celui des années 1930; peu d'universités, peu de chaires, des professeurs »ordinaires« tout-puissants et un enseignement, certes de qualité, mais très traditionnel, axé sur l'histoire nationale, la grande politique et les idées. Ce n'est que lentement, très lentement, et surtout grâce aux jeunes chercheurs, que de nouvelles thématiques et de nouvelles approches firent leur entrée, souvent de manière conflictuelle.

Après un début d'études à Marburg, Hans Mommsen choisit d'aller à Tübingen écouter le grand contemporain Hans Rothfels, ancien professeur à Chicago et l'un des rares émigrés à être revenu en Allemagne fédérale après la chute du nazisme. Bien que chassé de sa chaire à Königsberg en tant que »juif«, Rothfels était un Prussien presque parfait: protestant et nationaliste, grand admirateur de Bismarck, invalide de la Première Guerre mondiale et par ailleurs excellent pédagogue (dans un style traditionnel), ce qui lui assurera toujours l'attachement de ses élèves – qu'ils soient d'extrême droite, comme à l'époque de Königsberg, ou libéraux, voire socialistes, comme dans les années 1950 et 1960 à Tübingen. En tout cas, l'ancien émigré, auteur du premier livre sur le coup d'État manqué du 20 juillet 1944, était l'un des princes de la corporation historique d'après-guerre, et ses principaux élèves auront souvent des carrières toutes tracées.

Ainsi Hans Mommsen, après une thèse sur la politique des nationalités de la social-démocratie autrichienne au sein de l'Empire austro-hongrois soutenue en 1959, devint l'assistant de Rothfels à Tübingen avant d'être recruté comme chercheur à l'Institut für Zeitgeschichte de Munich, dont le conseil scientifique était présidé par Rothfels. C'est là que Mommsen plongea dans l'histoire du nazisme, ce champ de recherche qu'il approfondit ensuite à Heidelberg où il devint l'assistant de Werner Conze, lui-même un ancien élève de Rothfels d'avant 1933. Conze, à cette époque, était l'un des pionniers de l'histoire sociale en Allemagne, même si celle-ci, dans un premier temps, avait été fortement marquée par l'idéologie *völkisch*. Mais pour Mommsen

et les jeunes de sa génération, souvent membres ou proches du parti social-démocrate, l'essentiel était la libéralité indéniable d'«anciens» comme Conze ou Rothfels qui leur permettaient de s'engager dans des voies nouvelles. Protégé par ces «pères intellectuels», Mommsen put soutenir à Heidelberg une thèse d'habilitation sur la fonction publique sous le Troisième Reich («Beamtenum im Dritten Reich», 1966) et, dès 1968, être élu sur une chaire d'histoire contemporaine à la nouvelle «université réformée» de Bochum, de la commission fondatrice de laquelle Conze, comme par hasard, faisait partie. Jusqu'à son départ à la retraite, en 1996, Hans Mommsen restera fidèle à cette université de la Ruhr (Ruhr-Universität Bochum), qui s'élève en pleine région industrielle, riche en histoire économique, sociale et ouvrière. Malgré plusieurs offres, émanant notamment de l'université de Vienne, il préférera toujours l'atmosphère progressiste de Bochum aux rituels et à la *Gemütlichkeit* de telle ou telle université de grande tradition. Ce n'est qu'à Bochum qu'il put souder une alliance durable entre université et monde ouvrier, représenté ici par l'Union syndicale des mineurs (Industriegewerkschaft Bergbau und Energie), ce qui lui permit, en 1980, de créer, en étroite collaboration avec l'Institut international d'histoire sociale d'Amsterdam, un institut d'histoire du mouvement ouvrier européen avec une importante bibliothèque spécialisée.

Depuis l'époque prussienne, il avait toujours été convenu qu'il n'y aurait jamais d'université dans la Ruhr, par peur d'un mélange social dangereux. Bochum était la première université à rompre avec cette règle, et la chaire de Mommsen créa systématiquement des passerelles entre le monde de la pensée et celui du travail. Car depuis sa thèse de doctorat, Hans Mommsen était aussi un grand spécialiste de l'histoire du mouvement ouvrier, autrichien d'abord, puis allemand et même européen. C'est donc à ce titre et grâce à sa connaissance stupéfiante de l'histoire du socialisme qu'il fut notamment responsable des entrées historiques de l'encyclopédie «Sowjetsystem und demokratische Gesellschaft» (6 vol., 1966–1973), et l'auteur de ces lignes se rappelle encore vivement les débats provoqués par son article «Pariser Kommune», qu'il n'hésita pas à soumettre à ses étudiants en 1971. Ce n'est pas non plus par hasard que Mommsen dédia son premier recueil d'articles, consacré justement à l'histoire ouvrière («Arbeiterbewegung und Nationale Frage», 1979), à la mémoire de Georges Haupt, rescapé d'Auschwitz et historien polyglotte de la Deuxième Internationale, dont il nous parlait souvent.

Ce n'est qu'au fur et à mesure que la «question nazie» revint sur le devant de la scène que Mommsen se concentra de nouveau sur ce champ de recherche dont il avait été l'un des pionniers et qui devint jusqu'à la fin de sa vie son sujet privilégié. Il en sera l'un des maîtres mondialement reconnus, bien qu'il ne manquât jamais de contradicteurs. En tout cas, sa grande idée, qu'il avait lancée dès les années 1960 et d'après laquelle le nazisme était une réalité sociale extrêmement complexe et pas seulement un régime «totalitaire» dirigé par un dictateur omnipotent, donc seul responsable, heurta immédiatement le «sens commun», surtout en Allemagne. Il est bien connu qu'après la chute du régime plus personne ne voulait se souvenir d'avoir été nazi, d'avoir participé à l'exclusion des démocrates et des juifs, d'avoir accepté pillages et déportations, puis la guerre et sa radicalisation meurtrière; toute la responsabilité fut reportée sur le seul Hitler et sur son entourage immédiat. C'est contre ce culte inversé du Führer et l'idée d'un prétendu «hitlérisme» qui dominait largement l'historiographie de l'époque que Mommsen s'éleva pour insister sur la responsabilité de la société allemande en tant que telle. Non pas au sens d'une «culpabilité collective», bien entendu, puisqu'il était aussi l'un des meilleurs spécialistes des mouvements de résistance, auxquels il consacra de nombreuses études («Alternative zu Hitler. Studien zur Geschichte des deutschen Widerstandes», 2000), mais au sens d'une explication structurelle cherchant les causes de la catastrophe non seulement du côté des idées ou des «grands» personnages de l'histoire, mais aussi dans l'évolution socio-économique et politique de l'Allemagne, en allant de la révolution de 1918 et de la république de Weimar à l'engagement des élites en faveur d'un régime autoritaire destiné à résoudre tous les «problèmes».

Cette réinterprétation critique de l'histoire allemande du premier XX^e siècle qu'il développa dans plusieurs livres et un très grand nombre d'articles, dont un recueil traduit en français peut seulement donner un aperçu («Le national-socialisme et la société allemande. Dix essais d'histoire sociale et politique», préface de Henry Rousso, 1997), valut à Mommsen d'être classé parmi les soi-disant «fonctionnalistes», tandis que la position inverse, appelée «intentionnaliste», plaçait Hitler au centre du régime nazi, allant jusqu'à l'idée de pouvoir déduire l'extermination des juifs directement du programme antisémite contenu dans «Mein Kampf». Mommsen, quant à lui, refusa en général cette opposition simpliste et souligna même la légitimité d'études biographiques, à condition que celles-ci soient menées dans une perspective plus large, comme dans le livre «Hitler» de Ian Kershaw. Mais cela ne l'empêcha pas de répéter souvent sa formule provocante d'un «dictateur faible», non pas pour dire que Hitler n'ait pas eu de pouvoir et n'ait pu faire passer ou empêcher telle ou telle décision, mais pour souligner que l'individu en tant que tel était médiocre et indécis, laissant souvent aller les choses, permettant la naissance d'une sorte d'anarchie fasciste et surtout une radicalisation extrême de la violence sans que des ordres formels eussent été nécessaires.

Certains ont reproché à Hans Mommsen son objectivisme, la froideur scientifique de son regard, son manque d'empathie pour les victimes et inversement son traitement presque impersonnel des bourreaux qui auraient pu se dissimuler sous une couverture sociohistorique. Rien n'est plus faux, même s'il faut admettre que l'histoire du Troisième Reich dans les années 1950/1960, alors qu'une grande partie des grands et petits nazis étaient encore en vie et détenteurs de postes (dans les rouages de l'État, des universités et des médias), était parsemée d'embûches, notamment juridiques. Il fallait donc y aller doucement. Mais reprocher à un historien aussi combatif d'avoir voulu éviter les conflits est absurde – surtout qu'on lui faisait aussi la critique inverse: d'être provocateur et d'aimer la controverse. En effet, il suffit de penser au fameux débat sur la responsabilité de l'incendie du Reichstag dans lequel Mommsen, dès 1964, prit clairement position contre l'opinion dominante (les nazis comme incendiaires), ou bien, quelques décennies plus tard, au débat international autour du livre de Daniel Goldhagen («Les bourreaux volontaires de Hitler», 1996), qui fut alors accueilli de manière enthousiaste par le public, notamment en Allemagne, mais sévèrement critiqué par les historiens professionnels, dont Mommsen, qui reprocha à l'auteur américain de donner une interprétation caricaturale, émotionnelle et moralisante de la Shoah. Pour Mommsen, le métier d'historien a toujours consisté dans le refus des solutions de facilité et dans l'essai d'analyse et d'explication. Cela vaut aussi pour le nazisme et la Shoah: l'historien ne doit jamais s'identifier aux partis en présence, ni aux bourreaux ni aux victimes. S'il se limite à décrire haut en couleur les crimes et les atrocités, il risque de ne produire qu'un tableau mystifiant. Au lieu d'ouvrir la boîte de Pandore des émotions rétrospectives, il lui faut essayer, au contraire, d'aller au plus profond des sociétés afin d'en analyser le plus sobrement possible les rouages et les effets, voire les compromis et les compromissions, qui seuls peuvent expliquer tel événement ou telle catastrophe.

Voilà le parti pris de ce grand historien scientifique qui fut aussi, à sa manière, un grand historien engagé¹.

Peter SCHÖTTLER, Berlin

1 Pour une bibliographie complète des travaux de Hans Mommsen, cf. la *Festschrift* publiée à l'occasion de son 65^e anniversaire: *Von der Aufgabe der Freiheit. Politische Verantwortung und bürgerliche Gesellschaft im 19. und 20. Jahrhundert*, sous la dir. de Christian JANSEN, LUTZ NIETHAMMER et Bernd WEISBROD, Berlin 1995, p. 729–749. Il faudra y ajouter les publications des vingt dernières années.

RUDOLF VON THADDEN

(1932–2015)

Emporté par un cancer qu'il avait réussi à tenir en lice pendant plusieurs années, Rudolf von Thadden nous a quittés le 18 novembre 2015, âgé de 82 ans. Pour ceux – très nombreux – qui le connaissaient, et même pour ceux qui étaient au courant de ses ennuis de santé, sa mort aura été une surprise, tant sa vitalité et son allant étaient restés les mêmes pratiquement jusqu'à sa fin. Pour tous, elle aura représenté la disparition d'une personnalité rayonnante, généreuse et attachante dont toute l'énergie et l'enthousiasme ont été mis au service d'un même objectif: œuvrer en historien à la compréhension, à la rencontre et à la réconciliation entre Allemands, Français et Polonais dans le cadre d'une Europe réunifiée.

Né à Trieglaff le 20 juin 1932, Rudolf von Thadden fut d'abord l'héritier d'un lignage d'ancienne noblesse prussienne et terrienne, la famille von Thadden et dans son cas plus précisément la branche des Thadden-Trieglaff, mais aussi d'une province, la Poméranie, qui l'ont profondément marqué et auxquels il a rendu un hommage précis et vivant dans son livre »Trieglaff. Eine pommersche Lebenswelt zwischen Kirche und Politik, 1807–1948« (Göttingen 2011). Ses deux parents ont énormément compté pour lui, tant par l'affection et l'éducation qu'ils lui ont données que par leur foi profonde et leur opposition résolue au nazisme dès la première heure. Son père, Reinold von Thadden-Trieglaff (1891–1976), propriétaire foncier et juriste, membre actif de l'Église confessante dès 1933, fut après guerre le fondateur du Deutscher Evangelischer Kirchentag dont il fut le premier président jusqu'en 1964; quant à sa mère, Elisabeth von Thünngen (1893–1988), elle était originaire d'une famille noble de Franconie. Grandi dans un environnement encore très marqué par la tradition du grand domaine foncier (issu de la »Gutsherrschaft«), la domination sociale et culturelle des familles nobles, un protestantisme teinté de piétisme, mais aussi la solidarité terrienne et villageoise, il fut dès sa jeunesse et son adolescence confronté à des épreuves particulièrement dures: la mort au front de trois de ses frères, la condamnation à mort par le régime nazi et l'exécution à Plötzensee de sa tante Elisabeth von Thadden (1890–1944), l'emprisonnement de son père par les Soviétiques et enfin l'expropriation par les Polonais et le départ dans les années suivant la fin de la guerre du reste de la famille et de toute la population du village de Trieglaff vers l'Allemagne occidentale.

Après une scolarité secondaire effectuée à Genève où son père représentait l'Église protestante allemande auprès du Conseil Œcuménique des églises, il fit des études d'histoire, de théologie protestante et de langues romanes à Tübingen, Paris et Göttingen. Sa thèse soutenue en 1958 à Göttingen portait sur les prédicateurs de cour du Brandebourg et de la Prusse aux XVII^e et XVIII^e siècles (Die brandenburgisch-preußischen Hofprediger im 17. und 18. Jahrhundert, Berlin 1959). Elle fut suivie par sa thèse d'habilitation soutenue en 1967; consacrée à l'histoire française, elle analysait les raisons pour lesquelles la Restauration avait conservé les structures administratives et la centralisation héritées du Premier Empire, ainsi que les modalités de ce maintien (Restauration und napoleonisches Erbe. Der Verwaltungszentralismus als politisches Problem in Frankreich, 1814–1830, Mayence 1972). Dès 1968, il fut élu professeur d'histoire moderne et contemporaine à l'Université de Göttingen; il fut un temps recteur de la faculté des lettres de cette même Université et lui resta fidèle jusqu'à son départ en retraite.

Historien passionné, Rudolf von Thadden accordait autant d'importance à l'enseignement et à la transmission du savoir qu'à la recherche proprement dite. Homme de contact, de communication et de parole (il m'a souvent raconté comment, lorsqu'il était enfant, ses frères et lui ai-

maient jouer ensemble des pièces de théâtre), doué d'un rare sens du public et du génie de l'amitié, il s'est attaché à faire découvrir à des lecteurs et auditeurs de tous horizons les thèmes qui lui tenaient à cœur – à preuve, outre son livre précédemment évoqué sur l'histoire de Trieglaff, son essai »Fragen an Preußen« paru en 1981 dans le contexte de la grande exposition sur la Prusse montrée à Berlin-Ouest dans le bâtiment tout juste rénové du Gropius-Bau et qui avait pour point de départ des émissions de radio sur le même sujet – un chef d'œuvre de pédagogie historique construit autour de sept questions de base –, ou encore sa synthèse sur l'histoire religieuse de la Prusse »Eine preußische Kirchengeschichte«, parue à Göttingen en 2013.

Dès le début, cet engagement pour l'histoire a été de pair avec un double engagement politique et religieux. À la différence de son oncle Adolf von Thadden (1921–1996) que l'expérience de la guerre, du nazisme, de l'expulsion et de la division de l'Allemagne avaient conforté dans ses convictions nationalistes (il fut en 1964 un des fondateurs du NPD), Rudolf von Thadden avait, lui, tiré de ces mêmes expériences des conclusions opposées, à savoir la nécessité de s'engager pour l'édification d'une Allemagne nouvelle, démocratique et libérale, sociale et ouverte, d'une Allemagne qui porte avec courage un regard critique sur son passé et qui fasse une priorité de sa réconciliation avec ses voisins – à commencer par la France et la Pologne. De là découle son adhésion précoce au SPD, parti auquel il est resté fidèle jusqu'à la fin de sa vie, son admiration pour le chancelier Helmut Schmidt dont il fut très proche, mais aussi ses liens, un peu plus tard, avec le chancelier Gerhard Schröder et plus encore avec l'actuel ministre des Affaires étrangères, Frank-Walter Steinmeier.

Quant à son engagement religieux, il se fit avant tout par l'intermédiaire de sa participation régulière aux activités du Kirchentag, fondé en 1949 par son père – d'où entre autres les liens nombreux et les amitiés qu'il a su nouer dans les milieux protestants, ainsi avec Richard von Weizsäcker qui parallèlement à son engagement au sein de la CDU, fut également président du Kirchentag de 1964 à 1970 puis de 1979 à 1981 avant de devenir bourgmestre-régnant de Berlin-Ouest (1981–1984) puis président de la République (1984–1994), ou encore avec Manfred Stolpe, conseiller juridique de l'Église protestante de RDA puis ministre-président du Land de Brandebourg après la réunification.

L'orientation précoce de Rudolf von Thadden en direction de la France dont témoignent entre autres ses liens d'amitié avec Alfred Grosser ou François Scheer, prit une dimension nouvelle en 1983 avec l'invitation que lui adressa François Furet, alors directeur de l'EHESS, de tenir un séminaire consacré à l'histoire et à la culture allemandes. Il anima ce séminaire avec sa passion coutumière pendant plusieurs années, ce qui lui permit à la fois d'élargir le cercle de ses contacts et amitiés en France (en particulier dans les milieux socialistes), mais aussi de mieux se faire l'avocat de la cause allemande et de l'amitié entre les deux pays pendant les années décisives de la chute du mur de Berlin et des débuts de la réunification. C'est dans le même esprit qu'il agit entre 1985 et 1994 comme président de l'Institut Franco-allemand de Ludwigsburg, mais aussi un peu plus tard, entre 1999 et 2003 à la suite de sa nomination par le Gouvernement fédéral en tant que Coordinateur des relations franco-allemandes. Parmi les multiples contacts nés pendant ces années parisiennes, le plus fécond sans aucun doute aura été celui qu'il noua avec Brigitte Sauzay qui était alors traductrice officielle du président de la République. Cette amitié qui dura jusqu'à la mort de cette dernière en 2003, reposait sur une profonde »complicité intellectuelle« (F. Lemaître) et eut pour retombée concrète la fondation en commun en 1993, donc peu de temps après la réunification, avec l'aide, entre autres, de Richard von Weizsäcker et de Manfred Stolpe, de l'Institut de Berlin-Brandebourg pour la relation franco-allemande Europe. Installé dans le château de Genshagen, situé dans le Brandebourg au sud de Berlin, cet institut s'inspirait autant du modèle de la fondation de Royaumont en France, que de celui des académies protestantes ou de la Friedrich-Ebert-Stiftung en Allemagne; lieu de recherches, de débats et de rencontres, il fut dirigé par Rudolf von Thadden de 1994 à 2007.

À la suite du soutien accordé par le chancelier Schröder et le président Jacques Chirac au vœu formulé pour le quarantième anniversaire du traité de l'Élysée (janvier 2003) par le «Parlement des jeunes», Rudolf von Thadden joua un rôle décisif dans le lancement et la réalisation des trois volumes du manuel franco-allemand d'histoire parus entre 2006 et 2011, une entreprise pionnière dont l'écho à l'étranger fut au moins aussi important que la réception dans nos deux pays. Ce rappel ne serait pas complet s'il ne mentionnait, enfin ses trois livres qui ont paru en français: en premier son essai «La Prusse en question: histoire d'un Etat perdu», paru en 1985 chez Actes Sud avec une préface de son ami François Furet et dans une traduction d'Hélène Cusa et Patrick Charbonneau; en second le volume collectif sur «Le Refuge huguenot» dirigé avec Michelle Magdelaine et paru lui aussi en 1985 en France, chez Armand Colin, et en Allemagne chez Beck à Munich; en troisième lieu, sa thèse d'habilitation «La centralisation contestée: l'administration napoléonienne, enjeu politique de la Restauration, 1814–1830» parue en 1989 chez Actes Sud et traduite, elle aussi, par Hélène Cusa et Patrick Charbonneau.

Né dans une province devenue polonaise après 1945, Rudolf von Thadden développa de ce fait un intérêt tout spécial pour la Pologne. Hostile à toute forme d'irrédentisme ou de nostalgie pour la patrie perdue, il se fit très tôt l'avocat d'une reconnaissance inconditionnelle de la Pologne nouvelle et de la nécessité d'une réconciliation en profondeur avec elle comme conditions préalables à l'établissement de rapports de confiance entre les deux pays et les deux sociétés. En agissant ainsi, il reprenait en compte les thèses développées par le «mémoire sur la situation des réfugiés et le rapport du peuple allemand avec ses voisins orientaux» (Ostdenkschrift) publié en 1965 par l'Église protestante allemande, mémoire qui devait fortement influencer la nouvelle «politique à l'Est» lancée en 1969 par Willy Brandt et Walter Scheel. Dès le début des années 1980, il noua de nombreux liens avec les responsables de Solidarnosc, à commencer par Bronislaw Geremek qui devint aussitôt son ami. Avec la chute du régime communiste en Pologne, la chute du mur de Berlin et la réunification allemande, Rudolf von Thadden put enfin donner toute sa mesure à son engagement en faveur de la réconciliation avec la Pologne. Lorsque le Land de Brandebourg décida en 1991 de fonder une nouvelle université à Francfort sur l'Oder (l'Université Viadrina qui renouait avec l'ancienne université fondée en 1506 et abolie en 1811), Rudolf von Thadden, membre du sénat de fondation de cette nouvelle université et premier doyen de la faculté des sciences de la culture de 1991 à 1993, soutint activement le projet d'en faire une université germano-polonaise et européenne. Après la fondation en 1993 de l'institut de Genshagen, s'appuyant sur les nombreux contacts qu'il avait en Pologne (à commencer par son amitié pour le publiciste Adam Krzeminski), il fit en sorte que l'institut développe ses liens avec la Pologne pour devenir progressivement un institut trilatéral franco-germano-polonais (ce qu'il est aujourd'hui pleinement).

Parallèlement à son engagement public, Rudolf von Thadden n'eut de cesse d'œuvrer à la réconciliation et à la rencontre entre les anciens habitants allemands de Trieglaff et les nouveaux habitants polonais de Trzygłów avec qui ses premiers contacts remontent à 1978. Grâce à l'amitié que sa famille avait nouée avec la famille polonaise qui exploitait l'ancien grand domaine de ses ancêtres, ces contacts purent prendre une tout autre dimension après 1989; ils se concrétisèrent en particulier par trois initiatives qui pour Rudolf von Thadden comptèrent parmi les moments les plus forts et les plus heureux de sa vie: la cérémonie, ouverte par un culte œcuménique célébré en commun dans l'ancienne église protestante du village devenue entretemps église catholique par les habitants de Trzygłów et nombre d'anciens habitants de Trieglaff, au cours de laquelle fut apposée, le 8 septembre 2000, dans l'entrée de l'église, une plaque de bronze portant l'inscription suivante, rédigée en polonais et en allemand: «Pax vobis. À la mémoire des nombreux habitants allemands de Trieglaff qui y ont vécu et y furent heureux, avec tous les meilleurs vœux pour le bonheur et la prospérité de ceux qui ont aujourd'hui leur »Heimat« ici même, à Trieglaff»; la seconde initiative fut, deux ans plus tard, l'inauguration dans le cimetière de Trzygłów d'un carré funéraire rassemblant les restes des tombes de la famille von

Thadden et gardant le souvenir de ses défunts; la troisième, enfin, eut lieu à Genshagen en 2007 et permit les retrouvailles des actuels habitants polonais de Trzygłów, des anciens habitants allemands de Trieglaff et d'une soixantaine de descendants d'anciens habitants de Trieglaff émigrés aux États-Unis et revenus en Europe pour cette occasion.

Les multiples engagements de Rudolf von Thadden lui ont valu de nombreuses distinctions et marques de reconnaissance; parmi elles, on retiendra les deux doctorats honoris causa qui lui ont été décernées par les Universités de Genève et de Francfort sur l'Oder (Viadrina), l'élévation au grade de Commandeur de la Légion d'Honneur qui lui a été accordée par la France ainsi que la Grande Croix avec étoile de l'Ordre du Mérite qui lui a été accordée par la République fédérale d'Allemagne.

Si heureux qu'il ait été de les recevoir, il ne les mit cependant jamais en avant. Car pour lui l'essentiel était ailleurs. Pour lui qui était un homme de fidélité, la famille a toujours tenu une place centrale. Avec sa femme, Wiebke Fesefeldt, née en 1931 à Tübingen et épousée en 1958, historienne comme lui et auteure de romans d'histoire pour la jeunesse (je me rappelle encore avec quelle admiration il m'avait parlé de ses premiers livres sur l'époque carolingienne et otto-nienne), il formait un couple particulièrement uni et totalement complémentaire. Ensemble, ils ont eu quatre enfants – les »enfants de Göttingen« chantés par Barbara – auxquels ils ont donné des prénoms empruntés à l'histoire familiale. Tous se sont retrouvés autour de leur mère, de la famille, des proches, des amis et d'une foule nombreuse le 28 novembre 2015 pour le culte d'ob-sèques puis l'enterrement au nouveau cimetière de la ville. Célébré dans l'Église protestante de l'université par Thomas Kaufmann, historien de l'Église de cette même Université qui a prononcé à cette occasion un sermon d'une qualité exceptionnelle, ce culte fut un grand moment de reconnaissance, de gratitude et d'espérance. Car il fut à l'image d'un homme dont toute la vie a été elle-même portée par une foi profonde, confiante et généreuse, d'un homme qui avait fait sienne la parole du chapitre 43 du Livre du prophète Isaïe que sa famille avait choisie pour le faire-part de décès: »N'aies pas peur, car je t'ai racheté. Je t'ai appelé par ton nom, tu m'appar-tiens!«.

Étienne FRANÇOIS, Berlin

LUDWIG FALKENSTEIN

(1933–2015)

La Gallia Pontificia est orpheline. Ludwig Falkenstein nous a quittés le 29 novembre 2015, au terme d'une année où la maladie l'avait épuisé, laissant inachevé ce qui était un peu l'œuvre de sa vie, la publication des actes pontificaux pour les diocèses de Reims et de Châlons. Il laisse un grand vide derrière lui, car l'immense érudit se doublait d'un homme particulièrement attachant, atypique aussi, sans doute plus romain qu'allemand. C'est d'ailleurs à Rome, dans le cortile de la bibliothèque et des archives du Vatican que nous nous étions rencontrés, en 1970, alors qu'il était encore célibataire.

Il n'était toutefois pas seulement l'homme des évêques de Reims et de Châlons. Il était né le 6 avril 1933 à Aix-la-Chapelle, la veille de la promulgation de la loi du 7 avril sur la restauration de la fonction publique, première mise au pas de la société allemande. C'est évidemment dans cette ville que débute sa scolarité en 1939, école élémentaire, puis Gymnasium ..., une époque dont il n'aimait pas parler. Il poursuit sans bruit des études classiques: facultés de théologie catholique aux universités de Bonn, Innsbruck et Munich, facultés de philosophie et lettres aux universités de Munich et Cologne. Sa carrière scientifique débute par une collaboration au »Corpus consuetudinum monasticarum« de Dom Kassius Hallinger, participant de 1960 à 1965 à l'élaboration du premier volume, les »Initia consuetudinis Benedictinae«, paru en 1963, mais où il n'a pas droit aux honneurs de la couverture, bénéficiant également en 1963 d'une bourse de trois ans de la Deutsche Forschungsgemeinschaft. Il soutient sa Dissertation en 1964 sur le »Latran« du palais carolingien d'Aix-la-Chapelle, entame en 1965 une carrière d'enseignant à la faculté de philosophie et lettres de l'université d'Aix-la-Chapelle, la Rheinisch-Westfälische Technische Hochschule, jusqu'à ce 6 avril 1998 qui marque la fin, administrative, de sa longue carrière, concrétisée quelques jours plus tard par la remise de mélanges préparés par ses collègues et ses amis Lotte Kéry, Dietrich Lohrmann et Harald Müller, »Licet preter solitum«, titre emprunté à une décrétale d'Alexandre III (JL 14091), un de ses héros.

Ludwig Falkenstein était l'homme d'Aix-la-Chapelle et si, en France en particulier, son nom était d'abord attaché aux »Papsturkunden«, l'histoire d'Aix-la-Chapelle, de sa collégiale et de son palais a été une de ses grandes occupations. Trois des quatre livres qu'il a publiés portent sur Aix-la-Chapelle, »Der »Lateran« der karolingischen Pfalz zu Aachen« (1966, sa Dissertation), »Karl der Große und die Entstehung des Aachener Marienstiftes« (1981) et »Otto III. und Aachen« (1998), suivis de nombreux articles, jusqu'en 2002. Il n'était pas seulement un historien du palais et de la collégiale, il s'en faisait aussi volontiers le guide, un guide que n'oublieront jamais, tous ceux, étudiants ou historiens, qu'il a conduits de la châsse au trône de Charlemagne. Dès son premier livre sur le »Latran«, s'est affirmée sa méthode et sa marque: une érudition sans faille, où tout est vérifié, contrôlé deux fois voire plus s'il le faut, où chaque édition d'un texte était collationnée, même si ce n'était qu'une énième copie. Un article de Ludwig Falkenstein se repérait, sans même en avoir lu le nom de l'auteur, avec ses notes occupant parfois les quatre-cinquièmes de la page! Il put ainsi donner en 1995 la mesure de sa méthode dans une série de conférences que nous l'avions invité à faire à la IV^e Section de l'École pratique des hautes études et dont il tira en 1997 un livre, écrit directement en français, »La papauté et les abbayes françaises aux XI^e et XII^e siècles. Exemption et protection apostolique«, qui reste l'ouvrage de référence sur le sujet.

C'est sa collaboration avec la Pius-Stiftung für Papsturkundenforschung, à l'Akademie der Wissenschaften de Göttingen qui va occuper l'essentiel de son temps, avec la préparation des volumes des »Papsturkunden in Frankreich« consacrés aux diocèses champenois, Reims et Châlons. Il tenait de son père son goût pour les bonnes choses et peut-être est-ce cela qui lui fit choisir de travailler sur la province ecclésiastique de Reims et sur la Champagne? Dès 1976, il publie un premier article sur Châlons, »Alexander III. und der Streit um die Doppelwahl in Châlons-sur-Marne (1152–1164)«, d'une cinquantaine de pages ... Quantité d'autres articles va suivre, certains comptant jusqu'à 180 pages, un véritable livre comme »Wilhelm von Champagne, Elekt von Chartres (1164–1168), Erzbischof von Sens (1168/69–1176), Erzbischof von Reims (1176–1202), Legat des apostolischen Stuhles«, paru en 2003 dans la »Zeitschrift der Savigny-Stiftung für Rechtsgeschichte«. Et parfois ce qui n'était au départ qu'un simple compte rendu se transformait en un véritable article. Nous avons pu suivre d'année en année l'accomplissement de ce travail, qui grossissait démesurément et qui semblait sans fin, car il y avait toujours une vérification à faire, un personnage mineur à identifier. Nous avons pu sentir aussi combien, ces dernières années, le déclin de sa santé le faisait souffrir, physiquement certes, mais aussi moralement dès lors qu'il ne lui était plus guère possible de venir à répétition dans les dépôts d'archives de Châlons et de Reims, voyage fait parfois dans des conditions difficiles. À ce propos, il se plaisait à raconter cette anecdote: bloqué à Reims par une grève des trains en 1968, il avait dû faire de l'auto-stop pour rejoindre la capitale et il fut pris par un monsieur d'un certain âge, parlant avec un fort accent, dans une modeste 2cv ... qui découvrait avec étonnement que ce jeune travaillait sur ses lointains prédécesseurs. Étonnement aussi de Ludwig Falkenstein qui était alors loin de penser qu'un archevêque de Reims ait pu voyager seul, sans chauffeur, dans la plus modeste des voitures françaises et qui plus est prendre un inconnu sur le bord du chemin. Nous n'étions plus au XII^e siècle, Reims n'est pas Cologne, et le cardinal Marty, qui n'était encore qu'archevêque, avait gardé ses habitudes d'homme simple du Rouergue.

Ludwig Falkenstein était lui-aussi d'une très grande modestie, mais il ne supportait pas le travail médiocre et c'était la seule chose, pour nous du moins, qui pouvait lui faire perdre sa sérénité. Nous sommes bien restés un jour deux heures au téléphone entre Paris et Aix-la-Chapelle pour apaiser sa colère, suscitée par la lecture de la »mauvaise thèse« d'un ami commun!

Il ne courait pas derrière les honneurs et n'appartenait qu'à peu d'institutions, en Allemagne la Gesellschaft für Rheinische Geschichtskunde (Cologne), en France la Société d'histoire religieuse de la France et la Société nationale des Antiquaires de France, dont il avait été élu associé correspondant étranger en 1993, et où il fit en 2003 une communication sur »Guillaume aux Blanches Mains, archevêque de Reims et légat du siège apostolique«.

L'érudition allemande vient de perdre un de ses grands représentants, tout comme la diplomatie pontificale, mais aussi l'histoire religieuse de la Champagne. Il faut souhaiter, comme ultime hommage, que son volume, ou plutôt ses volumes consacrés aux »Papsturkunden« des diocèses de Reims et de Châlons puissent rapidement voir le jour, d'autant que son épouse Ruth était moins réticente que lui aux techniques modernes et transposait sur le Mac sa fine écriture légèrement cursive.

Supplément à la bibliographie
publiée en 1998 dans le volume de mélanges
offert à Ludwig Falkenstein à l'occasion de ses 65 ans

- [1] »Licet preter solitum«. Ludwig Falkenstein zum 65. Geburtstag, éd. Lotte KÉRY, Dietrich LOHRMANN, Harald MÜLLER, Aachen 1998, p. 287–292.

I. Livres

- [2] Otto III. und Aachen, Hannover 1998 (MGH. Studien und Texte, 22).
[3] »Inquirens subtilia diversa«. Dietrich Lohrmann zum 65. Geburtstag, éd. Horst KRANZ, Ludwig FALKENSTEIN, Aachen 2002.

II. Articles

- [4] Das Grand Cartulaire der Abtei La Sauve Majeure und seine Papsturkunden, dans: *Francia* 26/1 (1999), p. 155–183.
[5] Les privilèges et les lettres de la chancellerie pontificale dans le chartrier de Montier-en-Der (XI^e et XII^e siècle), dans: *Les moines du Der, 673–1790. Actes du colloque international d'histoire*, éd. Patrick CORBET, Jackie LUSSE, Georges VIARD, Langres 2000, p. 259–294.
[6] Radulf von Sarre als päpstlicher Delegat und seine Mitdelegaten, dans: *Grundlagen des Rechts. Festschrift für Peter Landau zum 65. Geburtstag*, éd. Richard H. HELMHOLZ, Paul MIKAT, Jörg MÜLLER, Michael STOLLEIS, Paderborn, München, Wien, Zürich 2000, p. 301–332.
[7] Urbans III. Dekretale JL 15746 (WM 280) und der Streit um die Einkünfte der Kirche in Brièules-sur-Meuse, dans: *Zeitschrift der Savigny-Stiftung für Rechtsgeschichte, Kan. Abt. 86* (2000), p. 185–261.
[8] Zu den Anfängen der Regularkanonikerkommunität in Cheminon (Marne), dans: *Revue Mabillon*, n. s. 12 (73) (2001), p. 5–43.
[9] Alexandre III et la vacance d'un siège métropolitain: le cas de Reims, dans: *Sede vacante. La vacance du pouvoir dans l'Église du Moyen Âge*, éd. Jean-Marie CAUCHIES, Bruxelles 2001 (Centre de recherches en histoire du droit et des institutions. Cahiers, 15), p. 3–37.
[10] Nikolaus II. oder Paschalis II.? Zum Empfänger des Schreibens eines »Geruasius Remensis dictus episcopus«, dans: *Von Sacerdotium und Regnum. Geistliche und weltliche Gewalt im frühen und hohen Mittelalter. Festschrift für Egon Boshof zum 65. Geburtstag*, éd. Franz-Reiner ERKENS, Hartmut WOLFF, Köln, Weimar, Wien 2002, p. 675–704.
[11] Hildebrands Anekdote über Aachen: ein übersehenes Zeugnis für die Abtei Burtscheid, dans: *Inquirens subtilia diversa. Dietrich Lohrmann zum 65. Geburtstag*, éd. Horst KRANZ, Ludwig FALKENSTEIN, Aachen 2002, p. 37–59.
[12] Eine Reichskirche im Dienste einer Pfalz: die Beziehungen der Kirche von Reims zur Pfalz Aachen in der Zeit Ludwigs des Frommen, dans: *Europa der Regionen – L'Europe des régions. Euregio Maas-Rhein – Région Champagne-Ardenne. Akten des Interdisziplinären Kolloquiums der Universitäten Aachen und Reims (Aachen, Dezember 1997)*, éd. Richard BAUM, Béatrice DUMICHE, Gilles ROUET, Bonn 2002, p. 363–383.
[13] Pfalz und »vicus« Aachen, dans: *Orte der Herrschaft. Mittelalterliche Königspfalzen*, éd. Caspar EHLERS, Göttingen 2002, p. 131–181.
[14] Guillaume aux Blanches Mains, archevêque de Reims et légat du Siège apostolique, dans: *Bulletin de la Société nationale des Antiquaires de France* (2003), p. 194–200 [Résumé].
[15] Die Sirmondsche Sammlung der 56 Litterae Alexanders III., dans: *Hundert Jahre Papsturkundenforschung. Bilanz – Methoden – Perspektiven. Akten eines Kolloquiums zum hundertjährigen Bestehen der Regesta Pontificum Romanorum vom 9.–11. Oktober 1996*

- in Göttingen, éd. Rudolf HIESTAND, Göttingen 2003 (Abhandlungen der Akademie der Wissenschaften zu Göttingen, Phil.-Hist. Klasse. 3. Folge, 261), p. 267–334.
- [16] Wilhelm von Champagne, Elekt von Chartres (1164–1168), Erzbischof von Sens (1168/69–1176), Erzbischof von Reims (1176–1202), Legat des apostolischen Stuhles, im Spiegel päpstlicher Schreiben und Privilegien, dans: Zeitschrift der Savigny-Stiftung für Rechtsgeschichte, Kan. Abt. 89 (2003), p. 107–284.
- [17] Die frühen Urkunden der Bischöfe von Laon. Anmerkungen zu ihrer Edition, dans: *Revue Mabillon*, n. s. 15 (76) (2004), p. 217–222.
- [18] Lettres et privilèges pontificaux perdus adressés aux archevêques de Reims (XI^e–XII^e siècles), dans: *Revue du Nord* 86 (2004), p. 585–603.
- [19] Guillaume aux Blanches Mains, archevêque de Reims et légat du Siège apostolique (1176–1202), dans: *Revue d'histoire de l'Église de France* 91 (2005), p. 5–25.
- [20] Aquisgrana, dans: *Enciclopedia Fridericiana*, t. 1, Roma 2005, p. 61–63.
- [21] Weitere Fälschungen unter den päpstlichen Privilegien für die Abtei Montier-en-Der, dans: *Francia* 33/1 (2006), p. 101–118.
- [22] Zu verlorenen päpstlichen Privilegien und Schreiben. Palliumverleihungen an die Erzbischöfe von Reims, dans: *Eloquentia copiosus*. Festschrift für Max Kerner zum 65. Geburtstag, éd. Lotte KÉRY, Monika GUSSONE, Erik LIPPERS, Inge DELOIE, Lioba GEIS, Claudia LÜRKEN, Sascha SCHLEDE, Aachen 2006, p. 181–224.
- [23] Fälschung oder Nachzeichnung? Das Privileg Alexanders III. vom 31. Dezember 1176 (JL 12748) für die Abtei Saint-Thierry, dans: *L'acte pontifical et sa critique*, éd. Rolf GROSSE, Bonn 2007 (*Études et documents pour une Gallia Pontificia*, 5), p. 39–211.
- [24] Zur Geschichte der Stadt Châlons-en-Champagne im Mittelalter, dans: *Francia* 35 (2008), p. 527–537.
- [25] Papsturkunden gegen päpstliche Forderungen für auswärtige Kanoniker, dans: *Vaticana et Medievalia. Études en l'honneur de Louis Duval-Arnould*, éd. Jean-Marie MARTIN, Bernadette MARTIN-HISARD, Agostino PARAVICINI BAGLIANI, Firenze 2008 (*Millennio Medievale*, 71. Strumenti e studi, n. s., 16), p. 129–157.
- [26] Aachen, dans: *Handwörterbuch zur deutschen Rechtsgeschichte*, t. 1: Aachen – Geistliche Bank, Berlin 2008, col. 1–6.
- [27] Des actes de juridiction pontificale effectués sans rescrit ou privilège de la chancellerie? Notes marginales sur les voyages d'Innocent II et Eugène III en France, dans: *Aspects diplomatiques des voyages pontificaux*, éd. Bernard BARBICHE, Rolf GROSSE, Paris 2009 (*Études et documents pour une Gallia Pontificia*, 6), p. 141–153.
- [28] Das Dossier zur Gründung der Diözese Arras («Codex Lamberti»), dans: *Francia* 36 (2009), p. 277–283.
- [29] Die Aufhebung eines päpstlichen Exemptionsprivilegs durch Alexander III. (1171), dans: *Vetera novis augere. Studia i prace dedykowane Profesorowi Waclawowi Uruszczakowi*, éd. Stanisława GRODZISKIEGO, Doroty MALEC, Anny KARABOWICZ, Marka STUSA, t. 1, Kraków 2010, p. 211–219.
- [30] Alexander III. und der Schutz unheilbar Kranker. Zu einem Streit in Épernay: in *Francia* 38 (2011), p. 33–60.
- [31] Zur Auswirkung des Alexandrinischen Schismas in Diözese und Kirchenprovinz Reims, dans: *Schisme, dissidences, oppositions. La France et le Saint-Siège avant Boniface VIII*, éd. Bernard BARBICHE, Rolf GROSSE, Paris 2012 (*Studien und Dokumente zur Gallia Pontificia*, 7), p. 139–191.
- [32] Notger et Aix-la-Chapelle, dans: *Évêque et prince. Notger et la Basse-Lotharingie aux alentours de l'an mil*, éd. Alexis WILKIN, Jean-Louis KUPPER, Liège 2013 (*Histoire*, 2), p. 317–341.

- [33] »Modo blanditiis, modo terroribus«. Alexander III. zum Streit der Abtei Saint-Vaast mit dem Grafen Philipp von Flandern um das Haupt des hl. Jakobus, dans: Von Outremer bis Flandern. Miscellanea zur Gallia Pontificia und zur Diplomatie, éd. Klaus HERBERS, Waldemar KÖNIGHAUS, Berlin, Boston 2013 (Abhandlungen der Akademie der Wissenschaften zu Göttingen. Neue Folge, 26), p. 101–189.
- [34] Beispiele für Mischformen päpstlicher »litterae« in der Kanzlei Alexanders III. Mit einer Liste bislang datierter Briefe und Mandate, dans: Francia 41 (2014), p. 335–380.
- [35] Les deux lettres pontificales du ms. 15 et la tradition manuscrite des lettres pontificales du chapitre de Reims (fin XI^e–début XIII^e siècle), dans: Un homme, un livre au XI^e siècle. Le prévôt Odalric et le manuscrit 15 de la bibliothèque municipale de Reims, éd. Patrick CORBET, Patrick DEMOUY, Reims 2015 (Travaux de l'Académie nationale de Reims, 182), p. 179–222.

III. Comptes rendus¹

- [36] Les statuts synodaux de Jean de Flandre, évêque de Liège (1288). Édition critique précédée d'une étude de leurs sources et de leur contenu, publié par Joseph Avril, dans: Bulletin de la Société d'art et d'histoire du diocèse de Liege 61 (1996), p. 1–290, dans: Zeitschrift der Savigny-Stiftung für Rechtsgeschichte, Kan. Abt. 85 (1999), p. 590–595.
- [37] Rolf Große, Papsturkunden in Frankreich, Neue Folge, t. IX: Diözese Paris, II: Abtei Saint-Denis, Göttingen 1998 (Abhandlungen der Akademie der Wissenschaften in Göttingen. Philol.-hist. Kl., Dritte Folge, 225), dans: Zeitschrift der Savigny-Stiftung für Rechtsgeschichte, Kan. Abt. 86 (2000), p. 590–598.
- [38] Chartes et documents de l'abbaye de Saint-Magloire, par Anne Terroine (†) et Lucie Fossier avec le concours d'Yvonne de Montenon (†), t. I: Fin du X^e siècle–1280, Paris, Turnhout 1998 (Chartiers des anciennes abbayes de la ville de Paris, I: Abbaye de Saint-Magloire. Documents, études et répertoires publiés par l'Institut de Recherche et d'Histoire des Textes), dans: Zeitschrift der Savigny-Stiftung für Rechtsgeschichte, Kan. Abt. 86 (2000), p. 598–602.
- [39] Les statuts synodaux français du XIII^e siècle, t. V: Les statuts synodaux des anciennes provinces de Bordeaux, Auch, Sens et Rouen (fin du XIII^e siècle), introduites et publiés par Joseph Avril, Paris 2001 (Collection de documents inédits sur l'histoire de France, Section d'Histoire médiévale et de Philologie, série in-8°, 28), dans: Zeitschrift der Savigny-Stiftung für Rechtsgeschichte, Kan. Abt. 89 (2003), p. 668–674.
- [40] Richard Kay, The Council of Bourges, 1225. A documentary history, Aldershot 2002 (Church, Faith and Culture in the Medieval West), dans: Zeitschrift der Savigny-Stiftung für Rechtsgeschichte, Kan. Abt. 90 (2004), p. 577–581.
- [41] Patrick Demouy, Genèse d'une cathédrale. Les archevêques de Reims et leur Église aux XI^e et XII^e siècles, dans: Francia 34/1 (2007), p. 360–371.

Jean-Loup LEMAITRE, Paris

1 Nous nous bornons ici aux comptes rendus importants et renonçons à une liste des notes. Voir également II. Articles, n^{os} 4, 17, 24, 28.

Resümees/Résumés/Abstracts

Adelheid KRAH, Das Archiv als Schatzhaus? Zur Aufbewahrung von Verwaltungsschriftgut im frühen Mittelalter, S. 1–19.

Die Frage der Aufbewahrung von Dokumenten im frühen Mittelalter wurde in der Forschung bisher kaum behandelt. Denkanstöße finden sich in Arbeiten von H. Fichtenau, P. Classen und jüngst J. Barbier, die die Fortwirkung der Verwaltungspraxis der sogenannten *gesta municipalia* in merowingischer und karolingischer Zeit nachweisen konnte. Vermittelnd hierfür waren nach dem Glaubenswechsel die geistlichen Institutionen in den spätantiken Städten. Die Kirchengebäude gewannen zunehmend als öffentliche Plätze für den Ablauf der Rechtsvorgänge und als Aufbewahrungsorte für Dokumente an Öffentlichkeitswirksamkeit. Für diesen Prozess der Integration gallo-römischer und kirchlicher Verwaltungsstrukturen in die merowingische Königsherrschaft war die Taufe Chlodwigs förderlich. Dies spiegelt sich prominent in der Angabe zur Dokumentenverwahrung im Testament der Königin Radegunde wider und in Anweisungen, die merowingische Formelsammlungen enthalten. Bischofskirchen und in karolingischer Zeit auch Klöster waren zur Aufbewahrung von Verwaltungsschriftgut verpflichtet. Dies führte zu baulichen Veränderungen, die beispielsweise für das Kloster Fontenelle unter Abt Ansegis überliefert sind. Für die Zeit der Herrschaft der Karolinger lassen die zahlreichen in geistlichen Skriptorien gefertigten Rechtskompilationen auf größere Archive und Archivbestände schließen, und für frühe Traditionsbücher, etwa den Cozroh-Codex der Freisinger Bischofskirche, sind Kontakte zum Pfalzarchiv in Aachen nachweisbar.

La conservation de documents au haut Moyen Âge a peu retenu l'attention des chercheurs jusqu'à présent. Les travaux de H. Fichtenau, P. Classen et, tout récemment, de J. Barbier, qui a démontré l'influence pérenne des pratiques administratives des *gesta municipalia* à l'époque mérovingienne et carolingienne, offrent des premières pistes de réflexion. Après la conversion, les vecteurs de la transmission furent les institutions ecclésiastiques des villes de l'Antiquité tardive. Les églises se muèrent progressivement en places publiques des procédures juridiques ainsi qu'en lieux de conservation des documents et accrurent ce faisant leur audience. Le baptême de Clovis favorisa ce processus d'intégration des structures administratives gallo-romaines et ecclésiastiques sous le règne des Mérovingiens. Un phénomène qui se reflète clairement dans les indications concernant la conservation des documents données par la reine Radegonde dans son testament ainsi que dans les instructions contenues dans les formulaires mérovingiens. Les cathédrales et, à l'époque carolingienne, les monastères étaient obligés de conserver des documents administratifs, ce qui entraîna des modifications architecturales. On a par exemple conservé trace de celles de l'abbaye de Fontenelle sous l'abbé Ansegise. Les nombreuses compilations juridiques rédigées dans les *scriptoria* ecclésiastiques témoignent de la présence d'archives et de fonds archivistiques plus importants sous les Carolingiens; de même, on a pu démontrer l'existence de contacts avec les archives palatines d'Aix-la-Chapelle concernant des premiers *libri traditionum*, tels que le codex de Cozroh de la cathédrale de Freising.

The question of archival practices in the early Middle Ages has been treated very little in recent research. Important contributions can be found in the works of H. Fichtenau, P. Classen and

most recently J. Barbier, who were able to prove the continuity of the so-called *gesta municipalia* administrative practice in the Merovingian and Carolingian eras. The basis for this comes after the conversion to Christianity from ecclesiastical institutions in late antique cities. The church buildings were increasingly used as public spaces for legal acts and as place of storage for documents and obtained in this way public visibility. Central to this process of integration of the gallo-roman and Church legal structures under Merovingian rule, was the baptism of Clovis. This is prominently reflected in the information given about document storage in the testament of Queen Radegund as well as in the Merovingian formularies. Cathedrals, and later in the Carolingian era cloisters as well, were obligated to store administrative records. This led to structural changes that were passed on, like the case of the Fontanelle cloister under Abbot Ansegis. The numerous law compilations composed in Church scriptoria are indicative of larger archives and archive collections in the Carolingian period, while for the authors of earlier *Traditionsbücher*, such as the Cozroh Codex of the Freising Cathedral, contacts with the Pfalz archive in Aachen are detectable.

Walter GOFFART, »Defensio patriae« as a Carolingian Military Obligation, S. 21–39.

Der allgemeine fränkische Militärdienst schloss auch ärmere Freie ein, forderte von ihnen aber nur den »alten, traditionellen« Dienst der Heimatverteidigung (*defensio patriae*, *lantweri*). Diese Verteilung der Pflichten überließ das königliche *exercitus* mit seiner offensiven Funktion vollständig den »Magnaten und ihren Gefolgsleuten«: Dies jedenfalls ist die gängige Vorstellung von der karolingischen Rekrutierungspraxis. Die *defensio patriae* ist jedoch nur sehr selten nachgewiesen, während die Kapitularien zeigen, dass sich auch ärmere *liberi* im *exercitus* fanden. Die Untersuchung der Quellenlage, die der Beitrag vornimmt, zeigt, dass an jedem belegten Fall von Heimatverteidigung das königliche Heer beteiligt war, nicht eine getrennte *lantweri*. Lediglich zwei Texte aus dem 9. Jahrhundert weisen auf eine *levée en masse* im Verteidigungsfall hin, halten aber einer genaueren Untersuchung nicht stand. Die *defensio patriae* war kein spezieller Dienst oder eine Verpflichtung, sondern eine Handlung. Eine solche Neubewertung verändert unsere Vorstellung vom königlichen *exercitus*, das auch *pauperi liberi* aufnehmen konnte. Diese Fußsoldaten wurden nicht durch weitere Pflichten in Anspruch genommen und verrichteten in einem Krieg, wenn es um Befestigungen ging, notwendige Arbeiten.

La conscription générale franque incluait aussi des libres pauvres, mais n'exigeait d'eux que le service »ancien, traditionnel« de la défense de la patrie (*defensio patriae*, *lantweri*). Cette répartition des devoirs laissait entièrement l'*exercitus* royal avec sa fonction offensive aux »magnats et à leurs vassaux«: c'est, à tout le moins, l'idée courante qu'on a des pratiques de recrutement à l'époque carolingienne. Mais on a rarement pu attester la *defensio patriae*, alors que les capitulaires montrent que des *liberi* pauvres se trouvaient aussi dans l'*exercitus*. L'étude des sources à laquelle s'attache la contribution établit que l'armée royale, et non pas une *lantweri* distincte, était impliquée dans tous les cas attestés de défense de patrie. Seuls deux textes du IX^e siècle mentionnent une *levée en masse* pour un conflit armé, et, de surcroît, ne résistent pas à une analyse plus fine. La *defensio patriae* ne correspondait pas à un service spécial ou à une obligation, mais à un acte. Cette réévaluation modifie notre conception de l'*exercitus* royal, qui pouvait également comprendre des *pauperi liberi*. Ces fantassins n'avaient pas d'autres obligations et exécutaient les travaux nécessaires dans un conflit militaire lorsqu'il s'agissait de construire des fortifications.

The general Frankish military obligation extended to poorer freemen, but demanded only that they should carry out the »ancient, traditional« task of home defense (*defensio patriae, lantweri*). This distribution of duties left the royal *exercitus* and its offensive role entirely to »magnates and their followers«. So Carolingian military recruitment is understood at present. But *defensio patriae* is very poorly attested, and the presence of poorer *liberi* in the *exercitus* is abundantly shown by the capitularies. An examination of the evidence, conducted here, discloses that every established instance of home defense involved the royal army, not a separate *lantweri*. Only two ninth-century texts hint at a defensive *levée en masse* and do not survive closer scrutiny. *Defensio patriae* was an activity, not a specialized duty or obligation. This reconsideration has consequences for one's idea of the royal *exercitus*. There was room in it for *pauperi liberi*, even if these footsloggers were not detained by alternative duties and, in a warfare of strong points, had needed tasks to perform.

Rasa MAŽEIKĀ, Loïc CHOLLET, Familiar Marvels? French and German Crusaders and Chroniclers Confront Baltic Pagan Religions, S. 41–62.

Ziel des Aufsatzes ist ein Vergleich der Wahrnehmung der heidnischen Religion des Baltikums in Quellen, die im spätmittelalterlichen Frankreich und im Umfeld des Schwertbrüderordens sowie des Deutschen Ordens entstanden. Während die moderne Historiografie die letzten Heiden in Europa häufig als Archetyp des »Anderen« versteht, zeigt der Beitrag, dass sowohl kirchliche lateinische Autoren als auch dem Adel angehörige französische Autoren die heidnische Religion als solche selten verurteilten. Zwar beschäftigten sich die frühen lateinischen Chronisten, welche die Eroberung des Baltikums schilderten, mit den Werten und biblischen Vorbildern der kämpfenden Mönche, sahen diese aber im Sinne eines klassischen »gerechten Krieges« überwiegend als Verteidiger der Christen. Der später schreibende Chronist Hermann von Wartberge folgt hingegen eher ritterlichen Vorstellungen, die sich Philippe de Mézières und Guillebert de Lannoy annähern. Für die aus dem Adel stammenden Autoren des ausgehenden Mittelalters, die zur Unterstützung des Deutschen Ordens in seinem Kampf gegen Litauen ins Baltikum reisten, beschränkte sich das litauische Heidentum oft auf eine Ansammlung interessanter Gebräuche.

L'article compare la perception de la religion païenne des pays baltes dans les sources du Moyen Âge tardif en France ainsi que dans celles de l'ordre des chevaliers Porte-Glaive et de l'ordre Teutonique. L'historiographie moderne conçoit souvent les derniers païens européens comme l'archétype de l'altérité, mais l'article montre que des clercs latins tout comme des auteurs de l'aristocratie française considéraient rarement la religion païenne de cette façon. Les premiers chroniqueurs latins décrivant la conquête des pays baltes traitèrent certes des valeurs et des modèles bibliques des moines soldats, mais, dans leur majorité, ils les envisagèrent dans la perspective d'une classique »guerre juste«, c'est-à-dire comme des défenseurs des chrétiens. Hermann von Wartberge, chroniqueur plus tardif, s'inscrit pour sa part plutôt dans la tradition des idées chevaleresques de Philippe de Mézières et de Guillebert de Lannoy. Pour les auteurs issus de la noblesse de la fin du Moyen Âge, qui voyagèrent dans les pays baltes pour soutenir l'ordre Teutonique dans son combat contre la Lituanie, le paganisme lituanien se réduisit souvent à une accumulation de coutumes intéressantes.

The aim of this paper is to compare the perception of the Baltic pagan religion in sources produced in late medieval France and by the Sword Brothers and the Teutonic Order. Despite

much historiography which seeks to characterize the last pagans in Europe as the archetypical »Other«, we show that the clerical authors writing in Latin as the aristocratic ones writing in French had little condemnation for paganism *ipso facto*. The earlier Latin chroniclers of the Baltic conquest were concerned with the moral values and Biblical models of the fighting monks, but mostly as defenders of Christians in a classical »just war« sense. The later chronicler Hermann von Wartberge has a more chivalric tone, nearer to Philippe de Mézières and Guillebert de Lannoy. By the end of the Middle Ages, Lithuanian paganism is often reduced to interesting customs for the aristocratic writers who went on the Baltic to support the Teutonic Order in their war against Lithuania.

Vanina KOPP, Konstruktion, Rezeption, Narration. Karl V. von Frankreich und die Louvrebibliothek im Zerrspiegel ihres Nachlebens, S. 63–85.

Der Beitrag untersucht die Rezeption des französischen Königs Karl V. als »weisen Königs« und, spezifischer, der Louvrebibliothek als Ursprung der heutigen Nationalbibliothek. Dabei werden in einem ersten Teil die Theorie und die Geschichte der Mittelalterrezeption nachgezeichnet und insbesondere ihre politische Deutung als nationales Narrativ in der französischen Geschichtswissenschaft seit der Aufklärung und bis zur Professionalisierung der Universitäten im 19. Jahrhundert beleuchtet. Das Mittelalter wurde zu einem entscheidenden Faktor im Narrativ der Geschichte als Telos der Nation. Die »mehreren Mittelalter« der Historiografie dienten als Spielball in der Interpretation der eigenen Geschichte je nach Bedarf der zu bedienenden nationalen Meistererzählung. In einem zweiten Schritt wird diese Studie um die geschichtswissenschaftliche Interpretation der Regierungszeit und der Figur Karls V. erweitert, die am Beispiel der Louvrebibliothek und ihrer Bewertung durch die Jahrhunderte analysiert werden. Beide standen paradigmatisch für die politische, aber auch kulturelle Rezeption des Mittelalters und die enge Verzahnung von nationaler Geschichte mit ihrer politischen Verwendung. An mehreren Beispielen wird gezeigt, wie die Figur des Herrschers und seiner Bibliothek im Fokus ihrer Historiografen standen, umgedeutet und aktualisiert je nach politischem und bildungspolitischem Kontext.

Cet article interroge la réception du roi français Charles V comme »roi sage« et plus spécifiquement celle de la bibliothèque du Louvre, future Bibliothèque nationale de France, depuis le Moyen Âge jusqu'à nos jours. Dans une première partie, il étudie la théorie et l'histoire de la réception du Moyen Âge, en insistant sur son interprétation politique comme récit national dans l'historiographie française, et ce, des Lumières à la professionnalisation des universités au XIX^e siècle. Ainsi, le Moyen Âge devint un facteur crucial dans la création d'une narration de l'histoire comme *telos* de la nation. Les »multiples« Moyen Âge de l'historiographie furent le jouet d'interprétations historiques variant au gré des récits nationaux à nourrir. Dans un deuxième temps, cette interprétation s'élargit à l'étude de l'interprétation historique du règne de Charles V et de sa bibliothèque du Louvre à travers les siècles. Tous deux incarnèrent la réception politique, mais aussi culturelle, du Moyen Âge et l'étroite imbrication entre l'histoire nationale et son utilisation politique. L'article montre comment la figure de Charles V et sa bibliothèque intéressèrent particulièrement les historiens de leur temps et comment, du Moyen Âge à nos jours, elles furent réinterprétées et actualisées en fonction du contexte politique et éducatif.

This article examines the reception of the French King Charles V as the »wise ruler«, and more precisely, the role since the Middle Ages of the Louvre library as the origin of today's national

library. In the first part, this article draws from political theory and history of the Middle Ages, underlining its significance in the historiography of France's national narrative from the Enlightenment to the professionalizing of the university system in the 19th century. The Middle Ages became an essential factor in the master narrative of history becoming the telos of the nation. The »multiple« Middle Ages that historiography constructs have themselves become a sort of plaything within interpretations of the nation's own history, allowing for interpretations that serve the political needs of the national narrative. In the second part, this study expands its scope in order to incorporate a historiographical reading of the reign of King Charles V, analyzing it through the example of the Louvre library and the interpretation of discourses throughout the ages. Both represent paradigmatically the political as well as the cultural understanding of the Middle Ages, and subsequently the closely entangled roles of national history and its political function. The figure of the wise King and his library can be read through their respective historiographical lenses, perpetually reframed and actualized depending on political and cultural contexts from the Middle Ages until today.

Rudi BEAULANT, Guerre, espionnage, torture. À propos d'une entreprise contre Dijon en 1432, S. 87–104.

Spionage wurde im spätmittelalterlichen Westeuropa von mehreren Autoren theoretisch behandelt. Die Missionen der Agenten, die im Auftrag von Königen und Fürsten handelten, sind aber nur selten im Detail bekannt. Diese Studie analysiert das geschlossen überlieferte Dossier eines Gerichtsverfahrens gegen drei Spione, die Anfang Oktober 1432 von der Partei der Armagnacs nach Dijon geschickt wurden, als der französisch-englische Konflikt sich entspannte und sich die mit England verbündete burgundische Partei Philipps des Guten (1419–1467) in einer schwierigen politischen und militärischen Lage befand. Auftrag der Spione war kein geringerer als die Einnahme der Hauptstadt des Herzogtums Burgund. Die Prozesse, die gegen sie geführt wurden, sind somit in mehrfacher Hinsicht interessant: Sie gestatten einen Blick auf das außergewöhnliche Verfahren, das die *mairie* von Dijon angesichts einer unmittelbaren Bedrohung einleitete, informieren aber auch über Motive und Praktiken der Spionage durch nichtprofessionelle Agenten mit dem Ziel der heimlichen Übernahme einer Stadt und über das potenzielle Netzwerk der Armagnacs im Norden des Herzogtums Burgund. Zum Verständnis der Prozessakte müssen zudem die politischen Folgen, die eine Übernahme Dijons für Philipp den Guten gehabt hätte, und die Darstellung der allgemeinen Situation des Konflikts analysiert werden, wie sie einer der Angeklagten gibt, und zwar Guyenne, der als Herold im Kriegsrat König Karls VII. von Frankreich (1422–1461) saß.

Si l'espionnage tend à être théorisé par plusieurs auteurs dans l'Occident du Moyen Âge tardif, on connaît rarement les détails des missions confiées aux agents des rois et autres princes. L'objet de cette étude est d'analyser le dossier homogène du procès de trois espions envoyés à Dijon par le parti armagnac au début du mois d'octobre 1432, à une période où le conflit franco-anglais s'essouffle et où le parti bourguignon de Philippe le Bon (1419–1467), allié des Anglais, se retrouve dans une position politique et militaire délicate. Leur mission, selon leurs interrogatoires, ne visait pas moins que la prise de la capitale du duché de Bourgogne. Les procès de ces agents présentent ainsi un intérêt pluridisciplinaire: ils permettent d'éclairer la procédure judiciaire extraordinaire mise en place par la mairie de Dijon face à un danger imminent, mais ils apportent également des informations précieuses sur les motivations et les pratiques de l'espionnage par des agents non professionnels dans le but de s'emparer d'une ville par surprise, ainsi

que sur le potentiel réseau armagnac installé dans le nord du duché de Bourgogne. Enfin, le dossier étudié nécessite d'analyser l'impact politique qu'aurait pu avoir la prise de sa capitale pour Philippe le Bon, ainsi qu'à observer la situation générale du conflit telle que la présente l'un des accusés qui n'est autre que Guyenne, l'un des hérauts d'armes du roi Charles VII (1422–1461) présent aux conseils de guerre de ce souverain.

Theories about espionage at the end of the Middle Ages are readily available, however we rarely have access to the specifics of the missions that spies were ordered to carry out in the name of their kings and sovereigns. The goal of this article is to study the trial of the three spies from the Armagnac party who were sent to Dijon in early October 1432. At this time, the Franco-English conflict had gone on too long and the House of Burgundy of Philip the Good (1419–1467) found itself in an uncomfortable political and military position. Their interrogations show that their mission was to prepare the capture of the capital of the Duchy of Burgundy. The trial of these three agents presents a multidisciplinary interest. It shows the extraordinary legal protections that the city government undertook in the face of an imminent danger. It also provides useful information about the motivations and methods of non-professional spies attempting to take a city by surprise. Then it is revealed that a potential spy network had been established in the north of the Duchy of Burgundy. Finally, the article studies the political impact, had the capital city of Philip the Good fallen, as well as the overall situation of the conflict as it is described by one of the defendants, Guyenne, who was a herald of King Charles VII (1422–1461) and who attended his war councils.

Klaus MALETTKE, Monarchie universelle, sécurité collective et équilibre au XVII^e siècle, S. 105–118.

Betrachtet man die Geschichte der internationalen Beziehungen im 17. Jahrhundert, so wird deutlich, dass Wechselwirkungen zwischen der Entwicklung des europäischen Staatensystems einerseits und den jeweiligen politischen Leitkategorien des außenpolitischen Handelns der Hauptakteure der damaligen Führungsmächte, also Frankreichs, Englands, der Vereinigten Niederlande, Spaniens, des Kaisers und des Reichs andererseits bestanden haben. Diese Wechselwirkungen manifestierten sich zum Beispiel im Hinblick auf die Realisierung einer intendierten Universalmonarchie oder Hegemonie bzw. in den jeweiligen Bemühungen der politischen Akteure, die Etablierung einer Universalmonarchie oder die Erlangung einer hegemonialen Position durch eine bestimmte Macht in Europa zu verhindern. Gleiches gilt aber auch für die von den jeweiligen Politikern oder Staatslenkern entwickelten bzw. propagierten Konzepte kollektiver Sicherheit und des Gleichgewichts der Mächte sowie für die ebenfalls ventilierte Idee des »Schiedsrichters«, des »Arbiters«, in Europa. Um die hier nur kurz angesprochenen Wechselwirkungen aufzeigen zu können, ist eine knappe Darstellung der Entwicklung des europäischen Staatensystems im Verlauf des 17. Jahrhunderts unerlässlich. Diese Darstellung erfolgt im ersten Teil des Artikels. Auf dieser Basis und vor diesem Hintergrund kann dann im zweiten Teil dieses Beitrages aufgezeigt werden, in welcher Weise und mit welchen Folgen sich die hier angesprochenen Wechselwirkungen vollzogen haben. Diese reziproken Beeinflussungen haben bei den Entscheidungsprozessen und Zielsetzungen der jeweiligen außenpolitischen Akteure der europäischen Führungsmächte eine in ihrer Bedeutung nicht hoch genug einzuschätzende Rolle gespielt.

L'observation de l'histoire des relations internationales au XVII^e siècle montre qu'il existait des interactions entre le développement du système d'États européens et les principales catégories politiques de l'action internationale des protagonistes des grandes puissances – France, Angleterre, Provinces-Unies des Pays-Bas, Espagne, Empereur et Saint-Empire. Ces interdépendances se manifestent par exemple dans la tentative de l'instauration d'une hégémonie, d'une monarchie à caractère universel ou encore dans les efforts des acteurs politiques à empêcher l'établissement d'une monarchie universelle ou d'une position hégémonique de l'une des puissances en Europe. Elles se lisent également dans les concepts de sécurité collective et d'équilibre des puissances ou encore dans l'idée de »l'arbitre« européen, forgés et propagés par les acteurs politiques ou dirigeants étatiques. Afin de pouvoir démontrer ces interactions, il est nécessaire d'exposer brièvement l'évolution du système des États européens au XVII^e siècle. Une telle présentation est effectuée dans la première partie de l'article. Elle permet ensuite de mettre au jour les modalités d'exécution et les répercussions de ces interactions. Le rôle que jouèrent ces influences réciproques dans les processus décisionnels et les objectifs des acteurs politiques des grandes puissances européennes s'avère être considérable.

This article explores international relations of the 17th century, and more precisely, the mutual interactions between the development of European state systems on one side and the political guiding categories of foreign policy actions taken by the major players at the time, such as France, England, the Republic of the United Netherlands, Spain, the Emperor and the Holy Roman Empire. These interactions manifested, for example, in regards to the realization of a planned universal monarchy or hegemony, or the preemptive efforts of political actors to prevent the establishment of a universal monarchy or the acquisition of a hegemonic position by a specific power in Europe. The same is true however for the concept of collective safety and balance of power as well for the idea of »arbitrators« or »arbiters« developed, or propagated, by the respective leaders of the European powers. In order to illustrate the previously discussed state interactions, it is essential to give a short description of the development of the European state systems over the course of the 17th century. This description will be given in the first part of this article. On this basis the second part will show which directions and consequences the execution of these state interactions brought about. The reciprocal influence has played a most considerable role in the importance of the decision making process and goal setting practices of the foreign policy actors of these European powers.

Helge WENDT, Kohle in Akadien. Transformationen von Energiesystemen und Kolonialregimen (ca. 1630–1730), S. 119–136.

Der Artikel beleuchtet die Geschichte des Steinkohlebergbaus auf Cape Breton Ende des 17. und zu Beginn des 18. Jahrhunderts. 1713 sicherte sich die englische Krone im Vertrag von Utrecht die Halbinsel. Insofern wirft der Artikel ein Licht auf französische und englische Traditionen im Steinkohlebergbau sowie auf seine wirtschaftliche Bedeutung in der Alten und der Neuen Welt. Zudem kann er eine weit ins 17. Jahrhundert zurückreichende Wissenstradition über Steinkohlevorkommen in den französischen Gebieten Nordamerikas rekonstruieren und diese mit der Entwicklung des Wissens über Steinkohle in Frankreich in Verbindung setzen. Der Artikel argumentiert, dass die Perspektive der Gewinnung von Steinkohle ein nicht unwichtiger Bestandteil der französischen Kolonialpolitik war und von Seiten der Krone wie von Seiten der Siedler zu verschiedenen Initiativen führte. Dasselbe gilt für die englische Expansion, die mit den damals einzigen bekannten Steinkohlevorkommen auf dem Kontinent in Ver-

bindung gebracht werden kann. Jedoch scheinen hier ebenfalls Interessenskonflikte zwischen den Siedlern, Bostoner Kaufleuten und der englischen Krone auf.

L'article porte sur l'histoire des mines de charbon de Cap-Breton à la charnière des XVII^e et XVIII^e siècles. L'Angleterre s'assura la péninsule par le traité d'Utrecht de 1713. L'article apporte ainsi un éclairage sur les traditions françaises et anglaises en matière de l'exploitation des houillères ainsi que sur la signification économique de celles-ci dans l'Ancien et le Nouveau Monde. Il parvient de plus à reconstruire une tradition de savoirs sur les réserves houillères dans les territoires français d'Amérique du Nord qui remonte au XVII^e siècle, et à la relier avec le développement des connaissances sur la houille en France. L'article défend l'idée que la perspective de l'exploitation houillère représenta un élément non négligeable de la politique coloniale française, débouchant sur diverses initiatives de la couronne comme des colons. Il en va de même pour l'expansion anglaise, qui peut être reliée avec les seules réserves houillères du continent connues à cette époque. L'article révèle toutefois qu'il existait ici aussi des conflits d'intérêts entre colons, marchands de Boston et couronne anglaise.

This article examines the history of coal mining on Cape Breton from the end of the 17th century to the early 18th century. In 1713 the English crown laid claims to the peninsula with the Treaty of Utrecht. This article casts a light upon English and French coal mining practices as well as its economic significance in the Old and New Worlds. Moreover, this work seeks to reconstruct knowledge traditions going back to the 17th century of coal deposits in the French territories of North America and put them in dialogue with the developments in coal mining in France. This article argues that the perspective around the extraction of coal was not an unimportant component of French colonial policy, and it drove different initiatives as much from the crown as it did from the colonists. The same is true for the English expansion, which can be linked with the only other known coal deposit on the continent. However, it would appear that there were conflicts of interest between the colonists, the merchants of Boston and the English crown.

Friedemann PESTEL, Matthias WINKLER, Provisorische Integration und Kulturtransfer. Französische Revolutionsemigranten im Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation, S. 137–160.

Französische Revolutionsemigranten im Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation wurden bislang meist regionalgeschichtlich hinsichtlich ihrer Anwesenheit und ihren Lebensbedingungen in Einzelterritorien untersucht. Demgegenüber betrachtet dieser Aufsatz die Mobilitätsdynamiken, Handlungsspielräume und Interaktionsformen der Zehntausenden Revolutionsemigranten nach 1789 in reichsweiter Perspektive. Jenseits prominenter Stereotypen wie des »Koblenz-Syndroms« erlaubt diese Reinterpretation der bisherigen Forschungsergebnisse zusammen mit neuen Befunden eine chronologische, geografische und soziale Binnendifferenzierung der Emigration. Die Exilzeit wird als wechselseitige Herausforderung für die Aufnahmegesellschaft und Emigranten verstanden, da ihre mehrjährige Anwesenheit nicht nur die staatliche Verwaltungspraxis, sondern auch das alltägliche Zusammenleben mit Reichsbewohnern maßgeblich beeinflusste. Aus dieser Lebens- und Kommunikationsgemeinschaft bildeten sich in den 1790er Jahren Transferkanäle heraus, die Austauschprozesse ermöglichten und die gegenseitige Wahrnehmung prägten. Der Aufsatz systematisiert zunächst die Aufnahmepolitiken im Alten Reich und geht den Verteilungsmustern und Mobilitätsphasen der Emigranten

nach. Anschließend behandelt er kulturelle Transfers auf den Feldern Soziabilität, Militär, Wirtschaft, Publizistik und geistliche Lebensformen. Mit Blick auf verschiedene Reichsterritorien lässt sich zeigen, dass die Revolutionsemigration ein entscheidendes Konstitutiv deutscher Revolutionserfahrung bildete, stellten die Emigranten doch eine unmittelbar sichtbare Konsequenz der Französischen Revolution im Alten Reich dar.

Les travaux sur les émigrés de la Révolution française dans le Saint Empire romain germanique se restreignent en général à des études d'histoire régionale et s'intéressent à leur présence et leurs conditions de vie dans les divers territoires. Cet article appréhende les dynamiques de mobilité, les marges de manœuvre et les formes d'interaction des dizaines de milliers d'émigrés de la Révolution après 1789, et ce, dans l'ensemble de l'Empire. Cette réinterprétation des résultats de la recherche, combinée à de nouveaux acquis, permet de dépasser les stéréotypes connus, tels que le »syndrome de Coblenz«, et de dresser un tableau géographique, chronologique et sociologique différencié de l'émigration. Le temps de l'exil est envisagé comme un défi réciproque pour la société d'accueil et pour les émigrés, car leur présence de longue durée influença massivement les pratiques administratives, mais aussi la cohabitation au quotidien avec les habitants du Reich. Dans les années 1790, cette communauté de vie et de communication fit émerger des canaux de transfert, qui permirent des processus d'échange et façonnèrent la perception mutuelle des protagonistes. L'article commence par systématiser les politiques d'accueil dans l'Empire et retrace les modèles de distribution ainsi que les phases de mobilité des émigrés. Il s'intéresse ensuite au transfert culturel dans les champs de la sociabilité, de l'armée, de l'économie, du journalisme et des formes de vie ecclésiastique et spirituelle. L'étude de diverses principautés montre que l'émigration de la Révolution fut constitutive de l'expérience révolutionnaire des Allemands, tant les émigrés furent une conséquence directe et tangible de la Révolution française au sein de l'Empire.

The émigrés of the French revolution in the Holy Roman Empire of the German Nation have for a long time only been studied in the regional histories of particular territories as it pertains to their presence and living conditions. However, this essay examines the mobility dynamics, room for maneuver, and forms of interaction of the tens of thousands of immigrants from the Revolution after 1789 from a perspective encompassing the Holy Roman Empire as a whole. Going beyond the typical stereotypes, like »Koblenz syndrome«, allows for a reinterpretation of previous research together with new findings in order to make a chronological, geographical and social reading of emigration's internal distinctions. This period of exile should be understood as a mutual challenge for the host community and the migrants, where not only did their years-long presence affect local administrative practices, it also had a significant impact on the daily lives of the Holy Roman Empire's residents. From these newly formed communities in the 1790s, channels of communication took shape, which allowed for processes of exchange and shaped mutual perceptions. This work then systematizes the host politics of the Empire and then addresses distribution patterns and mobility periods of the migrants. Finally, it will address cultural transfers as they occurred socially, militarily, economically, journalisticly and spiritually. A focus on multiple territories within the Empire shows that the revolution's migrants formed a decisively constitutive aspect of the German experience of the revolution, the migrants representing for the Empire an apparent, direct consequence of the French revolution.

Marine Fiedler, *Patriotes de la Porte du Monde. L'identité politique d'une famille de négociants entre Hambourg et Bordeaux (1789–1842)*, S. 161–183.

Am Ende des Ancien Régime war die Identität des Hamburger Bürgertums noch weitgehend vom Bezug auf das Lokale geprägt. Die Kaufmannsfamilie Meyer bietet in einer Zeit, die mindestens bis zur zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts vom Fehlen eines überwölbenden nationalen Projekts geprägt war, ein Beispiel hierfür. Die Definition dieser lokal geprägten Identität ergab sich hier jedoch nicht allein in einem beschränkten Hamburger Kontext, sondern über diesen hinaus in der Interaktion mit dem Fremden. Auf der Grundlage der durch die Kaufmannsfamilie Meyer vom Beginn des 18. Jahrhunderts bis zum Ende des 19. Jahrhunderts unterhaltenen engen und dauerhaften Verbindungen mit der Stadt Bordeaux entwickelte und definierte sich die politische Identität dieser Familie beständig entlang des französischen Modells, ja sogar des durch Bordeaux gesetzten lokalen Rahmens. Wenn das Französische ein Gegenüber darstellte, an dem sich die eigene Identität durch Zustimmung oder Opposition bildete – von der Begeisterung für die französische Revolution bis zum Entstehen eines kriegerischen Patriotismus während der napoleonischen Epoche –, so verhinderte die Verbindung der Familie Meyer mit Frankreich auf der anderen Seite einen einseitigen nationalistischen und dualistischen Diskurs, in dem Frankreich zum absoluten Gegenmodell geworden wäre. Am Beispiel dieser Familie wird überdies die Art und Weise nachvollziehbar, in der die hamburgische Identität im Ausland erörtert und konstruiert wurde. Mit Blick auf die deutsche Kolonie von Bordeaux wird dies besonders im Jahr 1842 deutlich, einem Wendejahr, das durch den Hamburger Stadtbrand und die Abberufung des letzten Konsuls der in Bordeaux angesiedelten Familie geprägt war.

L'identité politique locale était encore au cœur de l'identité bourgeoise à Hambourg à la fin de l'époque moderne. La famille hambourgeoise Meyer est un témoignage de cette importance du local dans les sentiments identitaires marqués par l'absence d'un projet politique national jusqu'à la seconde moitié du XIX^e siècle. Loin de se limiter au contexte hambourgeois, la définition de cette identité locale se réalisait en interaction avec l'étranger. Par les liens intenses et durables entretenus par les négociants Meyer avec la ville de Bordeaux du premier XVIII^e siècle à la fin du XIX^e siècle, l'identité politique de cette famille fut en effet constamment définie et négociée vis-à-vis du modèle français, voire du contexte local bordelais. Si le Français représentait un autre face auquel l'identité se construisait en association ou en opposition – de l'enthousiasme pour la Révolution française à la naissance d'un patriotisme guerrier durant l'époque napoléonienne – le lien des Meyer avec la France empêcha l'émergence d'un discours nationaliste et dualiste dans lequel le Français aurait été un contraire absolu. Le cas de cette famille témoigne par ailleurs de la façon dont l'identité politique hambourgeoise pouvait être débattue et construite à l'étranger, notamment au sein de la colonie germanique de Bordeaux en 1842, année de rupture marquée par l'incendie de Hambourg et le renvoi du dernier consul de la famille implanté à Bordeaux.

At the end of the Ancien Régime, the identity of Hamburg's bourgeoisie was vastly shaped referring to the »local«. The Meyer family provides a representative example of the meaning of a local framework in the formation of an identity, for which the lack of a political national congruency was a defining characteristic until the latter half of the 19th century. In this case the definition of this locally shaped identity did not take shape, however, solely within insular confines related to Hamburg, instead it comes from beyond this vacuum, and is largely the result of interactions with the »external«. On the basis that the Meyer trading family, who maintained from the early 18th century until the end of the 19th century, a close and persistent tie with the city of Bordeaux, developed and defined their family's political identity partially along

a French model, if not within the framework of a uniquely Bordeaux sense of identity. Even if the French framework served as a counterpart for the construction of their own identity, either positively or negatively – from the enthusiasm for the French revolution until the emergence of a war-like patriotism in the Napoleonic era – it was impossible for the Meyer family to create on the other hand a one-sided nationalistic and dualistic discourse denouncing France as the antagonistic model. This family is an example how Hamburger political identity was justified and constructed abroad. Regarding the German community of Bordeaux this is especially tangible in the year 1842, which was shaped by the Hamburg fires and the dismissal of the last consular family resident in Bordeaux.

Juri Auderset, *Föderale Kosmologien. Zur historischen Semantik astronomischer Metaphern im transatlantischen Föderalismusdiskurs, 1776–1848*, S. 185–207.

Ausgangspunkt dieses Aufsatzes ist die Beobachtung, dass die Thematisierung des Föderalismus im Zeitalter der Revolutionen auffällig häufig in einer astronomischen Metaphersprache vorgetragen wurde. Astronomische Metaphern spielten in der politischen Imagination der atlantischen Revolutionen generell eine wichtige Rolle, erhielten aber im Föderalismusdiskurs eine spezifische Ausprägung. Mit Metaphern wie »Konstellation«, »Sonnensystem« oder »Umlaufbahnen« konnten Beziehungen, Machtteilungen und Interaktionssysteme zwischen (kon-)föderal organisierten politischen Handlungseinheiten begrifflich erfasst und veranschaulicht werden. Gleichzeitig blieben diese begrifflichen Übertragungen hochgradig bedeutungs offen: Während heliozentrische Metaphern Machtasymmetrien in föderalen Ordnungssystemen akzentuierten, tendierten Konstellationsmetaphern eher zu einer paritätischen und egalitären Verhältnisbestimmung zwischen den föderierten Handlungseinheiten. Dieser Essay folgt den umstrittenen metaphorischen Deutungen föderaler Ordnungen im Zeitalter der Revolutionen. Mit Blick auf transatlantische Debattenverläufe wird insbesondere nach der semantischen Polyvalenz astronomischer Metaphern in unterschiedlichen politischen Sprechkontexten gefragt.

Cet article part du constat que le fédéralisme est souvent abordé à l'aide de métaphores astronomiques à l'époque de la Révolution Atlantique. Elles jouèrent un rôle important dans l'imaginaire politique des révolutions atlantiques en général, mais prirent une forme spécifique dans le discours fédéraliste. Des métaphores telles que »constellation«, »système solaire« ou »orbites« servirent à saisir et illustrer les relations, les séparations de pouvoir et les systèmes d'interaction entre entités politiques (con)fédérales. Simultanément, ces transpositions terminologiques étaient sémantiquement très ouvertes: les métaphores héliocentriques soulignaient les asymétries de pouvoir dans les systèmes fédéraux, alors que des métaphores de la constellation renvoyaient plutôt au rapport égalitaire et paritaire entre entités fédérées. Cet essai retrace les interprétations métaphoriques, controversées, des systèmes fédéraux à l'ère des révolutions. En prenant en compte l'évolution des débats transatlantiques, il s'interroge en particulier sur la polyvalence sémantique des métaphores astronomiques dans divers contextes du discours politique.

The initial premise of this essay is the observation that the topic of federalism in the time of the Atlantic Revolution is represented with astronomical metaphorical speech a remarkable amount. Astronomical metaphors generally play an important role in the political imagination of the Atlantic Revolution, but with a specific manifestation in regards to the discourse of fede-

ralism. Relationships, divisions of power and interaction systems between (con)federally organized political units are conceptually explained and demonstrated using metaphors like »constellations«, »the solar system« and »orbits«. At the same time, these conceptual stand-ins remain highly open ended in their meanings: heliocentric metaphors accentuate asymmetrical power structures within the federal system, while constellation metaphors suggest parity and equal relationships between all individual federalized units of power. This essay follows the contentious metaphorical constructions of the federal structure in the time of the revolution. With a special focus on the progression of debates across the Atlantic, this work calls into question the semantic polyvalence of astronomical metaphors in a variety of contexts of political speech.

Jörn LEONHARD, 1916 – Année charnière de la Grande Guerre, S. 209–226.

Was machte 1916 zum Scharnier des Großen Krieges, zu jener elementaren Veränderung, durch die viele Entwicklungen neue Richtungen nahmen, andere beschleunigt, wieder andere abgebrochen wurden? Wie und warum lässt sich 1916 überhaupt als Scharnier verstehen – und nicht 1917 mit den bekannten äußeren Daten, dem Kriegseintritt der Vereinigten Staaten und den beiden Revolutionen in Russland im Februar und Oktober? Der Artikel beleuchtet aus verschiedenen Perspektiven das Schwellenjahr 1916, das ein Vorher und ein Nachher bezeichnete, eine Linie, hinter die der Krieg nie wieder zurückkehren würde. Dazu werden erstens die Erfahrungen in den »totalen Schlachten« an der West- und Ostfront sowie ihre politischen Folgen, zweitens globale Räume der Gewalt sowie drittens Kriegsgesellschaften und Heimatfronten an den Beispielen Großbritanniens, Deutschlands und Russlands untersucht.

Qu'est-ce qui fait de 1916 la charnière de la Grande Guerre, le changement élémentaire qui réoriente de nombreuses évolutions, en accélère certaines et interrompt d'autres? Pourquoi et comment peut-on envisager 1916 comme une charnière – et pas 1917 avec ses dates externes connues, l'entrée en guerre des États-Unis et les deux révolutions de février et d'octobre en Russie? L'article jette un éclairage multiple sur l'année 1916, qui marque un véritable tournant, une ligne derrière laquelle la guerre ne repassera plus. Pour ce faire, il commence par étudier les expériences des »batailles totales« sur les fronts occidental et oriental ainsi que leurs répercussions politiques, avant de s'intéresser aux espaces globaux de la violence et de clore sur les sociétés en guerre et les fronts de l'arrière en Grande-Bretagne, Allemagne et Russie.

What makes 1916 a turning point in the Great War, in which each elemental change, through the many developments that took new directions, were accelerated or came to an end? How and why can 1916 be understood as the turning point rather than 1917 with its well-known start dates like the entry of the US into the war and the two Russian revolutions in February and October? This article examines from multiple perspectives the year 1916 as a historical threshold that designates a before and after, a line that would eventually turn out to be a point of no return for the war. The first question to look at is the experience of »total war« on the Western and Eastern fronts, as well as its political consequences, the overall space of violence, and finally, the war culture and home fronts in Great Britain, Germany and Russia.

Corinna VON LIST, Die Fluchhilfenetzwerke Marie-Claire und Marie-Odile. Zwei Gründerinnen, eine überlebte Geschichte, S. 227–247.

Das Fluchhilfenetzwerk Marie-Odile und seine Gründerin Gabrielle Barré de Saint-Venant, die ihre Deportation aus Frankreich in das Konzentrationslager Ravensbrück nicht überlebt hat, standen bisher vollständig im Schatten der Engländerin Mary Lindell, bekannt auch unter ihrem zu Unrecht geführten Titel der Comtesse de Milleville. Als Initiatorin des Fluchhilfenetzwerks Marie-Claire und Agentin der Abteilung der Military Intelligence MI 9 genießt sie vor allem in Großbritannien bis heute große Popularität und gilt als britische Widerstandskämpferin par excellence. Anhand neuer Aktenfunde in französischen, amerikanischen und schweizerischen Archiven arbeitet diese Untersuchung die von Gabrielle Barré de Saint-Venant im Widerstand erbrachten Leistungen und eingegangenen Risiken heraus. Wie sich zeigte, hat sich Mary Lindell nach 1945 vielfach Leistungen Gabrielle Barré de Saint-Venants und ihres Fluchhilfenetzwerkes Marie-Odile mittels geschickter Selbstdarstellung und der Verbreitung von Halbwahrheiten angemäßt. Sie profitierte dabei von ihrem Status einer Ravensbrück-Überlebenden.

Le réseau d'évasion Marie-Odile et sa fondatrice Gabrielle Barré de Saint-Venant, qui ne reviendra pas du camp de déportation de Ravensbrück, sont restés jusqu'ici dans l'ombre de Mary Lindell, une Anglaise également connue sous son titre usurpé de comtesse de Milleville. Initiatrice du réseau d'évasion baptisé Marie-Claire et agente du *Military Intelligence* MI 9, Lindell jouit jusqu'à aujourd'hui d'une grande popularité, en Grande-Bretagne avant tout, et incarne la résistante britannique par excellence. Cette étude exploite des sources inédites de fonds d'archives français, américains et suisses pour examiner les actes et les risques pris par Gabrielle Barré de Saint-Venant dans la Résistance. Le travail de recherche a pu mettre en évidence que Mary Lindell s'est à maintes reprises approprié des hauts faits de Gabrielle Barré de Saint-Venant et de son réseau Marie-Odile après 1945, en se mettant habilement en scène et en diffusant subtilement des semi-vérités, profitant pour ce faire de son statut de rescapée de Ravensbrück.

The escape aide network Marie-Odile as well as its founder Gabrielle Barré de Saint-Venant, who did not survive her deportation to the concentration camp Ravensbrück, stand in the shadow of the English woman Mary Lindell, also known by her unofficial title, Comtesse de Milleville. As creator of the escape aide network Marie-Claire and agent of the Military Intelligence Unit MI9, she enjoys great popularity in the UK and is considered to be one of the greatest British resistance fighters. Based on newly uncovered records in French, American and Swiss archives, this work seeks to explore the services provided and the risks taken by Gabrielle Barré de Saint-Venant in her resistance work. As it would later turn out, after 1945 Mary Lindell would go on to usurp the actions of Gabrielle Barré de Saint-Venant and her escape aide network Marie-Odile, disseminating half-truths and exaggerating her own involvement. She profited, in the process, from her status as a Ravensbrück survivor.

Dominique TRIMBUR, Le procès Eichmann et les relations RFA – Israël: une influence, néfaste ou bénéfique?, S. 249–266.

Dem Eichmann-Prozess kommt in der Bundesrepublik Deutschland und in Israel, neben weiteren an dieser Debatte interessierten Staaten nicht nur unmittelbar, sondern auch auf lange

Sicht große Bedeutung in der Wahrnehmung der Shoah zu. Zum Zeitpunkt der Festnahme und des Prozesses gegen Adolf Eichmann im Mai 1960 unterhielten die BRD und Israel keine diplomatischen Beziehungen, auch wenn der Kontakt beider Länder auf der Grundlage des Reparationsabkommens von 1952 durchaus eng war. Die Nachricht von der Entführung des ehemaligen SS-Mannes, schließlich sein Gerichtsprozess im Jahr 1961 stehen – wenige Monate nach einer Reihe antisemitischer Zwischenfälle in Westdeutschland und kurze Zeit nach einem ersten, vielversprechenden Zusammentreffen zwischen Konrad Adenauer und David Ben Gourion – in einem ganz besonderen Kontext. Der Prozess selbst, mit all seinen Enthüllungen über die jüngste tragische Vergangenheit, deren Akteure zum Teil noch lebten und, vor allem in Bonn, noch aktiv tätig waren, drohte, eine pragmatische und schwierige Beziehung erneut zu destabilisieren. In welcher Weise wirkten sich die Ereignisse damals auf offizieller und gesellschaftlicher Ebene auf die deutsch-israelischen Beziehungen aus? Welche Folgen hatten die Verhaftung und der Prozess in der damaligen Zeit und in den Folgejahren? Kam es zum Stillstand, zu Rück- oder Fortschritt in einer bilateralen, bis dahin ohne große Hindernisse stattfindenden Annäherung?

Le procès Eichmann revêt une importance fondamentale, à court, mais surtout à long terme, sur la perception de la Shoah, en République fédérale d'Allemagne comme en Israël, entre autres pays intéressés par ses débats. Au moment de l'enlèvement et du procès d'Adolf Eichmann en mai 1960, la RFA et l'État juif n'entretiennent pas de relations diplomatiques, même si les rapports entre les deux pays sont étroits, sur la base de l'accord de réparations de 1952. La nouvelle de l'apprehension de l'ancien SS, puis son procès en 1961, interviennent dans un contexte particulier, quelques mois après une série d'incidents antisémites s'étant produits sur tout le territoire ouest-allemand, et peu de temps après une première rencontre, très prometteuse, entre Konrad Adenauer et David Ben Gourion. En soi, le procès, avec ses révélations sur un passé dramatique très récent dont les acteurs sont pour certains encore vivants et actifs, notamment à Bonn, présente toutes les potentialités pour déstabiliser, voire mettre à mal une relation pragmatique, mais délicate. De quelle manière l'événement interfère-t-il dans les relations germano-israéliennes, aux niveaux officiel et sociétal? Quels effets, le cas échéant, a-t-il sur ces relations, au moment de sa tenue et dans les années qui suivent? Marque-t-il un coup d'arrêt, un recul, ou une avancée dans un rapprochement réciproque jusque-là presque sans embûches?

For the German Federal Republic and Israel, as well as other nations affected by this debate, the Eichmann Trial had not only short-term, but also significant long-term meaning for how the Holocaust was to be understood. Until the moment of Adolf Eichmann's kidnapping and subsequent trial in May 1960, Israel and West Germany had no diplomatic relations, despite there being close contact between the two nations ever since the Reparations Agreement of 1952. News of fears that the former SS man would finally sit trial in 1961 came at an unusual time – a few months after a wave of anti-Semitic incidents in West Germany, as well as a hope-filled initial meeting between Konrad Adenauer and David Ben-Gurion. The trial itself, with its many revelations about the tragedies of Germany's recent past, whose culprits were, in part, still alive, and in some cases still active in Bonn, threatened to once again destabilize a difficult and pragmatic relationship. In what ways would the events on official and civil levels of the German-Israeli relationship have an effect? What consequences would come from the arrest and trial in the immediate aftermath and in the years to come? Would this new cooperation, that until this point had not encountered any major obstacle, move forward, backward or come to a complete halt?

Gabriele METZLER, *La lutte contre le terrorisme. Réflexions sur un champ politique complexe des années 1970 et 1980*, S. 267–283.

Fast alle liberalen Rechtsstaaten des Westens waren in den 1970er und 1980er Jahren mit einer Welle politischer Gewalt konfrontiert, die nicht nur das staatliche Gewaltmonopol herausforderte, sondern auch und vor allem auf Rechtsstaatlichkeit und Demokratie zielte. Die besondere Qualität des Terrorismus lag in seiner kommunikativen Dimension: Denn die Terroristen übermittelten mit ihren Taten eminent politische Botschaften; der Terror hatte demnach immer auch eine symbolische Funktion. Staatliche Akteure suchten den Botschaften der Terroristen eigene Deutungen entgegenzusetzen und diese zu kommunizieren. Dies konnte in Form von Erzählungen geschehen, mit denen staatliche Masternarrative verteidigt werden sollten. Staatliche Akteure bedienten sich aber auch performativer Strategien, sei es, dass sich »Staat zeigte«, etwa durch öffentliche Polizeipräsenz und -kontrollen; sei es aber auch durch performative Praktiken vor Gericht oder in den Gefängnissen. Durch diese Formen der Terrorbekämpfung wandelte sich freilich auch Rechtsstaatlichkeit selbst; eine ungebrochene Erfolgsgeschichte lässt sich daher aus der Anti-Terror-Politik der 1970er Jahre nicht ziehen.

Presque tous les États libéraux occidentaux furent confrontés à une vague de violence politique dans les années 1970 et 1980, qui défia non seulement le monopole du pouvoir étatique, mais visa aussi et avant tout l'État de droit et la démocratie. La qualité spécifique du terrorisme résidait dans sa dimension communicative: avec leurs actes en effet, les terroristes transmettaient des messages politiques éminents: la terreur avait par conséquent également une fonction symbolique. Les acteurs politiques cherchèrent à proposer leur propre interprétation des messages des terroristes et à la communiquer, parfois sous la forme de narrations censées défendre les grands récits nationaux. Les acteurs politiques eurent également recours à des stratégies performatives, que »l'État« se soit »montré« par le truchement de la présence policière dans l'espace public et de contrôles policiers ou par des pratiques performatives devant le tribunal ou dans les prisons. Ces formes de lutte contre le terrorisme modifièrent l'État de droit lui-même; il est ainsi impossible de conclure à un succès ininterrompu de la politique antiterroriste des années 1970.

In the 1970s and 1980s, nearly all western democracies were confronted by a wave of political violence that not only threatened the State's monopoly on violence, but also and above all else, targeted democracy and the rule of law itself. The defining quality of terrorism lies in its communicative dimension – terrorists communicate an eminent, political message through their actions; this in turn gives terror an inherently symbolic function. State actors attempted to upend the messages communicated by terrorists and provide their own counter-narrative. This took the form of explicit narratives, through which the state's master-narrative could be defended. State players also relied upon more performative strategies, however, whether be it through a »show of force«, such as increased police presence in public spaces, or be it through performative practices in courtrooms and prisons. Through these tactics in the fight against terrorism, the rule of law itself underwent a marked evolution. The conclusion to draw regarding the anti-terror policies of the 1970s is not one of continuous, sustained success.

Im Jahr 2015 eingegangene Rezensionsexemplare Livres reçus pour recension en 2015

Die Rezensionen werden online veröffentlicht.
Les comptes rendus seront publiés en ligne.
www.francia-online.net
www.recensio.net

Mittelalter/Moyen Âge

- Sylvie ABALLÉA, Frédéric ELSIG (Hg.), *L'image des saints dans les Alpes occidentales à la fin du Moyen Âge*. Actes du colloque international tenu au musée d'art et d'histoire de Genève (17–18 juin 2013), Rom (Viella) 2015, 232 S., zahlr. s/w u. farb. Abb. (I libri di Viella. Arte), ISBN 978-88-6728-353-8, EUR 29,75.
- Peter Abelard, *Historia calamitatum. Consolation to a Friend*. Edited from Troyes, Médiathèque du Grand Troyes, MS 802 by Alexander ANDRÉE, Turnhout (Brepols) 2015, X–108 S. (Toronto Medieval Latin Texts, 32), ISBN 978-0-88844-482-0, EUR 20,00.
- Bernard ANDENMATTEN, Lauren RIPART (Hg.), avec la collaboration de Thalia BRERO, *L'abbaye de Saint-Maurice d'Agaune 515–2015*. Vol. 1: Histoire et archéologie, Gollion (Infolio éditions) 2015, 503 S., zahlr. s/w u. farb. Abb., ISBN 978-2-88474-819-3, CHF 150,00.
- Cristina ANDENNA, Gert MELVILLE (Hg.), unter Mitarb. von Kai HERING, *Idoneität – Genealogie – Legitimation. Begründung und Akzeptanz von dynastischer Herrschaft im Mittelalter*, Köln, Weimar, Wien (Böhlau) 2015, 745 S. (Norm und Struktur, 43), ISBN 978-3-412-21053-3, EUR 59,90.
- Stefano ANDRETTA, Stéphanie PÉQUIGNOT, Jean-Claude WAQUET (Hg.), *De l'ambassadeur. Les écrits relatifs à l'ambassadeur et à l'art de négociier du Moyen Âge au début du XIX^e siècle*, Rom (École française de Rome) 2015, 650 S. (Collection de l'École française de Rome, 504), ISBN 978-2-7283-1093-7, EUR 48,00.
- Tara ANDREWS, Caroline MACÉ (Hg.), *Analysis of Ancient and Medieval Texts and Manuscripts: Digital Approaches*, Turnhout (Brepols) 2014, 346 S., zahlr. s/w u. farb. Abb. (Lectio. Studies in the Transmission of Texts & Ideas, 1), ISBN 978-2-503-55268-2, EUR 97,00.
- *The Annals of Lampert of Hersfeld*. Translated and annotated with an introduction by Ian Stuart ROBINSON, Manchester (Manchester University Press) 2015, X–392 S., 2 Kt., ISBN 978-0-7190-8437-9, GBP 75,00.
- David L. D'AVRAY, *Papacy, Monarchy and Marriage, 860–1600*, Cambridge (Cambridge University Press) 2015, XIV–355 S., ISBN 978-1-107-06253-5, GBP 65,00.
- David S. BACHRACH, *The Histories of a Medieval German City, Worms c. 1000–c. 1300*. Translation and Commentary, Farnham, Surrey (Ashgate Publishing) 2014, XII–175 S., 3 Kt., 2 gen. Taf., ISBN 978-1-4724-3641-2, USD 109,95.
- Sébastien BARRET, Benoît GRÉVIN, *Regalis excellentia. Les préambules des actes des rois de France au XIV^e siècle (1300–1380)*, Paris (École nationale des chartes) 2014, 909 S. (Mémoires et documents de l'École des chartes, 98), ISBN 978-2-35723-055-2, EUR 54,00.
- Julia BARROW, *The Clergy in the Medieval World. Secular Clerics, Their Families and Careers in North-Western Europe, c. 800–c. 1200*, Cambridge (Cambridge University Press) 2015, XXI–447 S., 3 Kt., ISBN 978-1-107-08638-8, GBP 65,00.

- Maureen BARRY McCANN BOULTON, *Sacred Fictions of Medieval France. Narrative Theology in the Lives of Christ and the Virgin, 1150–1500*, Woodbridge (The Boydell Press) 2015, XII–380 S. (Gallica, 38), ISBN 978-1-84384-414-3, GBP 50,00.
- Jérôme BASCHET, Pierre-Olivier DITTMAR (Hg.), *Les images dans l'Occident médiéval*, Turnhout (Brepols) 2015, 507 S., 77 Abb. (L'atelier du médiéviste, 14), ISBN 978-2-503-55158-6, EUR 65,00.
- Martin BAUCH, *Divina favente clemencia. Auserwählung, Frömmigkeit und Heilsvermittlung in der Herrschaftspraxis Kaiser Karls IV.*, Köln, Weimar, Wien (Böhlau) 2015, XIII–734 S., 24 Abb. (Regesta Imperii, Beihefte. Forschungen zur Kaiser- und Papstgeschichte des Mittelalters, 36), ISBN 978-3-412-22374-8, EUR 89,00.
- Pierre BAUDUIN, Marie-Agnès LUCAS-AVENEL (Hg.), *L'historiographie médiévale normande et ses sources antiques (X^e–XII^e siècle)*. Actes du colloque de Cerisy-la-Salle et du Scriptorial d'Avranches (8–11 octobre 2009), Caen (Presses universitaires de Caen) 2014, 380 S., ISBN 978-2-84133-485-3, EUR 30,00.
- Véronique BEAULANDE-BARRAUD, Martine CHARAGEAT (Hg.), *Les officialités dans l'Europe médiévale et moderne. Des tribunaux pour une société chrétienne*. Actes du colloque international organisé par le Centre d'études et de recherche en histoire culturelle (CERHIC-EA2616) (Troyes, 27–29 mai 2010), Turnhout (Brepols) 2014, 340 S. (Ecclesia militans, 2. Histoire des hommes et des institutions de l'Église au Moyen Âge, 2), ISBN 978-2-503-55149-4, EUR 75,00.
- Julia BECKER, Tino LICHT, Stefan WEINFURTER (Hg.), *Karolingische Klöster. Wissenstransfer und kulturelle Innovation*, Berlin, New York (De Gruyter) 2015, VI–307 S. (Materiale Textkulturen, 4), ISBN 978-3-11-037123-9, EUR 89,95.
- Sylvie BÉPOIX, *Gestion et administration d'une principauté à la fin du Moyen Âge. Le comté de Bourgogne sous Jean sans Peur (1404–1419)*, Turnhout (Brepols) 2014, V–400 S., 4 Abb. (Burgundica, 23), ISBN 978-2-503-55143-2, EUR 89,00.
- Daniel BERGER (Hg.), *Iberia Pontificia. Vol. III: Provincia Toletana. Dioecesis Palentina, Göttingen (Vandenhoeck & Ruprecht) 2015, XXVI–189 S., 1 Kt. (Regesta pontificum Romanorum)*, ISBN 978-3-525-31002-1, EUR 69,99.
- Françoise BÉRIAC-LAINÉ (dir.), *Les obituaires du chapitre cathédral Saint-André de Bordeaux*, Paris (Académie des inscriptions et belles-lettres) 2015, 380 S. (Recueil des historiens de la France. Obituaires. Série in-8°, 14), ISBN 978-2-87754-331-6, EUR 45,00.
- Adrian J. BOAS (Hg.), *The Crusader World*, London, New York (Routledge) 2015, XXII–726 S., 10 Abb. (Routledge Worlds), ISBN 978-0-415-82494-1, GBP 130,00.
- Nils BOCK, *Die Herolde im römisch-deutschen Reich. Studie zur adligen Kommunikation im späten Mittelalter*, Ostfildern (Jan Thorbecke Verlag) 2015, 437 S., 10 Abb. (Mittelalter-Forschungen, 49), ISBN 978-3-7995-4368-2, EUR 54,00.
- Sergio BOFFA, *Les manuels de combat. »Fechtbücher« et »Ringbücher«*, Turnhout (Brepols) 2014, 93 S., 10 Abb. (Typologie des sources du Moyen Âge occidental, 87), ISBN 978-2-503-54938-5, EUR 25,00.
- Brigitte BOISSAVIT-CAMUS (Hg.), *Le baptistère Saint-Jean de Poitiers. De l'édifice à l'histoire urbaine*, Turnhout (Brepols) 2014, 520 S., 560 s/w Abb., 119 farb. Abb. (Bibliothèque de l'Antiquité tardive, 26), ISBN 978-2-503-54831-9, EUR 75,00.
- Stéphane BOISSELLIER, Bernard DARBORD, Denis MENJOT, avec la collab. de Georges MARTIN, Jean-Pierre MOLÉNAT, † Paul TEYSSIER, *Langues médiévales ibériques. Domaines espagnol et portugais*, Turnhout (Brepols) 2012, 540 S. (L'atelier du médiéviste, 12), ISBN 978-2-503-50470-4, EUR 49,00.
- Stéphane BOISSELLIER, Isabel Cristina FERREIRA FERNANDES (Hg.), *Entre islam et chrétienté. La territorialisation des frontières, XI^e–XVI^e siècle*, Rennes (Presses universitaires de Rennes) 2015, 272 S., zahlr. s/w u. farb. Abb. (Histoire), ISBN 978-27535-4120-7, EUR 19,00.

- Stéphane BOISSELLIER, John TOLAN (Hg.), *La cohabitation religieuse dans les villes européennes, X^e–XV^e siècle/Religious Cohabitation and Law in European Towns (10th–15th Centuries)*, Turnhout (Brepols) 2014, 326 S., 3 Abb. (Religion and Law in Medieval Christian and Muslim Societies, 3), ISBN 978-2-503-55252-1, EUR 75,00.
- Pascale BOURGAIN, *Entre vers et prose. L'expressivité dans l'écriture latine médiévale*, Paris (École nationale des chartes) 2015, 418 S., 5 Abb. (Mémoires et documents de l'École des chartes, 100), ISBN 978-2-35723-065-1, EUR 30,00.
- Bernard BOUSMANNE, Tania VAN HEMELRYCK, Céline VAN HOOREBEECK (Hg.), *La Librairie des ducs de Bourgogne. Manuscrits conservés à la Bibliothèque royale de Belgique. Vol. V: Textes historiques*, Turnhout (Brepols) 2015, 434 S. (La Librairie des ducs de Bourgogne, 5), ISBN 978-2-503-52990-5, EUR 68,00.
- Éric BOUSMAR, Alain MARCHANDISSE, Bertrand SCHNERB (Hg.), *La bâtardise et l'exercice du pouvoir en Europe du XIII^e au début du XVI^e siècle*, Lille (Revue du Nord) 2015, 511 S. (Revue du Nord 31 [2015]), ISBN 979-10-93095-03-5, EUR 35,00.
- Christine BOUSQUET-LABOÛÉRIE, Yossi MAUREY (Hg.), *Espace sacré, mémoire sacrée. Le culte des évêques dans leurs villes, IV^e–XX^e siècle. Actes du colloque international de Tours, 10–12 juin 2010*, Turnhout (Brepols) 2015, 352 S., 23 Abb. (Hagiologia. Études sur la Sainteté en Occident – Studies on Western Sainthood, 10), ISBN 978-2-503-54531-8, EUR 85,00.
- Keagan BREWER (Hg. u. Übers.), *Prester John: The Legend and its Sources*, Farnham, Surrey (Ashgate Publishing) 2015, VIII–340 S. (Crusade Texts in Translation, 27), ISBN 978-1-4094-3807-6, GBP 75,00.
- Tanja BROSER, Andreas FISCHER, Matthias THUMSER (Hg.), *Kuriale Briefkultur im späteren Mittelalter. Gestaltung – Überlieferung – Rezeption*, Köln, Weimar, Wien (Böhlau) 2015, 363 S., 8 Abb. (Forschungen zur Kaiser- und Papstgeschichte des Mittelalters. Beihefte zu J. F. Böhmer, Regesta Imperii, 37), ISBN 978-3-412-22498-1, EUR 49,90.
- Peter BROWN, *The Ransom of the Soul. Afterlife and Wealth in Early Western Christianity*, Cambridge, MA (Harvard University Press) 2015, XXII–262 S., ISBN 978-0-674-96758-8, USD 24,95.
- Rosalind BROWN-GRANT, Rebecca DIXON (Hg.), *Text/Image Relations in Late Medieval French and Burgundian Culture. Fourteenth–Sixteenth Centuries*, Turnhout (Brepols) 2015, 267 S., 87 Abb., ISBN 978-2-503-55318-4, EUR 125,00.
- Rosalind BROWN-GRANT, Anne D. HEDEMAN, Bernard RIBÉMONT (Hg.), *Textual and Visual Representations of Power and Justice in Medieval France. Manuscripts and Early Printed Books*, Farnham, Surrey (Ashgate Publishing) 2015, XXII–322 S., 111 farb., 6 s/w Abb., ISBN 978-1-4724-1570-7, GBP 75,00.
- Nigel BRYANT (Übers.), *The True Chronicles of Jean le Bel, 1290–1360*, Woodbridge (The Boydell Press) 2015, XX–271 S., ISBN 978-1-78327-022-4, GBP 17,99.
- Philippe BUC, *Heiliger Krieg. Gewalt im Namen des Christentums. Aus dem Amerikanischen von Michael HAUPT*, Mainz (Verlag Philipp von Zabern) 2015, 432 S., ISBN 978-3-8053-4927-7, EUR 39,95.
- Geneviève BÜHRER-THIERRY (Hg.), *Aux marges du monde germanique: l'évêque, le prince, les païens (VIII^e–XI^e siècle)*, Turnhout (Brepols) 2014, 391 S., 4 Abb. (Haut Moyen Âge, 20), ISBN 978-2-503-55267-5, EUR 75,00.
- Geneviève BÜHRER-THIERRY, Stéphane GIOANNI (Hg.), *Exclure de la communauté chrétienne. Sens et pratiques sociales de l'anathème et de l'excommunication (IV^e–XII^e s.)*, Turnhout (Brepols) 2015, 301 S., 3 Abb. (Haut Moyen Âge, 23), ISBN 978-2-503-55556-0, EUR 75,00.
- Neithard BULST, *Recht, Raum und Politik. Von der spätmittelalterlichen Stadt zur Europäischen Union*, Göttingen (Wallstein) 2015, 120 S. (Das Politische als Kommunikation, 6), ISBN 978-3-8353-1150-3, EUR 9,90.

- Neithard BULST, *Ricerche sulle Riforme Monastiche di Guglielmo da Volpiano (962–1031)*. Traduzione dall'originale tedesco a cura dell'associazione Terra di Guglielmo, Foglizzo (Byte&Type) 2014, XX–342 S., ISBN 978-88-909588-0-9, EUR 25,00.
- Janet BURTON, Karen STÖBER (Hg.), *Women in the Medieval Monastic World*, Turnhout (Brepols) 2015, X–377 S. (Medieval Monastic Studies, 1), ISBN 978-2-503-55308-5, EUR 80,00.
- Christine CALDWELL AMES, *Medieval Heresies. Christianity, Judaism, and Islam*, Cambridge (Cambridge University Press) 2015, XX–354 S., 13 Abb., 5 Kt. (Cambridge Medieval Textbooks), ISBN 978-1-107-60701-9, GBP 19,99.
- Tommaso DI CARPEGNA FALCONIERI, *Médiéval et militant. Penser le contemporain à travers le Moyen Âge*, Paris (Publications de la Sorbonne) 2015, 320 S. (Histoire ancienne et médiévale, 137), ISBN 978-2-85944-914-8, EUR 24,00.
- Guido CASTELNUOVO, *Être noble dans la cité. Les noblesses italiennes en quête d'identité (XIII^e–XV^e siècle)*, Paris (Classiques Garnier) 2014, 511 S. (Bibliothèque d'histoire médiévale, 12), ISBN 978-2-8124-3426-6, EUR 36,00.
- John COATSWORTH, Juan COLE, Michael P. HANAGAN, Peter C. PERDUE, Charles TILLY (Hg.), *Global Connections. Politics, Exchange, and Social Life in World History. Vol. 1: To 1500*, Cambridge (Cambridge University Press) 2015, X–428 S., 47 Abb., ISBN 978-0-521-14518-3, GBP 29,99.
- Paul M. COBB, *Der Kampf ums Paradies. Eine islamische Geschichte der Kreuzzüge. Aus dem Englischen von Michael SAILER*, Mainz (Verlag Philipp von Zabern) 2015, 428 S., 25 Abb., ISBN 978-3-8053-4884-3, EUR 29,95.
- Meredith COHEN, *The Sainte-Chapelle and the Construction of Sacral Monarchy. Royal Architecture in Thirteenth-Century Paris*, Cambridge (Cambridge University Press) 2014, XII–293 S., 16 farb., 138 s/w Abb., ISBN 978-1-107-02557-8, GBP 65,00.
- *Les constitutions des chanoines réguliers de Windesheim. Constitutiones canonicorum Windeshemensium. Texte latin et introduction par Marcel HAVERALS. Traduction par Sr Francis Joseph LEGRAND*, Turnhout (Brepols) 2014, 277 S., 2 farb. Abb. (Sous la règle de saint Augustin, 14), ISBN 978-2-503-54083-2, EUR 90,00.
- Aidan CONTI, Orietta DA ROLD, Philip SHAW (Hg.), *Writing Europe, 500–1450. Texts and Contexts*, Woodbridge (The Boydell Press) 2015, XVIII–198 S., 23 Abb. (Essays and Studies, 2015), ISBN 978-1-84383-415-0, GBP 30,00.
- Tracey-Anne COOPER, *Monk-Bishops and the English Benedictine Reform Movement. Reading London, BL, Cotton Tiberius A. iii in Its Manuscript Context*, Turnhout (Brepols) 2015, XVII–368 S., 5 farb. Taf. (Studies and Texts, 193), ISBN 978-0-88844-193-5, EUR 85,00.
- Alain CORBELLARI, *Le Philologue et son double. Études de réception médiévale*, Paris (Classiques Garnier) 2015, 485 S. (Recherches littéraires médiévales, 17), ISBN 978-2-8124-3083-1, EUR 39,00.
- Patrick CORBET, Patrick DEMOUY (Hg.), *Un homme, un livre au XI^{ème} siècle. Le prévôt Odalric et le manuscrit 15 de la Bibliothèque municipale de Reims*, Reims (Académie nationale de Reims) 2015, 226 S., zahlr. Abb. (Travaux de l'Académie nationale de Reims, 182), ISSN 0290-3083, EUR 23,00.
- Elizabeth COX, Liz Herbert McAVOY, Roberta MAGNANI (Hg.), *Reconsidering Gender, Time and Memory in Medieval Culture*, Woodbridge (The Boydell Press) 2015, XII–203 S. (Gender in the Middle Ages, 10), ISBN 978-1-84384-403-7, GBP 60,00.
- Anne CURRY, Malcom MERCER (Hg.), *The Battle of Agincourt*, New Haven, London (Yale University Press) 2015, XVI–328 S., 151 farb. Abb., 1 Kt., ISBN 978-0-300-21430-7, USD 50,00.
- Gilbert DAHAN, Annie NOBLESSE-ROCHER (Hg.), *L'exégèse monastique au Moyen Âge (XI^e–XIV^e siècle)*, Turnhout (Brepols) 2014, 340 S., 16 Abb. (Collection des études augustinnes. Série Moyen Âge et Temps modernes, 51), ISBN 978-2-85121-267-2, EUR 50,00.

- Paul DALTON, David LUSCOMBE (Hg.), *Rulership and Rebellion in the Anglo-Norman World, 1066–1216. Essays in Honour of Professor Edmund King*, Farnham, Surrey (Ashgate Publishing) 2015, XVI–289 S., 1 Abb., ISBN 978-1-4724-1373-4, USD 124,95.
- Sigrid DANIELSON, Evan A. GATTI (Hg.), *Envisioning the Bishop. Images and the Episcopacy in the Middle Ages*, Turnhout (Brepols) 2014, XX–448 S. (Medieval Church Studies, 29), ISBN 978-2-503-54799-2, EUR 110,00.
- Karel DAVIDS, Bert DE MUNCK (Hg.), *Innovation and Creativity in Late Medieval and Early Modern European Cities*, Farnham, Surrey (Ashgate Publishing) 2014, XVI–420 S., 16 Abb., 17 Taf., ISBN 978-1-4724-3987-1, GBP 85,00.
- Anne DELCHIARO, François PERNOT, Jeanne d'Arc »la Pucelle«, Paris (Honoré Champion) 2015, 143 S., zahlr. Ill. u. Kt. (Champion l'histoire), ISBN 978-2-7453-3003-1, EUR 9,90.
- Daisy DELOGU, *Allegorical Bodies. Power and Gender in Late Medieval France*, Toronto (University of Toronto Press) 2015, VIII–273 S., ISBN 978-1-4426-4187-7, CAD 75,00.
- Olivier DELOUIS, Maria MOSSAKOWSKA-GAUBERT (Hg.), *La vie quotidienne des moines en Orient et en Occident (IV^e–X^e siècle). Vol. I: L'état des sources*, Le Caire (Institut français d'archéologie orientale, Le Caire) 2015, XIV–549 S. (Bibliothèque d'étude, 163), ISBN 978-2-7247-0655-0, EUR 78,00.
- Alain DEMURGER, *La persécution des templiers. Journal (1305–1314)*, Paris (Éditions Payot) 2015, 397 S. (Bibliothèque historique Payot), ISBN 978-2-228-91407-9, EUR 25,00.
- Peter DENDLE, Alain TOUWAIDE (Hg.), *Health and Healing from the Medieval Garden*, Woodbridge (The Boydell Press) 2015, XIII–256 S., 19 s/w Abb., ISBN 978-1-84383-976-7, GBP 25,00.
- Philippe DEPREUX, François BOUGARD, Régine LE JAN (Hg.), *Compétition et sacré au haut Moyen Âge: entre médiation et exclusion*, Turnhout (Brepols) 2015, 396 S. (Haut Moyen Âge, 21), ISBN 978-2-503-55331-3, EUR 75,00.
- Antoine DESTEMBERG, Yann POTIN, Émilie ROSENBLIEH (Hg.), *Faire jeunesses, rendre justice. À Claude Gauvard*, Paris (Publications de la Sorbonne) 2015, 287 S. (Histoire ancienne et médiévale, 134), ISBN 978-2-85944-911-7, EUR 28,00.
- Hendrik W. DEY, *The Afterlife of the Roman City. Architecture and Ceremony in Late Antiquity and the Early Middle Ages*, New York (Cambridge University Press) 2015, XIV–291 S., 12 s/w Abb., 8 Farbt., 38 Kt., ISBN 978-1-107-06918-3, GBP 65,00.
- Kate DIMITROVA, Margaret GOEHRING (Hg.), *Dressing the Part. Textiles as Propaganda in the Middle Ages*, Turnhout (Brepols) 2014, 213 S., 150 s/w, 32 farb. Abb. (Art History [Outside a Series]), ISBN 978-2-503-53676-7, EUR 100,00.
- Jean DONNADIEU, Jacques de Vitry (1175/1180–1240). *Entre l'Orient et l'Occident: l'évêque aux trois visages*, Turnhout (Brepols) 2014, 283 S., 1 Abb. (Témoins de notre histoire), ISBN 978-2-503-55418-1, EUR 60,00.
- Isabelle DRAELANTS, Christelle BALOUZAT-LOUBET (Hg.), *La Formule au Moyen Âge II/ Formulas in Medieval Culture II. Actes du colloque international de Nancy et Metz, 7–9 juin 2012/Proceedings of the International Conference, Nancy and Metz, 7th–9th June 2012*, Turnhout (Brepols) 2015, 516 S., 47 Abb. (Atelier de recherche sur les textes médiévaux, 23), ISBN 978-2-503-55432-7, EUR 85,00.
- John DRENDEL (Hg.), *Crisis in the Later Middle Ages. Beyond the Postan-Duby Paradigm*, Turnhout (Brepols) 2015, XII–363 S., 9 s/w, 23 farb. Abb. (The Medieval Countryside, 13), ISBN 978-2-503-54742-8, EUR 100,00.
- Nicolas DROCOURT (Hg.), *La figure de l'ambassadeur entre mondes éloignés. Ambassadeurs, envoyés officiels et représentations diplomatiques entre Orient islamique, Occident latin et Orient chrétien (XI^e–XVI^e siècle)*, Rennes (Presses universitaires de Rennes) 2015, 176 S. (Enquêtes et documents, 51), ISBN 978-2-7535-3602-9, EUR 18,00.

- Gisela DROSSBACH, *Die Collectio Cheltenhamensis: eine englische Dekretalensammlung. Analyse beruhend auf den Vorarbeiten von Walther HOLTZMANN*, Città del Vaticano (Biblioteca Apostolica Vaticana) 2014, 304 S. (Monumenta Iuris Canonici, Serie B: Corpus Collectio-num, 10), ISBN 978-88-210-0925-9, EUR 60,00.
- William O. DUBA, Christopher D. SCHABEL (Hg.), *Bullarium Hellenicum. Pope Honorius III's Letters to Frankish Greece and Constantinople (1216–1227)*, Turnhout (Brepols) 2015, 612 S., 3 Abb. (Mediterranean Nexus 1100–1700. Conflict, Influence and Inspiration in the Mediterranean Area, 3), ISBN 978-2-503-55464-8, EUR 114,00.
- Geoffrey D. DUNN (Hg.), *The Bishop of Rome in Late Antiquity*, Farnham, Surrey (Ashgate Publishing) 2015, XII–273 S., ISBN 978-1-4724-5551-2, GBP 70,00.
- Frédéric DUVAL, *Les mots de l'édition de textes*, Paris (École nationale des chartes) 2015, 287 S. (Les manuels de l'École des chartes), ISBN 978-2-35723-054-5, EUR 28,00.
- Susan B. EDGINGTON, Luis GARCÍA-GUIJARRO (Hg.), *Jerusalem the Golden. The Origins and Impact of the First Crusade*, Turnhout (Brepols) 2014, XIV–384 S., zahlr. Ill. u. Kt. (Outremer. Studies in the Crusade and the Latin East, 3), ISBN 978-2-503-55172-2, EUR 89,00.
- Mirjam EISENZIMMER (Bearb.), *Regesta Imperii VII: Die Regesten Kaiser Ludwigs des Bayern (1314–1347)*, nach Archiven und Bibliotheken geordnet. Heft 10: Die Urkunden aus den Archiven und Bibliotheken Frankens. I: Regierungsbezirke Mittel- und Oberfranken, Köln, Weimar, Wien (Böhlau) 2015, 411 S., ISBN 978-3-412-22180-5, EUR 54,90.
- Line Cecilie ENGH, *Gendered Identities in Bernard of Clairvaux's »Sermons on the Song of Songs«*. Performing the Bride, Turnhout (Brepols) 2014, XIV–444 S. (Europa Sacra, 15), ISBN 978-2-503-55003-9, EUR 100,00.
- Peter ERHART, Jakob KURATLI HÜEBLIN (Hg.), *Vedi Napoli e poi muori – Grand Tour der Mönche*. [Ausstellungskatalog], St. Gallen (Verlag am Klosterhof St. Gallen) 2014, 328 S., 131 farb. Abb., 1 Kt.-Beil., ISBN 978-3-905906-11-0, CHF 60,00.
- Robert FAVREAU (Hg.), *Poitiers sous le règne de Louis XI de 1471 à 1482. Registre de délibérations du corps de ville n° 7.4*, Poitiers (Société des antiquaires de l'Ouest) 2015, 412 S., ISBN 978-2-916093-25-3, EUR 35,00.
- Juanita FEROS RUY, *The Repentant Abelard. Family, Gender, and Ethics in Peter Abelard's »Carmen ad Astralabium« and »Planctus«*, New York (Palgrave Macmillan) 2014, XVI–355 S. (The New Middle Ages), ISBN 978-0-312-24002-8, GBP 55,00.
- Michele FERRARI (Hg.), *Saints and the City. Beiträge zum Verständnis urbaner Sakralität in christlichen Gemeinschaften (5.–17. Jh.)*, Erlangen (FAU University Press) 2015, 346 S., 21 Ill., (FAU Studien aus der Philosophischen Fakultät, 3), ISBN 978-3-944057-29-3, EUR 16,00.
- Hubert FLAMMARION, avec la participation de Benoît TOCK, Michèle COURTOIS, Isabelle DRAELANTS et Jean-Baptiste RENAULT, *Recueil des chartes de l'abbaye de Morimond au XII^e siècle*, Turnhout (Brepols) 2014, 558 S., 71 s/w Abb., 3 s/w Taf. (Atelier de recherche sur les textes médiévaux, 21), ISBN 978-2-503-55144-9, EUR 95,00.
- Christoph FLÜELER, Lidia LANZA, Marco TOSTE (Hg.), *Peter of Auvergne. University Master of the 13th Century*, Berlin, New York (De Gruyter) 2015, 520 S. (Scriinium Friburgense. Veröffentlichungen des Mediävistischen Instituts der Universität Freiburg Schweiz, 26), ISBN 978-3-11-022848-9, EUR 129,95.
- Ivan FOLETTI, Zuzana FRANTOVÁ (Hg.), *The Antique Memory and the Middle Ages*, Rome (Viella), Masaryk University (Brno) 2015, 176 S., 108 s/w, 16 farb. Abb. (I libri di Viella. Arte/Studia Artium Medievalium Brunensia, 2), ISBN 978-88-6728-157-2, 978-80-210-7786-7, EUR 25,50.
- Thomas FRANK, *Heilsame Wortgefechte. Reformen europäischer Hospitäler vom 14. bis 16. Jahrhundert*, Göttingen (V&R unipress) 2014, 402 S., 6 Abb. (Berliner Mittelalter- und Frühneuzeitforschung, 18), ISBN 978-3-8471-0317-2, EUR 64,99.

- Barbara FRANZÉ (Hg.), *Art et réforme grégorienne en France et dans la péninsule Ibérique*, Paris (Éditions A. et J. Picard) 2015, 238 S., zahlr. farb. u. s/w Abb., ISBN 978-2-7084-1000-8, EUR 34,00.
- Ansgar FRENKEN, *Das Konstanzer Konzil*, Stuttgart (Kohlhammer) 2015, 309 S. (Urban Akademie), ISBN 978-3-17-021303-6, EUR 32,99.
- Christine GADRAT-OUERFELLI, *Lire Marco Polo au Moyen Âge. Traduction, diffusion et réception du »Devisement du monde«*, Turnhout (Brepols) 2015, 516 S., 13 Farbtaf. (Terrarum Orbis, 12), ISBN 978-2-503-55280-4, EUR 110,00.
- Françoise GASPARRI, *Suger de Saint-Denis. Moine, soldat, homme d'État au XII^e siècle*, Paris (Éditions A. et J. Picard) 2015, 208 S., 20 Abb., ISBN 978-2-7084-0991-0, EUR 32,00.
- Giles E. M. GASPER, Svein H. GULLBEKK (Hg.), *Money and the Church in Medieval Europe, 1000–1200. Practice, Morality and Thought*, Farnham, Surrey (Ashgate Publishing) 2015, XII–292 S., zahlr. Abb., 7 Taf. (Religion and Money in the Middle Ages), ISBN 978-1-4724-2099-2, GBP 70,00.
- Tim GEELHAAR, *Christianitas. Eine Wortgeschichte von der Spätantike bis zum Mittelalter*, Göttingen (Vandenhoeck & Ruprecht) 2015, 557 S. (Historische Semantik, 24), ISBN 978-3-525-36725-4, EUR 84,99.
- Gerardus Cameracensis, *Acta Synodi Atrebatensis. Vita Autberti. Vita Tertia Gaugerici. Varia scripta ex officina Gerardi exstantia*, ed. Steven VANDERPUTTEN, Diane J. REILLY, Turnhout (Brepols) 2014, CCLXII–39 S. (Corpus Christianorum. Continuatio Mediaevalis, 270), ISBN 978-2-503-55255-2, EUR 175,00.
- Dieter GEUENICH, Uwe LUDWIG (Hg.), *Libri vitae. Gebetsgedenken in der Gesellschaft des Frühen Mittelalters*, Köln, Weimar, Wien (Böhlau) 2015, 464 S., ISBN 978-3-412-20943-8, EUR 54,40.
- Catalina GIRBEA, Laurent HABLOT, Raluca RADULESCO (Hg.), *Marqueurs d'identité dans la littérature médiévale: mettre en signe l'individu et la famille (XII^e–XV^e siècles). Actes du colloque tenu à Poitiers les 17 et 18 novembre 2011*, Turnhout (Brepols) 2014, 288 S. (Histoires de famille. La parenté au Moyen Âge, 17), ISBN 978-2-503-55136-4, EUR 75,00.
- Alessandro GNASSO, Emanuele E. INTAGLIATA, Thomas J. MACMASTER, Bethan N. MORRIS (Hg.), *The Long Seventh Century. Continuity and Discontinuity in an Age of Transition*, Oxford, Bern, Berlin et al. (Peter Lang) 2014, VIII–315 S., ISBN 978-3-0343-1795-5, EUR 59,90.
- Margaret GOEHRING, *Space, Place and Ornament. The Function of Landscape in Medieval Manuscript Illumination*, Turnhout (Brepols) 2013, 196 S., 69 s/w Abb., 16 Farbtaf., ISBN 978-2-503-52977-6, EUR 105,00.
- Carlos Andrés GONZÁLEZ-PAZ (Hg.), *Women and Pilgrimage in Medieval Galicia*, Farnham, Surrey (Ashgate Publishing) 2015, X–174 S., 1 Kt., 8 Abb. (Compostela International Studies in Pilgrimage History and Culture), ISBN 978-1-4724-1070-2, GBP 65,00.
- Philippe GORIDIS, *Gefangen im Heiligen Land. Verarbeitung und Bewältigung christlicher Gefangenschaft zur Zeit der Kreuzzüge, Ostfeldern* (Jan Thorbecke Verlag) 2015, 448 S. (Vorträge und Forschungen. Sonderband, 57), ISBN 978-3-7995-6767-1, EUR 46,00.
- Monique GOULLET (coord.), avec la collab. de Sandra ISETTA, *Le légendier de Turin. Ms. D. V.3 de la Bibliothèque nationale universitaire, Florence (SISMEL – Edizioni del Galluzzo) 2014, XV–891 S., 16 Abb., 1 DVD (Millennio Medievale, 103), ISBN 978-88-8450-516-3, EUR 120,00.*
- Peter GRETZEL (Bearb.), *Regesten Kaiser Friedrichs III. Die Urkunden und Briefe des österreichischen Staatsarchives in Wien (1483–1488)*, Köln, Weimar, Wien (Böhlau) 2014, 280 S. (Regesta Imperii – XIII: Regesten Kaiser Friedrichs III. [1440–1493]. Nach Archiven und Bibliotheken geordnet, 30), ISBN 978-3-205-79623-7, EUR 44,90.

- Benoît GRÉVIN, Anne-Marie TURCAN-VERKERK (Hg.), *Le dictamen dans tous ses états. Perspectives de recherche sur la théorie et la pratique de l'ars dictaminis (XI^e–XV^e siècles)*, Turnhout (Brepols) 2015, 610 S. (Bibliothèque d'histoire culturelle du Moyen Âge, 16), ISBN 978-2-503-55304-7, EUR 95,00.
- Katharina Anna GROSS, *Visualisierte Gegenseitigkeit. Prekarien und Teilurkunden in Lotharingen im 10. und 11. Jahrhundert (Trier, Metz, Toul, Verdun, Lüttich)*, Wiesbaden (Harrassowitz Verlag) 2014, LXIV–388 S., 40 Abb., 6 Diagr., 1 Kt., 22 Taf. (Monumenta Germaniae Historica. Schriften, 69), ISBN 978-3-447-10161-5, EUR 55,00.
- Sylvette GUILBERT, avec la collaboration de Jean-Michel MATZ et Vincent TABBAGH, *Fasti Ecclesiae Gallicanae. Répertoire prosopographique des évêques, dignitaires et chanoines des diocèses de France de 1200 à 1500. T. 14: Diocèse de Châlons-en-Champagne*, Turnhout (Brepols) 2015, X–449 S., 12 s/w Abb., ISBN 978-2-503-55546-1, EUR 65,00.
- Guillebert de Mets, *Description de la ville de Paris 1434. Medieval French Text with English Translation. Text, translation, and notes by Evelyn MULLALLY*, Turnhout (Brepols) 2015, 180 S., 3 Abb. (Textes vernaculaires du Moyen Âge, 14), ISBN 978-2-503-55496-9, EUR 75,00.
- Achim Thomas HACK, *Karolingische Kaiser als Sportler. Ein Beitrag zur frühmittelalterlichen Körpergeschichte*, Stuttgart (Franz Steiner Verlag) 2015, 89 S. (Jenaer mediävistische Vorträge, 4), ISBN 978-3-515-11147-8, EUR 29,00.
- Gregory I. HALFOND (Hg.), *The Medieval Way of War. Studies in Medieval Military History in Honor of Bernard S. Bachrach*, Farnham, Surrey (Ashgate Publishing) 2015, XVI–332 S., 18 Abb., ISBN 978-1-4724-1958-3, GBP 75,00.
- Clara HARDER, *Pseudoisidor und das Papsttum. Funktion und Bedeutung des apostolischen Stuhls in den pseudoisidorischen Fälschungen*, Köln, Weimar, Wien (Böhlau) 2014, 290 S. (Papsttum im mittelalterlichen Europa, 2), ISBN 978-3-412-22338-0, EUR 39,90.
- Eckart HENNING, *Auxilia Historica. Beiträge zu den historischen Hilfswissenschaften und ihren Wechselbeziehungen. 3., nochmals erweiterte Aufl.*, Köln, Weimar, Wien (Böhlau) 2015, 700 S., ISBN 978-3-412-22430-1, EUR 69,90.
- Isabelle HEULLANT-DONAT, Julie CLAUSTRÉ, Élisabeth LUSSET, Falk BRETSCHNEIDER (Hg.), *Enfermements II. Règles et dérèglements en milieu clos (IV^e–XIX^e siècle)*, Paris (Publications de la Sorbonne) 2015, 459 S. (Homme et Société, 49), ISBN 978-2-85944-924-7, EUR 28,00.
- Hildegarde de Bingen, Louanges. *Poésies complètes traduites du latin et présentées par Laurence MOULINIER-BROGI*, Paris (Éditions de la Différence) 2014, 127 S., ISBN 978-2-7291-2135-8, EUR 8,00.
- Jan HIRSCHBIEGEL, *Nahbeziehungen bei Hof – Manifestation des Vertrauens. Karrieren in reichsfürstlichen Diensten am Ende des Mittelalters*, Köln, Weimar, Wien (Böhlau) 2015, 417 S., zahlr. Abb. (Norm und Struktur. Studien zum sozialen Wandel in Mittelalter und Früher Neuzeit, 44), ISBN 978-3-412-22441-7, EUR 52,90.
- Richard C. HOFFMANN, *An Environmental History of Medieval Europe*, Cambridge (Cambridge University Press) 2014, XVII–409 S., zahlr. s/w Abb., 13 Kt. (Cambridge Medieval Textbooks), ISBN 978-0-521-87696-4, GBP 55,00.
- Jeannet HOMMERS, *Gehen und Sehen in Saint-Lazare in Autun. Bewegung – Betrachtung – Reliquienverehrung*, Köln, Weimar, Wien (Böhlau) 2015, 272 S., 13 farb., 103 s/w Abb. (Sensus. Studien zur mittelalterlichen Kunst, 6), ISBN 978-3-412-22484-4, EUR 49,00.
- Hugonis de Sancto Victore *Super Ierarchiam Dionisii*, ed. Dominique POIREL, Turnhout (Brepols) 2015, 748 S., zahlr. graf. Darst. u. Kt. (Corpus Christianorum. Continuatio Mediaevalis, 178; Hugonis de Sancto Victore Opera, 3), ISBN 978-2-503-04781-2, EUR 380,00.
- Hugonis de Sancto Victore *De vanitate rerum mundanarum. Dialogus de creatione mundi*, ed. Cédric GIRAUD, Turnhout (Brepols) 2015, 369 S., zahlr. graf. Darst. (Corpus Christianorum. Continuatio Mediaevalis, 269), ISBN 978-2-503-52647-8, EUR 195,00.

- Maike HUNEKE, *Iurisprudentia romano-saxonica. Die Glosse zum Sachsenspiegel-Lehnrecht und die Anfänge deutscher Rechtswissenschaft*, Wiesbaden (Harrassowitz Verlag) 2014, LXIV–817 S. (*Monumenta Germaniae Historica. Schriften*, 68), ISBN 978-3-447-10217-9, EUR 98,00.
- Kathryn HURLOCK, Paul OLDFIELD (Hg.), *Crusading and Pilgrimage in the Norman World*, Woodbridge (The Boydell Press) 2015, XIV–234 S., 1 Kt., ISBN 978-1-78327-025-5, EUR 60,00.
- Marine-Céline ISAÏA, Thomas GRANIER (Hg.), *Normes et hagiographie dans l'Occident (VI^e–XVI^e siècle). Actes du colloque international de Lyon 4–6 octobre 2010*, Turnhout (Brepols) 2014, 535 S., 22 Abb. (*Hagiologia. Études sur la sainteté en Occident – Studies on Western Sainthood*, 9), ISBN 978-2-503-54835-7, EUR 95,00.
- Donald C. JACKMAN, *Three Bernards Sent South to Govern*, State College, PA (Enlappage) 2015, X–239 S., ISBN 978-1-936466-11-5, USD 36,00.
- Deirdre JACKSON, *Medieval Women*, London (The British Library) 2015, 200 S., 100 Abb. (*Medieval Studies*), ISBN 978-0-7123-5865-1, GBP 20,00.
- Christine JAKOBI-MIRWALD, *Buchmalerei. Terminologie in der Kunstgeschichte*, Berlin (Reimer) 2014, 4. überarb. Aufl. mit einem viersprachigen Glossar der wichtigsten Fachausdrücke, 314 S., 459 Abb. (Reimer Kunstwissenschaften), ISBN 978-3-496-01375-4, EUR 24,95.
- Claude JEAY, *Signature et pouvoir au Moyen Âge*, Paris (École nationale des chartes) 2015, 608 S., 270 Abb. (*Mémoires et documents de l'École des chartes*, 99), ISBN 978-2-35723-068-2, EUR 46,00.
- Laurent JÉGOU, Sylvie JOYE, Thomas LIENHARD, Jens SCHNEIDER (Hg.), *Faire lien. Aristocratie, réseaux et échanges compétitifs. Mélanges en l'honneur de Régine Le Jan*, Paris (Publications de la Sorbonne) 2015, 502 S. (*Histoire ancienne et médiévale*, 132), ISBN 978-2-85944-890-5, EUR 40,00.
- Laurent JÉGOU, Sylvie JOYE, Thomas LIENHARD, Jens SCHNEIDER (Hg.), *Splendor Reginae. Passions, genre et famille. Mélanges en l'honneur de Régine Le Jan*, Turnhout (Brepols) 2015, 362 S. (*Haut Moyen Âge*, 22), ISBN 978-2-503-55309-2, EUR 80,00.
- Wojtek JEZERSKI, Lars HERMANSON, Hans Jacob ORNING, Thomas SMÅBERG (Hg.), *Rituals, Performatives, and Political Order in Northern Europe, c. 650–1350*, Turnhout (Brepols) 2015, XIV–366 S., 2 Abb. (*Ritus et Artes*, 7), ISBN 978-2-503-55472-3, EUR 90,00.
- Michael JOHNSTON, Michael VAN DUSSEN (Hg.), *The Medieval Manuscript Book. Cultural Approaches*, Cambridge (Cambridge University Press) 2015, XII–302 S., 26 Abb. (*Cambridge Studies in Medieval Literature*, 94), ISBN 978-1-10-706619-9, GBP 64,99.
- Chris JONES (Hg.), *John of Paris. Beyond Royal and Papal Power*, Turnhout (Brepols) 2015, XIV–421 S. (*Disputatio*, 23), ISBN 978-2-503-53280-6, EUR 120,00.
- Philippe JOSSERAND, Luís F. OLIVEIRA, Damien CARRAZ, *Élites et ordres militaires au Moyen Âge. Rencontre autour d'Alain Demurger*, Madrid (Casa de Velázquez) 2015, IX–465 S. (*Collection de la Casa de Velázquez*, 145), ISBN 978-84-15636-88-5, EUR 29,00.
- Marie-Hélène JULLIEN (Hg.), *Clavis des auteurs latins du Moyen Âge. Territoire français, 735–987. Tomus IV.1: Clavis Scriptorum Latinorum Medii Aevi. Auctores Galliae, 735–987*, Turnhout (Brepols) 2015, XIII–129 S. (*Corpus Christianorum. Continuatio Mediaevalis*, 4.1), ISBN 978-2-503-55599-7, EUR 90,00.
- Christoph KANN (Hg.), *Emotionen in Mittelalter und Renaissance*, Düsseldorf (dup) 2014, 364 S. (*Studia Humaniora. Düsseldorf Studien zu Mittelalter und Renaissance*, 44), ISBN 978-3-943460-57-5, EUR 24,80.
- Frank-Michael KAUFMANN, Peter NEUMEISTER (Hg.), *Glossar zur Buch'schen Glosse*. 3 Bde., Wiesbaden (Harrassowitz Verlag) 2015, XLVI–1684 S. (*Monumenta Germaniae Historica. Fontes iuris Germanici antiqui. Nova series*, 10), ISBN 978-3-447-10321-3, EUR 220,00.

- Timo KIRSCHBERGER, *Erster Kreuzzug und Ethnogenese. In novam formam commutatus – Ethnogenetische Prozesse im Fürstentum Antiochia und im Königreich Jerusalem*, Göttingen (Vandenhoeck & Ruprecht) 2015, 399 S. (Nova Mediaevalia. Quellen und Studien zum europäischen Mittelalter, 13), ISBN 978-3-8471-0432-2, EUR 54,99.
- Christine Alexandra KLEINJUNG, Stefan ALBRECHT (Hg.), *Das lange 10. Jahrhundert. Struktureller Wandel zwischen Zentralisierung und Fragmentierung, äußerem Druck und innerer Krise. Tagung des Römisch-Germanischen Zentralmuseums, des Forschungsschwerpunkts Historische Kulturwissenschaften und des Arbeitsbereichs Mittelalterliche Geschichte der Johannes-Gutenberg-Universität Mainz vom 14.–16. März 2011*, Mainz (Verlag des Römisch-Germanischen Zentralmuseums) 2014, VI–329 S., 126 Abb. (RGZM – Tagungen, 19), ISBN 978-3-88467-228-0, EUR 50,00.
- Walter KOCH (Bearb.), unter Mitwirkung von Klaus HÖFLINGER, Joachim SPIEGEL und Christian FRIEDL, *Die Urkunden Friedrichs II., Teil 4/1: 1220–1222. Texte. Teil 4/2: 1220–1222. Register*, Wiesbaden (Harrassowitz Verlag) 2014, XIV–1098 S. (Monumenta Germaniae Historica. Diplomata regum et imperatorum Germaniae, XIV/4), ISBN 978-3-447-10087-8, EUR 215,00.
- Thomas KRÄMER, *Dämonen, Prälaten und gottlose Menschen. Konflikte und ihre Beilegung im Umfeld der geistlichen Ritterorden, Münster* (LIT-Verlag) 2015, VIII–741 S. (Vita regularis. Ordnungen und Deutungen religiösen Lebens im Mittelalter. Abhandlungen, 64), ISBN 978-3-643-12960-4, EUR 89,90.
- Thomas R. KRAUS (Hg.), *Aachen. Von den Anfängen bis zur Gegenwart, Bd. 3/1: Stadtwerdung – Ereignisse 1138–1500*, Aachen (Aachener Geschichtsverein) 2014, XVIII–601 S., zahlr. Abb. (Veröffentlichungen des Stadtarchivs Aachen, 15/Beihefte der Zeitschrift des Aachener Geschichtsvereins, 9), ISBN 978-3-87519-257-5, EUR 39,90.
- Thomas R. KRAUS (Hg.), *Aachen. Von den Anfängen bis zur Gegenwart, Bd. 3/2: Lebensbereiche 1138 bis 1500*, Aachen (Aachener Geschichtsverein) 2015, XIV–536 S., zahlr. Abb., 1 Kt. (Veröffentlichungen des Stadtarchivs Aachen, 16/Beihefte der Zeitschrift des Aachener Geschichtsvereins, 10), ISBN 978-3-87519-257-5, EUR 39,90.
- Marek Thue KRETSCHMER (Hg.), *La typologie biblique comme forme de pensée dans l'historiographie médiévale*, Turnhout (Brepols) 2014, XII–279 S., 17 farb. Abb. (Textes et études du Moyen Âge, 75), ISBN 978-2-503-55447-1, EUR 54,00.
- Françoise LAINÉ, avec la collab. de Jean-Loup LEMAITRE et Daniel-Philippe PICARD O. P., *Les obituaires du chapitre cathédral Saint-André de Bordeaux*, Paris (Académie des inscriptions et belles-lettres) 2015, 384 S., 33 Taf. (Recueil des historiens de la France – Obituaires – Série in-8°, 14), ISBN 978-2-87754-331-6, EUR 45,00.
- Lucie LAUMONIER, *Solitudes et solidarités en ville. Montpellier, mi XIII^e–fin XV^e siècles*, Turnhout (Brepols) 2015, 425 S., 6 Abb., ISBN 978-2-503-55499-0, EUR 79,00.
- Michel LAUWERS (Hg.), *Monastères et espace social. Genèse et transformation d'un système de lieux dans l'Occident médiéval*, Turnhout (Brepols) 2014, 620 S., 36 farb. Abb. (Collection d'études médiévales de Nice, 15), ISBN 978-2-503-53581-4, EUR 65,00.
- Stéphane LEBECQ (Hg.), *Cartulaire de Saint-Guénolé de Landévennec. Préfaces de père Jean-Michel GRIMAUD et de Ludovic JOLIVET*, Rennes (Presses universitaires de Rennes) 2015, 456 S., 54 Farbt. (Sources médiévales de l'histoire de Bretagne, 6), ISBN 978-2-7535-2725-6, EUR 38,00.
- Jean-Paul LE GUILLOU, *Saint Yves de Tréguier. Enquête canonique sur la vie et les miracles d'Yves Héloÿ de Kermartin qui fut instruite à Tréguier en l'an 1330*, Paris (L'Harmattan) 2015, 263 S. (Religions et spiritualité), ISBN 978-2-343-06586-1, EUR 27,50.
- Jean-Loup LEMAITRE, Sylvain EXCOFFON (ed.), *Le nécrologe primitif de la Grande Chartreuse, Saint-Étienne* (CERCOR) 2015, 88 S. (Analecta Cartusiana, 309), ISBN 978-2-9546115-3-2, EUR 40,00.

- The Letters of Gelasius I (492–496). Pastor and Micro-Manager of the Church of Rome. Introduction, translation and notes by Bronwen NEIL and Pauline ALLEN, Turnhout (Brepols) 2014, XIV–252 S. (Adnotationes. Commentaries on Early Christian and Patristic Texts, 1), ISBN 978-2-503-55299-6, EUR 65,00.
- Jens LIEVEN, Bert THISSEN, Ronald WIENTJES (Hg.), Verortete Herrschaft. Königspfalzen, Adelsburgen und Herrschaftsbildung in Niederlothringen während des frühen und hohen Mittelalters, Bielefeld (Verlag für Regionalgeschichte) 2014, 392 S., 57 s/w, 53 farb. Abb. (Schriften der Heresbach-Stiftung Kalkar, 16), ISBN 978-3-89534-826-6, EUR 29,00.
- Liudprand de Crémone, Œuvres. Présentation, traduction et commentaire par François BOUGARD, Paris (CNRS Éditions) 2015, 645 S., 2 Kt., 6 gen. Taf. (Sources d'histoire médiévale, 41), ISBN 978-2-271-08340-1, EUR 69,00.
- Rosario Andrea LO BELLO, Resistenza Profetica. Arnaldo di villanova e i frati minori, Mailand (Vita e Pensiero) 2014, X–121 S., ISBN 978-88-343-2676-3, EUR 20,00.
- Janet S. LOENGARD (Hg.), Magna Carta and the England of King John, Woodbridge (The Boydell Press) 2015, X–189 S., ISBN 978-1-78327-054-5, GBP 19,99.
- Anette LÖFFLER, Björn GEBERT (Hg.), Legitur in necrologio victorino. Studien zum Nekrolog der Abtei Saint-Victor zu Paris, Münster (Aschendorff) 2015, 391 S. (Corpus Victorinum. Instrumenta, 7), ISBN 978-3-402-10441-5, EUR 69,00.
- Walter MAP (Hg.), Die unterhaltsamen Gespräche am englischen Königshof. De nugis curialium, Stuttgart (Hiersemann) 2015, XXX–333 S. (Bibliothek der Mittellateinischen Literatur, 12), ISBN 978-3-7772-1505-1, EUR 198,00.
- Philippe MARCHAND, Françoise VERRIER (Hg.), Bouvines 1214–2014. Un lieu de mémoire. Actes des deux journées tenues à Lille, Genech et Bouvines les 17 et 18 mai 2014, Lille (Commission historique du Nord) 2014, 184 S., zahlr. farb. Abb., keine ISBN, EUR 20,00.
- Pierre Alain MARIAUX (Hg.), avec la collab. de Thalia BRERO, L'abbaye de Saint-Maurice d'Agaune 515–2015. Vol. 2: Le Trésor, Gollion (Infolio éditions) 2015, 440 S., zahlr. s/w u. farb. Abb., ISBN 978-2-88474-819-3, CHF 150,00.
- Christophe MASSON, Des guerres en Italie avant les guerres d'Italie. Les entreprises militaires françaises dans la péninsule à l'époque du Grand Schisme d'Occident, Roma (École française de Rome) 2014, XII–546 S. (Collection de l'École française de Rome, 495), ISBN 978-2-7283-1063-0, EUR 44,00.
- Nicolas MAZEURE, La vocation mémorielle des actes. L'utilisation des archives dans l'historiographie bénédictine dans les Pays-Bas méridionaux, X^e–XII^e siècles, Turnhout (Brepols) 2014, 517 S. (ARTEM. Atelier de recherches sur les textes médiévaux, 20), ISBN 978-2-503-54915-6, EUR 80,00.
- Gert MELVILLE, Leonie SILBERER, Bernd SCHMIES (Hg.), Die Klöster der Franziskaner im Mittelalter. Räume, Nutzungen, Symbolik, Münster (LIT-Verlag) 2015, IX–274 S., 25 Abb. (Vita regularis. Ordnungen und Deutungen religiösen Lebens im Mittelalter. Abhandlungen, 63), ISBN 978-3-643-12921-5, EUR 39,90.
- Philippe DE MÉZIÈRES, Songe du viel Pelerin. Édition critique par Joël BLANCHARD, avec la collab. de Antoine CALVET et Didier KAHN, 2 t., Genève (Librairie Droz) 2015, CLXIII–1746 S. (Textes littéraires français), ISBN 978-2-600-01835-7, EUR 89,00.
- Zubin MISTRY, Abortion in the Early Middle Ages, c. 500–900, Woodbridge (York Medieval Press) 2015, XIV–342 S., ISBN 978-1-90315-357-4, GBP 60,00.
- Claudine MOULIN, Michel PAULY (Hg.), unter Mitarb. von Danielle KASS, Nikolaus RUGE, Stephan LAUER, Martin UHRMACHER, Die Rechnungsbücher der Stadt Luxemburg. Achetes Heft 1478–1480, Luxembourg (CLUDEM) 2014, 191 S. (Schriftenreihe des Stadtarchivs Luxemburg, 8/Publications du CLUDEM, 40), ISBN 978-2-919979-30-1, EUR 19,00.

- Welleda MULLER, *Les stalles, siège du corps. Dans les chœurs liturgiques du Grand duché de Bourgogne*, Paris (L'Harmattan) 2015, 245 S. (Historiques. Série »Travaux«), ISBN 978-2-343-06689-9, EUR 27,50.
- Alan V. MURRAY (Hg.), *The Franks in Outremer. Studies in the Latin Principalities of Palestine and Syria, 1099–1187*, Farnham, Surrey (Ashgate Publishing) 2015, XII–346 S. (Variorum Collected Studies Series, 1056), ISBN 978-1-472468-85-7, EUR 104,90.
- Alexander MURRAY, *Conscience and Authority in the Medieval Church*, Oxford (Oxford University Press) 2015, XII–206 S., 3 Abb., ISBN 978-0-19-820883-9, GBP 30,00.
- Martin NEJEDLÝ, Jaroslav SVÁTEK (Hg.), *Histoires et mémoires des croisades à la fin du Moyen Âge*, Toulouse (Presses universitaires du Midi) 2015, 313 S. (Croisades tardives, 3), ISBN 978-2-8107-0377-7, EUR 23,00.
- Martin NEJEDLÝ, Jaroslav SVÁTEK, Marilyn NICLOUD (Hg.), *Histoires de Bohême. Nouveaux regards sur les sources (XIV^e–XV^e siècles)*, Saint-Denis (Presses universitaires de Vincennes) 2014, 211 S. (Médiévales, 67), ISBN 978-2-84292-422-5, EUR 20,00.
- Robin NETHERTON, Gale R. OWEN-CROCKER (Hg.), with the assistance of Monica L. WRIGHT, *Medieval Clothing and Textiles. Vol. 11*, Woodbridge (The Boydell Press) 2015, XIV–205 S., 50 Abb., 2 Tab., ISBN 978-1-78327-002-6, EUR 40,80.
- Renée NIP (Hg.), *Vitae, Miracula, Translatio et alia hagiographica sancti Arnulphi episcopi Suessionensis, Turnhout (Brepols) 2015, LXXIII–356 S. (Corpus Christianorum. Continuatio Mediaevalis, 285)*, ISBN 978-2-503-05301-1, EUR 140,00.
- Matt OMASTA, Drew CHAPPELL (Hg.), *Play, Performance, and Identity. How Institutions Structure Ludic Spaces*, London, New York (Routledge) 2015, X–180 S., 10 Abb., ISBN 978-1-138-01677-4, EUR 99,10.
- Isabelle ORTEGA, Marc-Jean FILAIRE-RAMOS, *Le legs des pères et le lait des mères ou comment se raconte le genre dans la parenté du Moyen Âge au XXI^e siècle. Colloque tenu à l'université de Nîmes, les 13 et 14 juin 2014*, Turnhout (Brepols) 2014, 182 S. (Histoires de famille. La parenté au Moyen Âge, 18), ISBN 978-2-503-55140-1, EUR 59,00.
- Klaus OSCHEMA, Christina ANDENNA, Gert MELVILLE, Jörg PELTZER (Hg.), *Die Performanz der Mächtigen. Rangordnung und Idoneität in höfischen Gesellschaften des späten Mittelalters, Ostfildern (Jan Thorbecke Verlag) 2015, 240 S. (RANK. Politisch-soziale Ordnungen im mittelalterlichen Europa, 5)*, ISBN 978-3-7995-9125-6, EUR 39,00.
- James T. PALMER, *The Apocalypse in the Early Middle Ages*, Cambridge (Cambridge University Press) 2014, XII–254 S., 7 s/w Abb., 2 Kt., ISBN 978-1-107-44909-1, GBP 19,99.
- Gregor PATT, *Studien zu den Salzehnten im Mittelalter*, Wiesbaden (Harrassowitz Verlag) 2014, 1000 S. (Monumenta Germaniae Historica. Schriften, 67), ISBN 978-3-447-10160-8, EUR 148,00.
- Steffen PATZOLD, *Gefälschtes Recht aus dem Frühmittelalter. Untersuchungen zur Herstellung und Überlieferung der pseudoisidorischen Dekretalen*, Heidelberg (Universitätsverlag Winter) 2015, 76 S. (Schriften der philosophisch-historischen Klasse der Heidelberger Akademie der Wissenschaften, 55), ISBN 978-3-8253-6511-0, EUR 24,00.
- Michel PAULY, Alexander LEE (Hg.), *Urban Liberties and Citizenship from the Middle Ages up to now/Libertés et citoyenneté urbaines du moyen âge à nos jours/Städtische Freiheiten und bürgerliche Partizipation vom Mittelalter bis heute. Actes du Colloque 2009 de la Commission internationale pour l'Histoire des villes*, Trier (Porta Alba Verlag) 2015, 284 S. (Beiträge zur Landes- und Kulturgeschichte, 9), ISBN 978-3-933701-50-3, EUR 42,00.
- Stefan PETERSEN, *Prämonstratensische Wege nach Rom. Die Papsturkunden der fränkischen und schwäbischen Stifte bis 1378*, Köln, Weimar, Wien (Böhlau) 2015, 704 S. (Studien und Vorarbeiten zur Germania Pontificia, 10), ISBN 978-3-412-22527-8, EUR 89,00.
- Jürgen PETERSOHN, *Reichsrecht versus Kirchenrecht. Kaiser Friedrich III. im Ringen mit Papst Sixtus IV. um die Strafgewalt über den Basler Konzilspronuntiator Andreas Jamometič*

- 1482–1484, Köln, Weimar, Wien (Böhlau) 2015, 339 S. (Forschungen zur Kaiser- und Papstgeschichte des Mittelalters. Beihefte zu J.F. Böhmer, *Regesta Imperii*, 35), ISBN 978-3-412-22375-5, EUR 39,90.
- Benjamin POHL, *Dudo of St Quentin's Historia Normannorum. Tradition, Innovation and Memory*, Woodbridge, Suffolk, Rochester, NY (York Medieval Press/Boydell & Brewer) 2015, XII–313 S., 22 s/w Abb. (Writing History in the Middle Ages), ISBN 978-1-90315-354-3, GBP 65,00.
 - Anne-Orange POILPRÉ (Hg.), *L'écrit et le livre peint en Lorraine, de Saint-Mihiel à Verdun (IX^e–XVI^e siècles)*. Actes du colloque de Saint-Mihiel (25–26 octobre 2010), Turnhout (Brepols) 2014, 346 S., 6 s/w, 174 farb. Abb. (Culture et société médiévales, 27), ISBN 978-2-503-54430-4, EUR 55,00.
 - Melissa POLLOCK, *The Lion, the Lily, and the Leopard. The Crown and Nobility of Scotland, France, and England and the Struggle for Power (1100–1204)*, Turnhout (Brepols) 2015, X–523 S., 20 s/w Abb. (Medieval Identities: Socio-Cultural Spaces, 4), ISBN 978-2-503-54040-5, EUR 110,00.
 - M.A. POLLOCK, *Scotland, England and France after the Loss of Normandy, 1204–1296*. »Auld Amities«, Woodbridge (The Boydell Press) 2015, XII–272 S., genealog. Taf. (St Andrews Studies in Scottish History), ISBN 978-1-84383-992-7, GBP 60,00.
 - Françoise PRÉVOT, Michèle GAILLARD, Nancy GAUTHIER (Hg.), *Topographie chrétienne des cités de la Gaule des origines au milieu du VIII^e siècle. Vol. 16: Quarante ans d'enquête (1972–2012)*. 1: Images nouvelles des villes de la Gaule, Paris (De Boccard) 2014, 351 S., ISBN 978-2-7018-0369-2, EUR 150,00.
 - Françoise PRÉVOT, Michèle GAILLARD, Nancy GAUTHIER (Hg.), *Topographie chrétienne des cités de la Gaule des origines au milieu du VIII^e siècle. Vol. 16: Quarante ans d'enquête (1972–2012)*. 2: Christianisation et espace urbain, atlas, tableaux, index, Paris (De Boccard) 2014, 360–784 S., ISBN 978-2-7018-0370-8, EUR 150,00.
 - *Regesten der Bischöfe und Erzbischöfe von Trier*. Bd. I/1: Grundlegung der kirchlichen Organisation, die ersten Bischöfe – ihre Spiegelung in Zeugnissen von der Spätantike bis zum späteren Mittelalter, bearb. von Hans Hubert ANTON, unter Mitarb. von Sigrun ANTON, Düsseldorf (Droste) 2015, XCIX–1018 S. (Publikationen der Gesellschaft für Rheinische Geschichtskunde, 83), ISBN 978-3-7700-7645-1, EUR 130,00.
 - Helmut REIMITZ, *History, Frankish Identity and the Framing of Western Ethnicity, 550–850*, Cambridge (Cambridge University Press) 2015, XIV–513 S., 14 Abb., 9 Kt., 2 Taf. (Cambridge Studies in Medieval Life and Thought. Fourth Series, 101), ISBN 978-1-107-03233-0, GBP 89,99.
 - Jason T. ROCHE, Janus MØLLER JENSEN (Hg.), *The Second Crusade. Holy War on the Periphery of Latin Christendom*, Turnhout (Brepols) 2015, XII–338 S. (Outremer. Studies in the Crusades and the Latin East, 2), ISBN 978-2-503-52327-9, EUR 75,00.
 - Sabine ROGGE, Michael GRÜNBART (Hg.), *Medieval Cyprus. A Place of Cultural Encounter*. Conference in Münster, 6–8 December 2012, Münster, New York (Waxmann Verlag) 2015, 387 S., zahlr. Abb. (Schriften des Instituts für Interdisziplinäre Zypern-Studien, 11), ISBN 978-3-8309-3360-1, EUR 44,90.
 - Christian ROHR, *Historische Hilfswissenschaften. Eine Einführung*, Wien, Köln, Weimar (Böhlau) 2015, 284 S., ISBN 978-3-8252-3755-4, EUR 21,99.
 - Joëlle ROLLO-KOSTER, *Avignon and Its Papacy, 1309–1417. Popes, Institutions, and Society*, Lanham, Boulder, New York, London (Rowman & Littlefield) 2015, XIV–314 S., 2 Kt., ISBN 978-1-4422-1532-0, GBP 49,95.
 - Barbara H. ROSENWEIN (Hg.), *Generations of Feeling. A History of Emotions, 600–1700*, Cambridge (Cambridge University Press) 2016, 390 S., 16 Abb., ISBN 978-1-107-09704-9, EUR 64,10.

- Jan RÜDIGER, *Der König und seine Frauen. Polygynie und politische Kultur in Europa (9.–13. Jahrhundert)*, Berlin (Akademie Verlag) 2015, 433 S. (Europa im Mittelalter, 21), ISBN 978-3-05-006319-5, EUR 99,80.
- Timothy SALEMME, *Documenti pontifici nel »tabularium« dell'abbazia cistercense di Chiaravalle Milanese (da Innocenzo II a Clemente V)*, Turnhout (Brepols) 2014, 356 S. (ARTEM. Atelier de recherche sur les textes médiévaux, 22), ISBN 978-2-503-55146-3, EUR 95,00.
- Christian SAPIN, *Les cryptes en France. Pour une approche archéologique, IV^e–XII^e siècle*. Photographies de Jean-François AMELOT, Paris (Éditions A. et J. Picard) 2014, 319 S., 398 farb. Abb., ISBN 978-2-7084-0965-1, EUR 76,00.
- Stefanie SCHILD, *Der Investiturstreit in England*, Husum (Matthiesen) 2015, 324 S. (Historische Studien, 504), ISBN 978-3-7868-1504-4, EUR 49,00.
- Andreas SCHMIDT (Hg.), »Bischof bist Du und Fürst«. Die Erhebung geistlicher Reichsfürsten im Spätmittelalter – Trier, Bamberg, Augsburg, Heidelberg (Universitätsverlag Winter) 2014, XIV–1007 S. (Heidelberger Abhandlungen zur Mittleren und Neueren Geschichte, 22), ISBN 978-3-8253-6259-1, EUR 98,00.
- Romedio SCHMITZ-ESSER, *Der Leichnam im Mittelalter. Einbalsamierung, Verbrennung und die kulturelle Konstruktion des toten Körpers, Ostfildern (Jan Thorbecke Verlag) 2014*, XVI–763 S. (Mittelalter-Forschungen, 48), ISBN 978-3-7995-4367-5, EUR 82,00.
- Nicolas SCHROEDER, *Les hommes et la terre de saint Remacle. Histoire sociale et économique de l'abbaye de Stavelot-Malmedy, VII^e–XIV^e siècle*, Bruxelles (Éditions de l'université de Bruxelles) 2015, 357 S. (Histoire), ISBN 978-2-8004-1587-1, EUR 30,00.
- Petra SCHULTE, Peter HESSE (Hg.), *Reichtum im späten Mittelalter. Politische Theorie – Ethische Norm – Soziale Akzeptanz*, Stuttgart (Franz Steiner Verlag) 2015, 254 S., 3 Abb. (Vierteljahrschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte. Beiheft, 232), ISBN 978-3-515-10943-7, EUR 48,00.
- Stefan J. SCHUSTEREDER, *Strategies of Identity Construction. The Writings of Gildas, Aneirin and Bede*, Göttingen (Vandenhoeck & Ruprecht) 2015, 281 S. (Super alta perennis. Studien zur Wirkung der Klassischen Antike, 18), ISBN 978-3-8471-0431-5, EUR 44,99.
- Andreas SCHWARCZ, Katharina KASKA (Hg.), *Urkunden – Schriften – Lebensordnungen. Neue Beiträge zur Mediävistik. Vorträge der Jahrestagung des Instituts für Österreichische Geschichtsforschung aus Anlass des 100. Geburtstags von Heinrich Fichtenau (1912–2000) (Wien, 13.–15. Dezember 2012)*, Köln, Weimar, Wien (Böhlau) 2015, 371 S., 48 Abb. (Veröffentlichungen des Instituts für Österreichische Geschichtsforschung, 63), ISBN 978-3-205-79633-6, EUR 79,80.
- Claudius SIEBER-LEHMANN, *Papst und Kaiser als Zwillinge? Ein anderer Blick auf die Universalgewalten im Investiturstreit*, Köln, Weimar, Wien (Böhlau) 2015, 203 S., 14 s/w u. farb. Abb. (Papsttum im mittelalterlichen Europa, 4), ISBN 978-3-412-22450-9, EUR 35,00.
- Gabriela SIGNORI, *Schuldenwirtschaft. Konsumenten- und Hypothekarkredite im spätmittelalterlichen Basel*, München (UVK) 2015, 185 S., zahlr. s/w Abb. u. Schaubilder (Spätmittelalterstudien, 5), ISBN 978-3-86764-588-1, EUR 29,00.
- Anngret SIMMS, Howard B. CLARKE (Hg.), *Lords and Towns in Medieval Europe. The European Historic Towns Atlas Project*, Farnham, Surrey (Ashgate Publishing) 2015, XII–552 S., 116 Abb., ISBN 978-0-7546-6354-6, EUR 99,10.
- Ben SNOOK, *The Anglo-Saxon Chancery. The History, Language and Production of Anglo-Saxon Charters from Alfred to Edgar*, Woodbridge (The Boydell Press) 2015, XVI–234 S. (Anglo-Saxon Studies, 28), ISBN 978-1-78327-006-4, GBP 60,00.
- Jesús Ángel SOLORZANO TELECHEA, Beatriz ARÍZAGA BOLUMBURU, Jelle HAEMERS (Hg.), *Los grupos – populares en la ciudad medieval europea*, Logroño (Instituto de Estudios Riojanos) 2014, 571 S. (Ciencias Históricas, 30), ISBN 978-84-9960-073-4, EUR 12,00.

- Susan SOLWAY (Hg.), *Medieval Coins and Seals. Constructing Identity, Signifying Power*, Turnhout (Brepols) 2015, 547 S., 269 s/w, 42 farb. Abb., ISBN 978-2-503-54344-4, EUR 175,00.
- Rachel STONE, Charles WEST (Hg.), *Hincmar of Rheims. Life and work*, Manchester (Manchester University Press) 2015, XIV–309 S., ISBN 978-0-7190-9140-7, GBP 75,00.
- Jean-Paul STRAUS (Hg.), *Sigebert de Gembloux. Actes des Journées »Sigebert de Gembloux« Bruxelles-Gembloux – 5 et 6 octobre 2012*, Barcelona, Madrid (Fédération internationale des instituts d'études médiévales), Turnhout (Brepols) 2015, X–210 S., 6 s/w Abb., 9 farb. Abb., 3 Taf. (Textes et études du Moyen Âge, 79), ISBN 978-2-503-56519-4, EUR 60,00.
- Francesca TINTI (Hg.), *England and Rome in the Early Middle Ages. Pilgrimage, Art, and Politics*, Turnhout (Brepols) 2014, VIII–381 S. (Studies in the Early Middle Ages, 40), ISBN 978-2-503-54169-3, EUR 90,00.
- James T. TODESCA (Hg.), *The Emergence of León-Castile c. 1065–1500. Essays Presented to J.F. O'Callaghan*, Farnham, Surrey (Ashgate Publishing) 2015, XX–188 S., 5 Abb., ISBN 978-1-4094-2035-4, GBP 70,00.
- Karl UBL, Daniel ZIEMANN (Hg.), *Fälschung als Mittel der Politik? Pseudoisidor im Licht der neuen Forschung. Gedenkschrift für Klaus Zechiel-Eckes*, Wiesbaden (Harrassowitz Verlag) 2015, 268 S. (Monumenta Germaniae Historica. Studien und Texte, 57), ISBN 978-3-447-10335-0, EUR 48,00.
- Paul WEBSTER, *King John and Religion*, Woodbridge (The Boydell Press) 2015, XVI–250 S., 4 Kt., 1 Abb., 2 Taf. (Studies in the History of Medieval Religion, 43), ISBN 978-1-78327-029-3, GBP 60,00.
- Olga WEIJERS, *A Scholar's Paradise. Teaching and Debating in Medieval Paris*, Turnhout (Brepols) 2015, 256 S., 9 Abb. (Studies on the Faculty of Arts. History and Influence, 2), ISBN 978-2-503-55463-1, EUR 45,00.
- Rainer WELLE, »... vnd mit der rechten faust ein mordstück«. *Baumanns Fecht- und Ringkampfhandschrift. Edition und Kommentierung der anonymen Fecht- und Ringkampfhandschrift Cod. I.6.4° 2 der UB Augsburg aus den Beständen der ehemaligen Öttingen-Wallersteinschen Bibliothek. Kommentarband und Tafelband*, München (Herbert Utz Verlag) 2014, 240 u. 230 S., zahlr. Taf., ISBN 978-3-8316-4377-6, EUR 74,00.
- Wilhelm von Ockham, *De potestate papae et cleri III. 1 Dialogus, vol. I: Die Amtsvollmacht von Papst und Klerus, III. 1 Dialogus, Band I. Lateinisch-Deutsch. Übers. und eingel. von Jürgen MIETHKE*, Freiburg i. Br. (Herder) 2015, 389 S. (Herders Bibliothek der Philosophie des Mittelalters, 36), ISBN 978-3-451-34197-7, EUR 50,00.
- Wilhelm von Ockham, *De potestate papae et cleri, III. 1 Dialogus, vol. II: Die Amtsvollmacht von Papst und Klerus, III. 1 Dialogus, Band II. Lateinisch-Deutsch. Übers. und eingel. von Jürgen MIETHKE*, Freiburg i. Br. (Herder) 2015, IX–735 S. (Herders Bibliothek der Philosophie des Mittelalters, 36), ISBN 978-3-451-34897-6, EUR 50,00.
- Alexis WILKIN, John NAYLOR, Derek KEENE, Arnould-Jan BIJSTERVELD (Hg.), *Town and Country in Medieval North Western Europe. Dynamic Interactions*, Turnhout (Brepols) 2015, X–323 S., 19 Abb., 25 Kt., 10 Taf. (The Medieval Countryside, 11), ISBN 978-2-503-53387-2, EUR 85,00.
- Clara WILLE, *Prophetie und Politik. Die Explanatio in Prophetia Merlini Ambrosii des Alanus Flandrensis. Edition mit Übersetzung und Kommentar, 2 Bde.*, Bern, Berlin, Bruxelles u. a. (Peter Lang) 2015, 864 S. (Lateinische Sprache und Literatur des Mittelalters, 49), ISBN 978-3-0343-1600-2, EUR 139,00.
- Sam WORBY, *Law and Kingship in Thirteenth-Century England*, Woodbridge (The Boydell Press) 2015, VIII–198 S., 2 s/w Abb. (Royal Historical Society Studies in History. New Series), ISBN 978-0-86193-338-9, GBP 19,99.

- Jean-Marie YANTE (Hg.), *Les origines de l'abbaye cistercienne d'Orval. Actes du colloque organisé à Orval le 23 juillet 2011*, Turnhout (Brepols) 2015, 118 S., zahlr. Abb. u. Kt. (Bibliothèque de la Revue d'histoire ecclésiastique, 99), ISBN 978-2-503-55529-4, EUR 35,00.
- Naoë Kukita YOSHIKAWA (Hg.), *Medicine, Religion and Gender in Medieval Culture*, Woodbridge (The Boydell Press) 2015, XVI–293 S. (Gender in the Middle Ages, 11), ISBN 978-1-84384-401-3, GBP 60,00.
- Claudia ZEY (Hg.), unter Mitarb. von Sophie CAFLISCH und Philippe GORIDIS, *Mächtige Frauen? Königinnen und Fürstinnen im europäischen Mittelalter (11.–14. Jahrhundert)*, Ostfildern (Jan Thorbecke Verlag) 2015, 480 S., 5 Abb. (Vorträge und Forschungen, 81), ISBN 978-3-7995-6881-4, EUR 58,00.

Frühe Neuzeit/Histoire moderne, Révolution, Empire (1500–1815)

- Manuela ALBERTONE, *National Identity and the Agrarian Republic. The Transatlantic Commerce of Ideas between America and France (1750–1830)*, Farnham, Surrey (Ashgate Publishing) 2014, XII–324 S. (Modern Economic and Social History), ISBN 978-1-4724-2136-4, GBP 75,00.
- Matthias ASCHE, Heiner LÜCK, Manfred RUDERSDORF, Markus WRIEDT (Hg.), *Die Leucorea zur Zeit des späten Melanchthon. Institutionen und Formen gelehrter Bildung um 1550. Beiträge der Tagung in der Stiftung LEUCOREA Wittenberg anlässlich des 450. Todestages Philipp Melanchthons vom 13. bis 16. Oktober 2010*, Leipzig (Evangelische Verlagsanstalt) 2015, 565 S., zahlr. Abb. (Leucorea-Studien zur Geschichte der Reformation und der Lutherischen Orthodoxie (LStRLO), 26), ISBN 978-3-374-04112-1, EUR 58,00.
- Birgit ASCHMANN, Thomas STAMM-KUHLMANN (Hg.), *1813 im europäischen Kontext*, Stuttgart (Franz Steiner Verlag) 2015, 302 S. 6 s/w Abb., 9 s/w Zeichn. (Historische Mitteilungen – Beihefte, 89), ISBN 978-3-515-11042-6, EUR 54,00.
- Daniel AZNAR, Guillaume HANOTIN, Niels F. MAY (Hg.), *À la place du roi. Vice-rois, gouverneurs et ambassadeurs dans les monarchies française et espagnole (XVI^e–XVIII^e siècles)*, Madrid (Casa de Velázquez) 2014, 250 S. (Collection de la Casa de Velázquez, 144), ISBN 978-84-15636-85-4, EUR 21,00.
- Jürgen BÄRSCH, Konstantin MAIER (Hg.), *Johannes ECK (1486–1543). Scholastiker – Humanist – Kontroverstheologe*, Regensburg (Verlag Friedrich Pustet) 2014, 168 S. (Eichstätter Studien. Neue Folge, 70), ISBN 978-3-7917-2538-3, EUR 29,95.
- Lorenz E. BAUMER, Frédéric ELSIG, Sabine FROMMEL (Hg.), *Les années 1540: regards croisés sur les arts et les lettres*, Frankfurt a. M. (Peter Lang Edition) 2015, 260 S., zahlr. Abb., ISBN 978-3-0343-1132-8, EUR 70,10.
- Susan BAUMERT, *Bürgerliche Familienfeste im Wandel. Spielarten privater Festkultur in Weimar und Jena um 1800*, Bern, Berlin, Bruxelles et al. (Peter Lang) 2014, 326 S. (Quellen und Forschungen zur europäischen Kulturgeschichte, 4), ISBN 978-3-631-64686-1, EUR 61,70.
- Sebastian BECKER, *Dynastische Politik und Legitimationsstrategien der Della Rovere. Potenziale und Grenzen der Herzöge von Urbino (1508–1631)*, Berlin, New York (De Gruyter) 2015, 415 S., 15 Abb. (Bibliothek des Deutschen Historischen Instituts in Rom, 129), ISBN 978-3-11-037706-4, EUR 109,95.
- Friedrich BEIDERBECK, Irene DINGEL, Wenchao LI (Hg.), *Umwelt und Weltgestaltung. Leibniz' politisches Denken in seiner Zeit*, Göttingen (Vandenhoeck & Ruprecht) 2015, 688 S., 6 Abb., 4 Diagr. (Veröffentlichungen des Instituts für Europäische Geschichte Mainz. Abteilung Abendländische Religionsgeschichte. Beiheft, 105), ISBN 978-3-525-10138-4, EUR 140,00.

- Marco BELLABARBA, Andrea MERLOTTI (Hg.), *Stato sabaudo e Sacro Romano Impero*, Bologna (Società editrice il Mulino) 2014, 403 S. (Annali dell'Istituto storico italo-germanico in Trento, 92), ISBN 978-88-15-25328-6, EUR 34,00.
- Saliha BELMESSOUS (Hg.), *Empire by Treaty. Negotiating European Expansion, 1600–1900*, Oxford (Oxford University Press) 2015, X–287 S., ISBN 978-0-19-939178-3, USD 74,00.
- Reed BENHAMOU, Charles-Joseph Natoire and the Académie de France in Rome. A Re-Evaluation, Oxford (Voltaire Foundation) 2015, XVIII–254 S. (Oxford University Studies in the Enlightenment, 2015:4), ISBN 978-0-7294-1162-2, GBP 60,00.
- Gunhild BERG, Borbála Zsuzsanna TÖRÖK, Marcus TWELLMANN (Hg.), *Berechnen/Beschreiben. Praktiken statistischen (Nicht-)Wissens 1750–1850*, Berlin (Duncker & Humblot) 2015, 233 S., 1 Tab., 3 Abb. (Historische Forschungen, 104), ISBN 978-3-428-14500-3, EUR 69,00.
- Stefan BERGER, with Christoph CONRAD, *The Past as History. National Identity and Historical Consciousness in Modern Europe*, Basingstoke, Hampshire (Palgrave Macmillan) 2015, XIV–570 S., 14 Abb. (Writing the Nation Series), ISBN 978-1-137-41409-0, GBP 19,99.
- Joseph BERGIN, *The Politics of Religion in Early Modern France*, New Haven, London (Yale University Press) 2014, XII–379 S., ISBN 978-0-300-20769-9, USD 85,00.
- Eckhard BERNSTEIN, *Mutianus Rufus und sein humanistischer Freundeskreis in Gotha, Köln, Weimar, Wien (Böhlau) 2014*, 429 S. (Quellen und Forschungen zu Thüringen im Zeitalter der Reformation, 2), ISBN 978-3-412-22342-7, EUR 54,90.
- Bertrand BINOCHÉ, *Introduction à »De l'Esprit des lois« de Montesquieu*, Paris (Publications de la Sorbonne) 2015, 494 S. (Les Classiques de la Sorbonne, 9), ISBN 978-2-85944-899-8, EUR 19,00.
- Robert BIRELEY, *Ferdinand II. Counter-Reformation Emperor, 1578–1637*, Cambridge (Cambridge University Press) 2014, XII–326 S., 12 Abb., 2 Kt., ISBN 978-1-107-06715-8, GBP 65,00.
- Anna BLUM, *La Diplomatie de la France en Italie du Nord au temps de Richelieu et de Mazarin. »Les sages jalousies«*. Préface de Lucien BÉLY, Paris (Classiques Garnier) 2014, 701 S. (Histoire des Temps modernes, 1), ISBN 978-2-8124-2030-6, EUR 49,00.
- Hartmut BOBZIN (Hg.), *»Wem gehört Luther?«*, hg. vom Deutschen Historischen Museum, dem Verein für Reformationsgeschichte und der Staatlichen Geschäftsstelle Luther 2017, Halle (Saale) (mitteldeutscher verlag) 2015, 112 S. ISBN 978-3-95462-504-8, EUR 12,95.
- Andrea BONOLDI, Markus A. DENZEL, Andrea LEONADI, Cinzia LORANDINI (Hg.), *Merchants in Times of Crises (16th to mid-19th Century)*, Stuttgart (Franz Steiner Verlag) 2015, 204 S., 15 s/w Abb., 8 s/w Tab. (Beiträge zur Wirtschafts- und Sozialgeschichte, 127), ISBN 978-3-515-11060-0, EUR 42,00.
- Pierre H. BOULLE, Sue PEABODY (Hg.), *Le droit des noirs en France au temps de l'esclavage. Textes choisis et commentés*, Paris (L'Harmattan) 2014, 289 S. (Autrement mêmes), ISBN 978-2-343-04823-9, EUR 29,00.
- Christina BRAUNER, *Kompanien, Könige und *caboceers*. Interkulturelle Diplomatie an Gold- und Sklavenküste im 17. und 18. Jahrhundert*, Köln, Weimar, Wien (Böhlau) 2015, 670 S., 10 Abb. (Externa. Geschichte der Außenbeziehungen in neuen Perspektiven, 8), ISBN 978-3-412-22514-8, EUR 89,90.
- Arndt BRENDECKE (Hg.), *Praktiken der Frühen Neuzeit. Akteure – Handlungen – Artefakte*, Köln, Weimar, Wien (Böhlau) 2015, 714 S. (Frühneuzeit-Impulse, 3), ISBN 978-3-412-50135-8, EUR 90,00.
- Claudia BRINKER-VON DER HEYDE, Annkatrin INDER, Marie Isabelle VOGEL, Jürgen WOLF (Hg.), *Frühneuzeitliche Bibliotheken als Zentren des europäischen Kulturtransfers*, Stuttgart (S. Hirzel Verlag) 2014, 281 S., 63 Abb. (Germanistik), ISBN 978-3-7776-2251-4, EUR 49,00.

Pascal BRIOIST, Laure FAGNARD, Cédric MICHON (Hg.), *Louise de Savoie (1476–1531)*, Tours (Presses universitaires François-Rabelais) 2015, 304 S., 16 farb. Abb., ISBN 978-2-86906-391-4, EUR 37,00.

– Jacqueline BROAD, Karen GREEN, *A History of Women's Political Thought in Europe, 1400–1700*, Cambridge (Cambridge University Press) 2014, XII–334 S., ISBN 978-1-107-43721-0, USD 32,99.

– Susan BROOMHALL, Sarah FINN (Hg.), *Violence and Emotions in Early Modern Europe*, London, New York (Routledge) 2016, XVI–213 S. (Routledge Research in Early Modern History), ISBN 978-1-138-85402-4, GBP 90,00.

– Linda BRÜGGEMANN, *Herrschaft und Tod in der Frühen Neuzeit. Das Sterbe- und Begräbniszeremoniell preußischer Herrscher vom Großen Kurfürsten bis zu Friedrich Wilhelm II. (1688–1797)*, München (Herbert Utz Verlag) 2015, 463 S., 14 Abb. (Geschichtswissenschaften, 33), ISBN 978-3-8316-4442-1, EUR 52,00.

– Michael CHAMPION, Andrew LYNCH (Hg.), *Understanding Emotions in Early Europe*, Turnhout (Brepols) 2015, XXXIV–357 S., 4 Abb. (Early European Research, 8), ISBN 978-2-503-55264-4, EUR 90,00.

– Jean-Luc CHAPPEY, Carole CHRISTEN, Igor MOULLIER (Hg.), *Joseph-Marie de Gérando (1772–1842). Connaître et réformer la société*, Rennes (Presses universitaires de Rennes) 2014, 342 S. (Collection Carnot), ISBN 978-2-7535-3340-0, EUR 20,00.

– Julius A. CHROŚCICKI, Mark HENGERER, Gérard SABATIER (Hg.), *Les Funérailles princières en Europe, XVI^e–XVIII^e siècle. T. 3: Le deuil, la mémoire, la politique*, Rennes (Presses universitaires de Rennes) 2015, 440 S. (Histoire), ISBN 978-2-7535-4075-0, EUR 22,00.

– Heather CLAIRE, Claire WALKER (Hg.), *Fama and her Sisters. Gossip and Rumour in Early Modern Europe*, Turnhout (Brepols) 2015, VIII–240 S., 1 s/w Abb. (Early European Research, 7), ISBN 978-2-503-54184-6, EUR 75,00.

– Duane J. CORPIS, *Crossing the Boundaries of Belief. Geographies of Religious Conversion in Southern Germany, 1648–1800*, Charlottesville, VA (University of Virginia Press) 2014, X–313 S., 5 Abb. (Studies in Early Modern German History), ISBN 978-0-8139-3552-2, USD 45,00.

– Marie-Dominique COUZINET, *Pierre Ramus et la critique du pédantisme. Philosophie, humanisme et culture scolaire au XVI^e siècle*, Paris (Honoré Champion) 2015, 531 S. (Bibliothèque littéraire de la Renaissance, 91), ISBN 978-2-7453-2918-9, EUR 85,00.

– Gildas DACRE-WRIGHT, *Claude-François-Étienne Dupin (1767–1828). De la Révolution à la Restauration, au service des administrés*, Paris (L'Harmattan) 2015, 226 S., ISBN 978-2-343-05546-6, EUR 21,85.

– Sylvie DAUBRESSE, Bertrand HAAN (Hg.), *La Ligue et ses frontières. Engagements catholiques à distance du radicalisme à la fin des guerres de Religion*, Rennes (Presses universitaires de Rennes) 2015, 260 S. (Histoire), ISBN 978-2-7535-4124-5, EUR 18,00.

– Isabelle DEFLERS (Hg.), *Denis Diderot und die Macht/Denis Diderot et le pouvoir*, Berlin (Erich Schmidt Verlag) 2015, 196 S. (Studien des Frankreich-Zentrums der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg, 23), ISBN 978-3-503-15561-3, EUR 59,80.

– Shu-Jyuan DEIWIKS, Bernhard FÜHRER, Therese GEULEN (Hg.), with an introduction by Alois OSTERWALDER, *Europe Meets China – China Meets Europe. The Beginnings of European-Chinese Scientific Exchange in the 17th Century*, Sankt Augustin (Steyley Verlag) 2014, 224 S., 8 Abb., ISBN 978-3-8050-0621-7, GBP 34,00.

– Eva-Maria DICKHAUT (Hg.), *Wohlgelebt! Wohlgestorben? Leichenpredigten in der Historischen Bibliothek der Stadt Rudolstadt. Beiträge des Kolloquiums vom 15. April 2011*, Stuttgart (Franz Steiner Verlag) 2013, 78 S., 2 Abb. (Abhandlungen der Geistes- und Sozialwissenschaftlichen Klasse, 2013.4), ISBN 978-3-515-10613-9, EUR 15,00.

- Irene DINGEL, Volker LEPPIN, *Das Reformatorenlexikon*, Heidelberg (Lambert Schneider Verlag) 2014, 285 S. ISBN 978-3-650-40009-3, EUR 31,99.
- Hervé DRÉVILLON, Arnaud GUINIER (Hg.), *Les Lumières de la guerre. Mémoires militaires du XVIII^e siècle conservés au service historique de la Défense. Sous-série 1. Vol. 1: Mémoires techniques; Vol. 2: Reconnaissances*, Paris (Publications de la Sorbonne) 2015, 550; 359 S., ISBN 978-2-85944-878-3; 978-2-85944-879-0, EUR 67,00.
- Heinz DUCHHARDT (Hg.), 1648. *Das Jahr der Schlagzeilen. Europa zwischen Krise und Aufbruch*, Wien, Köln, Weimar (Böhlau) 2015, 204 S., 14 Abb., ISBN 978-3-412-50120-4, EUR 25,70.
- Clive EMSLEY, *Napoleon. Conquest, Reform, Reorganisation. Second edition*, London, New York (Routledge) 2015, XXVIII–145 S., 4 Taf., 2 Kt. (Seminar Studies), ISBN 978-1-13-877702-6, USD 39,95.
- Claire FAUVERGUE, *Les Lumières et Leibniz avant la publication des »Nouveaux essais sur l'entendement humain«*, Paris (Honoré Champion) 2015, 266 S. (Les dix-huitièmes siècles, 175), ISBN 978-2-7453-2759-8, EUR 45,00.
- Gregor FEINDT, Félix KRAWATZEK, Daniela MEHLER, Friedmann PESTEL, Rieke TRIMÇEV (Hg.), *Europäische Erinnerung als verflochtene Erinnerung. Vielstimmige und vielschichtige Vergangenheitsdeutungen jenseits der Nation*, Göttingen (Vandenhoeck & Ruprecht) 2014, 274 S. (Formen der Erinnerung, 55), ISBN 978-3-8471-0052-2, EUR 44,99.
- Hans FENSKE, Freiherr vom Stein. *Reformer und Moralist*, Darmstadt (Wissenschaftliche Buchgesellschaft) 2012, 128 S., 9 Abb., ISBN 978-3-534-251-629, EUR 19,90.
- Massimo FIRPO, *Juan de Valdés and the Italian Reformation. Translated by Richard BATES*, Farnham, Surrey (Ashgate Publishing) 2015, XVI–261 S. (Catholic Christendom, 1300–1700), ISBN 978-1-4724-3977-2, GBP 70,00.
- Katrin FLIKSCHUH, Lea YPI (Hg.), *Kant and Colonialism. Historical and Critical Perspectives*, Oxford (Oxford University Press) 2014, XII–255 S., ISBN 978-0-19-966962-2, GBP 40,00.
- Jérémie FOA, *Le tombeau de la paix. Une histoire des édits de pacification (1560–1572). Préface d'Olivier CHRISTIN*, Limoges (Pulim) 2015, 545 S. (Collection Histoire), ISBN 978-2-84287-643-2, EUR 30,00.
- Bertrand FORCLAZ, Philippe MARTIN (Hg.), *Religion et piété au défi de la guerre de Trente Ans*, Rennes (Presses universitaires de Rennes) 2015, 346 S., zahlr. s/w Abb., ISBN 978-2-7535-4077-4, EUR 21,00.
- Peter FRIEDEMANN, *Die Politische Philosophie des Gabriel Bonnot de Mably (1709–1785). Eine Studie zur Geschichte des republikanischen und des sozialen Freiheitsbegriffs*, Münster (LIT-Verlag) 2014, 360 S. (Politische Theorie und Kultur, 4), ISBN 978-3-643-12680-1, EUR 34,90.
- Karin FRIEDRICH (Hg.), *Die Erschließung des Raumes. Konstruktion, Imagination und Darstellung von Räumen und Grenzen im Barockzeitalter*, 2 Bde., Wiesbaden (Harrassowitz Verlag) 2014, 1040 S. (Wolfenbütteler Arbeiten zur Barockforschung, 51), ISBN 978-3-447-10055-7, EUR 169,00.
- Marie-Hélène FROESCHLÉ-CHOPARD, *Regards sur les bibliothèques religieuses d'Ancien Régime*, Paris (Honoré Champion) 2014, 351 S. (Histoire du livre et des bibliothèques, 11), ISBN 978-2-7453-2652-2, EUR 75,00.
- Mona GARLOFF, *Irenik, Gelehrsamkeit und Politik. Jean Hotman und der europäische Religionskonflikt um 1600*, Göttingen (V&R unipress) 2014, 400 S. (Schriften zur politischen Kommunikation, 18), ISBN 978-3-8471-0222-9, EUR 54,99.
- Hilary GATTI, *Ideas of Liberty in Early Modern Europe. From Machiavelli to Milton*, Princeton, Oxford (Princeton University Press) 2015, VIII–215 S., ISBN 978-0-691-16383-3, GBP 45,00.

- Claude GAUVARD, Andrea ZORZI (Hg.), *La vengeance en Europe. XII^e–XVIII^e siècle*, Paris (Publications de la Sorbonne) 2015, 384 S. (Homme et société, 47), ISBN 978-2-85944-891-2, EUR 35,00.
- Peter GEFFCKEN (Hg.), Mark HÄBERLEIN (Bearb.), *Rechnungsfragmente der Augsburger Welser-Gesellschaft (1496–1551). Oberdeutscher Fernhandel am Beginn der neuzeitlichen Weltwirtschaft*, Stuttgart (Franz Steiner Verlag) 2014, 583 S. (Deutsche Handelsakten des Mittelalters und der Frühen Neuzeit, 22), ISBN 978-3-515-10678-8, EUR 92,00.
- Matthieu GELLARD, *Une reine épistolaire. Lettres et pouvoir au temps de Catherine de Médicis*, Paris (Classiques Garnier) 2015, 736 S. (Bibliothèque d'histoire de la Renaissance, 8), ISBN 978-2-8124-3462-4, EUR 49,00.
- Andreas GESTRICH, Michael SCHAICH (Hg.), *The Hanoverian Succession. Dynastic Politics and Monarchical Culture*, Farnham, Surrey (Ashgate Publishing) 2015, XIV–288 S., 6 s/w Abb., ISBN 978-1-4724-3765-5, USD 134,95.
- Dorothee GOETZE (Bearb.), *Acta Pacis Westphalicae. Serie II Abt. A: Die kaiserlichen Korrespondenzen, Band 10: 1648–1649*, Münster (Aschendorff) 2015, CXVIII–754 S. ISBN 978-3-402-13781-9, EUR 118,00.
- Werner GREILING, Armin KOHNLE, Uwe SCHIRMER (Hg.), *Negative Implikationen der Reformation? Gesellschaftliche Transformationsprozesse 1470–1620*, Köln, Weimar, Wien (Böhlau) 2015, 439 S., 34 Abb. (Quellen und Forschungen zu Thüringen im Zeitalter der Reformation, 4), ISBN 978-3-412-50153-2, EUR 52,00.
- Ulrich GROETSCH, Hermann Samuel Reimarus (1694–1768). *Classicist, Hebraist, Enlightenment Radical in Disguise*, Leiden (Brill Academic Publishers) 2015, IVX–376 S., 15 Abb. (Brill's Studies in Intellectual History, 237), ISBN 978-90-04-27299-6, USD 143,00.
- Frank GRUNERT, Annette SYNDIKUS (Hg.), *Wissenspeicher der Frühen Neuzeit. Formen und Funktionen*, Berlin, New York (De Gruyter) 2015, 424 S. ISBN 978-3-05-008663-7, EUR 79,95.
- Arnaud GUINIER, *L'honneur du soldat. Éthique martiale et discipline guerrière dans la France des Lumières (1748–1789)*, Seyssel (Champ Vallon) 2014, 320 S. (La chose publique), ISBN 978-2-87673-992-5, EUR 25,00.
- Robin GWYNN, *The Huguenots in Later Stuart Britain. Vol. I: Crisis, Renewal, and the Ministers' Dilemma*, Brighton (Sussex Academic Press) 2015, XVIII–481 S., ISBN 978-1-84519-618-9, GBP 95,00.
- Gabriele HAUG-MORITZ (Hg.), *Verfassungsgeschichte des Alten Reiches*, Stuttgart (Franz Steiner Verlag) 2014, 283 S. (Basistexte Frühe Neuzeit, 1), ISBN 978-3-515-10784-6, EUR 28,00.
- Scott H. HENDRIX, Martin Luther. *Visionary Reformer*, New Haven, London (Yale University Press) 2015, XXI–341 S., 16 Abb., ISBN 978-0-300-16669-9, GBP 25,00.
- Mark HENGERER, Ludwig XIV. *Das Leben des Sonnenkönigs*, München (C. H. Beck) 2015, 128 S. (C. H. Beck Wissen, 2842) ISBN 978-3-406-67551-5, EUR 8,95.
- Sandra HERTEL, Maria Elisabeth. *Österreichische Erzherzogin und Statthalterin in Brüssel (1725–1741)*, Wien, Köln, Weimar (Böhlau) 2014, 386 S., 9 Abb. (Schriftenreihe der Österreichischen Gesellschaft zur Erforschung des 18. Jahrhunderts, 16), ISBN 978-3-205-79480-6, EUR 49,00.
- Kat HILL, *Baptism, Brotherhood and Belief in Reformation Germany. Anabaptism and Lutheranism, 1525–1585*, Oxford (Oxford University Press) 2015, XII–268 S. (Oxford Historical Monographs), ISBN 978-0-19-873354-6, GBP 65,00.
- Marc HÖCHNER, *Selbstzeugnisse von Schweizer Söldneroffizieren im 18. Jahrhundert*, Göttingen (Vandenhoeck & Ruprecht) 2014, 284 S. 16 Abb., 2 Kt. (Herrschaft und soziale Systeme in der Frühen Neuzeit, 18), ISBN 978-3-8471-0321-9, EUR 54,99.

- Philip T. HOFFMAN, *Why Did Europe Conquer the World?* Princeton (Princeton University Press) 2015, IV–272 S. (The Princeton Economic History of the Western World), ISBN 978-0-691-13970-8, USD 29,95.
- Bernadette HOFINGER, Harald KUFNER, Judtih MOSER-KROISS, Christopher LAFERL, Nicola TSCHUGMELL (Bearb./Hg.), *Die Korrespondenz Ferdinands I./The Correspondence of Ferdinand I. Familienkorrespondenz Bd. 5: 1535 und 1536/Family Correspondence Vol. 5: 1535 and 1536*, Wien, Köln, Weimar (Böhlau) 2014, 714 S. (Veröffentlichungen der Kommission für Neuere Geschichte Österreichs, 109), ISBN 978-3-205-79591-9, EUR 79,00.
- Sarah HOROWITZ, *Friendship and Politics in Post-Revolutionary France*, Pennsylvania, PA (Pennsylvania State University Press) 2013, XII–227 S., 8 Abb., ISBN 978-0-271-06192-4, USD 79,95.
- Cecilia HURLEY, *Monuments for the People. Aubin-Louis Millin's »Antiquités nationales«*, Turnhout (Brepols) 2013, 720 S. (Théorie de l'art (1400–1800)/Art Theory [1400–1800], 3), ISBN 978-2-503-53682-8, EUR 120,00.
- Agnes HUSSLEIN-ARCO, Sabine GRABNER, Werner TELESKO (Hg.), *Europa in Wien. Der Wiener Kongress 1814/15*, München (Hirmer Verlag) 2015, 407 S., 364 Abb., ISBN 978-3-7774-2323-4, EUR 45,00.
- Béatrice JAKOBS, *Conversio im Zeitalter von Reformation und Konfessionalisierung. Écrit de conversion als neue literarische Form*, Berlin (Duncker & Humblot) 2015, 450 S. 2 Abb. (Schriften zur Literaturwissenschaft, 37), ISBN 978-3-428-14322-1, EUR 89,90.
- Herbert KARNER (Hg.), *Die Wiener Hofburg 1521–1705. Baugeschichte, Funktion und Etablierung als Kaiserresidenz*, Wien (Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften) 2014, 625 S., zahlr. Ill., graf. Darst., Kt. (Denkschriften der philosophisch-historischen Klasse, 444/Veröffentlichung zur Kunstgeschichte, 13/Veröffentlichung zur Bau- und Funktionsgeschichte der Wiener Hofburg, 2), ISBN 978-3-7001-7657-2, EUR 89,90.
- Greta KAUCHER, *Les Jombert. Une famille de librairies parisiens dans l'Europe des Lumières (1680–1824)*, Genève (Librairie Droz) 2015, 1592 S. (Bibliothèque des Lumières, 84), ISBN 978-2-600-01842-5, EUR 109,00.
- Judit KECSKEMÉTI, Frédéric Morel II. Éditeur, traducteur et imprimeur, Turnhout (Brepols) 2014, 323 S., 10 Abb. (Nugæ humanisticae sub signo Erasmi, 18), ISBN 978-2-503-54511-0, EUR 85,00.
- Kenneth LOISELLE, *Brotherly Love. Freemasonry and Male Friendship in Enlightenment France*, Ithaca, NY (Cornell University Press) 2014, XIV–261 S., ISBN 978-0-8014-5243-7, USD 59,95.
- Robin KIERA, *Otto Philipp Braun (1798–1869). Eine transatlantische Biographie*, Köln, Weimar, Wien (Böhlau) 2014, 549 S. 1 Abb., 17 Kt. (Lateinamerikanische Forschungen, 44), ISBN 978-3-412-22378-6, EUR 79,90.
- Ursula KLEIN, *Humboldts Preußen. Wissenschaft und Technik im Aufbruch*, Darmstadt (Wissenschaftliche Buchgesellschaft) 2015, 336 S. 40 Abb., ISBN 978-3-534-26721-7, EUR 49,95.
- Caroline ZUM KOLK, Jean BOUTIER, Bernd KLESMANN, François MOUREAU (Hg.), *Voyageurs étrangers à la cour de France. 1589–1789: regards croisés*, Rennes (Presses universitaires de Rennes) 2014, 391 S. (Histoire), ISBN 978-2-7535-3483-4, EUR 22,00.
- Gérard LE BOUËDEC (Hg.), *L'Asie, la mer, le monde. Au temps des Compagnies des Indes. Texte préparé par Marie-Laure Le Goc*, Rennes (Presses universitaires de Rennes) 2014, 218 S., 6 Abb. (Histoire), ISBN 978-2-7535-3459-9, EUR 18,00.
- Christine LE BOZEC, *La Première République. 1792–1799*, Paris (Perrin) 2014, 365 S., ISBN 978-2-262-04091-8, EUR 23,00.

- Marie-Laure LEGAY, *Les loteries royales dans l'Europe des Lumières. 1680–1815*, Ville-neuve-d'Ascq (Presses universitaires du Septentrion) 2014, 171 S. (Histoire et civilisation, 1527), ISBN 978-2-7574-0788-2, EUR 20,00.
- Mary LINDEMANN, *The Merchant Republics. Amsterdam, Antwerp, and Hamburg, 1648–1790*, Cambridge (Cambridge University Press) 2015, XVI–356 S., 9 Abb., ISBN 978-1-107-07443-9, GBP 65,00.
- Aline LOGETTE, *Régner et gouverner en Lorraine au début du XVIII^{ème} siècle*, Nancy (Presses universitaires de Nancy – Éditions universitaires de Lorraine) 2014, 433 S. (Histoire du droit, 4), ISBN 978-2-8143-0139-9, EUR 25,00.
- Mathis MAGER, *Krisenerfahrung und Bewältigungsstrategien des Johanniterordens nach der Eroberung von Rhodos 1522*, Münster (Aschendorff) 2014, 387 S., 1 Abb., ISBN 978-3-402-13049-0, EUR 28,00.
- Peter MARSHALL (Hg.), *The Oxford Illustrated History of the Reformation*, Oxford (Oxford University Press) 2015, X–303 S., 12 Farbtaf., 12 Kt. (Oxford Illustrated History), ISBN 978-0-19-959548-8, GBP 25,00.
- Hanspeter MARTI, Karin MARTI-WEISSENBACH (Hg.), *Nürnberg's Hochschule in Altdorf. Beiträge zur frühneuzeitlichen Wissenschafts- und Bildungsgeschichte*, Köln, Weimar, Wien (Böhlau) 2014, 332 S. ISBN 978-3-412-22337-3, EUR 49,90.
- Sébastien MARTIN (Hg.), *Rochefort, arsenal des colonies au XVIII^e siècle*. Préface de Martine ACERRA, Rennes (Presses universitaires de Rennes) 2015, 398 S. (Histoire), ISBN 978-2-7535-3632-6, EUR 22,00.
- Lauro MARTINES, *Blutiges Zeitalter. Europa im Krieg 1450–1700*. Aus dem Englischen von Cornelius HARTZ, Darmstadt (Konrad Theiss Verlag) 2015, 320 S., 16 Abb., ISBN 978-3-8062-3018-5, EUR 29,95.
- Matthias MEINHARDT, Ulrike GLEIXNER, Martin H. JUNG, Siegrid WESTPHAL (Hg.), *Religion, Macht, Politik. Hofgeistlichkeit im Europa der Frühen Neuzeit (1500–1800)*, Wiesbaden (Harrassowitz Verlag) 2014, 472 S., 6 Abb. (Wolfenbütteler Forschungen, 137), ISBN 978-3-447-10015-1, EUR 88,00.
- Philipp MENGER, *Die Heilige Allianz. Religion und Politik bei Alexander I. (1801–1825)*, Stuttgart (Franz Steiner Verlag) 2014, 456 S. (Historische Mitteilungen – Beihefte, 87), ISBN 978-3-515-10811-9, EUR 69,00.
- Matthias MORGENSTERN, Reinhold RIEGER (Hg.), *Das Tübinger Institutum Judaicum. Beiträge zu seiner Geschichte und Vorgeschichte seit Adolf Schlatter*, Stuttgart (Franz Steiner Verlag) 2015, 264 S. (Contubernium, 83), ISBN 978-3-515-11128-7, EUR 54,00.
- Chris MOUNSEY (Hg.), *The Idea of Disability in the Eighteenth Century*, Lewisburg, PA (Bucknell University Press) 2014, X–269 S. (Transits: Literature, Thought & Culture, 1650–1850), ISBN 978-1-61148-559-2, USD 80,00.
- Jessica MUNNS, Penny RICHARDS, Jonathan SPANGLER (Hg.), *Aspiration, Representation and Memory. The Guise in Europe, 1506–1688*, Farnham, Surrey (Ashgate Publishing) 2015, XI–201 S., 9 farb. Abb., ISBN 978-1-4724-1934-7, GBP 70,00.
- Christoph NEBGEN, *Konfessionelle Differenzenerfahrungen. Reiseberichte vom Rhein (1648–1815)*, Berlin, New York (De Gruyter) 2014, XII–295 S., 3 Diagr., 14 Abb. (Ancien Régime, Aufklärung und Revolution, 40), ISBN 978-3-11-035159-0, EUR 59,95.
- Michael NIEMETZ, *Antijesuitische Bildpublizistik in der Frühen Neuzeit. Geschichte, Ikonographie und Ikonologie*, Regensburg (Schnell & Steiner) 2008, 459 S., 202 s/w Abb. (Jesuitica. Quellen und Studien zu Geschichte, Kunst und Literatur der Gesellschaft Jesu im deutschsprachigen Raum, 13), ISBN 3-7954-1932-8, EUR 69,00.
- Anthony PAGDEN, *The Burdens of Empire. 1539 to the Present*, Cambridge (Cambridge University Press) 2015, XII–288 S., ISBN 978-0-521-18828-9, GBP 19,99.

- Peter PARET, Clausewitz in His Time. Essays in the Cultural and Intellectual History of Thinking about War, New York, Oxford (Berghahn) 2014, VIII–134 S., 8 Abb., ISBN 978-1-78238-581-3, GBP 25,00.
- Lindsay A.H. PARKER, Writing the Revolution. A French Woman's History in Letters, Oxford (Oxford University Press) 2013, X–200 S., 9 s/w Abb., ISBN 978-0-19-993102-6, GBP 47,99.
- Jean-Pierre PATAT, La crise financière et la fin de l'Ancien Régime. Cronique d'un désastre évitable. Préface de Jean-Claude TRICHET, Paris (Bernard Giovanangeli Éditeur) 2015, 262 S., ISBN 978-2-7587-0127-9, EUR 20,00.
- Andrew PHILLIPS, J. C. SHARMAN, International Order in Diversity. War, Trade and Rule in the Indian Ocean, Cambridge (Cambridge University Press) 2015, XII–251 S. (Cambridge Studies in International Relations, 137), ISBN 978-1-107-44682-3, USD 34,99.
- Théa PICQUET, Florence, berceau de la Renaissance, Aix-en-Provence (Presses universitaires de Provence) 2015, 170 S. (manuels), ISBN 978-2-85399-975-5, EUR 15,00.
- Aysa POLLNITZ, Princely Education in Early Modern Britain, Cambridge (Cambridge University Press) 2015, XVI–445 S. (Cambridge Studies in Early Modern British History), ISBN 978-1-107-03952-0, GBP 79,99.
- Jacky PROVENCE (Hg.), Mémoires et mémorialistes à l'époque des guerres de Religion. Actes du colloque de Montiéramey et Bar-sur-Seine 24–25 avril 2003, Paris (Honoré Champion) 2015, 325 S. (Bibliothèque d'histoire moderne et contemporaine, 47), ISBN 978-2-7453-2695-9, EUR 60,00.
- Emmanuelle PUJEAU (Hg.), L'Europe et les Turcs. La croisade de l'humaniste Paolo Giovio, Toulouse (Presses universitaires du Midi) 2015, 504 S., ISBN 978-2-8107-0336-4, EUR 27,00.
- Alexander PYRGES, Das Kolonialprojekt EbenEzer. Formen und Mechanismen protestantischer Expansion in der atlantischen Welt des 18. Jahrhunderts, Stuttgart (Franz Steiner Verlag) 2015, 507 S. (Transatlantische Historische Studien. Veröffentlichungen des Deutschen Historischen Instituts Washington, DC, 53), ISBN 978-3-515-10879-9, EUR 72,00.
- Sandra REBOK, Humboldt and Jefferson. A Transatlantic Friendship of the Enlightenment, Charlottesville, VA (University of Virginia Press) 2014, X–220 S., ISBN 978-0-8139-3569-0, USD 30,00.
- Maik REICHEL, Hermann Otto SOLMS, Stefan ZOWISLO (Hg.), Reformation und Politik. Europäische Wege von der Vormoderne bis heute, Halle (Saale) (mitteldeutscher verlag) 2015, 399 S. ISBN 978-3-95462-444-7, EUR 14,95.
- Helmut REINALTER, Claus OBERHAUSER (Hg.), Biographisches Lexikon der demokratischen und liberalen Bewegungen in Mitteleuropa 1770 bis 1848/49, Frankfurt a. M. (Peter Lang Edition) 2015, XX–831 S. (Schriftenreihe der Internationalen Forschungsstelle »Demokratische Bewegungen in Mitteleuropa 1770 bis 1850«, 48), ISBN 978-3-631-65903-8, EUR 125,00.
- Susan RICHTER, Pflug und Steuerruder. Zur Verflechtung von Herrschaft und Landwirtschaft in der Aufklärung, Köln, Weimar, Wien (Böhlau) 2015, 571 S. 14 s/w, 24 farb. Abb. (Beihefte zum Archiv für Kulturgeschichte, 75), ISBN 978-3-412-22355-7, EUR 84,90.
- Philippe ROGGER, Benjamin HITZ (Hg.), Söldnerlandschaften. Frühneuzeitliche Gewaltmärkte im Vergleich, Berlin (Duncker & Humblot) 2014, 269 S., zahlr. Tab., (Zeitschrift für Historische Forschung. Beiheft, 49), ISBN 978-3-428-14420-4, EUR 39,90.
- Hazel ROSENSTRAUCH, Congress mit Damen. Europa zu Gast in Wien, 1814/15, Wien (Czernin Verlag) 2014, 188 S. ISBN 978-3-7076-0506-8, EUR 19,90.
- Dana SAJDI (Hg.), Ottoman Tulips, Ottoman Coffee. Leisure and Lifestyle in the Eighteenth Century, London, New York (I. B. Tauris) 2014, X–262 S., ISBN 978-1-78076-655-3, GBP 16,99.
- Thierry SARMANT, 1715. La France et le monde, Paris (Perrin) 2014, 461 S., ISBN 978-2-262-03331-6, EUR 24,00.

- Georg SATZINGER, Marc JUMPERS (Hg.), Zeremoniell und Raum im Schlossbau des 17. und 18. Jahrhunderts. Akten des Studientages vom 29. Juni 2012 am Kunsthistorischen Institut der Universität Bonn, Münster (Rhema) 2014, 115 S., 74 Abb. (Tholos, Kunsthistorische Studien, 7), ISBN 978-3-86887-024-4, EUR 28,00.
- Manuela SCARCI (Hg.), *Creating Women. Representation, Self-Representation and Agency in the Renaissance*, Toronto (Centre for Reformation and Renaissance Studies) 2013, 205 S. (Essays and Studies, 31), ISBN 978-0-7727-2146-4, USD 29,95.
- Stephan SCHADE (Hg.), *Reformation ins Bild bringen. Ein Interdisziplinäres Kolloquium zum Themenjahr Reformation und Bild 2015*, Rehburg-Loccum (Evangelische Akademie Loccum. Protokollstelle) 2013, 152 S., 4 Abb. (Loccumer Protokolle, 81/12), ISBN 978-3-8172-8112-1, EUR 12,00.
- Benjamin SCHMIDT, *Inventing Exoticism. Geography, Globalism, and Europe's Early Modern World*, Philadelphia, PA (University of Pennsylvania Press) 2015, XIX–412 S., 24 Farbtaf., 179 s/w Abb., ISBN 978-0-8122-4646-9, USD 55,50.
- Luise SCHORN-SCHÜTTE, *Gottes Wort und Menschenherrschaft. Politisch-theologische Sprachen im Europa der Frühen Neuzeit*, München (C.H. Beck) 2015, 303 S., 7 Abb., 1 Kt., ISBN 978-3-406-68235-3, EUR 29,95.
- Teresa SCHRÖDER-STAPPER, *Fürstäbtissinnen. Frühneuzeitliche Stiftsherrschaften zwischen Verwandtschaft, Lokalgewalten und Reichsverband*, Köln, Weimar, Wien (Böhlau) 2015, X–632 S. (Symbolische Kommunikation in der Vormoderne. Studien zur Geschichte, Literatur und Kunst, 7), ISBN 978-3-412-22485-1, EUR 79,90.
- Corinna SCHULZ, *Von Bastarden und natürlichen Kindern. Der illegitime Nachwuchs der mecklenburgischen Herzöge 1600–1830*, Köln, Weimar, Wien (Böhlau) 2015, 332 S. (Quellen und Studien aus den Landesarchiven Mecklenburg-Vorpommerns, 17), ISBN 978-3-412-22425-7, EUR 45,00.
- Monika SEIDL, Eva FLICKER (Hg.), *Fashionable Queens. Body – Power – Gender*, Bern, Berlin, Bruxelles et al. (Peter Lang) 2014, 254 S., 57 Abb. (Austrian Studies in English, 103) ISBN 978-3-631-64447-8, EUR 44,00.
- Lewis C. SEIFERT, Rebecca M. WILKIN (Hg.), *Men and Women Making Friends in Early Modern France*, Farnham, Surrey (Ashgate Publishing) 2015, X–305 S., 2 Abb., 1 Tab. (Women and Gender in the Early Modern World), ISBN 978-1-4724-5409-6, GBP 70,00.
- Herman J. SELDERHUIS, Ernst-Joachim WASCHKE (Hg.), *Reformation und Rationalität*, Göttingen (Vandenhoeck & Ruprecht) 2015, 317 S. (Academic Studies, 17), ISBN 978-3-525-55079-3, EUR 49,99.
- Christian SENKEL (Hg.), *Patriotismus und Protestantismus. Konfessionelle Semantik im nationalen Diskurs zwischen 1749 und 1813*, Tübingen (Mohr Siebeck) 2015, XII–310 S. (Beiträge zur historischen Theologie, 172), ISBN 978-3-16-152714-2, EUR 89,00.
- Jonathan SHEEHAN, Dror WAHRMAN, *Invisible Hands. Self-Organization and the Eighteenth Century*, Chicago (The University of Chicago Press) 2015, XVIII–375 S., ISBN 978-0-226-75205-1, USD 45,00.
- Martin SIEMSEN, Thomas VOGTHERR (Hg.), *Justus Möser im Kontext. Beiträge aus zwei Jahrzehnten*, Osnabrück (Verein für Geschichte und Landeskunde) 2015, XIV–365 S., 5 Abb. (Osnabrücker Geschichtsquellen und Forschungen, 55), ISBN 978-3-9813796-7-9, EUR 34,00.
- Reinhart SIEGERT, *Volksaufklärung. Biobibliographisches Handbuch. Band 3, 1–4: Aufklärung im 19. Jahrhundert – »Überwindung« oder Diffusion?*, Stuttgart (frommann-holzboog Verlag) 2015, CXXXIV–1901 S., 1 Abb., ISBN 978-3-7728-1216-3, EUR 1392,00.
- Rebecca L. SPANG, *Stuff and Money in the Time of the French Revolution*, London (Harvard University Press) 2015, VIII–350 S., 26 Abb., ISBN 978-0-674-04703-7, GBP 25,00.
- Stadt ETTLINGEN (Hg.), Caspar HEDIO. *Der Ettlinger Reformator in Straßburg, Ubstadt-Weiher* (verlag regionalkultur) 2015, 80 S. 15 Abb., ISBN 978-3-89735-919-2, EUR 11,90.

- Rudolf STÖBER, Michael NAGEL, Astrid BLOME, Arnulf KUTSCH (Hg.), *Aufklärung der Öffentlichkeit – Medien der Aufklärung. Festschrift für Holger Böning zum 65. Geburtstag*, Stuttgart (Franz Steiner Verlag) 2015, 410 S., 15 s/w Abb., 4 s/w Taf. (Geschichte), ISBN 978-3-515-10996-3, EUR 64,00.
- Bärbel SUNDERBRINK, *Revolutionäre Neuordnung auf Zeit. Gelebte Verfassungskultur im Königreich Westphalen: Das Beispiel Minden-Ravensberg 1807–1813*, Paderborn, München, Wien, Zürich (Ferdinand Schöningh) 2015, 411 S. (Forschungen zur Regionalgeschichte, 75), ISBN 978-3-506-78150-5, EUR 44,90.
- Paula SUTTER FICHTNER, *The Habsburgs. Dynasty, Culture and Politics*, London (Reaktion Books) 2014, 349 S., 25 s/w Abb., ISBN 978-1-78023-274-4, GBP 29,00.
- Charlotte C. S. THOMAS (Hg.), *No Greater Monster nor Miracle than Myself. The Political Philosophy of Michel de Montaigne*, Macon (Mercer University Press) 2014, VI–190 S. (The A. V. Elliott Conference Series), ISBN 978-088146-485-6, USD 24,00.
- Anja TIMMERMANN, *Indigo. Die Analyse eines ökonomischen Wissensbestandes im 18. Jahrhundert*, Stuttgart (Franz Steiner Verlag) 2014, 416 S. (Beiträge zur Wirtschafts- und Sozialgeschichte, 125), ISBN 978-3-515-10863-8, EUR 62,00.
- Elizabeth C. TINGLE, Jonathan WILLIS (Hg.), *Dying, Death, Burial and Commemoration in Reformation Europe*, Farnham, Surrey (Ashgate Publishing) 2015, XII–219 S., 7 s/w Abb. (St Andrews Studies in Reformation History), ISBN 978-1-4724-3014-4, GBP 70,00.
- Klaus UNTERBURGER, *Unter dem Gegensatz verborgen. Tradition und Innovation in der Auseinandersetzung des jungen Martin Luther mit seinen theologischen Gegnern*, Münster (Aschendorff) 2015, 155 S. (Katholisches Leben und Kirchenreform im Zeitalter der Glaubensspaltung, 74), ISBN 978-3-402-11092-8, EUR 24,80.
- Remi VAN SCHAİK (Hg.), *Economies, Public Finances, and the Impact of Institutional Changes in Interregional Perspective. The Low Countries and Neighbouring German Territories (14th–17th Centuries)*, Turnhout (Brepols) 2015, XII–172 S. (Studies in European Urban History (1100–1800), 36), ISBN 978-2-503-54785-5, GBP 70,00.
- VOLTAIRE, *Œuvres complètes de Voltaire. Recueil des facéties parisiennes*, Oxford (Voltaire Foundation) 2015, XXX–592 S., 4 Abb. (Œuvres complètes de Voltaire, 51A), ISBN 978-0-7294-1071-7, EUR 169,00.
- Volker WAHL (Hg.), Uwe Jens WANDEL, Volker WAHL (Bearb.), *Das Geheime Consilium von Sachsen-Weimar-Eisenach in Goethes erstem Weimarer Jahrzehnt 1776–1786. Regestausage. Erster Halbband 1776–1780. Zweiter Halbband 1781–1786*, Wien, Köln, Weimar (Böhlau) 2014, 1386 S., zahlr. Abb. u. Kt., 1 CD-ROM (Veröffentlichungen aus Thüringischen Staatsarchiven, 13), ISBN 978-3-412-22334-2, EUR 179,00.
- Stephan WENDEHORST (Hg.), *Die Anatomie frühneuzeitlicher Imperien. Herrschaftsmanagement jenseits von Staat und Nation: Institutionen, Personal und Techniken*, Berlin, New York (De Gruyter) 2015, 490 S., zahlr. Abb., 2 Kt. (bibliothek altes Reich, 5), ISBN 978-3-486-57911-6, EUR 79,95.
- Gerhard WENZEL, *Das diakonische Engagement der Hugenotten in Frankreich – von der Reformation bis 1685. Diakonie zwischen Ohnmacht, Macht und Bemächtigung*, Göttingen (V&R unipress) 2013, 358 S., ISBN 978-3-8471-0212-0, EUR 49,99.
- Siegrid WESTPHAL, *Der Westfälische Frieden*, München (C. H. Beck) 2015, 127 S., 3 Kt. (C. H. Beck Wissen, 2851), ISBN 978-3-406-68302-2, EUR 8,95.
- Frederick G. WHELAN, *The Political Thought of Hume and his Contemporaries. Enlightenment Projects Vol. 2*, London, New York (Routledge) 2015, XII–237 S. (Routledge Studies in Social and Political Thought, 96), ISBN 978-1-138-82163-7, GBP 117,00.
- Hermann ZEITLHOFER, *Besitzwechsel und sozialer Wandel. Lebensläufe und sozioökonomische Entwicklungen im südlichen Böhmerwald, 1640–1840*, Köln, Weimar, Wien (Böhlau)

2014, 374 S., zahlr. Tab. und Grafiken (Sozial- und wirtschaftshistorische Studien, 36), ISBN 978-3-205-79565-0, EUR 59,90.

19.–21. Jahrhundert/Époque contemporaine

- Alya AGLAN, Robert FRANK (Hg.), 1937–1947: la guerre-monde. Tome premier, Paris (Éditions Gallimard) 2015, 1412 S. (folio histoire, 244), ISBN 978-2-07-044265-2, EUR 17,90.
- Alya AGLAN, Robert FRANK (Hg.), 1937–1947: la guerre-monde. Tome second, Paris (Éditions Gallimard) 2015, 1013–2486 S. (folio histoire, 245), ISBN 978-2-07-046417-3, EUR 16,90.
- Götz ALY, Die Belasteten. »Euthanasie« 1939–1945. Eine Gesellschaftsgeschichte, Frankfurt a. M. (S. Fischer) 2013, 348 S., ISBN 978-3-10-000429-1, EUR 22,99.
- Steven E. ASCHHEIM, Vivian LISKA (Hg.), The German-Jewish Experience Revisited, Berlin, New York (De Gruyter) 2015, VIII–280 S. (Perspectives on Jewish Texts and Contexts, 3), ISBN 978-3-11-037293-9, EUR 99,95.
- Claudia BADE, Lars SKOWRONSKI, Michael VIEBIG (Hg.), NS-Militärjustiz im Zweiten Weltkrieg. Disziplinierungs- und Repressionsinstrument in europäischer Dimension, Göttingen (V&R unipress) 2015, 288 S. (Berichte und Studien, 68), ISBN 978-3-8471-0372-1, EUR 29,99.
- Anke BLÜMM, Entartete Baukunst? Zum Umgang mit dem Neuen Bauen 1933–1945, Paderborn (Wilhelm Fink Verlag) 2013, 485 S., ISBN 978-3-7705-5588-8, EUR 49,90.
- Aurélien BOIVIN, Hans-Jürgen LÜSEBRINK, Jacques WALTER (Hg.), Régionalismes littéraires et artistiques comparés. Québec/Canada-Europe, Nancy (PUN – Éditions universitaires de Lorraine) 2015, 308 S., zahlr. s/w Abb. (Questions de communication, série actes, 22), ISBN 978-2-8143-0206-8, EUR 20,00.
- Laëtitia BRASSEUR-WILD, Rainer BRÜNING, Vivre en temps de guerre des deux côtés du Rhin 1914–1918/Menschen im Krieg 1914–1918 am Oberrhein. Édition française. Pour le Landesarchiv Baden Württemberg et les archives départementales du Haut-Rhin, Stuttgart (Kohlhammer) 2014, 316 S., ISBN 2-86068-065-9, EUR 26,00.
- Ernst Otto BRÄUNCHE, Volker STECK (Hg.), Der Krieg daheim. Karlsruhe 1914–1918, Karlsruhe (Info Verlag) 2014, 391 S. zahlr. Abb. (Veröffentlichungen des Karlsruher Stadtarchivs, 33), ISBN 978-3-88190-793-4, EUR 29,90.
- Agnes BRESSELAU VON BRESSENSDORF, Frieden durch Kommunikation. Das System Genscher und die Entspannungspolitik im Zweiten Kalten Krieg 1979–1982/83, Berlin, New York (De Gruyter) 2015, VI–385 S., 1 Faltblatt (Studien zur Zeitgeschichte, 88), ISBN 978-3-11-040464-7, EUR 54,95.
- Jan BROKKEN, Die Vergeltung. Rhoon 1944. Ein Dorf unter deutscher Besatzung. Aus dem Niederländischen von Helga VAN BEUNINGEN, Köln (Kiepenheuer & Witsch) 2015, 397 S., ISBN 978-3-462-04725-7, EUR 19,99.
- Christian BRUMTER, Les Français à Berlin. 1945–1994, Paris (Riveneuve éditions) 2015, 918 S., zahlr. Abb., ISBN 978-2-36013-299-7, EUR 28,00.
- William BRUSTEIN, Louisa ROBERTS, The Socialism of Fools? Leftist Origins of Modern Anti-Semitism, Cambridge (Cambridge University Press) 2015, VIII–211 S., ISBN 978-0-521-87085-6, USD 99,99.
- Eveline BUCHHEIM, Bastiaan Robert VON BENDA-BECKMANN, Under Fire. Women and World War II, Amsterdam, Hilversum (Uitgeverij Verloren) 2014, 188 S., zahlr. Abb. (Yearbook of Women's History/Jaarboek voor Vrouwengeschiedenis, 34), ISBN 978-90-8704-475-6, EUR 20,00.
- Günter BUCHSTAB (Hg.), Kohl: »Wir haben alle Chancen«. Die Protokolle des CDU-Bundesvorstands 1973–1976, 2 Bde., Düsseldorf (Droste) 2015, LIII–2203 S. (Forschungen und Quellen zur Zeitgeschichte, 67), ISBN 978-3-7700-1920-5, EUR 149,00.

- Éric BUSSIÈRE, Michel DUMOULIN, Sylvain SCHIRMANN (Hg./ed.), Économies nationales et Intégration européenne. Voies et étapes, Stuttgart (Franz Steiner Verlag) 2014, 192 S. (Studien zur Geschichte der Europäischen Integration/Études sur l'histoire de l'Intégration européenne/Studies on the History of European Integration, 3), ISBN 978-3-515-10795-2, EUR 42,00.
- Edward CASTLETON, Hervé TOUBOUL (Hg.), Regards sur 1848, Besançon (Presses universitaires de Franche-Comté) 2015, 416 S. (Archives de l'imaginaire social, 1), ISBN 978-2-84867-539-8, EUR 20,00.
- Johann CHAPOUTOT, La loi du sang. Penser et agir en nazi, Paris (Éditions Gallimard) 2014, 567 S. (Bibliothèque des Histoires), ISBN 978-2-07-014193-7, EUR 25,00.
- Frédéric CHARPIER, L'agent Jacques Duclos. Histoire de l'appareil secret du Parti communiste français, 1920–1975, Paris (Éditions du Seuil) 2015, 363 S., ISBN 978-2-02-118574-4, EUR 22,00.
- Landry CHARRIER, L'émigration allemande en Suisse pendant la Grande Guerre, Genève (Slatkine Érudition) 2015, 371 S., ISBN 978-2-05-102735-9, CHF 56,40.
- Christian CHEVANDIER, Été 44. L'insurrection des policiers de Paris, Paris (Vendémiaire) 2014, 474 S., 8 Taf., ISBN 978-2-36358-137-2, EUR 24,00.
- Altay COSKUN, Lutz RAPHAEL (Hg.), Fremd und rechtlos? Zugehörigkeitsrechte Fremder von der Antike bis zur Gegenwart. Ein Handbuch, Köln, Weimar, Wien (Böhlau) 2014, 434 S., 20 s/w Abb., ISBN 978-3-412-22384-7, EUR 39,90.
- Bernard COSTAGLIOLA, Darlan. La collaboration à tout prix. Préface de Georges-Henri SOUTOU, Paris (CNRS Éditions) 2015, 403 S., ISBN 978-2-271-08318-0, EUR 25,00.
- Martin CÜPPERS, Jürgen MATTHÄUS, Andrej ANGRICK (Hg.), Naziverbrechen. Täter, Taten, Bewältigungsversuche, Darmstadt (Wissenschaftliche Buchgesellschaft) 2013, 384 S., 48 Abb. (Veröffentlichungen der Forschungsstelle Ludwigsburg, 25), ISBN 978-3-534-26311-0, EUR 59,90.
- Ernst Robert CURTIUS, Briefe aus einem halben Jahrhundert. Eine Auswahl. Herausgegeben und kommentiert von Frank-Rutger HAUSMANN, Baden-Baden (Valentin Koerner) 2015, 691 S., 29 Abb. (Saecula Spiritalia, 49), ISBN 978-3-87320-449-2, EUR 98,00.
- Carsten DAMS, Michael STOLLE, The Gestapo. Power and Terror in the Third Reich, Oxford (Oxford University Press) 2014, XVI–234 S., ISBN 978-0-19-966921-9, GBP 18,99.
- Olivier DARD (Hg.), Références et thèmes des droites radicales au XX^e siècle (Europe/Amérique), Bern, Berlin, Bruxelles, Frankfurt a.M. et al. (Peter Lang Edition) 2015, VIII–368 S. (Convergences, 83), ISBN 978-3-0343-1580-7, EUR 88,30.
- Thomas DARNSTÄDT, Nürnberg. Menschheitsverbrechen vor Gericht 1945, München, Zürich (Piper) 2015, 416 S., ISBN 978-3-492-05684-7, EUR 24,99.
- Corine DEFRANCE, Juliette DENIS, Julia MASPERO (Hg.), Personnes déplacées et Guerre froide en Allemagne occupée/Displaced Persons and the Cold War in Occupied Germany/Displaced Persons und Kalter Krieg im besetzten Deutschland, Bern, Berlin, Bruxelles et al. (Peter Lang) 2015, 420 S., 8 Abb. (L'Allemagne dans les relations internationales/Deutschland in den internationalen Beziehungen, 7), ISBN 978-2-87574-216-2, EUR 56,70.
- Alexander DEMANDT, Der Fall Roms. Die Auflösung des römischen Reiches im Urteil der Nachwelt. Erweiterte und aktualisierte Neuauflage, München (C. H. Beck) 2015, 718 S. ISBN 978-3-406-66053-5, EUR 68,00.
- Peter DIEHL, Andreas IMHOFF, Lenelotte MÖLLER (Hg.), Wissensgesellschaft Pfalz. 90 Jahre Pfälzische Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaften, Ubstadt-Weiher (verlag regional-kultur) 2015, 536 S., 181 Abb. (Veröffentlichung der Pfälzischen Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaften, 116), ISBN 978-3-89735-903-1, EUR 39,80.
- Alexander DONGES, Die Vereinigte Stahlwerke AG im Nationalsozialismus. Konzernpolitik zwischen Marktwirtschaft und Staatswirtschaft, Paderborn, München, Wien, Zürich (Ferdinand

- nand Schöningh) 2014, 440 S. (Familie – Unternehmen – Öffentlichkeit: Thyssen im 20. Jahrhundert, 1), ISBN 978-3-506-76628-1, EUR 49,90.
- David DRAKE, Paris at War. 1939–1944, Cambridge, MA (The Belknap Press of Harvard University Press) 2015, XIII–545 S., 2 Kt., zahlr. s/w Abb., ISBN 978-0-674-50481-3, GBP 25,00.
- Roland DUMAS, Politiquement incorrect. Secrets d'État et autres confidences. Carnets 1984–2014. Édition établie sous la direction d'Alain BOUZY, Paris (Le Cherche midi) 2015, 677 S. (Documents), ISBN 978-2-7491-3608-0, EUR 19,50.
- Marten DÜRING (Hg.), Verdeckte soziale Netzwerke im Nationalsozialismus. Die Entstehung und Arbeitsweise von Berliner Hilfsnetzwerken für verfolgte Juden, Berlin, Boston (De Gruyter) 2015, X–215 S., 53 Abb., ISBN 978-3-11-037466-7, EUR 89,95.
- Lucie FILIPOVÁ, Erfüllte Hoffnung. Städtepartnerschaften als Instrument der deutsch-französischen Aussöhnung, 1950–2000. Aus dem Tschechischen von Nina LOHMANN, Göttingen (Vandenhoeck & Ruprecht) 2015, 409 S. (Veröffentlichungen des Instituts für Europäische Geschichte Mainz, 237), ISBN 978-3-525-10139-1, EUR 79,99.
- Bertrand FONCK, Amable SABLON DU CORAIL (Hg.), 1940. L'empreinte de la défaite. Témoignages et archives, Rennes (Presses universitaires de Rennes) 2014, 299 S. (Histoire), ISBN 978-2-7535-2831-4, EUR 18,00.
- Sean A. FORNER, German Intellectuals and the Challenge of Democratic Renewal. Culture and Politics after 1945, Cambridge (Cambridge University Press) 2014, XII–383 S., ISBN 978-1-107-04957-4, USD 99,00.
- Claudia FRÖHLICH, Harald SCHMID, Birgit SCHWELLING (Hg.), Jahrbuch für Politik und Geschichte 5 (2014): 25 Jahre europäische Wende, Stuttgart (Franz Steiner Verlag) 2014, 271 S., 35 s/w Abb. (Geschichte), ISBN 978-3-515-10912-3, EUR 52,00.
- Matthias GAFKE, Heydrichs »Ostmärker«. Das österreichische Führungspersonal von Sicherheitspolizei und SD, Darmstadt (Wissenschaftliche Buchgesellschaft) 2015, 332 S., 14 Abb., 2 s/w Tab. (Veröffentlichungen der Forschungsstelle Ludwigsburg, 27), ISBN 978-3-534-26465-0, EUR 59,95.
- Miriam GEBHARDT, Als die Soldaten kamen. Die Vergewaltigung deutscher Frauen am Ende des Zweiten Weltkriegs, München (DVA) 2015, 351 S., ISBN 978-3-421-04633-8, EUR 21,99.
- Auguste GERHARDS, Tribunal de guerre du III^e Reich: des centaines de Français fusillés ou déportés. Résistants et héros inconnus – 1939–1945. Édition établie sous la direction d'Anne POUGET, Paris (Le Cherche midi) 2014, 800 S., ISBN 978-2-7491-2009-6, EUR 25,00.
- Michael GOEBEL, Anti-Imperial Metropolis. Interwar Paris and the Seeds of Third World Nationalism, Cambridge (Cambridge University Press) 2015, XIV–344 S., 23 Abb. (Global and International History), ISBN 9781107073050, USD 120,00.
- Isabelle GOUARNÉ, L'introduction du marxisme en France. Philsoviétisme et sciences humaines, 1920–1939, Rennes (Presses universitaires de Rennes) 2015, 288 S. (Histoire), ISBN 978-2-7535-2761-4, EUR 18,00.
- Michel GRUNEWALD, Hans-Jürgen LÜSEBRINK, Reiner MARCOWITZ, Uwe PUSCHNER (Hg.), France-Allemagne au XX^e siècle – La production de savoir sur l'autre (vol. 4)/Deutschland und Frankreich im 20. Jahrhundert – Akademische Wissensproduktion über das andere Land (Bd. 4). Die Medien, Frankfurt a. M. (Peter Lang Edition) 2014, VIII–400 S. (Convergences, 82), ISBN 978-3-0343-1572-2, EUR 91,80.
- Hans-Christian HARTEN, Himmlers Lehrer. Die Weltanschauliche Schulung in der SS 1933–1945, Paderborn, München, Wien, Zürich (Ferdinand Schöningh) 2014, 707 S., ISBN 978-3-506-76644-1, EUR 78,00.
- Alix HEINIGER, Exil, résistance, héritage. Les militants allemands antinazis pendant la guerre et en RDA (1939–1975), Neuchâtel (Éditions Alphil-Presses universitaires suisses) 2015, 402 S. (Histoire, 3032), ISBN 978-2-88930-018-1, CHF 42,00.

- Lothar HÖBELT, »Stehen oder Fallen?« Österreichische Politik im Ersten Weltkrieg, Wien, Köln, Weimar (Böhlau) 2015, 323 S. ISBN 978-3-205-79650-3, EUR 39,00.
- Judith M. HUGHES, *The Holocaust and the Revival of Psychological History*, Cambridge (Cambridge University Press) 2015, XII–188 S., ISBN 978-1-107-69044-8, GBP 17,99.
- Stefan IHRIG, *Justifying Genocide. Germany and the Armenians from Bismarck to Hitler*, Cambridge, MA (Harvard University Press) 2016, VIII–446 S., ISBN 978-0-674-50479-0, USD 35,00.
- Konrad H. JARAUSCH, *Out of Ashes. A New History of Europe in the Twentieth Century*, Princeton (Princeton University Press) 2015, X–867 S., ISBN 978-0-691-15279-0, USD 39,50.
- Matthew JEFFERIES (Hg.), *The Ashgate Research Companion to Imperial Germany*, Farnham, Surrey (Ashgate Publishing) 2015, XIV–463 S. (Ashgate Research Companion), ISBN 978-1-4094-3551-8, GBP 90,00.
- Michael JONAS, Ulrich LAPPENKÜPER, Oliver von WROCHEM (Hg.), unter Mitarb. von Christine ECKEL, *Dynamiken der Gewalt. Krieg im Spannungsfeld von Politik, Ideologie und Gesellschaft. Festschrift für Bernd Wegner*, Paderborn, München, Wien, Zürich (Ferdinand Schöningh) 2015, 407 S., 7 Abb., ISBN 978-3-506-77939-7, EUR 49,90.
- *Journal du général Edmond Buat. 1914–1923, présenté et annoté par Frédéric GUELTON. Préface de Georges-Henri SOUTOU, de l'Institut, Paris (Perrin) 2015, 1481 S., ISBN 978-2-262-03839-7, EUR 45,00.*
- Heidrun KÄMPER, Peter HASLINGER, Thomas RAITHEL (Hg.), *Demokratiegeschichte als Zäsurgeschichte. Diskurse der frühen Weimarer Republik*, Berlin, New York (De Gruyter) 2014, 376 S. (Diskursmuster – Discourse Patterns, 5), ISBN 978-3-05-006405-5, EUR 99,95.
- Adolf KIMMEL, *Das politische System der V. französischen Republik. Ausgewählte Aufsätze*, Baden-Baden (Nomos) 2014, 305 S. ISBN 978-3-8487-1420-9, EUR 59,00.
- Beate KLARSELD, Serge KLARSELD, *Mémoires*, Paris (Flammarion) 2015, 688 S., ISBN 978-2-0812-5524-1, EUR 26,00.
- Henning KÖHLER, Helmut Kohl. Ein Leben für die Politik. Die Biografie, Köln (Quadriga Verlag) 2014, 1001 S., zahlr. Abb., ISBN 978-3-86995-076-1, EUR 32,00.
- Wolfgang KOLLER, *Historienkino im Zeitalter der Weltkriege. Die Revolutions- und Napoleonischen Kriege in der europäischen Erinnerung*, Paderborn, München, Wien, Zürich (Ferdinand Schöningh) 2013, 342 S. (Die Revolutions- und Napoleonischen Kriege in der Europäischen Erinnerung, 3), ISBN 978-3-506-77677-8, EUR 49,90.
- Dieter KONOLD, *Agrarinteressen als Verhandlungsmasse. Die Handelspolitik der Europäischen Union zwischen nationalen Präferenzen und internationalen Zwängen*, Baden-Baden (Nomos) 2015, 382 S. (Internationale Politische Ökonomie, 14), ISBN 978-3-8487-1726-2, EUR 69,00.
- Gilbert KREBS, *Les avatars du jvénilisme allemand 1896–1945*, Paris (Presses Sorbonne Nouvelle) 2015, 366 S. (Publications de l'Institut d'allemand, 43), ISBN 978-2-87854-661-3, EUR 28,50.
- Brigitte KRULIC (Hg.), *Savoirs et métiers de l'État au XIX^e siècle. France et États germaniques*, Bern, Berlin, Bruxelles et al. (Peter Lang) 2014, VI–221 S. (Travaux interdisciplinaires et plurilingues, 24), ISBN 978-3-0343-1504-3, EUR 64,20.
- Gerd KRUMEICH (Hg.), *Deutschland, Frankreich und der Krieg. Historische Studien zu Politik, Militär und Kultur*, Essen (Klartext) 2015, VI–484 S. (Klartext Wissenschaft), ISBN 978-3-8375-1040-9, EUR 24,95.
- Christian KUCHLER (Hg.), *NS-Propaganda im 21. Jahrhundert. Zwischen Verbot und öffentlicher Auseinandersetzung*, Köln, Weimar, Wien (Böhlau) 2014, 238 S., 11 Abb., ISBN 978-3-412-22372-4, EUR 29,90.
- Kerstin LANGE, *Tango in Paris und Berlin. Eine transnationale Geschichte der Metropolenkultur um 1900*, Göttingen (Vandenhoeck & Ruprecht) 2015, 214 S., 4 Abb. (Transnationale Geschichte, 5), ISBN 978-3-525-30172-2, EUR 59,99.

- Thomas LANGE, Georg Büchner in Frankreich. Vom »französischen Hamlet« zum Instrument »gelungener Collaboration«. Wahrnehmung und Wirkung 1845–1947, Marburg (Jonas Verlag) 2015, 127 S., zahlr. Abb., ISBN 978-3-89445-509-5, EUR 20,00.
- Jean-Marc LARRUE, Giusy PISANO (Hg.), Les archives de la mise en scène. Hypermédialités du théâtre, Villeneuve-d'Ascq (Presses universitaires du Septentrion) 2014, 422 S. (Arts du spectacle – Images et sons), ISBN 978-2-7574-0853-7, EUR 26,00.
- Iris LAUTERBACH, Der Central Collecting Point in München. Kunstschutz, Restitution, Neubeginn, Berlin (Deutscher Kunstverlag Berlin) 2015, 265 S., 15 farb. u. 235 s/w Abb. (Veröffentlichungen des Zentralinstituts für Kunstgeschichte in München, 34), ISBN 978-3-422-07308-1, EUR 24,90.
- Daniel LEE, Pétain's Jewish Children. French Jewish Youth and the Vichy Regime, 1940–1942, Oxford (Oxford University Press) 2014, XII–274 S., 21 Abb., 1 Tab. (Oxford Historical Monographs), ISBN 978-0-19-870715-8, GBP 65,00.
- Jörn LEONHARD (Hg.), Vergleich und Verflechtung. Deutschland und Frankreich im 20. Jahrhundert, Freiburg (Erich Schmidt Verlag) 2015, 303 S. (Studien des Frankreich-Zentrums der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg, 22), ISBN 978-3-503-13790-9, EUR 59,80.
- Wilfried LOTH (Hg.), Building Europe. A History of European Unification, Berlin, Boston (De Gruyter) 2015, VIII–485 S., ISBN 978-3-11-042777-6, EUR 79,95.
- Claude MALON, Occupation, épuration, reconstruction. Le monde de l'entreprise au Havre (1940–1950), Mont-Saint-Aignan (Presses universitaires de Rouen et du Havre) 2013, 425 S., zahlr. Abb., ISBN 978-2-87775-554-2, EUR 29,00.
- Gregory MANN, From Empires to NGOs in the West African Sahel. The Road to Non-governmentality, Cambridge (Cambridge University Press) 2015, XVI–281 S., 3 Abb. (African Studies), ISBN 978-1-107-60252-6, USD 34,99.
- Robert MENCHERINI, La Libération et les années tricolores (1944–1947), Paris (Éditions Syllepse) 2014, 443 S. (Midi rouge, ombres et lumières. Une histoire politique et sociale de Marseille et des Bouches-du-Rhône de 1930–1950, 4), ISBN 978-2-84950-432-1, EUR 25,00.
- Klaus MERTSCHING (Bearb.), Quellen zur Geschichte der deutschen Gewerkschaftsbewegung im 20. Jahrhundert. Bd. 16: Der Deutsche Gewerkschaftsbund 1969–1975, Bonn (Dietz) 2013, 1033 S., ISBN 978-3-8012-4218-3, EUR 78,00.
- Birgit METZGER, »Erst stirbt der Wald, dann du!«. Das Waldsterben als westdeutsches Politikum (1978–1986), Frankfurt a. M. (Campus Verlag) 2015, 665 S., 13 Abb., ISBN 978-3-593-50092-8, EUR 45,00.
- Ignaz MILLER, Mit vollem Risiko in den Krieg. Deutschland 1914 und 1918. Zwischen Selbstüberschätzung und Realitätsverweigerung, Zürich (Verlag Neue Zürcher Zeitung) 2014, 238 S. ISBN 978-3-03823-923-9, CHF 34,00.
- Ministère des Affaires étrangères (Paris), Commission des Archives diplomatiques – Direction des Archives (Hg.), Documents diplomatiques français. Armistices et Paix. 1918–1920. Tome I (27 septembre–17 janvier 1919), Brüssel (P. I. E. Peter Lang) 2014, LXIV–709 S. (Documents diplomatiques français – Armistices et Paix [1918–1920], 1), ISBN 978-2-87574-234-6, EUR 85,60.
- Ministère des Affaires étrangères (Paris), Commission des Archives diplomatiques – Direction des Archives (Hg.), Documents diplomatiques français. 1949. Tome I (1^{er} janvier–30 juin), Brüssel (P. I. E. Peter Lang) 2014, XL–1057 S. (Documents diplomatiques français – 1944–1954, 13), ISBN 978-2-87574-154-7, EUR 85,60.
- Ministère des Affaires étrangères (Paris), Commission des Archives diplomatiques – Direction des Archives (Hg.), 1949. Documents diplomatiques français Tome II (1^{er} juillet–31 décembre) Brüssel (P. I. E. Peter Lang) 2012, XXXI–736 S. (Documents diplomatiques français – 1944–1954, 14), ISBN 978-2-87574-207-0, EUR 85,60.
- Benjamin MÖCKEL, Erfahrungsbruch und Generationsbehauptung. Die »Kriegsjugendgeneration« in den beiden deutschen Nachkriegsgesellschaften, Göttingen (Wallstein) 2014, 445

- S., 5 Abb. (Göttinger Studien zur Generationsforschung. Veröffentlichungen des DFG-Graduiertenkollegs »Generationengeschichte«, 16), ISBN 978-3-8353-1581-5, EUR 39,90.
- Esther MÖLLER, Orte der Zivilisierungsmission. Französische Schulen im Libanon 1909–1943, Göttingen (Vandenhoeck & Ruprecht) 2014, 448 S., 1 Kt., 5 Abb., 8 Tab. (Veröffentlichungen des Instituts für Europäische Geschichte Mainz, 233), ISBN 978-3-525-10132-2, EUR 79,99.
 - Horst MÖLLER, Franz Josef Strauß. Herrscher und Rebell, München, Zürich (Piper) 2015, 828 S., 61 Abb., ISBN 978-3-492-05640-3, EUR 39,99.
 - Sven MÜLLER, Jürgen OSTERHAMMEL, Martin REMPE (Hg.), Kommunikation im Musikleben. Harmonien und Dissonanzen im 20. Jahrhundert, Göttingen (Vandenhoeck & Ruprecht) 2015, 312 S. ISBN 978-3-525-30070-1, EUR 49,99.
 - Tim B. MÜLLER, Adam TOOZE (Hg.), Normalität und Fragilität. Demokratie nach dem Ersten Weltkrieg, Hamburg (Hamburger Edition) 2015, 518 S., ISBN 978-3-86854-294-3, EUR 35,00.
 - Paul NOLTE, Hans-Ulrich Wehler, Historiker und Zeitgenosse, München (C. H. Beck) 2015, 208 S., ISBN 978-3-406-68294-0, EUR 19,95.
 - Philip NORD, France 1940. Defending the Republic, New Haven, London (Yale University Press) 2015, XVIII–189 S., ISBN 978-0-300-18987-2, GBP 18,99.
 - Sabine PAMPERIEN, Helmut Schmidt und der Scheißkrieg. Die Biografie 1918–1945, München, Zürich (Piper) 2014, 346 S., ISBN 978-3-492-05677-9, EUR 19,90.
 - Julia PAULUS, Marion RÖWEKAMP (Hg.), Eine Soldatenheimschwester an der Ostfront. Briefwechsel von Annette Schücking mit ihrer Familie (1941–1943), Paderborn, München, Wien, Zürich (Ferdinand Schöningh) 2015, 653 S., zahlr. s/w Abb. (Forschungen zur Regionalgeschichte, 76), ISBN 978-3-506-78151-2, EUR 64,00.
 - Werner PLUMPE (Hg.), Unternehmer – Fakten und Fiktionen, historisch-biografische Studien, München (De Gruyter Oldenbourg) 2014, XII–380 S. (Schriften des Historischen Kollegs. Kolloquien, 88), ISBN 978-3-486-71352-7, EUR 79,95.
 - Karl Heinrich POHL, Gustav Stresemann. Biografie eines Grenzgängers, Göttingen (Vandenhoeck & Ruprecht) 2015, 352 S., ISBN 978-3-525-30082-4, EUR 49,99.
 - Astrid VON PUFENDORF, Mut zur Utopie. Otto Klepper – Ein Mensch zwischen den Zeiten, Frankfurt a. M. (Societäts-Verlag) 2015, 3746 S. ISBN 978-3-95542-118-2, EUR 14,80.
 - Wolfram PYTA, Hitler. Der Künstler als Politiker und Feldherr. Eine Herrschaftsanalyse, München (Siedler Verlag) 2015, 846 S., ISBN 978-3-8275-0058-8, EUR 39,99.
 - Bernd REICHELT, Fußball im deutsch-französischen Grenzraum Saarland/Moselle 1900–1952. Eine transnationale Geschichte politischer Inszenierung und sportlicher Emanzipation, Stuttgart (Franz Steiner Verlag) 2014, 421 S., 7 s/w Abb. (Schriftenreihe des Deutsch-Französischen Historikerkomitees, 11), ISBN 978-3-515-10893-5, EUR 66,00.
 - Albrecht RIETHMÜLLER, Michael CUSTODIS (Hg.), Die Reichsmusikkammer. Kunst im Bann der Nazi-Diktatur, Köln, Weimar, Wien (Böhlau) 2015, 252 S., ISBN 978-3-412-22394-6, EUR 29,99.
 - Leah E. ROBINSON, Embodied Peacebuilding. Reconciliation as Practical Theology, Frankfurt a. M. (Peter Lang Edition) 2015, XII–279 S., 13 Abb. (Studies in Theology, Society and Culture, 11), ISBN 978-3-0343-1858-7, EUR 55,60.
 - Lisa SANNER, »Als wäre das Ende der Welt da«. Die Explosionskatastrophen in der BASF 1921 und 1948, Ludwigshafen am Rhein (Stadt Ludwigshafen Stadtarchiv) 2015, 486 S., 89 Abb. in Abbildungsteilen, 37 im Text (Veröffentlichungen des Stadtarchivs Ludwigshafen am Rhein, 42), ISBN 978-3-924667-47-4, EUR 25,00.
 - Anja SCHÄFERS, Mehr als Rock 'n' Roll. Der Radiosender AFN bis Mitte der sechziger Jahre, Stuttgart (Franz Steiner Verlag) 2014, 454 S., 13 Abb. (Transatlantische Historische Studien, 52), ISBN 978-3-515-10716-7, EUR 68,00.

- Karl SCHLÖGEL, *Le Berlin russe*. Traduit de l'allemand par Didier RENAULT, Paris (Éditions de la Maison des sciences de l'homme) 2014, XII–510 S. (Bibliothèque allemande), ISBN 978-2-7351-1748-2, EUR 45,00.
- Michael SCHNEIDER, *In der Kriegsgesellschaft. Arbeiter und Arbeiterbewegung 1939 bis 1945*, Bonn (Dietz) 2014, 1509 S. (Geschichte der Arbeiter und der Arbeiterbewegung in Deutschland seit dem Ende des 18. Jahrhunderts, 13), ISBN 978-3-8012-5038-6, EUR 98,00.
- Christine SCHOENMAKERS, »Die Belange der Volksgemeinschaft erfordern ...«. Rechtspraxis und Selbstverständnis von Bremer Juristen im »Dritten Reich«, Paderborn, München, Wien, Zürich (Ferdinand Schöningh) 2015, 498 S. (Nationalsozialistische ›Volksgemeinschaft‹. Studien zur Konstruktion gesellschaftlicher Wirkungsmacht und Erinnerung, 6), ISBN 978-3-506-78135-2, EUR 69,00.
- Gregor SCHÖLLGEN, *Gerhard Schröder. Die Biographie*, München (Deutsche Verlags-Anstalt) 2015, 1038 S., ISBN 978-3-421-04653-6, EUR 34,99.
- Stephan SCHOLZ, *Vertriebenenendenkmäler. Topographie einer deutschen Erinnerungslandschaft*, Paderborn, München, Wien, Zürich (Ferdinand Schöningh) 2015, 440 S., 83 Abb., ISBN 978-3-506-77264-0, EUR 49,90.
- Matthias SCHÖNING (Hg.), *Ernst Jünger. Handbuch. Leben – Werk – Wirkung*, Stuttgart, Weimar (J. B. Metzler) 2014, VIII–439 S. (Krieg in der Geschichte, 74), ISBN 978-3-476-02479-4, EUR 69,95.
- Jan Erik SCHULTE, Peter LIEB, Bernd WEGNER (Hg.), *Die Waffen-SS. Neue Forschungen*, Paderborn, München, Wien, Zürich (Ferdinand Schöningh) 2014, 446 S., ISBN 978-3-506-77383-8, EUR 39,90.
- Jean SOLCHANY, *Wilhelm Röpke, l'autre Hayek. Aux origines du néolibéralisme*, Paris (Publications de la Sorbonne) 2015, 572 S. (Internationale, 91), ISBN 978-2-85944-893-6, EUR 45,00.
- Gerald STEINACHER, *Hakenkreuz und Rotes Kreuz. Eine humanitäre Organisation zwischen Holocaust und Flüchtlingsproblematik*, Innsbruck (StudienVerlag) 2013, 211 S., ISBN 978-3-7065-4762-8, EUR 24,90.
- James STONE, Winfried BAUMGART (Hg.), *Heinrich VII. Prinz Reuß. Botschafter unter Bismarck und Caprivi: Briefwechsel 1871–1894*, Paderborn, München, Wien, Zürich (Ferdinand Schöningh) 2015, 625 S., ISBN 978-3-506-77931-1, EUR 78,00.
- Craig L. SYMONDS, *Neptune. The Allied Invasion of Europe and the D-Day Landings*, Oxford (Oxford University Press) 2014, XVIII–422 S., 25 Abb., ISBN 978-0-19-998611-8, USD 29,95.
- Philipp THER, *Die neue Ordnung auf dem alten Kontinent. Eine Geschichte des neoliberalen Europa*, Berlin (Suhrkamp) 2014, 430 S., ISBN 978-3-518-42461-2, EUR 26,95.
- Adam TOOZE, *Sintflut. Die Neuordnung der Welt 1916–1931. Aus dem Englischen von Norbert JURASCHITZ, Thomas PFEIFFER*, München (Siedler Verlag) 2015, 719 S., ISBN 978-3-88680-928-8, EUR 34,99.
- Gesa Anne TROJAN, *Das Lager im Dorf lassen. Das KZ Neuengamme in der lokalen Erinnerung*, Hamburg (Dölling und Galitz) 2014, 157 S. (Hamburger Zeitspuren, 10), ISBN 978-3-86218-063-9, EUR 10,00.
- Laura Christine ULRICH, *Wege nach Europa. Heinrich Aigner und die Anfänge des Europäischen Rechnungshofes*, St. Ottilien (EOS Verlag) 2015, 247 S. (Forschungen zur Landes- und Regionalgeschichte, 14), ISBN 978-3-8306-7731-4, EUR 28,00.
- Karina URBACH, *Go-Betweens for Hitler*, Oxford (Oxford University Press) 2015, VIII–389 S., ISBN 978-0-19-870366-2, GBP 20,00.
- Gilles VERGNON, Yves SANTAMARIA (Hg.), *Le syndrome de 1940. Un trou noir mémoriel?*, Paris (Riveneuve éditions) 2015, 301 S. (Actes académiques), ISBN 978-2-36013-302-4, EUR 24,00.

- Sebastian VOIGT, *Der jüdische Mai '68*. Pierre Goldman, Daniel Cohn-Bendit und André Glucksmann im Nachkriegsfrankreich, Göttingen (Vandenhoeck & Ruprecht) 2015, 383 S., 7 Abb. (Schriften des Simon-Dubnow-Institus, 22), ISBN 978-3-525-37036-0, EUR 69,99.
- Johan S.U. WAGNER, *Politische Beratungsinstitute, Europa und der Maghreb, 1990–2000*, Stuttgart (Franz Steiner Verlag) 2014, 320 S. (Schriftenreihe des Deutsch-Französischen Historikerkomitees, 10), ISBN 978-3-515-10647-4, EUR 54,00.
- Nikolai WEHRS, *Protest der Professoren. Der »Bund Freiheit der Wissenschaft« in den 1970er Jahren*, Göttingen (Wallstein) 2014, 539 S. (Geschichte der Gegenwart, 9), ISBN 978-3-8353-1400-9, EUR 44,00.
- Susanne WEIN, *Antisemitismus im Reichstag. Judenfeindliche Sprache in Politik und Gesellschaft der Weimarer Republik*, Frankfurt a. M. (Peter Lang Edition) 2014, 524 S. (Zivilisation & Geschichte, 30), ISBN 978-3-631-65148-3, EUR 59,95.
- Annika WIENERT, *Das Lager vorstellen. Die Architektur der nationalsozialistischen Vernichtungslager*, Berlin (Neofelis Verlag) 2015, 301 S. ISBN 978-3-95808-055-3, EUR 32,00.
- Andreas WIRSCHING, *Demokratie und Globalisierung. Europa seit 1989*, München (C. H. Beck) 2015, 248 S., 4 Kt. (C. H. Beck Geschichte Europas), ISBN 978-3-406-66699-5, EUR 14,95.
- Frank WOLFF, *Neue Welten in der Neuen Welt. Die transnationale Geschichte des Allgemeinen Jüdischen Arbeiterbundes 1897–1947*, Köln, Weimar, Wien (Böhlau) 2014, 558 S., 3 s/w Abb., zahlr. Graf. und Tab. (Industrielle Welt. Schriftenreihe des Arbeitskreises für moderne Sozialgeschichte, 86), ISBN 978-3-412-22211-6, EUR 69,90.
- Meik WOYKE (Hg.), *Willy Brandt und Helmut Schmidt. Partner und Rivalen. Der Briefwechsel (1958–1992)*, Bonn (Dietz) 2015, 1101 S. (Willy-Brandt-Dokumente, 3), ISBN 978-3-8012-0445-7, EUR 39,90.
- Limore YAGIL, *Au nom de l'art 1933–1945. Exils, solidarités et engagements*, Paris (Fayard) 2015, 590 S., ISBN 978-2-213-68089-7, EUR 28,50.
- Alexander ZIER, *Frankreichs Sicherheitspolitik. Effiziente Selbstbehauptung zu Gunsten Europas?*, Baden-Baden (Nomos) 2014, 507 S. ISBN 978-3-8487-1077-5, EUR 89,00.
- Sanne ZIETHEN, *»... im Gegensatz erst fühlt es sich nothwendig«. Deutsch-französische Feindbilder (1807–1930)*, Heidelberg (Universitätsverlag Winter) 2014, 493 S. (Germanisch-romanische Monatsschrift. Beihefte, 57), ISBN 978-3-8253-6243-0, EUR 58,00.